Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/der-neue-merkur_april-september-1915_1

Der Neue Merkur

Monatsschrift für geistiges Leben

Zweiter Jahrgang / Erster Band

April—September

1915

Reprinted by permission of Dr. Bella Schlesinger, Tel-Aviv
by
KRAUS REPRINT
a Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970

Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Der Neue Merkur
Zweiter Jahrgang. April bis September 1915

Der Neue Merkur

Monatsschrift für geistiges Leben

Herausgeber: Efraim Frisch

Zweiter Jahrgang / Erster Band

April—September

1915

München und Berlin

Verlegt bei Georg Müller

* * *

Inhaltsverzeichnis

I.

Aufsätze

Seite

Walter Benjamin: Das Leben der Studenten 727
Eduard Bernstein: Die Klassiker des Sozialismus und der Krieg . . 654
Adolf Braun: Die Gewerkschaften und der Weltkrieg 474
Ludwig Brinkmann: Spaniens Stellung im Weltkriege 672
Martin Buber: Der Geist des Orients 353
Benedetto Croce: Drei politische Aufsätze 459
Carl Hagemann: Aus den Kämpfen in den Karpathen 279
Ludo M. Hartmann: Friedensarbeit im Kriege 600
Wilhelm Hausenstein: Die Politisierung der Unpolitischen 174
Die Welt der alten Burschenschaft 397
Kurt Hiller: Aktivistische Erziehung 555
Edgar Jaffé: Unser Wirtschaftsleben im Kriege und später 13
Rudolf Kayser: Das russische Gesicht 205
Herman Kranold: Der Krieg und die auswärtige Politik der Sozialdemokratie 89
F. Lion (Mülhausen): Vom Elsaß 214
B. Lawrence Freiherr v. Mackay: Der Kampf um China 188
August Mayer: Die italienischen Intellektuellen und der Krieg . . . 107
Abrechnung mit Italien 332
A. Mendelssohn Bartholdy: Sir Edward Grey 37
Fremdwörter et caetera 737

Seite
Kuno Mittenzwey: Ein Versuch zu einem europäischen Universalismus 118
Leonard Nelson: Vom Beruf der Philosophie unserer Zeit für die Erneuerung des öffentlichen Lebens 713
Franz Oppenheimer: Die zwei Wurzeln des Rechts 340
Alfons Paquet: Christus – Antichristus 138
Bernard Shaw: Töten als Sport 302
M. Scheler: Das Nationale in der Philosophie Frankreichs 513
Hugo Schulz: Österreichische Kämpfe auf dem nördlichen Kriegsschauplatz 151
Miguel de Unamuno: Das geistige Spanien und Deutschland . . . 220
Erich Unger: Der Krieg 582
Hermann Wendel: Die albanische Frage 531
Gustav Wyneken: Schöpferische Erziehung 448

II.

Gedichte

Klabund: Li-tai-pe, Nachdichtungen 202
Gottfried Kölwel: Nach dem Regen 726
August Oehler: Aus der griechischen Anthologie 572
Hans Reisiger: An die Natur 65

III.

Dramatisches

Frank Wedekind: Bismarck, Bilder aus der deutschen Geschichte 1, 129, 257, 385 u. 641

IV.

Erzählungen — Novellen

Joachim Benn: Zwei legendäre Geschichten 296
Alfred Döblin: Die Schlacht, die Schlacht! Novelle 22
Kasimir Edschmid: Das beschämende Zimmer, Novelle 436
Bruno Frank: Die Fürstin, Erzählung . . . . 229, 358, 482 u. 602
Paris v. Gütersloh: Der sentimentale junge Mann, Novelle . . . 704
Wilhelm Lehmann: Der bedrängte Seraph, Novelle 744

Seite
Hans Reisiger: Tod und Stern, Novelle 537
Arnold Zweig: Der Mann des Friedens, Novelle 165

V.

Briefe und Reisebeschreibungen

Ludwig Brinkmann (Madrid): Auslandsbrief 265
Walther Heymann: Feldpostbriefe 67
Briefe von Scharnhorst 53
Oscar A. H. Schmitz: Russisch-tatarische Eindrücke 585
Robert Walser: Reisebeschreibung 317
Paul Zech: Sommernacht 578

Bismarck

Bilder aus der deutschen Geschichte

Von Frank Wedekind

Erstes Bild

Bismarck und Karolyi

24. November 1863

Personen

von Bismarck-Schönhausen, Ministerpräsident
Frau von Bismarck
Graf Karolyi, österreichischer Gesandter in Berlin
von Roon, Kriegsminister
Ein Livreebedienter
Ein Kanzleidiener

Szenerie: Bismarcks Arbeitszimmer. Im Hintergrunde Flügeltür, rechts Seitentür, links Tapetentür zum Schlafgemach. Die Ausstattung besteht aus Mahagonimöbeln, darunter ein Zylinderbüro, ein Schlafsofa, ein Pfeifenständer. In der Mitte ein riesiger Schreibtisch mit eichenem Armstuhl und zwei Polstersesseln. Neben dem Schreibzeug ein Behälter mit gestutzten Schwanenkielen. Über dem Schreibtisch ein gläserner Kronleuchter, von dem ein roter Klingelzug herabhängt. An den Wänden Bilder von Fürstlichkeiten, darunter die lebensgroßen Lithographien des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen und König Wilhelms. – Es ist Abend. Die Lampen brennen.

Erste Szene

Bismarck und Gemahlin. Später Graf Karolyi

Bismarck – Also keine Überanstrengung, nicht wahr, liebes Kind? – Roon hat sich eben anmelden lassen. Darf ich dich ersuchen, ihm eine Tasse Tee vorzusetzen. Wenn er hört, daß Karolyi bei mir ist, wird er dich in bester Laune unterhalten.

Gemahlin – Auf alle Fälle lese ich seine gestrige Rede noch einmal durch. Dann kann ich ihm gleich etwas Freundliches sagen, und Roon spricht

vielleicht über deine Erklärung mit mir, die du gestern im Landtag abgegeben hast. So vergeht die Zeit am besten, bis ich mich wieder nach meinen Leuten umsehen kann.

Bismarck — Aber ist nicht längst alles im Hause auf dem rechten Fleck? Wie hast du das nur in den zwei Tagen fertiggebracht, während ich mit dem König in Letzlingen jagte? Kein Hämmern mehr, kein Schleppen. Jetzt gönn' dir deine Ruhe, mein Liebling.

Gemahlin — Ruhe? Woher soll ich die nehmen? Wo man keinen Morgen weiß, droht der Krieg noch oder leben wir schon im Krieg, und wo ich dich gleich wieder so überlastet mit Arbeit sehe! Tag für Tag, seit ich hier bin, der englische Botschafter. Hat der Mann denn gar nichts Besseres zu tun, als sich um Schleswig-Holstein zu kümmern?

Bismarck — Lord Buchanan geht offenbar von der Voraussetzung aus, im Lande der Dichter und Denker könne er sich von seinem heimatlichen Time is money gründlichst erholen.

Gemahlin — Und der Landtag! Nun trägst du die Quälerei ins dritte Jahr und nennst dich schon selber den in Deutschland bestgehaßten Mann seiner Zeit. Sind meine schweren Träume da nicht entschuldbar?

Bismarck — Du scheinst den einundneunzigsten Psalm doch nicht so treu beherzigt zu haben, wie du mir schriebst. Die Bedrohungen gegen das Leben Seiner Majestät sind viel besorglicher als die gegen mich gerichteten. Aber auch das steht ja nur in Gottes Hand.

Gemahlin — Der König hätte auf der ganzen Welt keinen andern Menschen als dich gefunden, der bereit gewesen wäre, die Gefahren seiner Stellung mit ihm zu teilen.

Bismarck — Du bist nicht dankbar, Johanna. Denkst du an unsere erste Rheinfahrt nicht mehr? Verzeih die Erinnerung.

Gemahlin — Unsere Fahrt zum Kölner Dombaufest! Wie könnte ich die je vergessen! Der Prinz von Preußen würdigte mich aufs gnädigste seiner Unterhaltung, während mir alle auf dem Dampfschiff, von der Königin bis zur letzten Gesandtin, den Rücken zukehrten. Darauf bot er mir seinen Arm und führte mich zu Tisch. Das drang dir tief ins Herz und pflanzte sich in dir fest. So ist vielleicht meine Hilflosigkeit schuld, daß dein Leben in Gefahr schwebt.

Bismarck — Für sein Weib und seinen König steht ein Edelmann mit dem Leben ein. Dafür seid ihr beide auch die einzigen, über die ich mich nur mit Gott bereden kann, nicht mit Fleisch und Blut. Wer weiß, ob ich so fest

an Gott glauben müßte, wenn ihr nicht wäret. — Übrigens wurde unsere gestrige Erklärung mit größter Ruhe entgegengenommen, wiewohl die Leute wissen, daß wir den Krieg, wenn er notwendig ist, mit oder ohne ihr Gutheißen führen werden.

Gemahlin — An meinem unbedingten Vertrauen, Otto, darfst du nicht zweifeln. Noch nie habe ich mir ein Urteil angemaßt. Nur eine Besorgnis ängstigt mich, daß der Krieg, wenn er einmal ausgebrochen ist, so bald kein Ende mehr finden wird.

Bismarck — Ob durch den Kampf um die Herzogtümer auch die große deutsche Frage ihrer Entwirrung entgegengetrieben wird, das kann kein Mensch mit Bestimmtheit voraussagen. Ich fürchte mich nicht davor, ich hoffe darauf. Bereitschaft ist da. Weil du gerade von Träumen sprachst, entsinnst du dich vielleicht des Traumes, den ich dir in diesem Frühjahr eines Morgens erzählte?

Gemahlin — Gewiß erinnere ich mich. Es war inmitten der schwersten Konfliktstage, kurz nach der Adreßdebatte. Am Abend vorher sagtest du noch, daß ein menschliches Auge keinen gangbaren Ausweg mehr sehe.

Bismarck — Mir träumte — ich werde das nie vergessen — daß ich auf einem schmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felsen. Der Pfad wurde schmaler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehren und Absitzen wegen Mangels an Platz unmöglich.

Gemahlin — Da schlugst du mit deiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und riefst Gott an.

Bismarck — Die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Kulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blick auf Hügel und Waldland, wie in Böhmen. Preußische Truppen und Fahnen!

Gemahlin — Du hattest im Traum noch den Gedanken, wie du das schleunigst Seiner Majestät melden könntest.

Bismarck — Ich erwachte froh und gestärkt aus dem Traum.

Gemahlin — Das muß wahr sein, Otto. Wie viele Träume erzähltest du mir schon! Aber noch keinen, den du so lebendig im Gedächtnis bewahrt hast. Und mir geht es genau so. Ich sehe die Fahnen, ich sehe das Land. Fuhren wir nicht auf unserer Hochzeitsreise durch?

Bismarck — Und schwärmten zusammen vom schönen heiteren Österreich, in dem ich damals noch den felsenfesten Hort von Deutschlands Stolz und Macht bewunderte. — Sei nur ja recht lieb mit dem Kriegsminister. Er sprach gestern wieder gegen einen Berg von Verstocktheit, und ihm setzt es zu, sich vor diesen Menschen erniedrigen zu müssen.

Ein Diener durch die Mitteltür, meldet — Seine Exzellenz Graf Karolyi! Läßt den achtunddreißigjährigen Grafen eintreten, ab

Karolyi — Guten Abend! Küss' die Hand, gnädige Frau. — Gestern war ich zum drittenmal im Lohengrin von diesem Richard Wagner. Wirklich das Großartigste, was ich mir an Musik denken kann.

Bismarck — Wenn Deutschland seine deutsche Musik leichter verstände, dann wäre der Wagner wohl nie auf die Barrikade gestiegen.

Karolyi — Das erinnert mich an Moritz Esterhazy. Der pflegt zu sagen: Wenn wir Staatsmänner gescheiter wären, brauchten wir keine Kriege zu führen. Übrigens ist dieser Wagner persönlich ein durchaus umgänglicher Mensch. Ich lernte ihn diesen Sommer in Penzing kennen.

Frau v. Bismarck — Ich überlasse die Herren den Geschäften. Auf Wiedersehen, Herr Graf.

Karolyi — Küss' die Hand, gnädige Frau.

Frau v. Bismarck durch die Seitentür ab

Zweite Szene

Bismarck. Graf Karolyi

Bismarck — Nun, was sagen Sie zum Pariser Monarchenkongreß?!

Karolyi — Genau dasselbe, was die Königin Viktoria darüber geäußert haben soll: Ein impertinenter Streich!

Bismarck — Den Europa lediglich Eurem Frankfurter Fürstentage zu danken hat. Ihr habt in Napoleon das Bedürfnis wachgerufen, sich einmal von weißgekleideten Selbstherrschern umgeben zu sehen. Eine Zusammenkunft sämtlicher Souveräne Europas in Paris unter dem Vorsitz Louis Napoleons. Dagegen nimmt sich Euer Frankfurter Fürstentag wie ein Kinderspielzeug aus. Wie denkt Seine Majestät der Kaiser über die uns angesonnene Wallfahrt nach Paris?

Karolyi — Wir hoffen, daß sich die Großmächte Europas endlich einmal einmütig gegen den kriegslüsternen Revolutionshelden zusammentun. Übrigens wartet Graf Rechberg schon seit vierzehn Tagen nur auf eine bundesfreundliche Auskunft von Euch, die Österreich und Preußen ein gleichmäßiges Vorgehen gegenüber der anmaßenden Aufforderung ermöglicht.

Bismarck — Wäre es nicht Österreichs europäischer Stellung würdig, mit seiner Ablehnung den anderen voranzugehen?

Karolyi — Den Gefallen können wir England nicht tun.

Bismarck — Sie wissen doch so gut wie ich, daß sich die Spitze von Napoleons Monarchenkongreß ganz speziell gegen Österreich richtet. Napoleon wird auf dem Kongreß die Frage der Einigung Italiens sowohl, wie die große deutsche Frage vor seinen Gästen entrollen, beides zu Eurem Verderben.

Karolyi — So gestehe ich Ihnen denn offen: ich komme zu Ihnen, um womöglich eine vertrauliche Abrede über die Art und Weise unserer gemeinsamen Absage zu treffen.

Bismarck — Wenn solch vertrauliche Abreden uns nur auch ein für allemal vor Eurer gegen uns gerichteten deutschen Bundesreform bewahrten!

Karolyi — In Wien denkt kein Mensch mehr an Bundesreform. Wir wünschen nichts sehnlicher, als daß uns ein Zusammengehen mit Euch die Möglichkeit gibt, unsere ganze deutsche Bundesreform samt Fürstentag und Delegiertenversammlung endgültig an den Nagel zu hängen.

Bismarck — Soviel Liebe ließ sich unmöglich erwarten — nachdem uns Graf Rechberg vor vier Wochen noch von Nürnberg aus drohte, wenn wir seine Reformvorschläge nicht annehmen, werde sich Österreich mit England gegen uns verbünden.

Karolyi — Vor einem Jahr drohten Sie mir in diesen vier Wänden damit, daß ein Bündnis mit einem Gegner Österreichs für Preußen nicht ausgeschlossen wäre, wenn — wenn sich Österreich nicht aus Deutschland hinausbegeben wolle.

Bismarck — Ich erinnere mich nicht, die Wendung gebraucht zu haben.

Karolyi — Sie brauchten die Wendung, wir sollten doch unseren Schwerpunkt nach Ofen verlegen. — Als besäße Österreich nicht um ein Jahrtausend ältere Rechte in Deutschland als Preußen!

Bismarck — Ich sprach die Drohung nur für den Fall aus, daß Österreich nicht ein ehrliches Einverständnis mit Preußen zu finden sucht.

Karolyi — Dazu zeigten wir doch wohl schon die größte Bereitwilligkeit, indem wir gemeinsam mit Preußen beim Bundestag die Exekution in Schleswig-Holstein beantragten.

Bismarck — Die Bundesexekution in Schleswig-Holstein! Welchen Vorteil bringt uns diese Bundesexekution? Welchen Vorteil bringt sie Euch?

Karolyi — Preußen und Österreich bringt die Exekution hoffentlich den Vorteil, daß zwischen beiden Reichen endlich einmal wieder die gute, alte, ehrliche Metternichsche Intimität hergestellt wird.

Bismarck — Ich besuchte Metternich auf Schloß Johannisberg, als ich Bundestagsgesandter in Frankfurt wurde. Ob aber gerade diese Intimität uns

davor schützt, daß Österreich nach wie vor preußenfeindliche Politik bei den deutschen Mittelstaaten treibt? Ich wiederhole, was ich Ihnen vor einem Jahr schon sagte: Unsere Beziehungen zu Österreich müssen besser oder schlechter werden. Wir wünschen von Herzen das erstere.

Karolyi — Das wünschen wir heute nicht minder herzlich: Eine feste und treue Verbrüderung beider Mächte gegen den gemeinschaftlichen Feind.

Bismarck — Woher in aller Welt sollen wir das zu einer solchen Verbrüderung nötige Vertrauen nehmen, solange wir noch fort und fort unter Österreichs Feindseligkeiten in unseren Nachbarländern zu leiden haben? Wir suchen nicht nur ein ehrliches, wir suchen vor allen Dingen ein dauerhaftes Einvernehmen mit Österreich.

Karolyi — Dazu gibt es keinen besseren Weg, als daß sich Preußen und Österreich nach all den Jahren fruchtloser Zwistigkeit endlich zu einer großen gemeinsamen Tat zusammenfinden, zu einer Tat, durch die wir dem demokratischen Taumel bei Regierungen und Volk im ganzen Reich einfach den Boden unter den Füßen wegziehen.

Bismarck — Um die Demokratie in die ihr gebührenden Schranken zurückzuverweisen, dazu genügt mir vollkommen unsere Volksvertretung.

Karolyi — Dann also meinetwegen eine Tat, die den Idealen des deutschen Volkes ihre Erfüllung bringt.

Bismarck — Das Ideal des deutschen Volkes ist die Einsetzung des Herzogs von Augustenburg in Schleswig-Holstein und Schaffung eines einunddreißigsten deutschen Kleinstaates. Das wünschen wir doch wohl beide nicht.

Karolyi — Sicherlich nicht — wenn Sie die Stirne haben, der mächtig auflodernden deutschen Volksbewegung Trotz zu bieten.

Bismarck — Hatten Sie diesen Zweck nicht eben selbst mit ins Auge gefaßt? — Andernfalls könnten wir die Sache ruhig dem Dritten Deutschland unter Anführung Seiner Majestät des Königs von Bayern überlassen.

Karolyi — Das ist ausgeschlossen. Wir unterstützen die Bundesexekution nur unter der Bedingung, daß die Erbfolgefrage nicht in Betracht kommt und die Integrität des Königreiches Dänemark gewahrt bleibt.

Bismarck — Für uns handelt es sich nicht um eine Besitzfrage, sondern um eine Verfassungsfrage. Wir führen den Krieg, um zugunsten Schleswig-Holsteins die Erfüllung der Londoner Verträge von Dänemark zu erzwingen: Zurücknahme der Novemberverfassung, der unverblümten Einverleibung des Herzogtums Schleswig.

Karolyi – Also unbedingtes Festhalten am Londoner Protokoll!

Bismarck – Trotz Bundestag und Drittem Deutschland! Sonst hetzen wir uns Rußland, England und Frankreich auf den Hals!

Karolyi – Sollten nun aber trotz unseres Festhaltens an den Londoner Verträgen die Garantie-Mächte eingreifen, dann finden sie Preußen und Österreich heute doch hoffentlich als treue Bundesgenossen?

Bismarck – Die Frage war ich eben im Begriff, an Sie zu richten.

Karolyi – Sie sagten mir vor einem Jahr, daß Österreich, selbst wenn es von Napoleon angegriffen würde, nicht unbedingt auf Preußens Hilfe zu rechnen habe.

Bismarck – Ihr drohtet uns noch vor vier Wochen, Euch mit England gegen uns zu verbünden!

Karolyi – Graf Rechberg ließ sich jedenfalls nicht träumen, wie glänzend Sie sich derweilen mit England gestellt hatten.

Bismarck – Von „glänzend" ist mir nichts bekannt.

Karolyi – Und zwar auf unsere Kosten! Durch Ihren dänischen Vertrauensmann verlautet . . .

Bismarck – Blixen-Finecke! Alle Wetter! Der ruft seine Jütischen Bauern so tapfer gegen die November-Verfassung ins Gewehr, wie ich meine Schönhauser Anno 48!

Karolyi – Es verlautet, Sie hätten an England die schmeichelhafte Aufforderung gerichtet, Dänemark mit uns auszusöhnen, um dadurch die ganze Bundesexekution zu vereiteln. Heißt das nicht beinahe, unserem Werk in den Rücken fallen?

Bismarck halb scherzhaft – Wissen Sie, daß ich mit Ihrem jetzigen Amtschef, dem Grafen Rechberg, am Frankfurter Bundestag einmal um ein Haar ein Duell gehabt habe?

Karolyi – Sie sehen mich bereit, in jeder Weise für die Ehre meines Staates einzutreten.

Bismarck – Seien Sie mir nicht böse, Sie übersahen den Versöhnungsversuch.

Karolyi – Bitte schön? – Wenn nun aber bei unserem Vorgehen doch keinerlei Besitzfrage in Betracht kommt – verzeihen Sie – dann würde ich es angesichts des eben erst erfolgten Thronwechsels in Dänemark wirklich für eine Forderung dynastischer Höflichkeit halten, den Vollzug unserer Exekution noch etwas zu verschieben.

Bismarck – Eine Erwägung echt magyarischer Ritterlichkeit!

Karolyi — Du lieber Gott, bei dem verwickelten Durcheinander der schleswig-holsteinischen Sache müßte man dem jungen Herrscher doch wirklich erst die nötige Zeit gönnen, sich auf seinem Throne einigermaßen zurechtzufinden!

Bismarck — Leider wissen wir nicht, wie lange wir uns die Einmischung Napoleons und Genossen vom Leibe halten können. Wir bestehen auf Erfüllung der Londoner Verträge. Dänemark hat diese Verträge bereits gebrochen. Lassen Sie unseren Bundestag diesen Vertragsbruch als Casus belli ergreifen, dann haben wir statt einen dänischen einen europäischen Krieg. — Aber eine andere Erwägung: Wäre es nicht das zweckmäßigste, Österreich stellte seine Truppen in Schleswig-Holstein unter Preußens Oberbefehl?

Karolyi — Daran ist gar nicht zu denken! Bevor wir das tun, machen wir den Krieg lieber gar nicht mit! Für uns bringt die Entsendung eines kleinen Korps in so weite Entfernung ohnehin die widerwärtigsten Unbequemlichkeiten mit sich.

Bismarck mit Nachdruck — Dann will ich Ihnen etwas sagen: Geht Österreich nicht mit, dann marschiere ich allein gegen Dänemark. Dann aber kümmere ich mich auch nachher um Euren Einspruch nicht. Der Krieg schafft das Eroberungsrecht. Und hat Preußen erst einmal Schleswig-Holstein in Händen, dann könnt Ihr Österreicher sehen, wie Ihr Euch bei der deutschen Nation wieder zu Ansehen und Achtung verhelft!

Karolyi — Hm — Dann möchte ich aber doch vorschlagen, als Resultat unserer heutigen Aussprache noch einen gemeinsamen Antrag beim Bundestag schriftlich festzustellen.

Bismarck — Ganz wie Sie wünschen. Nehmen Sie Platz.

Beide setzen sich einander gegenüber an den Schreibtisch und schreiben das Folgende

Karolyi — Berlin, Auswärtiges Amt, den 24. November 1863. — Unsere Übereinkunft lautet:

Bismarck — Preußen und Österreich wirken gemeinsam beim Bundestag dahin . . .

Karolyi — Österreich und Preußen wirken gemeinsam beim Bundestag dahin . . .

Bismarck — Daß die Bundesexekution in Schleswig-Holstein, so rasch es die Bundes-Gesetze nur irgendwie verstatten, in Vollzug gesetzt werde. — Ist es Ihnen so recht?

Karolyi — Vollkommen — schreibend — Im Auftrage des Bundes rücken Hannoveraner und Sachsen . . .

Bismarck legt den Schwanenkiel nieder — Das brauchen wir wohl nicht mehr. Unsere früheren Abmachungen behalten natürlich volle Gültigkeit.

Karolyi — Und nun unsere gemeinschaftliche Ablehnung der Pariser Monarchen-Zusammenkunft!

Bismarck sich erhebend — Die hat wohl noch Zeit. Übrigens haben der Papst und der Sultan ihr Erscheinen zugesagt.

Karolyi erhebt sich, steckt sein Blatt zu sich — Die wissen warum. Napoleon lauert ja allerdings auch nur auf irgendeinen geeigneten Vorwand, um uns Venetien zu entreißen.

Bismarck — Solange Österreich und Preußen zusammenhalten, sind Österreichs Grenzen allein schon durch die Achtung gesichert, die wir dadurch der Welt einflößen.

Karolyi drückt Bismarck die Hand — Dann müssen wir aber auch ehrlich zusammenhalten!

Bismarck geleitet Karolyi zur Flügeltür; nach des Grafen Abgang zieht er den Glockenzug über dem Schreibtisch. Ein Livreebedienter tritt ein

Bismarck — Ich lasse Seine Exzellenz den Herrn Kriegsminister ersuchen, sich herbemühen zu wollen.

Der Diener geht durch die Seitentür ab, die nach einer Weile von außen geöffnet wird. Kriegsminister von Roon tritt ein

Dritte Szene

Bismarck. Roon

Roon — Seine Majestät hat auf übermorgen eine Konseilsitzung im Königlichen Palais befohlen.

Bismarck — Darauf freue ich mich. Ich werde den König an seine Vorfahren erinnern. Sein Bruder hat dem Staate Hohenzollern und das Jadegebiet gewonnen, Friedrich Wilhelm III. die Rheinprovinz, Friedrich Wilhelm II. Polen, Friedrich der Große Schlesien, Friedrich Wilhelm I. Vorpommern, der Große Kurfürst Hinterpommern, Magdeburg, Minden . . .

Roon — Man könnte auf die Vermutung verfallen, Sie hätten zu stark gefrühstückt.

Bismarck — Das soll vermuten, wer Lust hat. Der König wird sich seines dynastischen Gefühls inne werden. Moltke tat mir in der Seele leid bei seinem Auftrag, in Frankfurt gewisse Rechte des Augustenburgers als nicht ganz unbegründet bezeichnen zu müssen.

Roon – Eben traf beim König Moltkes erster Bericht von der Frankfurter Militärkommission ein. Die Besprechungen wurden vorderhand ausgesetzt, weil sich Hannover und Sachsen gleich in der ersten Sitzung in die Haare gerieten. Dafür ist Österreich zu allem gewillt. Schickt einundzwanzigtausend Mann nach seinen ersten fünftausend. Erklärt sich außerdem feierlich bereit, seine Truppen unter unseren Oberbefehl zu stellen.

Bismarck – Das ist ein Schritt vorwärts! Mit Karolyi verabredete ich eben unseren gemeinsamen Antrag beim Bundestag: Preußen und Österreich wirken gemeinsam dahin, daß die Bundesexekution so rasch wie irgend möglich in Vollzug gesetzt werde.

Roon – Und das alles für die Unverletzlichkeit des Königreiches Dänemark! Alles nur aus Angst, daß die Beute Preußen zufallen könnte! Dafür sollen zum zweitenmal in einem Jahrhundert deutsche Soldaten ihr Blut vergießen!

Bismarck – Gedulden Sie sich! Sind wir erst im Krieg, dann machen wir Österreich die völlige Losreißung der Herzogtümer von Dänemark schon verständlich.

Roon – Kommt nachher nur nicht wieder ein fauler Konferenz-Friede zustande. Darin baue ich fest auf Sie, daß Sie unser Schiff in einen sturmsicheren Hafen lenken, nicht in einen Nothafen, den wir wie bisher weder befestigen, noch verlassen können.

Bismarck – Dahin führt nur eine Auseinandersetzung mit Österreich durch Waffengewalt. Jeder Krieg, den wir vorher führen, ist im Grunde genommen Munitionsverschwendung.

Roon – Nicht für Preußens innere Erstarkung! Jetzt ist das Wichtigste die Befestigung unserer Zustände. Ein Krieg mit Dänemark stellt die monarchische Autorität wieder her. Hoffentlich gibt er Preußen endlich die Möglichkeit, wie andere Mächte Politik großen Stils zu treiben.

Bismarck – Das hoffe ich mit Ihnen. Unser jetziges Bundesverhältnis bedeutet für Preußen eine Krankheit, die wir früher oder später ferro et igni heilen müssen. Wie mir scheint, hat sich allmählich auch Moltke zu dieser Ansicht bekehrt.

Roon – Der Generalstabschef hat wohl auch am meisten Ursache dazu. Unsere Militärvorlage wird natürlich wieder einstimmig abgelehnt werden. Das fühlte ich gestern bei jedem Wort, das ich zu den Leuten sprach.

Bismarck – Ein Gutes hat der jahrelange Konflikt, daß uns die Großmächte seinetwegen für unschädlich halten. Sind wir trotzdem kampfbereit,

dann läßt sich der Anlaß zum Kriege in jedem Augenblick finden, in dem unsere Stellung zu den Großmächten unserer Kriegführung günstig ist. — Da es klopft — Herein!

Ein Kanzleidiener mit einer Mappe — Dechiffrierte Depeschen aus Paris. — ab

Roon — Sie sprachen die Absicht aus, Graf von der Goltz vor seiner Abreise nach Paris in unsere Pläne einzuweihen.

Bismarck während er die Mappe aufschließt — Das habe ich getan. Der Krieg ist ihm schon recht. Nur wünscht er ihn mit Beust und Bundestag für Augustenburg. Sie wissen ja, was Goltz seither von mir sagt: Jetzt macht der Mensch meine Politik und macht sie falsch.

Roon — Jedenfalls muß Holstein baldmöglichst in die Hände deutscher Truppen kommen. Die sechzigtausend Mann, die wir für einen Krieg mit Dänemark brauchen, sind marschfertig.

Bismarck — Goltz telegraphiert: — er liest

„Gestern Audienz beim Kaiser. Die Besetzung Holsteins durch den Bund scheint dem Kaiser unbedenklich. Der Kaiser empfiehlt, Schleswig-Holstein zu einer preußischen Provinz zu machen. Heute in Compiègne nach Tisch in vertraulichem Gespräch bei der Zigarette faßt der Kaiser eine geheime Allianz mit Preußen ins Auge."

Was will man mehr!

Roon — So wie ich unsern allergnädigsten Herrn kenne, wird er von dieser Beflissenheit seines Gesandten nicht übermäßig erbaut sein.

Bismarck — Seine Majestät hat nicht die Obliegenheiten seiner Minister zu erledigen. Will Se. Majestät Krieg führen — und dazu scheint der König entschlossen — dann ist es auf alle Fälle vorteilhaft, wenn Preußen nicht nur mit Rußland und England, sondern auch mit Frankreich in gutem Einvernehmen steht.

Roon — Sagen Sie mir heute noch eines, bevor ich wieder an meine Arbeit gehe: Würden Sie, Otto von Bismarck, ein Bündnis mit Louis Napoleon gegen Österreich schließen?

Bismarck rasch begütigend — Erregen Sie sich nicht, lieber Freund!

Roon seine Erregung meisternd — Was will denn Napoleon anders, als Deutschland die Rheinprovinz abnehmen, sobald wir von Österreich geschlagen sind. Deshalb gönnt er uns den Zankapfel Schleswig-Holstein. Deshalb bietet er uns ein Bündnis an, um uns möglichst bald in Wien damit anzuschwärzen! Sie wissen, daß Sie keinen treueren Freund auf der Welt haben als mich.

Noch gestern mittag kämpften wir im selben Hause für Königliche Machtvollkommenheit. Aber wissen Sie, daß aus Ihrem eigenen Ressort durchsickert, Sie unterhielten Beziehungen zu ungarischen Revolutionären?!

Bismarck — Um Gottes willen, beruhigen Sie sich. Mißtrauen zwischen Ihnen und mir? Ich kann mir nichts Verderblicheres denken. Meine Beziehungen zu Kiß und Seherr-Thoß kennt man in Wien. Kämpft Österreich morgen Schulter an Schulter mit uns, dann tut es das, weil es uns fürchtet. Kämpft es aber ehrlich mit, dann findet es auch uns ehrlich! Dann hat Österreich weder Beziehungen zu seinen ungarischen Feinden von uns zu befürchten, noch einen Geheimbund mit Napoleon. Trotzdem kann ich nichts Schädliches darin erblicken, wenn unsere Freunde wissen, daß Frankreich Wert auf ein Bündnis mit Preußen legt. Wie ich Ihnen aus Petersburg schrieb: Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Vendée, aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit.

Roon — Wie konnten Sie glauben, ich sei aufgeregt. Hoffentlich schläft Karolyi ebenso ruhig, wie ich heute nacht zu schlafen gedenke.

Bismarck — Sicher bin ich dessen nicht. Dem Grafen war noch gar zu lebhaft in Erinnerung, was ich ihm vor einem Jahr sagte: Österreich möge doch seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen.

Roon — Der ist imstande und bildet sich ein, wir hätten die Absicht, Österreich gänzlich aus Deutschland hinauszudrängen.

Bismarck — Gott, wenn das möglich wäre!

Roon — So weit brauchte es selbst ein besiegtes Österreich niemals kommen zu lassen.

Bismarck — Ausgenommen, wenn es ihm an Zeit zur Besinnung fehlt! — Und dann ein ewiger Bund zwischen beiden Reichen. Das ist das Höchste, was ich mir für Deutschlands Politik träumen kann.

Roon — Manchmal sind Sie wirklich Phantast. — Auf übermorgen im Kronrat. — Bismarck hat Roon zur Flügeltür geleitet. Roon ab

(Wird fortgesetzt.)

Unser Wirtschaftsleben im Kriege und später

Von Edgar Jaffé

Der Krieg hat uns auf allen Gebieten, auch des friedlichen Lebens, die größten Umwälzungen gebracht und vielleicht die allergrößten auf dem Gebiete der Wirtschaft. Wir sind zum Teil zu vollkommen neuen Formen unserer Wirtschaft gekommen; das freie Selbstbestimmungsrecht ist in weitestgehendem Maße aufgehoben und durch staatliche Regulierung ersetzt worden. So vor allem durch die Festsetzung von Höchstpreisen und durch die Beschlagnahme der wichtigsten Rohstoffe und Nahrungsmittel (Getreide!) durch das Reich.

Was uns interessiert, ist die Frage, ob all diese Neuerungen und Umgestaltungen, die der Krieg mit sich gebracht hat, die unter dem Drucke der militärischen Notwendigkeiten geschaffen worden sind, auch später beibehalten oder ob wir wieder zu den alten überlieferten Formen unseres Erwerbslebens zurückkehren werden. Die Entscheidung hierüber wird davon abhängen, ob die Notwendigkeiten, die diese neuen Formen herbeigeführt haben, auch nach dem Kriege andauern werden oder nicht. Denn wenn die Schwierigkeiten, die sich jetzt gezeigt haben, im Frieden ohne weiteres verschwinden, so werden sicher auch die wirtschaftlichen Neuerungen sich in nichts auflösen.

Wenn wir diese Frage beantworten wollen, so können wir das, glaube ich, mit einiger Sicherheit nur tun, wenn wir uns klar sind über den Charakter unserer Wirtschaft und unserer Wirtschaftsordnung vor dem Kriege. Wir können uns ein Urteil nur bilden, wenn wir erkennen, auf welchen Grundlagen unsere Wirtschaft vor dem Kriege ruhte, wenn wir sehen, welche Notwendigkeiten er mit sich brachte und welche davon auch nach seinem Abschluß weiterbestehen werden.

Das Wesen unserer modernen Wirtschaftsordnung wird uns am besten klar, wenn wir sie mit der ihr vorhergehenden vergleichen, mit der mittelalterlichen.

Die mittelalterliche Wirtschaft war charakterisiert durch ihre Gebundenheit, dadurch, daß sie den ungezügelten Erwerbstrieb, der dem Menschen stets innegewohnt hat, der kein Produkt der Neuzeit ist, sondern den wir ebensogut im alten Babylon wie in Ägypten und Rom finden, bewußt in Fesseln geschlagen hat.

Diese Bindungen gingen einmal aus von der Kirche, zweitens von der genossenschaftlichen Organisation der einzelnen Stände. Das kanonische Zinsverbot z. B. hat jahrhundertelang alles Zinsnehmen verhindert. Die genossenschaftliche Organisation der Zünfte zielte darauf ab, daß keiner größer wurde als sein Nachbar. Jeder war Genosse des anderen, jeder sollte dieselben Erwerbsmöglichkeiten haben und nicht über den anderen hinauswachsen. Diese Faktoren haben den auch im Mittelalter vorhandenen Erwerbstrieb so lange gebändigt, als sie die Macht dazu hatten.

Der Umschwung kam in der Zeit der Renaissance und der Reformation, die zugleich die Zeit der großen Entdeckungen und der Entstehung der modernen Nationalstaaten ist. Es kam zum Kampf zwischen der Zentralgewalt auf der einen und der Territorialgewalt auf der anderen Seite. Die ganze moderne historische Entwicklung beruht darauf, daß dieser Kampf in den Weststaaten und in den Zentralstaaten verschieden ausging.

In Frankreich, Spanien und England siegte die Zentralgewalt, in Italien und Deutschland siegte die lokale Gewalt über die Zentralgewalt; das Resultat war, daß die einen sich schon im 15. und 16. Jahrhundert zu kräftigen Staaten entwickeln konnten, während Deutschland und Italien erst im Laufe des 19. Jahrhunderts das Versäumte nachholen konnten.

Die Nationalstaaten mußten sich auf der Geldwirtschaft aufbauen. Die Beamten wurden in Geld statt in Land bezahlt; sie erhielten keine eigene Gewalt, sie waren abhängig vom König, vom Fürsten, vom Staate, der sie anstellte. Um dies durchführen zu können, mußten die Fürsten die alte Wirtschaft zerbrechen.

So kommt die neue Politik, die man als die merkantilistische bezeichnet. Sie geht darauf aus, eine neue Wirtschaft zu begründen, die imstande sein muß, großen Volksmassen Erwerbsmöglichkeit zu schaffen und Reichtümer ins Land zu bringen, auf denen sich ein ergiebiges Steuersystem aufbauen läßt.

So sehen wir fast drei Jahrhunderte einer Wirtschaftspolitik, die den Nationalreichtum durch alle Mittel zu heben sucht; wo auswärtiger Handel und Gewerbe vom Staat selbst beschützt werden, wo aber der Staat das Wirtschaftsleben nicht aus der Hand läßt, sondern es zu seinen Zwecken benutzt. Das dauert bis Ende des 18. Jahrhunderts. Dann kommt die große Umwälzung auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete: die französische Revolution, und mit ihr die Befreiung von der staatlichen Aufsicht.

Was bisher die Wirtschaft gefördert hatte, die Einwirkung des Staates, wird von den zu Macht und Selbständigkeit erwachsenen Kaufleuten und

Fabrikanten immer mehr als ein Hemmnis empfunden, und als die neue Staats- und Gesellschaftsphilosophie herausgefunden hatte, daß die Menschen am glücklichsten seien, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, forderte auch die neue Wirtschaftspolitik Freiheit für alle.

Auf dieser Grundlage erwuchs Ende des 18. Jahrhunderts die moderne nationalökonomische Wissenschaft zuerst in England und dann auf dem Kontinent. Es entsteht das System der freien Konkurrenz.

Aus dieser Freiheit des Wirtschaftslebens heraus, aus diesem System der freien Konkurrenz hat sich der ungeheure wirtschaftliche Aufschwung des 19. Jahrhunderts entwickelt. Dieser Aufschwung wäre ohne die Entfesselung aller wirtschaftlichen Kräfte unmöglich gewesen.

Wir brauchen uns nur Deutschland anzusehen. Auf dem Gebiete des heutigen Deutschen Reiches lebten zu Anfang des 19. Jahrhunderts ungefähr ein Drittel so viel Menschen wie heute. Und sie lebten nicht so gut wie heute. Wir haben es also im 19. Jahrhundert fertiggebracht, nicht nur die dreifache Bevölkerung auf unserem Boden zu ernähren, sondern sie sogar viel besser zu ernähren als vor hundert Jahren.

Ähnliches gilt für andere Länder, für Frankreich, England und die Vereinigten Staaten.

Das System der freien Konkurrenz hat den Siegeszug der modernen Technik ermöglicht; es hat uns hinausgeführt aus einer engen, veralteten, den modernen Ansprüchen nicht mehr genügenden Ordnung in die weltumfassende Weite des 19. Jahrhunderts. Es hat die alte Welt zerbrochen, zunächst ohne eine neue aufzubauen, aber dadurch den Boden bereitet, auf dem das Neue sich entwickeln konnte.

Was war nun die eigentlich treibende Kraft in diesem System, wie war es möglich, so ungeheure Leistungen zu vollbringen, ohne daß von oben her durch eine staatliche Organisation diese Aufgabe übernommen wurde, und einfach dadurch, daß man die Wirtschaft sich selbst überließ?

Die Antwort lautet: Es ist die Möglichkeit, einen Unternehmergewinn zu machen, der dieses System zu seiner Vollkommenheit gebracht hat. Die Tatsache, daß bei ständiger wirtschaftlicher Entwicklung für jeden tüchtigen Menschen die Möglichkeit gegeben war, nicht nur die Kosten seines Unternehmens herauszuwirtschaften, sondern darüber hinaus einen Gewinn zu machen.

Wir erinnern uns nicht oft genug daran, daß es eigentlich ein Wagnis war, die Aufgabe der Volksernährung nicht von oben her zu regeln, sondern sie dem Zufall des Erwerbslebens zu überlassen. Es war nur dadurch möglich, daß ein

starker Antrieb für jeden tüchtigen Menschen vorhanden war, sich dieser schwierigen Aufgabe zu unterziehen, die materiellen Unterlagen, von denen die Gesamtheit lebt, zu beschaffen. Dieser Antrieb lag eben in der Tatsache, daß ein Unternehmergewinn möglich war, daß derjenige, der am billigsten und bequemsten die Güter herbeibrachte, die Möglichkeit hatte, den größten Gewinn zu erzielen, seine Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Seinen ungeheuren Ansporn, seinen unermüdlichen Trieb nach vorwärts erhielt das ganze System aber erst durch die Tatsache, daß kein Unternehmer auf seinen Lorbeeren ausruhen durfte, ohne sofort in Gefahr zu kommen, von den nachdrängenden Konkurrenten aus dem Felde geschlagen und verdrängt zu werden. Nur der ist seines Gewinnes sicher, der ihn sich immer wieder durch billiges Angebot, durch neue Ware, durch Fortschritte der Technik, durch geschickte Reklame, durch Aufspürung neuer Bedürfnisse sichert.

Dieses System ist aber nur aufrechtzuerhalten, solange auch wirklich Platz für immer neue Waren und neue Bedürfnisse vorhanden ist, solange immer neue Absatzmärkte und Käuferschichten gefunden werden können.

Denn zuletzt stößt auch der tatkräftigste Unternehmer auf die Grenzen der Ausdehnungsfähigkeit für seinen Absatz. Die Welt wird zu klein für die wachsende Konkurrenz, und dann kommt der Augenblick, in dem die einzelnen Konkurrenten sich selbst das Wasser abgraben, der Wettbewerb — weil er keine Ausdehnungsmöglichkeit mehr findet — zum Vernichtungskampf wird.

Wir haben das in Deutschland in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts im Kohlenbergbau gesehen. Der Kohlenbergbau ist überhaupt erst in den sechziger Jahren in die kapitalistische Wirtschaftsordnung hineingezogen worden durch ein Gesetz, das den Bergbau freigab. In der ungünstigen Wirtschaftslage nach dem großen Zusammenbruch im Jahre 1873 wurde die Konkurrenz so stark, daß kein Werk mehr auf seine Kosten kam. Da kamen die Besitzer auf die einzig vernünftige Idee. Die freie Konkurrenz war ihnen recht, solange sie mit ihrer Hilfe verdienen konnten. Wenn aber dabei nicht nur der Einzelne, sondern die Gesamtheit Geld verlor, suchte man nach einer neuen Möglichkeit. Sie sagten sich: wir können zu einer Gesundung nur kommen, wenn wir das Heranwachsen neuer Mitbewerber verhindern; wenn wir uns zusammentun und die weitere Konkurrenz ausschließen. So kam die erste Kartellbewegung zustande; aus ihr erwuchs unser Kohlensyndikat. Es ist dann auf sehr vielen anderen Gebieten ganz ähnlich gegangen. Wenn die freie Konkurrenz ihren Weg vollendet hat, wird sie durch Kräfte, die in ihr selbst liegen, herübergeleitet in den Zustand der Monopolisierung. Wir sind in

dieser Entwicklung noch nicht am Ende. Die Amerikaner sagen jetzt schon, daß man in Amerika ohne Trust weder geboren noch begraben werden kann.

Wirtschaftlich gesprochen können wir annehmen, daß diese Entwicklung weitergehen und wir an Stelle des Systems der freien Konkurrenz ein System der Monopolisierung ausbauen würden.

Wenn sich jedoch Theorie und Praxis hier nicht decken und Widerstände sich zeigen, so hat dies seinen Grund nicht in wirtschaftlichen Dingen, sondern in politischen: daß wir in Deutschland uns diese Entwicklung zum Monopol über eine bestimmte Grenze hinaus nicht gefallen lassen wollen.

Denn wenn die ganze Wirtschaft monopolisiert ist, so wird die Macht der Monopolinhaber im Staate zu groß. In Amerika versuchen immer wieder neue Präsidenten, immer wieder neue Parteien die Truste über den Haufen zu rennen, aber vergebens.

Anders steht es bei uns. Wir haben nicht einen parlamentarisch-demokratischen Staat, sondern einen monarchisch-aristokratischen, der es sich nicht gefallen läßt, daß das Wirtschaftsleben seiner Herr wird. Er kann das tun, weil er in seinem Beamtenapparat die Möglichkeit hat, im Notfalle diese monopolisierten Gewerbe in eigene Verwaltung zu nehmen. So bei den Eisenbahnen, die früher alle Privatunternehmungen waren; so bei den Elektrizitätswerken, den Wasser- und Gaswerken, die jetzt in die Verwaltung der Gemeinden übergegangen sind; so bei den früher freien Notenbanken, deren Funktionen von der Reichsbank übernommen wurden. Auch das übrige freie Bankwesen muß sich heute in weitem Maße die Aufsicht des Staates gefallen lassen.

Wir befanden uns also in dieser Hinsicht in Deutschland in einem Uebergangsstadium, das so ungefähr auf der Mitte seiner Bahn angekommen war, als der Krieg ausbrach. Nicht etwa so, daß die allmähliche Verstaatlichung bestimmter Betriebe schon zu einer politischen Maxime geworden wäre, aber tatsächlich doch so, daß einer nach dem anderen der großen Erwerbszweige in den öffentlichen Betrieb hinüberwuchsen. Die konservativste Versammlung, die wir in Deutschland haben, das preußische Herrenhaus, hat schon Ende der neunziger Jahre eine Resolution angenommen auf Verstaatlichung aller Kohlenbergwerke. Es war das alles nicht der bewußt verfolgte Wille der Regierung, aber die Tatsachen sind in dieser Beziehung stärker gewesen. Wir sehen bei jeder Gelegenheit immer wieder das gleiche Prinzip sich durchsetzen, so noch kurz vor dem Kriege bei der Frage des Branntwein- und des Leuchtölmonopols.

Wir haben aus derartigen Notwendigkeiten heraus auch schon eine Reihe von Wirtschaftsformen ausgebildet, die in weitgehendem Maße die Vorteile

des kaufmännischen Betriebs mit denen der öffentlichen Verwaltung vereinigen. Wo der reine Beamtenapparat mit zu viel Reibung arbeitet, hat man deshalb Einrichtungen getroffen, die kaufmännisch geleitet werden, in deren Generalversammlungen aber die öffentlichen Körperschaften eine gewichtige Stimme haben.

In diese Situation ist nun der Krieg hineingebrochen und hat unser ganzes Wirtschaftsleben mit einem großen Ruck in neue Bahnen geleitet: ein Land von fast siebzig Millionen Menschen ist in eine belagerte Festung umgewandelt worden.

Das ist natürlich ein Ausnahmezustand, der über den Krieg hinaus nicht dauern kann, ein Zustand, der eine Fülle von Notwendigkeiten mit sich bringt, die später ohne weiteres wieder verschwinden werden. Wenn dieser Krieg sich anders entwickelt hätte, wenn wir unsere ersten großen Waffenerfolge hätten ohne Hemmung fortsetzen können mit dem Resultat eines vernichtenden Sieges nach einer Front wenigstens, so hätten wir heute vielleicht einen Frieden, in dem unser Wirtschaftssystem wieder auf dem Stande angelangt wäre, wie er vor Ausbruch des Krieges war.

Das Schicksal hat es anders gewollt. Wir werden diesen Krieg sicher zu einem siegreichen Ende führen, aber unter einem so ungeheuren Aufwand an Menschen und Gut, daß unsere Wirtschaft sich auch nachher auf einen Jahrzehnte währenden Zustand äußerster Anspannung aller unserer Kräfte einrichten muß.

Und weil wir weiter zu kämpfen haben werden mit den Waffen des Friedens und weil wir auch im Frieden die Möglichkeit späterer Kriege nicht aus dem Auge lassen dürfen, werden wir unter einer ungeheuren Anspannung zu leben haben.

Vielleicht sollte das deutsche Volk dankbar dafür sein. Denn wir haben gesehen, wohin es Völker führt — ich erinnere nur an Rom und an das Frankreich des 18. Jahrhunderts —, wenn es ihnen wirtschaftlich zu gut geht, wenn die Aufgaben, die sie zu erfüllen haben, geringer werden und die große Spannung abnimmt.

Nun ist dafür gesorgt, daß bei uns die Dinge sich zunächst nicht so entwickeln. Wenn wir durchhalten, so können wir nur durchhalten im weiteren Kampf, in weiterer Ausgestaltung aller unserer Mittel. Es war Kampf im 19. Jahrhundert, es wird auch Kampf im 20. Jahrhundert werden.

Diesen Kampf aber führen wir auf der Grundlage von geographischen und politischen Bedingungen, die nicht sehr vorteilhaft für uns sind. Wir haben

nicht die Gunst der Lage wie England und Frankreich, nicht die unbegrenzten Möglichkeiten der Vereinigten Staaten, die innerhalb ihres riesigen Kontinents alle Zonen vereinigen, die alle Rohmaterialien, die sie brauchen, im eigenen Lande gewinnen können. Wir bleiben in jeder Beziehung das Land der Mitte, das Land der Kämpfe und daher auch der größten Anstrengung. Wenn wir also auch eine große Zahl der Veranstaltungen, die wir jetzt getroffen haben, wieder fallen lassen werden, so werden wir doch eine Anzahl der wichtigsten aufrechterhalten müssen.

Dies ist der erste Grund, der dazu führen muß, daß der staatssozialistische Charakter, den unsere Wirtschaft im Kriege erhalten hat, auch im Frieden beibehalten wird. Denn nur der staatliche Zwang ist stark genug, uns die Durchführung einer Reihe von Maßregeln zu gewährleisten, die wir zur dauernden Sicherung unseres Wirtschaftslebens benötigen. Ich denke da vor allem an die ständige Bereithaltung großer Vorräte all derjenigen Nahrungsmittel und Rohstoffe, die wir nicht im eigenen Lande produzieren, damit wir nicht wieder in eine gleich schwierige Lage geraten können wie heute. Wir werden also dazu kommen, von den wichtigsten Waren dieser Art: Weizen, Futtermittel, Kupfer, Baumwolle u. a. m. mindestens so viel aufzustapeln, wie dem Konsum eines Jahres entspricht. Dazu ist der private, auf Gewinn angewiesene Handel aber nicht in der Lage, und so wird auch hier die Regierung eingreifen müssen, sei es, daß sie die Lagerhaltung selbst übernimmt oder, was wahrscheinlicher ist — daß sie diese Aufgabe gemeinnützigen Gesellschaften überträgt, die unter ihrer Kontrolle stehen, etwa in der Art wie die vom preußischen Staate gegründete Kriegsgetreidegesellschaft und die zahlreich ins Leben gerufenen Kriegsrohstoffgesellschaften, die sich gut bewährt haben. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß im Anschluß hieran das im Kriege geschaffene Getreidemonopol auch in Zukunft bestehen bleibt. Damit würde lediglich verwirklicht, was die Konservativen seit langer Zeit gefordert haben (Antrag Kanitz). Wie sehr die Regierung selbst sich schon mit dem Gedanken öffentlicher Monopole für alle Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes vertraut gemacht hat, geht am besten aus der Tatsache hervor, daß, nachdem dem Ausfall an Salpeter und anderen stickstoffhaltigen Materialien abgeholfen worden ist, durch die Ermöglichung einer ausreichenden Stickstoffgewinnung aus der Luft, das Reich ein Handelsmonopol für Stickstoffabrikate einführt. Das ist nur das erste Beispiel für ein Vorgehen, das wir in Zukunft als allgemeines Prinzip wiederfinden werden: wo es sich um Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes handelt, können wir die Sicherheit der Versorgung nicht mehr den Zu-

fällen des privaten Gewinnsuchers überlassen, sondern legen die Versorgung in die Hand der Allgemeinheit, um auf alle Fälle gerüstet zu sein. Das heißt aber, daß aus Erwägungen unserer militärischen und völkischen Sicherung eine ganze Reihe wichtiger Erwerbszweige in Zukunft der öffentlichen Regelung und Kontrolle unterstellt und damit der Privatinitiative ganz oder teilweise entzogen werden.

Aber noch eine zweite Notwendigkeit muß dazu führen, den öffentlichen Betrieb auf weitere große und wichtige Gebiete des Erwerbslebens auszudehnen, die ihm bisher entzogen waren: der Druck der finanziellen Bedürfnisse des Reiches. Schon vor dem Kriege war es stets eine schwierige Aufgabe, den Reichsetat zu balancieren; in Zukunft aber werden wir mit derart erhöhten Ausgaben zu rechnen haben, vor allem für die Verzinsung und Tilgung der Reichsschuld, daß ganz neue und ergiebige Einnahmen geschaffen werden müssen. Hat die Reichsschuld vor dem Kriege bereits rund fünf Milliarden Mark betragen, so wird sie nach dem Kriege sich zunächst wohl auf das Fünffache beziffern, da bereits zehn Milliarden Mark neue Anleihen aufgenommen worden sind, Reichsschatzsekretär Dr. Helfferich aber bereits weitere zehn Milliarden gefordert hat, um den Krieg bis zum Herbst 1915 durchführen zu können. Von dieser Riesensumme werden die Kriegsentschädigungen hoffentlich einen großen Teil wieder hereinbringen. Aber selbst im günstigsten Falle müssen wir mit sehr stark erhöhten Ausgaben auf dem Gebiet der Reichsschuldenverzinsung und -tilgung rechnen. Dazu treten dann noch eine ganze Reihe anderer ähnlicher ins Große wachsender Staatsnotwendigkeiten.

Da wir die direkten Steuern schon stark in Anspruch genommen haben und für die wachsenden Erfordernisse der Einzelstaaten in Zukunft noch stärker anspannen müssen, so können wir Steigerungen der Reichseinnahmen nur durch Erhöhung der indirekten Steuern erzielen, und auch hier bietet sich nur eine Möglichkeit, ganz große Einnahmen zu schaffen: die Einführung von Staatsmonopolen von Branntwein, Zigarren und Zigaretten, Zündhölzern u. a. m., wozu etwa noch ein Elektrizitätsmonopol treten würde.

Das bedeutet aber wiederum das Ausscheiden großer, bisher der Privatinitiative überlassener Gebiete zugunsten des regulierten öffentlichen Betriebes.

*

Es sind das zwei große Reihen von neu entstehenden Notwendigkeiten, die der Ausdehnung der gemeinwirtschaftlichen Betriebe nach dem Kriege einen sehr starken Anstoß geben werden: die Sicherung unserer militärisch-völkischen und unserer finanziellen Leistungsfähigkeit.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß wir zu einer vollkommenen Sozialisierung aller Produktionsmöglichkeiten kommen werden. Es handelt sich ja auch nicht darum, ob wir hier das System der freien Konkurrenz oder des Privatmonopols vollkommen ersetzen durch staats- oder gemeindewirtschaftliche Betriebe, sondern darum, daß die schon vorhandene Tendenz des Übergangs des Privatbetriebs in öffentliche Verwaltung durch den Krieg eine sehr bedeutende Stärkung erfahren hat. Die Entwicklung wird diesen Weg weitergehen. Daß daneben die Privatunternehmungen in den meisten Zweigen nicht nur bestehen bleiben werden, sondern aus volkswirtschaftlichen Gründen bestehen bleiben müssen, ist selbstverständlich. Aber auch für dieses große, dauernd der Privatinitiative verbleibende Gebiet werden wir eine Änderung wenigstens in der geistigen Richtung und Energie erstreben müssen.

Wir sind uns ja alle darüber klar, daß das Resultat dieses Weltkrieges für uns nicht einfach in der Sicherung unserer bisherigen Stellung bestehen darf, sondern daß seine ungeheuren Opfer uns zugleich den Weg bahnen sollen zu einer größeren Zukunft. Die Basis, die wir bisher besaßen, war gerade genügend zur Wahrung unserer Selbständigkeit inmitten des alten Europas, sie genügt aber nicht, um darüber hinaus uns eine Zukunft zu sichern als eines der großen Weltvölker, eine Stellung, die wir beanspruchen können auf Grund unserer Kraft und unserer materiellen wie geistigen Leistungsfähigkeit; die wir beanspruchen müssen, um diese Kräfte nicht der Gefahr der Verkümmerung auszusetzen.

Wir wollen endlich heraus aus den geistigen und kulturellen Grenzen, die für unsere Fähigkeiten zu eng geworden sind. Das können wir aber nur, wenn wir Weltpolitik treiben.

Ob England auf die Dauer seine Weltmacht aufrechterhalten wird, ist eine Frage, die wir heute schon eher verneinend als bejahend beantworten dürfen, und das Problem ist dann, ob Deutschland als Dritter neben Rußland und Amerika in die Reihe der großen Weltmächte tritt. Wir können den ungeheuren materiellen Gegendruck dieser Mächte nur aufwiegen, wenn wir unsere geistigen Fähigkeiten in die Wagschale werfen. Nur auf diesem Wege haben wir auf einer so schmalen Machtbasis eine Wehrkraft schaffen können, die sich den Angriffen einer Welt überlegen gezeigt hat. So müssen wir auch unsere Wirtschaft auf den gleichen Grundlagen aufbauen, die unserem Heer und unserer Flotte ihre überragende Leistungsfähigkeit verliehen haben: eine glänzend durchgearbeitete Organisation verbunden mit der besten technischen Ausrüstung.

Heer und Flotte aber wären nicht das, was sie sind, wenn sie nur Organisation und technische Vollkommenheit besäßen. Was sie erst lebendig macht, ist der Geist, der in der allgemeinen Wehrpflicht seinen Ausdruck findet.

Und was sich im Kriege bewährt, das wird auch im wirtschaftlichen Kampf den Ausschlag geben: restlose Zusammenfassung aller Kräfte durch Unterordnung aller unter das gemeinsame Ziel.

Die Schlacht, die Schlacht!

Novelle von Alfred Döblin

Armand Mercier geht seinen Freund Louis suchen.

Weiche schmelzende Schultern, Louis Poinsignon, in blaue Kittel gehüllter dünner Rumpf, schiebende Beine in hohen schwarzen Stiefeln, Louis, den blauen Schal um den Hals.

Daß er tot ist, wer glaubt das? Seine Mutter in Vareau heult, steckt sich die Daumen in die Ohren, kaut Teeblätter. Seine Mutter heult! Hähä, wollen sehen. Noch hat man einen Kopf und spuckt auf einen Wisch von Depesche.

Armand prustet neun Tage um sich, hat eine blasse Nase, merkt nicht, daß Frost da ist; sein Schacht verdreckt, Wasser rennt armdick über den Boden, Pumpen ziehen nicht.

Louis Poinsignon mit dem strohblonden glatten Haar steht nicht im Maschinenhaus, kommt nicht zum Tricktrackspiel. Gegen die Preußen gekrabbelt mit den andern; und ich auf eine Grube aufpassen. Die Ameise, das Ameischen, Louis Poinsignon, das fleißige saubere Ameischen, das sie zertreten haben, und ich auf die Grube aufpassen. Das alte Weib heult: was geht's mich an! Die Frau hat keinen Begriff. Entweder ist er tot und dann, — Armand kaut an seiner Zunge und ist besinnungslos, — oder eben: er ist nicht tot. Oder er ist eben nicht tot. Er ist eben nicht tot. Ist nicht tot. Louis ist nicht tot.

Am zehnten Tage sagt er sich: man ist kein Sklave; wenn Louis Poinsignon im Hügelland von Roye gefallen ist, dann ist es um was geschehen. Pfeifen, Trompeten, Trommeln, dann sollen sie mal trommeln, bumberum bumm bumm, titiliti. Mütze in die Ecke, Rock in die Ecke, ein Bad genommen. Nach Hause. Sieben Uhr abends. Armands Augen lesen die Schilder des Städtchens ab: Féréol Gide, Drogerie; Witwe Walter, Kostüme; Camille Ticeuze, Pfandleihe. Nun ade, du mein lieb Heimatland.

Elf Uhr; noch einmal in der Kammer rasiert. „Adieu, liebe Frau, ich geh' ins Wirtshaus, Muscheln essen."

„Pfft, Amélie schläft."

„Nacht, lütte Amélie."

Bergmannskappe über die Ohren, Finsternis in den gewundenen Straßen, Novembersturm. Verkrochen in den steifen schwarzen Ledermantel, Blendlaterne ins dritte Knopfloch gehakt. An den roten Wirtshausfenstern geduckt vorbei. Witwe Walter, Kostüme; Féréol Gide, Drogerie; Metzgerei vom dicken Camille.

Nasser Gischt in der Luft, freie Acker. Preußen, Bayern, wenn ihr Louis habt, gebt ihr ihn her. Weißer zappelnder Laternenkreis immer zwei Schritt vor den Stiefelspitzen. Marschieren. Der Lehm saugt an den Stiefeln. Marschieren.

Zunächst Dizennes; geschlossene Fensterläden. Dann der Besitz von Herrn Uzaire; durch den gesperrten Wildpark; alles tot; die Vögel runtergeholt; kein Wächter; ah, Kaninchen. Chaussee nach Craor. Ein Leiterwagen. „Nehmt ihr mich mit nach Roye?" „Wenn du blechst, bis Craor." „Und nach Roye?" „Geht nicht weiter."

Auf Mehlsäcken bis in den Vormittag hinein, schnarchend, kauernd, hochfahrend. Einmal kollert er rückwärts, faßt einen Sackträger beim bloßen Hals, rollt ihn seitlich über die Bretter; der wollte ihm was wegnehmen, ihn berauben. Mißverständnis im Halbschlaf, aber das Glas der Blendlaterne vorn ist kaput, das Blech vom Gehäuse verbogen, das Mantelleder qualmt, stinkt.

Kalte graue Helligkeit. Nackte Felder, endlose Felder. Es bullert. Es stößt gegen den Horizont. Deutlicher, abgegrenzt, ein langgezogenes „Dumm"; immer Orgelgrundbaß nachschwingend.

Gefahrenzone.

Radfahrersoldaten rechts nach vorn vorbei, links nach vorn vorbei; Konservenbüchsen in den Tornistern klappern. Patrouillen latschen zu zwei, zu fünf, Knarre auf dem Buckel, kalte Tabakspfeifen zwischen den Zähnen; blinzeln gegen den Himmel; die Stiefel unten zerquarken den Lehm; linker Stiefel: „Wo liegt Frankreich?" rechter Stiefel: „Wo liegt Frankreich?" linker Stiefel: „Wo liegt Frankreich?" rechter Stiefel: „Alles Wurscht", linker Stiefel: „Alles Wurscht", rechter Stiefel. Pässe, Pässe. Man kommt nicht durch. Runter vom Wagen. Dicke Menschenhaufen aus dem Dorf. Alle rückwärts nach Bagolles, nach Petit-Bagolles, nach Bordigaux. Bettsäcke, Kinderwagen, Handkarren, Vogelbauer. Armands Heimat wird morgen Großstadt, der Heurige, die Schnecken werden nicht reichen. Alle rückwärts.

Dahinten brennt's doch nicht! Dahinten brennt's. Die Preußen schießen.

„Wo geht's nach Crataires?"

„Verrückt. Nicht durchzukommen. Die Preußen schießen."

„Wo geht's nach Crataires?"

„Was willst du in Crataires? Die Großmutter abholen? Die wärmt sich die Beine da. Guck hin."

„Herr Wachtmeister, ich heiße Armand Mercier, ich muß durch. Ich habe Verwandte in Crataires, eine Frau, meine Schwester, mit zwei Kindern, zwei kleinen Kindern; das eine acht Monat. Der Mann steht in Toulon. Man kann die Frau nicht umkommen lassen."

„Wie lange wollen Sie noch reden."

„Die Frau ist hilflos. Ich bin aus diesem Kreis, Mercier heiße ich, man muß mich durchlassen. Ich kann es nicht auf mich nehmen."

„Wie lange wollen Sie noch reden. Etappenwache drüben links, holen Sie einen Paß."

„Es eilt, sehen Sie ja, Herr Wachtmeister, um Marias willen. Bester Herr. Der Mann steht bei der Hafenkommandantur, Vizefeldwebel, ein sehr zuverlässiger Mann, Sie können sich denken. Ich werde es Ihnen nicht vergessen. Ich wohne in der Straße, wenn Sie über Dizennes kommen, gleich links die zweite Querstraße."

„Hollah, hol-lah! Die Herrschaften da! Wo wollen die Herrschaften hin? Sie in dem Auto! Haben Sie Paß? Paß! Kommen Sie runter, wenn Sie nicht verstehen. — Drüben links, Etappenwache. Ich sage doch ‚links'. — Wie lange wollen Sie noch reden."

Soldaten kommen durch. Eine Uniform stehlen. Wo liegen Verwundete? Wo ein Schlachtfeld? Armand Mercier stellt sich in eine Nische neben den Paßkontrolleur, studiert Menschen. Braucht Größe 1,80. Sachte trabt ein Korbwägelchen an, herum rutscht es um den Zaun, auch zurück nach Dizennes.

Zwei Soldaten drauf, stämmige Burschen, einer mit rotem Bändchen, aber Kopf verbunden. „Dumm! Dumm!" Bullert gewaltig, man geht, fährt, läuft schneller.

„Guten Morgen, Kamerad." Sie schreien „runter", der mit dem Kopfverband will mit den Hacken gegen Merciers anklammernde Finger; schon kniet Mercier auf der scharfen Bodenkante des Wägelchens, Seitenlatte angepackt, das Pferd rast vorwärts, lang fegt der schwarze Ledermantel durch den Straßenmist. Mercier keucht: „Nach Roye; ihr nehmt mich doch mit. Ich

zahle." Mercier ist verbissen; er brabbelt den beiden stier ins Gesicht, während er sich hochhangelt: „Meine Schwester hat zwei Kinder, der Mann steht in Belfort, Vizefeldwebel, ein zuverlässiger Mann."

„Wir fahren ja nach Dizennes, rückwärts fahren wir."

„Ich meine Dizennes. Er hat mir ans Herz gelegt, für seine Kinder zu sorgen."

Vorn flüstern die beiden. Armand hockt hinter ihrem Rücken unter dem runden Dach, schielt über ihre Schultern, prüft ihre Uniformen. Sie flüstern schärfer. Als sie kurz vor Dizennes langsamer fahren, übernimmt der gesunde schlankere die Zügel, der mit dem Bändchen stemmt sich plötzlich mit seinem ganzen Katzenbuckel gegen den hochgestülpten Pferdetrog, ruckt nach hinten herumschnellend die Beine gegen Armands Beine, wie ein Hampelmann. Rutscht dabei vom Trog ab, gibt sich heftige Stöße gegen Kopf und linke Schulter an zwei Kistchen mit Liebesgaben, weil Armand inzwischen seine Füße über den Knöcheln zu fassen gekriegt hat und er nicht loskommt. Der Schlanke haut das Pferd. Als sie sitzen und Armand sich die Hände an den Kistendeckeln abgewischt hat, verlangt er von dem Schlanken, der kutschiert, Uniform und Urlaubspaß, für fünfzig Frank in Gold, leihweise. Gelächter. Der mit der Kopfwunde will kutschieren; hat vor, aus Wut, sie alle drei in Dreck zu setzen. Vorher gelingt es Armand, nachdem er lange mit der Zunge geschnalzt und ein verliebtes Schmunzeln hinter mehreren spazierenden Mädchen aufgesteckt hat, den Schlanken, der raufluſtig ist, hinter sich herzulocken auf die Chaussee, einer kleinen Bäuerin nach, die auf dem Kopf mit dem Strohkranz einen hohen verdeckten Korb balanciert. Statt das Mädchen im Birkengehölz hinzulegen, wird der Soldat dicht hinter der Fliehenden, die den Korb schon in der linken Hand schwingt und den Mund atemlos zum Schreien aufreißt, am Sandplatz vor dem Gehölz durch einen versehentlichen Ellbogenstoß über eine Wurzel gerempelt. Armand stolpert über den Gestürzten, der sich abwechselnd Kinn und Knie reibt, kriegt den schon Hochkletternden am Hals über der Binde und fängt mit dem Schnappenden ein Handelsgeschäft an. „Also fünfzig Frank, siebzig Frank und das Mädel für dich allein. Aber fix, in zehn Minuten ist sie außer Sicht. Wir bleiben gute Brüder. Hand weg. Es geht nicht anders."

Der schluckt und juchzt wie ein Fisch, den man bei den Kiemen hat und nach hinten mit der Schwanzflosse schlägt. „Spion, ich schreie."

„Schrei. Kriegst den Daumen drauf. Schreist? Also du ziehst meine Sachen an, gehst in die Ferme und holst das Mädel. Kein Mensch fragt nach dir."

„Ich schrei doch."

„Kriegst den Daumen."

Der Soldat zieht sich, während er in dem Sandloch sitzt, atmet und wieder rosa wird, die Stiefeln aus, fragt unsicher, ob der andere irgendeinen Ausweis hat. Der taucht aus seinem Mantel, hat im Nu die Stiefel erwischt. „Drei Tage kriegst du meine Steigerkarte, für den Weg, für die Gendarme und so. Bis man raus hat, wo du steckst, bist du wieder da."

„Meine Kluft."

„Wirst du wiederhaben."

„Alles?"

„Zehn Frank nachher."

Beide frieren im Hemd, zusammengekrümmt im Sandloch, belauern sich, kratzen sich die Waden. Der Schlanke, während er sich Armands Hosen anzieht, findet in der Hintertasche etwas Hartes, ein Messer, verlangt plötzlich fünfundachtzig Frank. Armand tut, als merkt er nichts, sagt zu und stellt den Fuß auf das Seitengewehr am Boden. Damit abgemacht.

Drüben knallt der Blessierte, der sie in den Chausseegraben setzen will, neben dem Wägelchen mit der Peitsche. Armand das leichte rote Käppi auf; Pioupiou schlurrt im Ledermantel, Blendlaterne am Kopf, zufrieden mit fünfundachtzig Frank Gold in der Faust. Wiedersehen hier in drei Tagen. Pioupiou tänzelt bartzwiebelnd in die Ferne, rafft den Mantel wie einen Damenrock.

Armand um den Wagen herum. Die Chaussee nach Nordosten. Wieder in die Gefahrenzone. Der Tag ist um. Scharf durch die gegenflutenden Menschenmengen, hinter Munitionskolonnen. Die Pferde stürzen auf dem Glatteis; Peitschen, Gewehrkolben über sie. „Dumm, Dumm" von rechts hinten; das Echo rollt „Dumm —" lang zwischen den Zähnen aus.

Kürassiere gehen ohne Pferd stumm jenseits des Bächleins. „Ich will zu meinem Regiment, Territorial-Ersatzbataillon 81."

„Gibt's das noch, dein Regiment?"

„Territorial 81 Ersatz. Oha, oha. Wo werden die sein."

„Bruder, komm mit, wir wischen aus. Ich weiß Bescheid."

„Oha, oha, sein Regiment, 81 Territorial-Ersatz."

Der Etappenaufseher, Unteroffizier, weißköpfig, schreit ihn durch ein Fenster am Torhaus an: „Sie hätten mit dem Zug fahren sollen um acht Uhr zwanzig von Craor. Ihr seid Drückeberger, Vaterlandsverräter."

„Hier ist mein Paß."

„Sie haben noch bis zum 26. Urlaub."

„Ich verzichte."

Ein Sanitätsauto rasselt an und trillert. „Den Mann mitnehmen."

Unterwegs, als schon der hohe Granatengesang deutlich vor ihnen ist, lockert Armand heimlich den Drücker der Tür, denn er sitzt im Wagen auf der Trage; helle Angst, daß sie ihn zur Stellung der 81er bringen und entlarven. Läßt sich, als das Auto langsamer zu fahren scheint, der Weg dunkel und voller Lärm ist, rasch rückwärts in den Dreck fallen. Ein Radfahrer springt dicht vor ihm ab.

Heller Mond, durchsichtige Nacht. Rechts, links sanft ansteigende Hügel; glatt rasierte Abhänge. Chausseen in der Talwindung; an schwarzen geteerten Holzbaracken vorbei, Sägereien, auf vorgeschobenem Hügel eine drohende Windmühle. Weißer flirrender Bündel von der Mühlenspitze nordwärts in die Nacht gebohrt, still sich kreuzend mit einem Schein, der von unsichtbarem Orte in die Finsternis sich schiebt und schleicht und verschwindet und plötzlich über das Tal mit aufblendendem Nebel schwimmt und kilometerweit abgleitet. Menschen, Wagen drängen auseinander. Armand mit einer Trainkolonne biegt links ab; bei Grandmoulin sind die Stellungen der Reserven und Louis Poinsignon. Matt ist Armand Mercier; er reitet auf einem Vorspannpferd und ißt Corned beef aus einer Schachtel. Immer neue Hügel. Wenn das Wagenknarren aufhört, „Hui – i – i – iahh!" der Granaten, meckerndes „Päng – päng – päng" dazwischen. Die Eisschalen unter den Pferdehufen knacken.

Breit und lang die Chaussee. Nur die Munitionskolonne reitet hier. Dies ist der Weg zu Louis Poinsignon. Armand Mercier weint heiß vor Trauer, krampft mit der linken Hand in die Mähne des Tieres, zieht die Knie an dem atmenden Tierleib hoch. Wäre er zu Fuß, würde er sich haben hinsinken lassen und stundenlang nicht aufgestanden sein. Das Pferd trägt ihn zu Louis Poinsignon, der nicht da ist. Am Ende der Chaussee wird das Dorf mit dem Quartier sein, und Louis Poinsignon ist nicht da. Die Schwäche hält ihn auf dem Pferd; das trottet, hebt sich, senkt sich. Es geht wehrlos weiter durch die stille Chaussee. Hier kann kein Louis Poinsignon existieren, es ist unmöglich. Hier ist der Mann weggerafft.

Rot und röter loht von rechts der Himmel. Niedergebrochen blickt durch Tränen Armand Mercier auf den Himmel, stumm geradeaus bewegt sich die Kolonne. Seine Augen bleiben gefangen an der Röte, die hochdrängt, fast im Halbkreis des Horizontes. Mit Befremden, Bitternis und Abscheu betrachtet Armand den Flammenschein, die Chaussee, den vorüberziehenden Wald. Auf die linke Chausseeseite herüber biegt sein Zug, hält an. Und da rattert es vorbei, vom Dorf herunter, die hochtürmigen Transportautos, die strohgefütter-

ten Wagen, die offenen ungeschützten Bretterwagen mit den Verwundeten, den zerschossenen Soldatenleibern, die angeblafft sind von den aufbäumenden Granaten, die stöhnenden, über deren Köpfe Mauerwerk gepoltert ist, die japsenden, halb erstickt aus den Giftdämpfen der Schützengräben gezogen, ausgestreckte Leiber in nicht endender Reihe hintereinander, in weiße Verbände geschlagen, durch die das Blut sickert, eine träumende delirierende Schar, die der Krieg in das Land schickt, der furchtbar drängenden Macht drüben mit Mühe aus den Zähnen gedreht.

Louis Poinsignon tot. Bevor das letzte Auto an der gebückt harrenden Kolonne vorüberfurrt, ist Armand Mercier in den Wald geglitten. Wandert um das Dorf herum, er will nicht in das Quartier der Reserven. Von dem grauroten Flammengewölbe schmettert es in malmenden Lagen nieder, haushohe Feuergarben quellen aus der Erde. Eine Esse; Hammer, Ambos.

Schmerzvoll schleicht Armand Mercier aus dem Wald heraus; verstohlen Flüchtende auf allen Seiten um ihn; eine schattige Figur kommt über die Wiese gelaufen, hat einen weißgarnierten Hut in der Hand. Armand geht, ohne zu wissen, was er tut, neben ihr her, als sie zwischen die erste Stammreihe eingetreten ist. Das zarte Dämchen hat einen Plaid über der linken Schulter, ihr Rock ist bis zur Hüfte mit Lehm bespritzt. Sie sagt entrüstet: „Ich wohne in Roye; wir müssen fliehen, mein Vater und meine Schwestern kommen gleich nach."

„Aber Fräuleinchen, Fräuleinchen Nini." Er tatscht sie zutraulich.

Sie reißt sich ab, sieht ängstlich um sich. „Ach Gott, Herr Mercier. Aber Sie sind es."

„Fräulein Nini."

„Sehen Sie. Sie sagen nichts zu Hause. Ich bin erst drei Tage weg. Ich habe George besucht, meinen Verlobten, den Buchbindersältesten, George steht hier."

„Mit dem sind Sie verlobt?"

„Heimlich. Sie sagen nichts zu Hause. Gott, ist das ein Zufall. Sie sind's doch wirklich, Herr Mercier. Ich wußte gar nicht, daß Sie einberufen sind. Bei welchem Regiment stehen Sie eigentlich."

Armand aber wundert sich wenig. Setzt ihr den Hut auf, steckt die Nadeln fest, nimmt den Plaid und legt ihn ihr um die Schultern, dann nimmt er sie unter den Arm: „Kommen Sie mit."

Sie lächelt ihn glücklich an: „Armand, ich habe gar nicht gewußt, daß Sie eingezogen waren."

„Ja, doch."

„Sonst hätte ich Sie auch besucht."

Er den Kopf tief zwischen den Schultern wandert mit ihr ziellos durch den Wald. „Nini, man müßte etwas zu trinken haben."

Er kneift sie und pfeift. Sie kichert ihn an: „Wie nett Sie sein können. Wissen Sie, Armand, im Krieg sind alle Männer viel netter."

Ihre Augen schließen sich, während sie sich an Armand schmiegt. Sie sind in eine Lichtung getreten, ein Reiter kommt aus einem Seitenweg im Galopp auf sie zu, ein Feldgendarm. Sie stäuben auseinander; beim Weglaufen winkt Nini Armand zu, weist, wo sie sich versteckt. Nach einer Viertelstunde knackt es im Buschwerk neben Armand; Nini zieht ihn am Arm: „Tippel, tappel, tippel, tappel," kichert sie; sie kommandiert, als sie sich, die Hände voraus, vorsichtig durch das Dickicht drängen: „„Mann, wie heißen Sie? Wo stehen Sie im Quartier? Wie können Sie sich hier mit einer Weibsperson herumtreiben!' — Hab' ich gehört; mit George. Der Unterleutnant hat gesagt: ‚Daß mir keiner eine „Sie" bei sich hat. Ein Soldat mit 'ner Ziege saust rin.' Armand, glauben Sie, daß ich Mut habe?"

Sie blickt ihn erwartend an.

„Doch, Nini."

Ihr Gesicht leuchtet auf: „Oh! Aber pfui, das reißt ja. Ich war bei George im Schützengraben. Es waren noch andere Fräuleins da. Als der Wachhabende es merkt und mich sucht, versteckt mich George; er will mich verstecken, aber er hat nur eine Kiste da, vorn an der Brustwehr, eine Brotkiste, wissen Sie, so ein langes hohes Ding. In die Kiste bin ich reingesprungen, wie ich war; er hat mich hochgehoben; lieber mich von den Preußen totschießen, als von dem groben Kerl anfassen lassen. Oh, der ist grob. Der weiß gar nicht, was er tut, so wütend ist er immer. Und auf mich hatte er es immer abgesehen, der schlechte Mensch. Denken Sie, Armand — Sie sind mir nicht böse, wenn ich Sie Armand nenne? Sie sind doch heute so nett zu mir. Da bin ich oben zwischen den Steinhaufen in der Kiste gesessen, die hatte vorn ein großes Loch, fast wie ein Kopf groß, von einem Stück Granate, und ich sitze da oben und höre den Wachhabenden schreien und tuen und brüllen, er sucht mich im ganzen Graben. Und George hat immerzu geschossen, oh, der kann schießen, ein Mal hinter dem andern, am fleißigsten von allen; ich hab' nicht gesehen, wo er hingeschossen hat. Die Preußen haben nichts dazu getan. Ich habe mich auch gar nicht gefürchtet; ich habe immer zugehört, wie George geschossen hat. Er hat mir gesagt, er hätte keinen Preußen an mich herangelassen; zwanzig oder dreißig hat er totgeschossen

in einer Stunde, bums, bums, immerzu. Nachher war ich ganz glücklich. Ich geh' bald wieder zu ihm. Oh, mir gefällt der Krieg."

Lichtschein zwischen den Stämmen vor ihnen; sie arbeiten sich gedankenlos drauf zu; frieren beide nicht. Plötzlich zehn Schritt vor ihnen grell bestrahlter Boden; geöffnete Blendlaterne im Moos, erzählende Männerstimmen. Zwei Posten in weißen Pelzen, Gewehre hingelegt, lachen, treten von Bein auf Bein, schlucken, kauen, was sie aus großem, dampfendem Blechtopf neben der Laterne mit Fingern fischen.

„Der Esel weiß nichts. Der merkt nichts. Der weiß nicht mal genau, ob er seinen Topf noch hat."

„Ein Schaf. Ich kenn' ihn dafür."

„Wer sollte das kriegen?"

„Na, wer wohl? Na, rat mal! Wer kann wohl das Huhn kriegen?"

„Na."

„Na, rat mal. Immer derselbe. Immer derselbe dicke Vize; aus dem Lazarett stiehlt er hintenrum, wo er's kann. Nebenbei schickt er das Schaf auf Suche. Abends sitzt ihm eine gewisse Sie auf dem Schoß."

„Heut kriegt er nichts. Pass' auf, heut kontrolliert er Lazarettposten. Von mir findet er nichts."

„Von mir nicht mal ein Knöchelchen; fress' alles reinweg runter. Er kann schnüffeln."

Hocken hinter der Laterne, gießen sich gegenseitig Suppe in zusammengelegte Handteller.

Jenseits der Lazarettlichter hinten flackert es auf einmal, erlischt oft, es ist Stroh, Männer schütten von einer Erhöhung Bettsäcke ins Feuer. Armand kann sich nicht rühren; langsam hat sich Nini, während er hockt, über seine Knie an seine Brust gedrückt, atmet tief und gleichmäßig.

Der Posten, schluckend: „Pierre Chavanne aus meiner Heimat ist gestern gestorben drüben. Hat drin eine feine Sache gehabt. Also er lag mit einem Pariser zusammen auf einer Stube. Wie es Chavanne schlecht geht, sagt der Pariser: ‚Du, schenkst du mir nicht deinen Trauring? Nachher klaut ihn ein Wärter.'"

Anderer Posten: „Chavanne, war der verheiratet?"

„Nein. Verheiratet? Tu doch nicht so? Hast du keinen."

Der andere schluckt verdächtig laut, murmelt: „Ich hab' keinen, habe keine Furcht vor den Preußen."

„‚Also du schenkst mir den Trauring', sagt der Pariser zu Chavanne; und

kriegt ihn. Aber Chavanne wird dir wieder besser und den Pariser packt es derbe. Und wie der Pariser schon fast auf der Nase liegt, wird Chavanne ihn bitten und sagen, er soll ihm seinen Trauring wiedergeben und den von dem Pariser dazu. Der tut's auch. Mein Chavanne freut sich, guckt jeden Tag hin, ob sein Nachbar noch nicht tot ist. Jeden Morgen guckt er rüber, in der Nacht. Bis der Pariser auch wieder lebendig wird und nun Chavanne solche Wut darüber hat, daß er dir einen Herzschlag kriegt, gestern mittag. Und mein Pariser hat beide Ringe."

„Ist er tot, der Chavanne?"

„Ist tot."

„So ein Dämlack."

„Nein, alle beide Dämlacks. Ich hätte, wenn mir der Pariser seinen Ring gibt, den einfach vertauscht gegen einen unechten. Ehe der's merkt, oha, wo bin ich da."

„Sachte, sachte, pssst! Kontrolle."

Rasch Gewehre hoch, Laterne geschlossen, getrennt zwischen den Bäumen durch.

Armand biegt die Arme. Die Kleine fest eingeschlafen, Kopf zurückgefallen; ihr Hut schwebt frei abwärts am gelockerten Haar. Sie atmet mit offenem Mund; durch eine Zahnlücke wird die nasse Zunge sichtbar. Als er den Hut gegen ihren Kopf andrückt, sticht sie die Nadel, sie ist gleich hoch und munter.

Wieder klappert es nicht weit: „Päng, päng, päng." Wie Armand, das Mädchen am Arm, über den Topf marschiert und die Knochen in Bewegung kommen, denkt er, schön frisch ist die Luft. Denkt: Louis Poinsignon ist tot und es muß schön sein so wie er zu marschieren, zu rennen, zu klettern, zu schießen. Braver Junge, Armand freut sich über ihn. Der Nini erzählt er von ihm, sie lobt den Louis auch. Gar nicht traurig ist Armand über den Tod Poinsignons; es ist wirklich gerade so, als wenn Louis, der Lange mit dem blauen Schal, noch da wäre. Oder auch tot. Aber kaputt muß doch alles gehen; es liegt hier so in der Luft. Armand und Nini freuen sich über das „Dumm dumm". Beide hungrig, laufen. Armand bittet das Mädchen: „Spring zu meiner Kompagnie, frag' nach dem Unterleutnant, aber komm bald wieder. Wenn er abgeschossen ist, bin ich froh, dann tret' ich in die Kompagnie ein." Beglückt läuft Nini. Und bei grauendem Morgen hört Armand von ihr, daß der Unterleutnant und viele andere gefallen sind, fremder Nachschub, fast nur Fremdes in der Kompagnie. Juchzt Armand Mercier, macht einen Sprung, beschenkt Nini, sagt: „Adieu!" Am Mittag schippt er hinter dem Schützengraben,

für den schlanken Pioupiou, der in der Ferne flirtet. Zwei Tage: Schippen, Essenholen, Wachen.

Bis ihm am dritten einfällt, daß alles schön und herzhafte Freude sei, aber schließlich ungewiß bliebe, was aus Louis Poinsignon geworden ist. Ihm ist gegen Mittag so drängend zumute und sein Gemüt so trübe überschleiert, daß er keine Ruhe findet. Muß seinen Tornister nehmen; ohne etwas zu sagen, die Knarre über den Buckel hängen und sich davonmachen. Und ehe er's sich versieht, ist er in der Nähe des Lazaretts. Man läßt ihn in die Wachtstube. Dann nimmt ihn ein Sanitätsfeldwebel mit, blättert in einem ungeheuren Buch, das auf dem Korridor an einer Kette auf besonderem Pulte liegt, dick wie ein Adreßbuch. Der glattrasierte Mann fragt, ob dieser Poinsignon Louis oder wie sonst geheißen habe. Und dann hört Armand, daß sein Freund am soundsovielten an Typhus gestorben sei.

Das wirkt gar nicht auf Armand Mercier. Grüßt stramm, geht und sagt sich: „Nun habe ich es doch herausgekriegt." Erst in dem Wald, wo ihm Nini und der frische muntere Tag einfällt, an dem er zur Kompagnie gegangen ist, wird er betrübt, recht kläglich, als wenn er enttäuscht wäre. Zankt mit sich, hat Schmerzen im Kreuz; gar keine Freude werde ich mehr haben. Was hab' ich nun? Uniform und Schießknüppel. Keinen Sarg hab' ich von ihm; keine Leiche, nichts hat er mir hinterlassen. Sehr unfreundlich und ungnädig denkt er an Louis, der einfach gestorben ist, am Typhus, im Lazarett, womit sich nichts machen läßt.

Und in seinem Ärger marschiert er weiter, von ungefähr auf seine Stellung zu. Vergißt nach einer Weile ganz, daß er Uniform trägt, plärrt. Denkt an seine Heimat, an die Frau und Amélie, und das bereitet ihm alles solchen Gram, daß er nicht satt werden kann zu weinen.

„Louis, Louis," seufzt er und sitzt am Boden nahe dem Bagagewagen. Er ringt, mit sich beschäftigt, die Hände und schlägt die Arme auf und ab. Der Führer eines Wagens pflanzt sich vor ihm auf. Armand Mercier hört nicht, was der schimpft. Der Unteroffizier reißt ihn hoch, und unversehens hat ihm Armand, der ihm starr ins Gesicht geschaut hat, einen Faustschlag über die Nasenwurzel versetzt, setzt sich wieder neben das Rad, heftiger über sich und die Welt jammernd.

Wird nach fünf Minuten von vier Mann angefaßt, geschüttelt, Kolbenstöße. Auf freiem Feld wird er, Tornister angeschnallt, an eine Kiefer mit Stricken gebunden, Arme hoch. Zwei Stunden muß er stehen und frieren.

Zweite Stunde ist um; lahm und böse geht Armand vom Baum weg.

Gewehr und Säbel hat man ihm abgenommen. Da will er nichts weiter als über die Wiese rennen, sein Gewehr haben, gegen die Preußen rennen und schießen, schießen. Aber wird jenseits der Gräben zur Arbeitstruppe gejagt. Der vordere Teil des Waldes wird umgekappt, Stammenden fest, Wipfel gegen den Feind, über- und nebeneinanderlagernd weit vorgeworfen wie angewurzelt Kavallerie mit Lanzen. Sein Arbeitstrupp schlägt mit Kreuzhacke und Wuchtbaum zwei kleine Forsthäuser nieder. Von der gefrorenen Erde hauen und kratzen sie Staub ab, füllen die Tonnen, Sandsäcke. Die Flüche der drängenden Kolonnenführer, Klatschen der verirrten Sprengstücke gegen einen Stamm, das erregte Arbeiten. Die Unruhe aller, das Umsichblicken, das Rückwärtsblicken. Dichter, näher schießt es.

Wald nach rückwärts bis zur Eisenbahnböschung gebrochen, trampelt Armand mit fünf anderen in die Schleusen-Kneipe hinter dem Bahndamm. Armand freut sich; der Krieg ist schön, Nini hat recht; die Kiefer, das war die Strafe dafür, daß er Louis nachgelaufen ist.

Ein Dörfler, Weißbart, Stahlbrille, zieht mit knickrigen Knien hinterher; Fiedel unter dem rechten Arm, in der linken Hand im blauen Taschentuch einen Igel. Wer ihm die Fiedel abkaufen will. Spielt gegen zwei Schnäpse auf Armands übermütigen Wunsch Ländler auf; ein Pionier sagt zu seinem Nachbarn: „Wenn der Alte herauskommt, nehmen wir ihm die Fiedel ab.“ Draußen gleich neben der Tür fliegt der Alte in einen Asthaufen, Fiedel und Igel im Taschentuch drüber weg. Gekreisch des Alten; der Pionier hat die Geige unterm Arm; vier Soldaten heran. Der Pionier zerschlägt in Wut die Geige an seiner Stiefelspitze. Gebrüll von drei Seiten, der Räuber droht dem Weißbart mit den Geigentrümmern. Armand rafft mit: „Ei, ei“ den Igel im Taschentuch auf, will ihn unter seiner Jacke aufhängen.

Als er am Ellbogen gefaßt, rechts herumgeworfen wird. „Lump, Lump,“ schreit was, „da haben wir ihn, meine Uniform.“ Der verliebte schlanke Pioupiou im Bergmannsmantel, Laterne im Knopfloch, Feldgendarm neben ihm. Das Gekeif. Armand herausgerissen. „Spion,“ brüllt der gefesselte Pioupiou. Vor den Hauptmann in den Unterstand geschleppt. Der Gendarm stellt seinen Säbel vor, er hätte den Pioupiou in Wirtschaften herumstrolchen gefunden, mit einer großen Goldsumme, die wohl gestohlen sei; Pioupiou behaupte Soldat und beraubt zu sein von diesem Bergmann Armand Mercier. Pioupiou flennt; er habe allein ein Korbwägelchen gelenkt, Armand und drei andere seien dem Pferde vor Dizennes in die Zügel gefallen, hätten ihn dann in eine verlassene Ferme gelockt, ihm die Uniform ausgezogen; die drei anderen

hätten Pickelhauben gehabt, große Pickelhauben, es seien Deutsche gewesen, und mit Armand Mercier Spione. Und das Gold? Das hätte er sich in einem Wirtshaus geliehen.

Armand Mercier grollt, brummelt vor sich, sieht wehmütig allen drei unter die Augen. Bückt sich nach vorn über seinen Bauch, um nicht den kleinen Igel zu drücken. Er will im Krieg bleiben, will nicht wieder an den Baum. Louis hat er schon verloren, nun nicht noch mehr. Ist genug dran gegeben. Verflucht den Strolch von Pioupiou, der ihm in die Quere kommt. Leugnet, als er von dem einen gehässigen Blick kriegt, steif, Armand Mercier zu sein, hier seine Erkennungsmarke. Sie überschreien sich, Armand bettelt, ohne den höhnisch lächelnden Hauptmann zu beachten, der mit seitlich gelegtem Kopf dem Gendarm abwinkt. Bis schließlich Armand, als er nicht fertig wird, an den Kerl herantritt, ihm die Faust vor die Nase drückt: „Und du willst ein ehrlicher Kerl sein?" Wendet sich wutgeschwollen gegen den Hauptmann um: „Bezahlen hat er sich lassen, mit fünfundachtzig Frank. Meinen Freund Louis Poinsignon wollte ich begraben, der am Typhus gestorben ist im Lazarett. Aber der da ist ein Lump, der zehn Stunden an den Baum gehört. Herr Hauptmann, so ein Lump und verruchter Menschenverderber ist das. Kein Kamerad ist der Ihnen, der Strolch." Vor dem Blick des Hauptmanns weicht Mercier zurück. Beide drei Tage je zwei Stunden an den Baum. Befehl an den Feldwebel: sind bei den Pionierarbeiten vor den vorderen Schützenlinien zu beschäftigen. Brüllend lacht der Hauptmann hinter ihnen her; Armand denkt, der hat auch den heiseren wütenden Ton in der Stimme; der wird auch bald fallen.

Beginn der Nacht bricht die Kolonne Armand Merciers aus einem zerschossenen Dörfchen hinter der Bahnüberführung auf. Pioupiou mit der Beilpicke im Zug. Voll Wut marschiert er hinter Armand, möchte ihn erschlagen für die zwei Stunden am Baume; Mercier weicht aus, wie er die Fußstöße von hinten kriegt; grollt dem Pioupiou nicht; lohnt nicht, hier zu fluchen; man muß sich schlagen, man wird fallen oder die Preußen werden fallen. Was der Igel für ein drolliges Tier ist; ei, ei; der Igel hängt im Taschentuch unter seinem Waffenrock. Aus dem Dörfchen unterhalb des Bahndammes laufen zwei brennende Kühe; ein brennender Hund, tanzend, heulend, findet Asyl in einem klaffenden Pferdebauch, der zischt und qualmt. Die Schützengräben; gedrängt hinein hintereinander Mann hinter Mann durch die schmalen Verbindungsgräben, rechts links sich teilend, zusammenfließend; an den Latrinen vorbei, durch die völlige Finsternis, die Meldestelle mit den Telephonen, de.

stinkende gestöhnerfüllte Verbandraum. Jetzt die vorderste Reihe; in dem kurzen Licht der Taschenlampen werden die stummen Gestalten unter der Brustwehr sichtbar, in ihren lehmerstarrten Mänteln, den abgemergelten grauen Gesichtern, den hohlen Augen, die Gewehrmündungen in die Finsternis da draußen gerichtet. Lautlos über die Ausfallsstufen heraus, zwischen den Drahtgassen über Granatlöchern auf den ebenen Boden gedrückt vorwärts, Gewehr an der linken Schulter, Spaten mit Blatt unter der rechten Achsel. Horchposten vor der Front am Boden. Das Richtband. Heimlich gräbt die Schippe; nichts klappert, man wühlt, flüstert, ächzt im Finstern. Oh, naht etwas? Man flüstert, tastet seinen Nachbarn. Die Nacht vergeht, Horchposten zurück, Ablösung. In die eisigen Gruben rücken von hinten die Arbeitsreserven an, schleppen Eisenbahnschienen für Eindeckungen, Blech für die Scharten, Handsägen, Schrotsägen, Balleisen, Stoßäxte, Taue, Eisenklammern; Telephondraht rollt.

Da schmettern die ersten Lagen aus den Feldhaubitzenbatterien. Und dies ist der Moment des Sturms. Die hohläugigen Männer aus den Gräben sind alle herausgestiegen, ihre starren Mäntel haben sie abgeworfen. Überall sind sie in die graue Dämmerung heraufgestiegen, immer mehr quellen herauf. Sie haben an der freien Luft die steifen Grimassen von Sterbenden und Besinnungslosen. Sie sind wie Katzen, die in den Sumpf springen und ertrinken, vor Durst, vor Durst. Sie rennen gegen das schwingende leere Feld in einer blutroten Wildheit. Aber das ist nicht still, das Feld, das schweigt, atmet, wartet. Die kleinen Flintenlagen, die herankommen. Verlogener Köder; es sind mehr, viel viel mehr drüben, mit Speck fängt man Mäuse.

Da!! — Radumm, dummdumm, päng-päng, päng!!

So ist es. Barmherziger Gott, das ist es also.

Wie schießen die Preußen. Die prasselnde Angst, die schreiende Wut. Weiter, weiter, wenn wir erst drin wären; nicht schießen, die Bajonette. Tornister weg, Mützen weg, Stiefel aus, den Kolben hoch.

Radumm, dumm, päng, päng.

Armand Mercier knirscht die Zähne, hat das Gewehr weggeworfen, hebt abwehrend das Spatenblatt über den Kopf. Zieht und zottelt mit der linken Hand am Seitengewehr. Der Igel sticht ihn in den Oberschenkel. Hier müssen wir laufen. Er schwenkt die Arme wie alle, brüllt: Weiter, weiter, oh, oh, radum, radum, er ist das Echo, er blafft mit dem Mund zurück jeden Schuß; drängt die Augen heraus, wo sind die Geschütze, wir werden sie kriegen, es sind ja die Preußen, die haben das Land besetzt; die haben meinen Freund getötet.

Louis! Louis Poinsignon! Louis!

Rache! Rache!

Wie sich alles bewegt!

Wie das ist! Vorn, rechts, links stolpern Soldaten, im Lauf, man hört nichts; wie Holzpuppen kippen sie vornüber; als wenn man einem Hammel die Beine wegschlägt.

Infamie! Verrat! Infamie!

Die Preußen schießen mit Wasser, mit kaltem Wasser, mit Eis! Von hinten! Stoß gegen den Rücken. Stich zwischen die Schulterblätter, etwas Kaltes, Langes, eine Fischgräte, die gar nicht aufhört sich nach vorn in den Hals hinaufzuschieben; sich nicht schlucken läßt. Das Bajonett des Pioupiou, der weitertorkelt. Zappelnd, sich stemmend über einem Tornister. Die Tritte der Folgenden über seine Knie, die rollenden Maschinengewehre. Kommen sie weiter? Kommen sie durch?! Kommen sie weiter?!! Rache! Ich will mit! Will mit! Der Igel sticht, eine halbgelähmte Hand knöpft das Tierchen los, es kullert aus dem Taschentuch, rollt weiter. Er blafft am Boden: „Vorwärts! radum radum dum!"

Platzender Vulkan eines Schrapnells. Noch ein Schrapnell. Sie rennen zurück. Klappern der Gewehrkugeln. Die deutschen Signaltrompeten. Hurra, hurra. Hurra! Eine schwarze Wolke, dann steinerner, eiserner; ein eiserner Wagen über Schottersteine. Näher!

Hurra! Hurr=aaa!! Radum!

Maschinengewehre zurück! Reserven zurück! Keine Gewehre, keine Mützen. Sie kommen ja zurück! Sie springen in die Löcher. Die Preußen.

Armand hat Erde zwischen den Zähnen und einen weißen Mund.

Zermanscht zehn Schritt vor ihm der Konditor, der die besten Witze machte vor dem Schlafengehen, ein alter Junggeselle; auf der Pike ein kleiner rundbäckiger Student, der wie achtzehn aussah und fünfundzwanzig war; der Hauptmann; zweiundachtzig weiter. Wer kennt alle ihre Geschichten. Der Wald bis an den Bahndamm verloren. —

Sir Edward Grey

Von Albrecht Mendelssohn Bartholdy

Fama treibt auch mit unseren Feinden in diesem Krieg ihr eigenwilliges Spiel. Keiner von ihnen ist so viel genannt, keiner bis ins letzte Dorfwirtshaus und die verlorenste Einsiedlerkammer so berühmt und verschrien als Grey. Und doch ist er gewiß nicht der bedeutendste unter den Führern der bösen Sieben. Wie klein ist er, wenn er neben Kitchener steht! Kitchener kann einen wilden Ochsen niederwerfen, abschlachten und sich, wenn er kein Messer zur Hand hat, aus dem nächsten Holz, aus aufgelesenen Steinen und einem alten Stück Stacheldraht die Werkzeuge fertigen, die er zum Zerlegen und Verzehren braucht; Grey kann höchstens das schmackhafteste Stück, wenn es mundgerecht gebraten zur Tafel gebracht wird, sauber zerlegen und dabei darauf achtgeben, daß er kein Blut ans Hemd bekommt. Oder Delcassé: Was ist Grey neben ihm? Delcassé hat nichts für sich gehabt als die Kraft seines Willens und er hat mit ihr die vielen schwankenden Gestalten der französischen Regierung nach und nach durchdrungen und gefestigt; Grey ist von Herkunft und von Konvention und nicht zuletzt von dem dummblinden Zufall, der seinen Vorgänger von der Leitung der liberalen Partei und damit auch vom Auswärtigen Amt wegdrängte, an seinen Platz geschoben worden, und dort hat er es fertiggebracht, daß sich unter seinen eigenen Parteigenossen ein Bund bildete, der nur den einen Zweck hat, die Rechte des Parlaments gegen diesen einen Minister zu wahren; Delcassé ist, wenn er sich nicht offen durchsetzen konnte, als ehrlich Geschlagener zurückgegangen, ohne seine Überzeugung zu verleugnen, und sein Name ist immer ein Schlachtruf, eine Fahneninschrift gewesen; Grey hat sich selbst zu seinem eigensten Werk, der Verständigung mit Rußland um jeden Preis, nicht offen bekannt und immer wieder konnte man in seinen Erklärungen zwischen den Zeilen lesen: Was braucht ihr über meine Absichten zu wissen? Es genüge euch, daß Ich im Amt bin! Jeder Japaner ist ihm in seiner eigenen Lieblingsstellung weit überlegen: in der Achtung vor der Heiligkeit vorteilhafter Verträge, in der zur Schau getragenen Höflichkeit und Kühle, die bei äußerster Erregung vollends erstarrt, in der Vorsicht des Ausdrucks, die lieber auf jede rednerische Wirkung und vollends auf den Versuch eines Gefühlseindrucks beim Hörer verzichtet, als daß sie ein für den Redner selbst bindendes Wort hinaus-

gehen ließe. Aber nicht einmal neben einem russischen Großfürsten oder neben dem König Peter von Serbien kann sich Sir Edward sehen lassen. Die Engländer spielen oft in ihren Dichtungen mit der Vorstellung, daß auch die Hölle ihren Stolz habe und der ganze Verbrecher mehr wert sei als der auch in der Missetat Zaghafte und Vorsichtige. Da würde dem Teufel die Wahl nicht schwer werden, wenn er Nikolai, Peter und Sir Edward zu empfangen hätte.

Trotz alledem aber hat diesen einen von den Führern der Feinde die Fama erkoren und gekrönt. Es fehlt nicht viel, so steht er als ein Bild dämonischer Größe vor den Augen der Völker.

Ich lasse ihn selbst sprechen, und der Nimbus ist bald verflogen. Natürlicher als in dem Blaubuch, dessen Schriftstücke von der Gewalt der Stunde doch sichtbar berührt sind, gibt sich der Minister in seinen Parlamentsreden. Er spricht nicht oft und die Rede fließt ihm nicht leicht; aber er hat doch in den letzten Jahren ein paarmal im Parlament und in Wählerversammlungen seine Ansicht über Streitfragen der inneren Politik so schroff ausgesprochen, daß lange Zeit darauf sich der Kampf der Parteien ganz um seine Rede drehte — ich denke an seine Stellung zum Oberhaus mit der „disaster, death and damnation"-Wendung, zur irischen Frage (er ist wie Churchill ein Mann der „home rule all round") und zum Frauenstimmrecht. Aber von dieser schroff-klaren, im guten Sinn radikalen, den Dingen an die Wurzel gehenden Art ist in seinen Reden zur auswärtigen Politik nichts zu finden. Auch sie sind Seltenheiten, aber es trifft sich, daß die letzte größere Rede, die Grey noch mitten im Frieden über eine Frage des Kriegsrechts gehalten hat, ihn sehr deutlich in seiner Eigenart zeigt. Ich übertrage sie aus dem amtlichen Bericht möglichst getreu, nicht nur im Sinn, sondern auch in der Art des Ausdrucks, die sonderbar unsicher und ungenau ist.

Über Zeit der Handlung und auftretende Personen sind wir rasch im Bild. Die Zeit ist nicht ohne Bedeutung. Sie war für die liberale Regierung die gefährliche Zeit der Ulsterkrisis. Die Konservativen waren im Unterhaus immer auf dem Sprung nach der Gelegenheit für eine Zufallsabstimmung, in der sie die Regierung stürzen könnten oder über die sich Asquith so ärgern müßte, daß er selbst sein Amt von sich würfe; die Ministeriellen waren müde von den langen Sessionen, bei denen ihre Führung oft wochenlang ein stummes Dasitzen von ihren Anhängern verlangt hatte; die regierungstreuen Iren und die Arbeiterparteiler fühlten oder heuchelten Zorn darüber, daß der Premier nicht schärfer gegen die unionistischen Offiziere vorgegangen war, daß er den König, der diese Getreuen deckte, nicht zu ihrer Auslieferung gezwungen hatte; von

den unabhängigen Iren um O'Brien und Healy war ohnehin immer zu befürchten, daß sie lieber eine neue Landakte von den Konservativen als die Hungervorlage der Home-Rule-Bill von den Liberalen annähmen. Und in dieser Zeit kamen nun noch die linksliberalen Rüstungsgegner und Friedensfreunde und forderten eine Unterhauserklärung darüber, daß England sich die Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See als Leitspruch für die nächsten Haager Verhandlungen nehmen solle. Was tun? Diese guten Leute dürfen nicht beleidigt werden, sonst kommen sie am nächsten Tag eine Viertelstunde nach der ersten Abstimmung und die Regierung ist verloren. Das ist ein sehr einfaches Rechenexempel. Schwerer ist schon zu begreifen, weshalb die Regierung nicht die verlangte Erklärung guthieß und zum übrigen legte. Aber — so sonderbar das heute vielen klingen mag — dazu war das Ministerium zu ehrlich. Grey und Churchill hätten das nicht gelitten. Churchill hat damals schon die deutsche Gefahr und den Feind vor den Häfen zur Lösung der irischen Frage beschworen; er hat in einer leidenschaftlichen peroratio die Parteien darauf verwiesen, wie der Gegner ihren Zwist belaure, wie er England erschüttert und zerrissen wähne, nicht ahnend, daß die Stunde des Angriffs alle Briten einig finden würde, wie aber gerade in jenem Wahn der Reiz zum Überfall liege und man gewappnet sein müsse. Grey ist kein Pathetiker. Aber auch er hätte sich geweigert, jene Erklärung des Unterhauses anzunehmen. Er hat seine Gründe dafür in der Rede angegeben. Er wird sie auch den „Klein-Engländern" im Kabinett nicht verhehlt haben, und darauf werden sie ihm gesagt haben: „Gut, wir lehnen die Resolution unserer Freunde ab, aber du selbst, der Staatssekretär des Auswärtigen, mußt im Unterhaus auf die Schanze; wir werden krank werden und die wichtigsten Abhaltungen bekommen, bis du allein von der ganzen Ministerbank übrig bist. Du bist der einzige, von dem sich auch der widerhaarigste Parteigenosse alles gefallen läßt." So kam es auch. Die Ausflüchte, die Grey in seiner Rede gebraucht, um zu beschönigen, daß er und nicht der Premierminister das Wort ergreife, wollen so viel oder wenig bedeuten als die Gesundheitsrücksichten, aus denen gestürzte Minister ihren Posten zu verlassen pflegen. Sie sind in diesem Fall um so durchsichtiger, weil vor Grey sein eigener Unterstaatssekretär für die Regierung gesprochen hat, die also ganz „auswärtig" auftrat.

Dramatis personae des Parlamentsschauspiels sind:

Der Abgeordnete Philip Morrell, einer von den nicht so sehr zahlreichen Oxfordleuten der Regierungspartei; er ist es aber nach Abkunft und Bildung zugleich; er war auch zuerst Abgeordneter für einen Landbezirk nahe bei seiner

Heimat und ist erst 1910, als fast ganz Süd- und Mittelengland zur konservativen Partei zurückkehrte, in den Industriekreis Burnley gegangen.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Sir Edward Grey, dritter Baronet, K. G., P. C., D. L., D. C. L. (und in der ersten und letzten dieser Würden leider gleichen Stands mit dem Kaiser), aus einer alten nordenglischen Familie, die ihm auch seinen Parlamentssitz in Berwick-on-Tweed mit dreiundzwanzig Jahren verschaffte; er hat ihn nun dreißig Jahre fast unangefochten inne. Auch er hat in Oxford studiert und ist Morrells Collegebruder.

Der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte Francis Dyke Acland, Abgeordneter für Nordwest-Cornwall, stammt gleichfalls aus einer altangesehenen Familie; sein Vater ist einer der großen Männer von Oxford, wo auch der Sohn ausgebildet ist, wieder im gleichen College wie Grey und Morrell. Aber er hat sich die frühe Aufnahme in die Regierung auch durch ernste außerparlamentarische Arbeit verdient; er war als Neunundzwanzigjähriger schon in Yorkshire in der Unterrichts-Verwaltung der West-Riding-Grafschaft erfolgreich tätig, errang sich dort auch, fern von seiner Heimat, den ersten Wahlkreis seiner Parlamentslaufbahn und zog sich erst bei der liberalen Niederlage 1910 auf einen Sitz im Stammland der Familie Acland, in den Stannaries von Cornwall, zurück, in die Obhut und Nachbarschaft seines Onkels Sir Charles Thomas Dyke Acland, dem er einmal als dreizehnter oder vierzehnter Baronet der Familie folgen wird. Auch in der Regierung ist er Stufe für Stufe sicher und nicht ohne eigenes Verdienst hinaufgestiegen, vom Finanzsekretär des Kriegsamts (1908—10, 1911) zum Unterstaatssekretär des Auswärtigen (1911—1915) und nun zum Unterstaatssekretär des Inneren (als Nachfolger von Montagu, der für Masterman Kanzler von Lancaster wird; Masterman war zu gut für Unterhaus und Kabinett; auch macht diese Schiebung einen Platz frei, der wieder an den Angehörigen einer mächtigen Politikerfamilie und zugleich an ein zum Frondieren geneigtes Mitglied der Regierungspartei verliehen werden konnte; selbst Asquith hat nicht oft so viel Fliegen mit einer Klappe geschlagen wie mit der Ernennung von Neil Primrose zum Nachfolger Aclands).

Auch die drei Abgeordneten, die Grey in seiner Rede als Teilnehmer an der Debatte erwähnt, gehören der Regierungskoalition an. Der eine, R. D. Holt, vertritt einen Wahlkreis in Greys Nachbarschaft, kommt aber aus Liverpool; der zweite, Jowett, ist ein echter Yorkshiremann, Arbeiterparteiler und Abgeordneter der Industriestadt Bradford; der dritte, Sir Edward Beauchamp, ist der einzige Sachverständige unter ihnen; er hat in der Marine gedient, ist ein altes

Mitglied und seit 1905 sogar Vorstand von Lloyd's, und vertritt auch einen Seekreis, den Wahlkreis Lowestoft in Nord-Suffolk.

Sir Frederick George Banbury endlich ist eine von den in England nicht seltenen Gestalten einer behaglichen Selbstbelächlung; er teilt sich mit Balfour in die Vertretung der City, worauf er als Bank- und Eisenbahndirektor ein gutes Recht hat. Im Parlament hat er eine Art von Narrenrecht darauf, daß er bei Verhandlungsgegenständen, die keinen festen Münzwert haben und deshalb nicht ernst genommen werden können, zum Schluß die Sache aus dem Haus hinausreden darf, das heißt kurz vor der Stunde, zu der nach der Hausordnung der Glockenschlag dem Redner das Wort im Mund abschneidet und eine Abstimmung unmöglich macht, sich noch zur Rede erhebt und die fehlenden Minuten mit ein paar sinnlosen Worten totschlägt. Daß er das auch dieser Seekriegsrechtsverhandlung antat und damit dem Haus die Qual des Farbebekennens in der Abstimmung ersparte, war durchaus passend.

Am 6. Mai hat Morrell im Unterhaus eine Resolution beantragt, in der die Regierung aufgefordert werden sollte, „mit den anderen führenden Seemächten zum Zweck einer Revision des Seekriegsrechts nach der Richtung zu verhandeln, daß allem Privateigentum Immunität gesichert werde mit Ausnahme des Falles von Schiffen, die Kriegsmaterial führen oder einen Blockadebruch versuchen".

Der Antragsteller selbst führte einen Krieg mit Deutschland als Beispiel an; er tat es, um zu zeigen, daß das geltende englische Beschlagnahmerecht selbst im Kampf mit einem Staat, dessen Handelsmarine nächst der englischen die stärkste der Welt ist, eine stumpfe Waffe sei; Deutschland werde, auch wenn seine Küsten blockiert und die Flotte in den Häfen eingeschlossen sei, dennoch über Land Vorräte aller Art bekommen können und auch durch die neutrale Schiffahrt über Amsterdam versorgt werden; im besten Fall könne die Beschlagnahme der Handelsschiffe so viel Schaden tun, daß sie den Feind aufs äußerste reizt; ihn niederzuzwingen, so daß er um Frieden bitten müsse, das vermöge sie nicht.

Zunächst antwortete der Unterstaatssekretär Acland und variierte den schon vom Antragsteller aufgestellten Satz, daß die Regierung bekanntermaßen durchaus keine überzeugte Anhängerin (out and out champion) des geltenden Beschlagnahmerechts sei, daß sie aber diese Frage mit der einer Rüstungsverminderung verquickt habe: we (die Regierung) have mixed that question up with the question of the reduction of armaments — ein wenig aufrichtiger ausgedrückt, daß die englische Regierung bereit sei, wenn Deutschland abrüste,

dafür das von ihr selbst für ungerecht gehaltene Beschlagnahmerecht aufzugeben.

Als Gegner der Resolution hat Sir Edward Beauchamp dann darauf hingewiesen, daß bei einer Debatte über den gleichen Gegenstand, aus Anlaß eines F. L. Smithschen Amendements zur Adresse 1908, die konservativen Redner den Standpunkt vertreten hatten, das englische Beschlagnahmerecht bilde ein Haupthindernis gegen die Annahme der Abrüstungsvorschläge, und daß darauf Sir Edward Grey erwidert habe:

„Ich glaube keinen Augenblick, daß die Stellung der Regierung zur Frage der Immunität des Privateigentums im Seekrieg auch nur die entfernteste Wirkung auf die Aussichten einer Verminderung der Rüstungen gehabt hat."

Der Staatssekretär des Auswärtigen hatte in der Debatte das letzte Wort. Er sagte:

„Die Frage ist in der Debatte ganz so behandelt worden, als gehöre sie zum Departement des Auswärtigen Amtes, aber sie ist in Wirklichkeit, soweit das Auswärtige Amt an ihr beteiligt ist, keine departementale Frage. Das Auswärtige Amt wird ohne Zweifel der Kanal sein, durch den, bei solchen Anlässen wie der Haager Konferenz, Instruktionen an die ernannten Delegierten gehen, aber es ist nicht das Departement in dieser Angelegenheit, das besonders qualifiziert oder interessiert daran ist, die Regierung über die merita causae zu beraten. Ich meine die Admiralität und das Handelsamt sind wahrscheinlich als Departements mehr mit dem sachlichen Inhalt der Frage befaßt als das Auswärtige Amt. Der Unterstaatssekretär hat dem Gegenstand große Aufmerksamkeit geschenkt und eine interessante Rede darüber gehalten, weil er ihr ein gutes Teil Studium geschenkt und sich sehr für sie interessiert hat. Bei einer Frage dieser Art, die nicht rein departemental ist und in der die Regierungspolitik erklärt werden muß, ist es selbstverständlich das Natürliche, daß entweder der Premierminister oder der Schatzkanzler eine Erklärung abgeben. Beide sind aber zufällig besonders durch andere Angelegenheiten in Anspruch genommen, und es ist mir nicht gelungen, irgendeinen anderen meiner Kollegen dazu zu bewegen, daß er sich heute abend der Frage annimmt, und das ist in Wirklichkeit der Grund dafür, daß ich es tue – nicht, weil es besonders eine Angelegenheit des Auswärtigen Amtes ist. Ich habe auch das Unglück gehabt, vor einigen Jahren eine Rede vom Departementsstandpunkt aus über die Frage zu halten.

Ich bin nicht sicher, ob meine persönlichen Ansichten sich nicht bis zu einem gewissen Grad geändert haben, seit ich diese Rede hielt. Ich hatte damals mit

einer durchaus verschiedenen Resolution zu tun, die dem Haus auf eine andere Weise als heute unterbreitet war, und ich glaube, der größere Teil meiner Rede, soviel ich mich erinnern kann — ich habe sie in der letzten Zeit nicht mehr gelesen — richtete sich auf die Blockadefrage und gründete sich auf die Annahme, daß man die Frage der Beschlagnahme und der Blockade nicht trennen kann. Mein ehrenwerter Freund, der heute abend die Resolution eingebracht hat, tat es in einer Form, die die Blockadefrage aus der Resolution ausscheidet. Die Blockade ist eines von den Dingen, die er in der Resolution zu einer Ausnahme macht, und er hat deshalb dem Haus einen Vorschlag unterbreitet, der, meine ich, etwas anderes ist, als was dieses Haus jemals sonst vor sich gehabt hat. Der Vorschlag behandelt die Frage der Immunität vor Wegnahme von Privateigentum zur See, während er das Recht der Blockade vorbehält. Diese zwei Vorschläge sind völlig verschiedene. Der Vorbehalt ändert den Charakter, verändert jedenfalls meine Stellung zu der Immunität vor Wegnahme von Privateigentum zur See. Ich möchte dieses sagen, und ich bin sicher, daß es die Ansicht der Regierung ist, daß sie nicht in Betracht ziehen oder annehmen könnte eine Resolution, die sie zur Abolition des Blockaderechts verpflichten würde. Dieses Recht würde sie sich sicherlich vorbehalten, aber wenn wir zu der Frage kommen, die mein ehrenwerter Freund aufgeworfen hat, worin er die Frage der Blockade ausscheidet, so meine ich, daß wir sie in einem viel weniger uneinläßlichen Geist erörtern können. Ich möchte aussprechen, daß mein ehrenwerter Freund die Wichtigkeit der Frage sehr klar herausgebracht hat. Er brachte auch heraus, daß es keine einfache Frage ist, daß große Schwierigkeiten und Begrenzungen damit verbunden sind, und seine ganze Rede war eine gedankenreiche Erörterung des Gegenstandes und ein wirklicher Beitrag, glaube ich, dazu, daß wir einigen Fortschritt machen; in diesem Sinne möchte ich mich mit ihr beschäftigen. Mein ehrenwerter Freund sagte, er wolle sie von dem streng praktischen Gesichtspunkt der nationalen Interessen behandeln. Der Abgeordnete für West Bradford (Mr. Jowett) hat ebenfalls von diesem Standpunkt aus gesprochen. Er sagte, es sei mehr in unserem Interesse als im Interesse irgendeiner kontinentalen Nation oder irgendeiner anderen Nation in der Welt gelegen, daß Schiffahrt und Privateigentum von der Wegnahme zur See immun sein sollten. Ich glaube, ich verstehe den Gesichtspunkt meines ehrenwerten Freundes richtig, aber ich will ihn in diesen Worten wiederholen: die Interessen, die der englische Handel darbietet, sind so groß und so vital, daß es absolut sicher ist, daß Immunität für Handelsschiffe ein zweifelloser Vorteil für Großbritannien wäre.

Um diese Position zu verstehen, müssen Sie betrachten, ob sie gesichert werden kann. Wir müssen eine absolute und sichere Immunität für uns selbst bekommen. Wenn ein Abkommen lose abgefaßt und von uns unterzeichnet wäre, das uns in Friedenszeiten unter dem Eindruck ließe, daß wir Immunität erreicht hätten, und dann, wenn wir unglücklicherweise in einen Krieg verwickelt wären, uns erst entdecken ließe, daß wir sie nicht erreicht haben, so würde das die unbefriedigendste und gefährlichste Lage sein, die sich denken läßt. Deshalb müssen Sie dieser Frage sehr vorsichtig näher treten, und eine Verständigung über sie ist von sehr verschiedener Art als ein Abkommen wie die Londoner Deklaration und ähnliche Dinge, die, indem sie die Beziehungen und den Verkehr zu Kriegszeiten nicht zwischen den Kriegführenden inter se, sondern zwischen Kriegführenden und Neutralen regeln, zur Sicherung dafür dienen können, daß diese Abkommen eingehalten werden, weil eine Nation, die kriegführend geworden ist, ängstlich sein wird, keine Wegnahme zu provozieren, und das in sich selbst einen automatischen Druck auf die kriegführende Nation bildet dazu, daß sie ein Abkommen nicht verletzt, zu dem sie in Friedenszeit gekommen ist und das ihre Beziehungen zu den Neutralen regelt. Wenn Sie aber dann zu einem Abkommen sich wenden, das nur zwischen Kriegführenden besteht, das sie im Frieden geschlossen haben, das aber in Kriegszeiten nur zwischen den kriegführenden Nationen wirksam wird, dann ist viel weniger Sanktion und Druck hinter ihm und es besteht dann viel größere Versuchung für eine von diesen kriegführenden Nationen dazu, daß sie, ich will nicht sagen, offen das Ding beiseite schiebt, aber, wie der Abgeordnete für Hexham gesagt hat, daß sie ihm ihre eigene Auslegung gibt.

Was ich befürchte, daß eintreten würde, es sei denn, daß eine Resolution über die Immunität des Privateigentums zur See sehr sorgfältig abgefaßt wäre, ist etwas von der Art, um ein Beispiel zu geben: Krieg ist ausgebrochen zwischen zwei kriegführenden Mächten, jede mit beträchtlichen Flotten; jede von ihnen hat sich im Frieden verpflichtet, die Immunität des Privateigentums und der Schiffahrt zur Kriegszeit zu respektieren. Ein Kaufmannsschiff, das der einen Macht angehört und mit einem Apparat für drahtlose Telegraphie ausgerüstet ist, könnte möglicherweise entweder absichtlich oder vielleicht sogar durch Zufall unter die Flotte des Feindes geraten. Der Feind, der ein Kaufmannsschiff sähe, das der kriegführenden Nation angehört, mit der er im Krieg liegt, ausgerüstet mit drahtloser Telegraphie, würde sicherlich entweder das Schiff selbst wegnehmen oder wenigstens seine drahtlose Telegraphie konfiszieren. Es wäre unmöglich, einen Zustand der Dinge zu haben, in dem,

wenn zwei Nationen im Kriege liegen, die Fahrzeuge jeder dieser Nationen, mit drahtloser Telegraphie ausgerüstet, sich frei zwischen der Flotte der anderen Nation bewegen und Nachrichten über ihre Stellungen zurückschicken könnten. Nehmen Sie an, daß diese Nation, um sich zu schützen, das Schiff wegnimmt oder seine drahtlose Telegraphie konfisziert — was könnte dann die andere Nation hindern, zu sagen: „Schon ist die Regel der Immunität vor Wegnahme zur See verletzt worden, und nachdem sie einmal durch den Gegner verletzt ist, haben wir nicht die Absicht, sie unsererseits zu befolgen"? Sie müssen eine sehr sorgfältige Vorschrift haben, um sich gegen Dinge dieser Art zu schützen. Oder, in Hinsicht der Konterbande, nehmen Sie an, daß Sie im Frieden ein Abkommen geschlossen haben, nach dem die Immunität des Privateigentums zur See gelten sollte, und daß zur Kriegszeit eine kriegführende Nation eine Liste von Konterbande veröffentlicht und Nahrungsmittel für Konterbande erklärt. Die andere kriegführende Nation verliert sofort alle Vorteile, alle die hauptsächlichen Vorteile, auf die sie rechnen zu können glaubte, als sie das Abkommen in Friedenszeiten unterzeichnete. Ich meine, diese Beispiele führen zu dem, was mein Hauptpunkt für den Nachweis ist, daß wir nicht einfach sagen können, wir seien bereit, der Immunität des Privateigentums vor Wegnahme zur See zuzustimmen. Aber wir wollen diesen Schritt vorwärts tun: ich meine, wir sind bereit und tatsächlich haben wir 1907 unsere Delegierten dahin instruiert, zu sagen, daß, wenn es wahrscheinlich zu einer Verminderung der Ausgaben für Rüstungen führen würde oder wir irgendeinen Beweis in dieser Richtung hätten, wir bereit sein müßten, irgend etwas zuzugestehen (sic!). (That if it were likely to lead to a reduction in expenditure on armaments, or if we had any evidence to that effect, we must be prepared to agree to something.)

Nun fürchte ich aber, die Lage mit Rücksicht auf die Verminderung der Rüstungsausgaben hat sich nicht gebessert. Man pflegte anzunehmen, daß andere verbündete Nationen nur auf ein Wort von uns über diese Frage warteten, um ihre Flottenausgaben zu vermindern. Das pflegte man besonders von Deutschland anzunehmen. Ich glaube, vor einigen Jahren war es wirklich die zugrunde liegende Annahme derer, die diesen Standpunkt vertreten, daß, wenn wir nur das erste Wort sprechen wollten, das zur Verminderung der deutschen Flottenstärke führen würde. In allen den acht oder neun Jahren, die wir im Amte sind, haben wir nie das geringste Anzeichen von irgendeiner verbündeten Macht gehabt, dessen ich mich erinnern kann — sicherlich nicht von Deutschland — daß ihre Flottenausgaben irgendwie mit der Frage der Immunität des Privat-

eigentums vor Wegnahme zur See zusammenhinge. Keine andere Nation ist zu uns gekommen und hat uns gesagt: „Wenn ihr diesem zustimmt, so ermöglicht uns das die Reduktion unserer Flottenausgaben." Wenn das der Fall wäre, so hätten wir irgendein Anzeichen dafür gehabt. Mein ehrenwerter Freund, der die Resolution eingebracht hat, sagte, die Änderung werde eine indirekte Wirkung haben. Meine eigene Meinung ist, daß tatsächlich nichts, was Sie tun können, keine Änderung im Recht, keine Resolution oder Regulation dieser Art wirklich einen wesentlichen Einfluß auf die Möglichkeiten eines Krieges oder die Rüstungsausgaben haben wird, außer einem Ding und das ist der wachsende Glaube unter den großen Nationen der Erde, daß sie gute Absichten gegeneinander haben. Wenn wir nur zu diesem Stand der Dinge kommen könnten – der von Zeit zu Zeit ohne irgendeine Allianz oder bindende Verpflichtung zwischen bestimmten Nationen erreicht wird – und wenn die Presse der verschiedenen Völker, wenn sie sich mit internationalen Fragen und auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt, jedem Land wenigstens das Benefiz des Zweifels gäbe, dann würden wir, glaube ich, eine riesige und schnelle Verbesserung in der Frage der Rüstungen sehen. Bis wir eine Änderung dieser Art erlangen, glaube ich nicht, daß die Marineetats der fremden Mächte berührt oder geändert werden können durch diese Frage (der Wegnahme zur See) oder durch andere bestimmte Vereinbarungen, die wir anböten. Mit Rücksicht auf das Kriegsrisiko und den Druck, der auf eine fremde Macht durch den Eingriff in ihren Seehandel geübt werden kann, sind, glaube ich, die Ansichten auf dem Kontinent sehr verschieden von dem, was wir von Lord Loreburn in diesem Land zitiert bekommen haben, und es ist im gegenwärtigen Augenblick die Befürchtung des Eingriffs in den Seehandel, die auf dem Kontinent als eines der großen Risiken einer Kriegserklärung (risks of going to war) angesehen wird.

Wir dürfen keinen Zustand herbeiführen, bei dem, zwischen uns selbst und einer großen kontinentalen Nation, diese große kontinentale Nation sich zurechtlegt, daß sie im Kriegsfall keine Gefahr, oder eine Gefahr von sehr beschränkter Tragweite läuft, während wir selbst Gefahren von unbeschränkter Tragweite ausgesetzt bleiben; denn, im Vergleich mit irgendeiner kontinentalen Nation, wären wir im Fall eines Kriegs mit ihnen – wir wären es wenigstens, wenn unsere Flotte nicht die genügende Stärke hätte – einer Gefahr ausgesetzt, der keine kontinentale Nation ausgesetzt wäre. Wie groß auch die Überlegenheit unserer Flotte über die irgendeiner großen kontinentalen Nation sein mag, so kann doch keine Rede sein, was für Seesiege wir auch immer erfechten mögen,

von der Invasion oder der Eroberung dieses Territoriums unsererseits. Das ist, mit den enormen kontinentalen Armeen, die dort stehen, außer Frage, so daß keine kontinentale Nation diese Gefahr läuft, soweit wir in Betracht kommen. Soweit wir in Betracht kommen, angenommen unsere Flotte sei verringert und die Operationen unserer Flotte so beschränkt, daß sie unfähig ist, auf das andere Land zu drücken, und das andere Land imstand ist, den Krieg fortzusetzen, ohne solchem Druck zu unterliegen, so könnten Sie den Krieg für eine so lange Zeit fortgeführt bekommen, während welcher das ganze Gewicht der Kriegslast und des Seeschutzes auf unserer Flotte und nicht auf der Flotte der kontinentalen Macht liegt, und Sie machen den Krieg zu einer sehr einseitigen Sache, wenn Sie einmal einen Zustand schaffen, in dem das Gewicht des Kriegsrisikos riesig gegen unser Land und riesig zugunsten der großen Kontinentalmacht fällt, und ich bezweifle, daß Sie irgend etwas ausgerichtet haben, sei es zur Verringerung der Wahrscheinlichkeit eines Kriegs, sei es zur Verminderung der Rüstungsausgaben. Deshalb lege ich Wert auf das Blockaderecht. Eliminieren Sie das Blockaderecht bei der Frage des Eingriffs in Handelsschiffe und Privateigentum auf hoher See, so stimme ich mit meinem ehrenwerten Freund, dem Antragsteller der Resolution, insoweit überein, als ich nicht glaube, daß es in unserm Interesse liege, daß wir uns als Champions für die Aufrechterhaltung jenes Rechts (des Wegnahmerechts) hinstellen (that we should pose as champions).

Mein ehrenwerter Freund sagte, wir seien auf der letzten Haager Konferenz das große Hindernis gewesen. Ich kann nur meine mehr oder weniger persönliche Meinung äußern, da dieses ein sehr breiter Gegenstand ist, den die Regierung viel sorgsamer betrachten muß, als sie bisher Zeit hatte zu tun, ehe sie ihren Delegierten zur Haager Konferenz ihre endgültigen Instruktionen gibt, aber meine eigene Ansicht ist, daß kein Grund vorliegt, weshalb wir als das hauptsächliche Hindernis auf der nächsten Haager Konferenz erfunden werden sollten. Es gibt keinen Grund, weshalb wir nicht unsere Anstrengungen und unsere Überlegungen in der Zwischenzeit, die bis zur nächsten Haager Konferenz vergehen muß, darauf richten sollten, nicht daß wir unsere Delegierten mit Argumenten zur Bekämpfung der Resolution versehen, die zweifellos von den Vereinigten Staaten oder einer anderen Macht, die sie schon früher einbrachte, vorgeschlagen werden wird, sondern daß wir die Bedingungen prüfen, unter denen wir unsere Delegierten instruieren können, die Resolution anzunehmen. Ich möchte anregen, daß die Erörterung bei uns zu Lande sich hingibt nicht bloß der Einschärfung des einen Punktes, daß die Verleihung von Immunität

an Handelsschiffe und Privateigentum zur See etwas Wünschenswertes sei ohne genaueres Zusehen, sondern die Erörterung sollte sich mit der Prüfung der Bedingungen beschäftigen, unter denen es für unser Land gefahrlos sein möchte, einer solchen Resolution zuzustimmen. Einige von diesen Bedingungen sind selbstverständlich. Zuerst die Frage der Blockade, in der wir ein anerkanntes Einverständnis mit anderen Ländern brauchen würden. Wir hatten ein solches in der Londoner Deklaration. Wenn die Londoner Deklaration ratifiziert wäre, so hätten wir an ihr etwas von Bestand, was mit Rücksicht auf diesen besonderen Punkt der Blockade genügte. Ohne ein Einverständnis über die Blockade könnten wir dieser speziellen Resolution nicht zustimmen. Sodann müßten wir jedenfalls sehr strenge Bedingungen über die Konterbande haben, damit wir uns schützten gegen das von mir gegebene Beispiel, daß das Fehlen einer Regulierung der Konterbande als Protest oder Vorwand für die Beiseitesetzung der Immunität in Kriegszeiten benützt würde. Das bedürfte sehr sorgfältiger Erwägung. Ich glaube, mein ehrenwerter Freund, der Unterstaatssekretär des Auswärtigen, hat gesagt, wir müßten eine Vereinbarung haben, daß Handelsschiffe nicht in bewaffnete Schiffe verwandelt werden dürften. Sonst wäre, was geschehen würde, dieses: Sie lägen im Krieg mit einer kontinentalen Macht und hätten vielleicht eine Blockade ihrer Häfen aufgerichtet. Eins von diesen Handelsschiffen dürfte dann in einen neutralen Hafen nahe seiner eigenen Küste gehen, und Sie wären unfähig, seine Fahrt aufzuhalten. Es könnte dort hinfahren und warten, bis ihm ein günstiger Zustand der Blockade erlaubte, in einen der neutralen Häfen der kontinentalen Macht durchzuschlüpfen und wieder aufzutauchen als ein bewaffnetes Schiff, um so viel Unheil anzurichten, als es kann*). Das ist also einer von den Punkten, über die Sie ein Abkommen brauchten. Ich stimme durchaus meinem ehrenwerten Freund, dem Abgeordneten für Hexham (Mr. Holt), darin bei, daß, wenn wir in irgend etwas dieser Art willigen, wir ein quid pro quo erlangen müssen (if we agree to anything of this kind we must get a quid pro quo). Ich glaube, er erwähnte die Frage der fliegenden Minen. Das, darin stimme ich bei, ist etwas, worüber wir sicherlich ein Abkommen brauchen würden.

*) Das ist ein völliger Unsinn, denn eine kriegführende Macht hat doch keine „neutralen" Häfen, in denen Arsenale zur Armierung von Handelsschiffen bereitliegen. Aber die Stelle ist so im amtlichen Bericht enthalten, ohne jede Zweideutigkeit in der wörtlichen Fassung. Der Unterstaatssekretär hat etwas ganz anderes gesagt (S. 385, 386), wo er übrigens auch, am 6. Mai, erklärt hat, er halte „einen Krieg mit Deutschland für etwas genau so Unmögliches" wie einen mit Portugal oder Frankreich oder irgendeinem anderen Staat, den er als Beispiel anführen könnte.

Alle diese Punkte verlangen sorgfältige Prüfung. Mein ehrenwerter Freund, der dem Haus die Resolution in kräftiger Weise vorgelegt hat, schien die Schwierigkeiten nicht zu verkennen. Ich habe mehr meiner eigenen persönlichen Überzeugung Ausdruck gegeben als der festgelegten Ansicht der Regierung, die noch nicht Zeit gehabt hat, den ganzen Gegenstand zu betrachten; aber ich denke, ich bin meinem ehrenwerten Freund ein beträchtliches Stück entgegengekommen, indem ich die Position vorschob, die wir auf der Haager Konferenz einzunehmen imstande sein möchten. Ich habe Gründe angegeben, warum wir uns freie Hand wahren müssen. Unser Zweck ist dabei nicht, eine nackte Opposition gegen diese Frage bei der nächsten internationalen Gelegenheit zu machen, sondern uns nur davor zu hüten, daß wir uns zur Annahme verpflichten, ohne daß wir uns die richtigen Bedingungen gesichert haben. Wenn dem so ist, kann ich von Regierungs wegen keine Resolution annehmen, die uns verpflichtet, Verhandlungen mit fremden Ländern einzuleiten, wie es diese Resolution, wie ich sie ansehe, tut. Wir müssen zuerst Zeit haben, die Bedingungen auszuarbeiten, unter denen wir zu verhandeln bereit sein würden. Ich vertraue, daß im Lauf des nächsten Jahres oder so das geschehen sein wird und daß, wenn der Gegenstand das Haus wieder beschäftigt, die Regierung in einer Lage sein mag, um den Gegenstand ein wenig weiter zu bringen und sich ausführlicher zu äußern über die Bedingungen, unter denen unser Land eine solche Stellung einnehmen könnte. Wenn zugegeben wird, daß wir Bedingungen haben müssen, so würde ich durchaus bereit sein, die Stellung einzunehmen, daß wir bei der nächsten Gelegenheit uns nicht weigern sollten zu verhandeln, sondern selbst mit den tatsächlichen Bedingungen herauskommen sollten, die wir in der Sache für wesentlich und billig halten im Hinblick auf die Möglichkeit einer Verständigung."

Abg. Morrell: Würde der sehr ehrenwerte Herr eine leichte Abänderung der Resolution in dem Sinn akzeptieren, daß die Regierung willens wäre zu verhandeln, wenn sie dazu eingeladen würde?

Sir E. Grey: Nein. Wir müssen uns selbst die passende Zeit bestimmen zur Prüfung der Sache. Es ist nach der Resolution, wie sie vorliegt, schwer, genau zu sagen, wozu wir durch sie verpflichtet sein würden.

Die Debatte wurde, nachdem Sir F. Banbury noch wenige Worte gesprochen hatte, durch den Elfuhrschlag abgeschnitten und verlief also ergebnislos. (The Parliamentary Debates, Official Report. V^th Series, Vol. LXII, 4^th Session of the 13^th Parliament of the united kingdom, 4 a 5 George V, House of Commons. 5^th Vol. of Session 1914, 4^th May to 22^nd May.

S. 367–411: 367 Resolution, Rede Morrells; 378–388 Unterstaatssekretär Acland; Holt S. 397, Grey S. 403–411.) Das Ministerium war wieder einmal gerettet. Am Tag darauf legte der Obereinpeitscher der Regierung die Guillotine-Resolutionen für die drei Vorlagen auf dem Tisch des Hauses nieder, die unter der Parlamentsakte zum drittenmal durchs Unterhaus gejagt und dann über die widerspenstigen Lords hinweg dem König zur Unterschrift vorgelegt werden sollten; acht Tage später stand Asquith wieder vor diesem Tisch und erging sich über den Home-Rule-Konflikt den Oppositionsführern und der unzufriedenen Armee gegenüber in denselben Redensarten, die Grey über die Beschlagnahme gegenüber seinen Parteifreunden und dem Ausland gemacht hatte (wir werden nie eine Verständigung ablehnen, aber natürlich muß das ein Geschäft sein, bei dem wir auch gewinnen; wir sind vollkommen offen, indem wir sagen, daß wir uns vor allen Dingen nicht in irgendeiner Richtung binden und nichts gesagt haben wollen); er fand aber seinen Meister, hier wie schon früher, in dem Abgeordneten für Waterford, der erklärte, wenn die Regierung sich zu Abänderungen der Home-Rule-Vorlage verstehe, behalte er sich vollkommen freie Hand vor — werde er die Regierung durch Entziehung der siebzig Irenstimmen stürzen. Die Regierung wußte auch ohnedies, woran sie war und daß sie die Home-Rule-Vorlage in der von Redmond genehmigten Form durchsetzen oder einen so schmählichen Abschied vom Amt nehmen müßte, daß ihre Führer für immer erledigt wären. Jedes Mittel mußte ihr dazu recht sein. Es gab kein Verbrechen, auch nicht das Verbrechen der Kriegsbrandstiftung, das sie nicht zu begehen fähig wäre, um sich damit aus der drohenden Not des Bürgerkrieges zu retten. Das hat nicht ein deutscher Professor erfunden, sondern ein englischer Vaterlandsfreund, ein Führer seines Volkes, einer, dessen Namen doch noch einen anderen Klang in der Welt hat als die Namen der Leute von Westminster.

Rudyard Kipling hat am 16. Mai auf einer Anti-Home-Rule-Versammlung in Tunbridge Wells gesagt:

„Als ich jung war, pflegte ich in Indien Kriminalfälle in den Zeitungen zu besprechen. Das war lehrreiche Arbeit, weil sie mich mit Fälschern und Betrügern und Mördern und anderen unternehmenden Herren der gleichen Art zusammenbrachte. Manchmal besuchte ich meine Freunde, über deren Verurteilung ich berichtet hatte, im Gefängnis, wo sie ihre Strafe abbüßten. Ich erinnere mich an einen Mann, der mit Lebenslänglichem für Mord davongekommen war. Er war ein kluger, glattzüngiger Geselle, und er erzählte mir, was er seine Lebensgeschichte nannte. Es war keine sehr wahre Abrechnung, aber er

schloß mit einem wahren Satz. Er sagte: ‚Glauben Sie das mir, daß, wenn einer einmal krumm anfängt, ein Ding zum anderen führt, bis er sich in einer solchen Lage befindet, daß er jemand anderen aus dem Weg schaffen muß, um wieder grad zu werden.‘ Nun, das beschreibt aufs Haar die gegenwärtige Lage des Kabinetts. Sie haben krumm angefangen; ein Ding führte zum anderen, bis sie sich in solch einer Lage befanden, daß sie jemanden aus dem Weg schaffen mußten, um wieder gerade zu werden.“

Der Jemand, den das Kabinett damals im Mai zu morden bereit war, ist Ulster gewesen. Im Juli waren die Dinge, die eins ins andere führen, noch ein Stück weiter gegangen. Jetzt ist Deutschland an der Reihe, daß es sich morden läßt und dadurch dem englischen Kabinett, nach den Worten des größten englischen Dichters, dazu verhilft, daß es „wieder gerade“ werden kann. Aber das war Kiplings Anfang. Sein Ende ist besser.

„Laßt euch nicht täuschen durch ein Geschwätz von Vereinbarungen oder Zugeständnissen im Unterhaus. Wenn dieses Kabinett denkt, daß Mord ihm wieder gelegen sein kann, so wird es wieder einen Mord versuchen. Und sie werden noch weiter gehen. Im Licht ihrer Handlungsweise von vor zwei Monaten sind wir berechtigt, zu glauben, daß, wenn durch irgendeine Fälschung von Tatsachen, Reden, Urkunden oder Telegrammen, durch irgendeine Bestechung, durch meineidiges Zeugnis oder vorbereitete Provokation, durch eines dieser Mittel die Schuld am Blutvergießen auf den Gegner, auf Ulster, geschoben werden kann, das Kabinett sich offen oder heimlich dieser Fälschung bedienen wird.“

Ein Daniel, ein zweiter Daniel!

Aber freilich ist das, wie Kipling sagen würde, eine andere Geschichte. In der Rede, die ich hier wiedergegeben habe, hat Grey nicht gemordet und nicht gefälscht, sondern seine ganze Staatskunst, so deutlich es ihm seine bescheidenen Gaben erlaubten, in die zwei Hauptsätze gefaßt, die für die Geschichtschreiber des Jahres 1914 mehrere Blaubücher aufwiegen werden:

Der erste: Die Beschlagnahme des Privateigentums zur See gilt der Regierung, sofern das Blockaderecht vorbehalten bleibt, erstens als etwas, was sich rechtlich und billigerweise nicht verteidigen läßt, und zweitens als etwas, was für England selbst, im ungünstigen Fall, den furchtbarsten Schaden bringen kann. Trotzdem gibt die Regierung es nicht auf, einfach, weil ihr die Vorstellung zu fest und tief sitzt, daß man nichts hergeben darf, was man hat, ohne etwas dafür einzuhandeln. So ist das Äußerste, wozu sie sich verstehen kann, daß sie jedem, der das Beschlagnahmerecht ebenfalls aufgehoben

sehen möchte, den Kaufpreis dafür angeben will, der an England für die Aufgabe seines ungerechten Standpunktes zu zahlen wäre: und dieser Kaufpreis bestünde für Deutschland in einer Verringerung seiner Seerüstungen, die jeden ernstlichen Widerstand gegen englische Flottenangriffe ausschlösse. Das ist der klare Sinn des Aclandschen Worts, das Grey selbst bekräftigt: Wir haben die Frage der Beschlagnahme mit der Frage der Abrüstung vermischt.

Der zweite: Grey mißtraut jedem Vertrag, an den sich die Kontrahenten nicht aus Not und Zwang der Umstände gebunden fühlen müßten. Und dieses Mißtrauen entspringt schlechtem Gewissen. Er sieht voraus, daß jeder Kontrahent nach einem Vorwand suchen würde, den Vertrag zu brechen; denn er weiß es von sich selbst, daß er das tun würde. Und in der Tat hat sich das doch fast Unglaubliche — durch äußerste Schamlosigkeit Unglaubliche — hier zugetragen. Grey hat gesagt: „Wenn wir auf das Beschlagnahmerecht verzichten, so kann eine andere Macht — Deutschland — kommen und Lebensmittel für Konterbande erklären und dann ist unsere ganze Sicherung dahin." Wer aber hat Lebensmittel für Konterbande erklärt und dabei sein Kaperrecht noch dazu aufrechterhalten? Die Regierung, für die Sir Edward Grey damals sprach und heute noch spricht.

Wie war es doch? „Wenn durch irgendeine Fälschung die Schuld am Blutvergießen dem Gegner zugeschoben werden kann, dann wird dieses Kabinett offen oder heimlich die Fälschung begehen."

Briefe von Scharnhorst

II

An seine Tochter.

[6. bis 9. Okt. 1806.]

Erfurt, den 6. Oktober, Abends 11 Uhr.

Dies ist endlich ein Augenblick, in dem ich Ruhe habe, in dem ich mich besinnen kann. — Seit meiner Ankunft bei dem Hauptquartier des Herzogs oder Königs, — man weiß nicht recht, wie mans nennen soll — habe ich noch keine Nacht über drei Stunden geschlafen. — Dabei so viele Sorgen, so viele Dispute und Zänkereien, daß ich mich über meine gute Gesundheit wundern muß — die Armee von beinahe 100 Eskadronen und so vielen Bataillonen, Batterien, Reserven, Lazaretten, usw. aus allen Winkeln zusammengestoßen, ohne alle Verbindung, ohne einen Generalstab, in Bewegung zu setzen, mit Ordnung darin zu dirigieren, — dabei mit manchen angesehenen Leuten zu tun zu haben, die den Herzog hassen und alle Gelegenheiten zu Beschwerden aufsuchen — ist keine Kleinigkeit. Von der andern Seite mit solchen, die meine Sklaverei beneideten — Alle diese und eine Menge andere Widerwärtigkeiten haben mich täglich, stündlich, seit 14 Tagen bestürmt. — Meine Sorgen und meine Last sind noch dieselben, aber die Verdrießlichkeiten haben abgenommen — meine Verhältnisse sind arrangiert, und meine Lage ist jetzt wenigstens erträglich. Ohne Eigenliebe glaube ich behaupten zu können, daß durch einen Zusammenfluß von Umständen wenige Menschen in meiner Lage sich erhalten und ihre Reputation behauptet hätten. — Jetzt macht mir die Sache keine unangenehme Zurückerinnerung, weil sie mir Zutrauen zu mir selbst gibt — Wenn ich von der andern Seite die Besorgnisse, die Arbeit, das unablässige, oft erfolglose Streben, alles gut einzuleiten, alles zweckmäßig ausgeführt zu sehen, diesen ewigen Kampf mit so vielen unübersteiglichen Hindernissen, welche sich dem Ziele der rastlosen Bemühungen unaufhörlich entgegensetzen, wenn ich dabei die wiederholte Unruhe des Gemüts, das unvermeidliche Reiben der Leidenschaften erwäge, welche mir noch bevorstehen, und welche meiner noch erwarten, so muß ich mich zusammennehmen, wenn ich nicht mißvergnügt werden will — der Herzog, auch der König sind und können mir nicht anders

als gut sein, auch bin ich mit Phull, Kleist*) und den übrigen Umgebungen in bester Freundschaft. — Das macht es aber nicht aus — meine Zufriedenheit erfordert, daß alles mit uns gut gehet, und wenn ich dies nicht erlangen kann, so bin ich unglücklich — bitte, flehe, spotte, poche, tue alles, was ich kann, um den Zweck zu erreichen. — Dies ist meine Lage. Nun gute Nacht — das Herz wird einem leichter, wenn man seine Leiden denen mitteilt, die man liebt.

Den 7., abends 11 Uhr.

Ich nütze die Zeit, so viel ich kann, um Dir, meine liebe Julchen, zu schreiben und Euch alle an mich zu erinnern. — Heute habe ich Deinen Brief und den von Kropp**) erhalten. — Ich danke für beide. — Sie haben mir jetzt eine sehr angenehme Stunde gemacht — Nichts hat mich mehr divertiert als die Verzieherei des Onkels mit Auguste. — Der arme Junge! — Sag dem Verzug, er sollte doch einmal an mich schreiben, aber klein und viel — Ich habe Dich nun, meine liebe Julchen, 4 Briefe außer diesem geschrieben — den ersten von Göttingen, den 2. von Mühlhausen und den 3. und 4. von Naumburg. —

Napoleon steht mit einer ziemlichen Macht vor uns; die beiderseitigen Posten gegen einander über. — Er ist stärker an Mannschaften, vielleicht in kurzer Zeit doppelt so stark. — Es kömmt nun darauf an, wie wir unsere Sache machen. — Was man tun müßte, das weiß ich wohl, was man tun wird, wissen die Götter. —

Mit dem General hat es noch Zeit, meine liebe Julchen, das verlange ich nicht, wenn man mir nur gibt, was man mir seit Jahr und Tag versprochen. — Nicht weil man mir nicht gut ist — im allgemeinen ist man mir vielleicht geneigter als irgend jemand. — Ich verstehe aber nicht die Kunst etwas herauszupressen und darauf kömmt es an. — —

Den 8.

Napoleon kömmt uns immer näher, schlagen wir ihn nicht, so schiebt ja die Schuld nicht auf mich — ich bin gewiß sein tätigster Gegner.

Den 9.

Morgen früh gehe ich von hier, die ganze Armee ist zusammen. — Der gute Napoleon kömmt uns entgegen — eine kleine Kanonade ohne Blutvergießen hat dies traurige Schauspiel gestern bei Saalburg eröffnet. — Welch ein Ge-

*) Oberst v. Kleist, Adjutant des Königs.

**) Kropp (Cropp, Croupp), diente bis 1803 als Hauptmann im 5. Hann. Inf.-Regt. und lebte nachher in Hannover, wo er mit Scharnhorsts Bruder Wilhelm in freundschaftlichem Verkehr stand.

dränge von Menschen; alle nur, um die Beschwerlichkeiten des Tages zu überwinden und dabei mit den Bedürfnissen des Lebens zu kämpfen. — Ich armer Mensch habe alles vollauf — aber dagegen keine Minute frei, keine Stunde ohne Sorgen. Kein Dienst ist undankbarer, und keiner erfordert eine unablässigere, unaufhörlichere Arbeit als die eines Generalquartiermeisters bei einer großen Armee. — Wahrscheinlich dauert der Krieg nicht lange, sollte dies aber wider Vermuten der Fall sein, so gebe ich meine Stellung auf, sobald die Kampagne geendigt ist, und diene auf eine andere Art bei leichten Truppen oder in der Artillerie; doch muß ich gestehen, daß, obgleich wir uns jetzt alle Tage bewegen, doch die Arbeit mir weniger unangenehm ist, als sie mir anfangs war. Ich habe nun den Dienst einigermaßen organisiert. —

Von Onkel Schmalz habe ich einen sehr rührenden Brief und von dem Onkel Jäger*) habe ich weder Pelz noch ein Pferd erhalten. — Beide sind mir jetzt nötig, weil ich nun auf der Stelle Dispositionen zu treffen und auszuführen habe. — Vielleicht sehen wir schon übermorgen die französische Avantgarde. — Darum gehet es aber noch nicht auf Leben und Tod, wie Du Dich vorstellst. Napoleon hat den Krieg eröffnet und ist uns ins Bayreuthsche gefallen. Wir wären in Verlegenheit gewesen, hätte er nicht diesen Schritt getan.

Meine Pferde sind gesund, meine neuen Wagenpferde sehr gut. Wenn der Onkel mir nur bald noch ein gutes Pferd schickte. — Nun, meine liebe Julie, betreib es bei dem Onkel, daß August in die erwähnte Pension kömmt und nicht gänzlich verzogen wird. — Schreib mir bald. — Setz darauf: Erfurt oder wo das Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig ist. — Adieu, meine innigst geliebte Tochter, küsse August, und sag den Onkel und Kropp, sie sollten bald an mich schreiben. — Adieu alle. — Dein Dich innigst guter Vater Scharnhorst.

An seinen Sohn Wilhelm.

[Gadebusch und Lübeck], den 5. November 1806.

Mein lieber Wilhelm. In einem Wirbel von unaussprechlichen Arbeiten, Unruhen und Fatiguen habe ich seit 21 Tagen auch nicht einen Augenblick Zeit gehabt an Dich, mein innigst geliebter Sohn, zu schreiben. Eine unglückliche Schlacht am 14. und eine Menge Arrieregarden-Gefechte, und 21 Märsche jeden von 5 bis 7 Meilen, zum Teil in der Nacht, habe ich glücklich überstanden. In der Schlacht habe ich einen Schuß in die Seite bekommen, der in

*) Wilhelm Scharnhorst.

8 Tagen geheilt sein wird; eine andere Kugel ging durch die Chenille an der Schulter, wo sie wattiert war, und streift mich nur. Ein Pferd verlor ich auf der Stelle, das andere wurde mir verwundet und trug in der Not den Prinzen Heinrich aus der Schlacht, nachdem sein Pferd erschossen war und er nicht gehen konnte; ich schlug mich mit einer Muskete in der Hand mit den letzten Musketieren durch. Ich hatte viel Glück. Der linke Flügel, den ich dirigierte, siegte, und nur erst, als der rechte geschlagen und der Feind dem linken in Rücken kam, wurde der linke gezwungen sich zurückzuziehen. Das schlechte Betragen mehrerer Kavallerie-Regimenter, die Konfusion im Kommando, das Zurückhalten des Reserve-Korps, $^2/_3$*) der Armee unter Kalkreuth, entzog uns den Sieg. Ich war rasend, klagte bei dem König, als ich aus der Schlacht kam, alle die an, welche es verdienten.

Seit dieser Zeit hielt ich mich an den Mann, mit dem ich glaubte etwas ausrichten zu können, den General von Blücher. Wir haben die Arrieregarde 21 Tage gemacht, eine Menge Gefechte geliefert und die meisten glücklich, sind aber nicht über die Oder gekommen, weil wir 3 Tagemärsche zurück waren.

Diesen Brief endige ich in Lübeck, ich fing ihn an in Gadebusch. Adieu, mein innigst geliebter Wilhelm, umarme Tante, Onkel, alle in meinem Namen. Adieu, mein bester Sohn.

v. Scharnhorst.

An seinen Sohn Wilhelm.

Anklam, den 23. November 1806.

Eben bin ich im Begriff, von hier ab über die Oder zu gehen, dann kann ich vorerst nicht wieder an den innigstgeliebten meiner Kinder schreiben. Zu den gefahrvollen, mühsamen und traurigen Tagen, welche ich erlebt, kömmt nun noch die völlige Abgeschiedenheit. Aber das Glück verließ mich nie, es wird mich jetzt nicht ganz verlassen. Dies ist mein Trost und der, den ich Dir, mein lieber Wilhelm, und allen meinen Lieben in Halle geben kann. Ich habe niemand als Schmidt bei mir. Meine Waffenbrüder und treuen Freunde, mit denen ich in Glück und Unglück Leben und Tod teilte, habe ich in der Gefangenschaft zurücklassen müssen. Ich bin allein der glücklich Ausgewechselte. Meine Reise gehet über Danzig nach Königsberg. Gefangen nach Potsdam geführt zu werden, hätte mich das Leben gekostet. In Preußen hoffe ich noch 4 Reit- und 2 Wagenpferde und Zeug zu finden. Ich bin arm und bloß, doch

*) Offenbar verschrieben für $^1/_3$.

fehlt es mir nicht am Reisegelde. Vergiß nicht den Vater, der so viel um Dich tat, der Dich immer so innigst liebte, und der in Deinem Glück seines suchte. Nun umarme und küsse ich alle und sage ihnen, sie sollten nicht das Edelste und Beste für die Menschen, den Mut und die Hoffnung verlieren.

An seine Tochter.

Danzig, den 28. Novbr. 1806.

Meine liebe Julchen. Du bist immer die erste und die letzte, an die ich schreibe, und Du wirst mir daher gewiß die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich ein fleißiger Korrespondent bin. In dieser Nacht bin ich hier in den Hafen der völligen Freiheit angekommen. Ich halte hier einen Rasttag, doch nur 8 Stunden. Nun kann mich nichts mehr abhalten, zu dem Könige zu kommen. Ich fühle mich hier ganz anders; schon hatte ich den Vorschmack davon, als ich die ersten Preußischen Posten antraf. Bis dahin sah ich keine andere als zersprengte Leute ohne Gewehr, die in höchster Not ihrer Bedürfnisse ihre Heimat zu erreichen suchten; ich habe jedem treu mitgeteilt, so viel ich aus Furcht für eigenen Mangel es konnte. Auch bis zu diesem Augenblick habe ich diese treuen Gefährten unsers unglücklichen Zuges nicht ohne Wehmut und sehr oft nicht ohne Tränen ansehen können. Sie hatten meistens das Vergangene verschmerzt und berechneten nur den Weg und die Schwierigkeit, die ihnen aufstoßen möchten. Genauer wußten sie die Vorgänge der Affäre, als ich vorher es dachte.

Ich habe hier mich ein bißchen militärisch ajüstiert. Ich sah allzu verfallen und zerrissen aus.

Zu meinem größten Vergnügen gehet die Post hierher noch immer, und ich bitte Dich daher, mir bei erster Post zu schreiben. An Sr. Wohlgeboren den Herrn Scharnhorst zu Königsberg in Preußen, poste restante. Wie groß würde meine Freude sein, wenn ich einen Brief von Dir erhielte und nun auf einmal von Euch so viel erführe. Laß aber, meine liebe, beste Julchen, auch ja nicht den ersten Posttag vorübergehen, ohne mir zu schreiben. Ich habe einen gerechten Anspruch auf einen langen und umständlichen Brief von Euch. Aber klein geschrieben und dünnes Papier. In einem Orte zwei Stationen von hier traf ich einen Studenten, der mir von Wilhelm Nachricht gab und nach der Affäre bei Halle dort weggegangen war. Als ich Gravemühlen passierte, sprach ich Wildfang, er wußte von nichts.

Wenn ich nun, was ich hoffe, in einigen Tagen meine Equipage, wenigstens

einen Teil, wieder bekomme, so bin ich einigermaßen wieder geholfen. Ich habe überdies bei derselben noch Geld. Da es immer etwas besser zu gehen pflegt, als man es sich denkt, und da ich Glück habe, wie der alte Hammerstein mir oft sagte, so habe ich auch jetzt keinen andern Gedanken, als daß meine Sachen durchgekommen sind, ein Objekt von wenigstens 1100 Taler. Die Sachen stehen, wie ich mir die Hoffnung mache, mit uns überhaupt besser, als man vielleicht bei Euch glaubt, und als ich selbst bisher glaubte. — Adieu, bald einen Brief. Adieu, umarme Onkel und August, alle in meinem Namen, Adieu. Dein Dich so zärtlich und innigst liebender Vater.

Auf meiner Reise hierher traf ich auf zwei französische Offiziere; sie gaben sich für Kommissäre aus. Schon den ersten Abend machten wir eine förmliche Konvention, einander gegenseitig zu schützen, wenn Parteien uns überfielen, und bei andern Gelegenheiten einander eine gute Behandlung zu garantieren. Als wir unsern Posten nahe kamen, gingen sie zurück. So bin ich nun glücklich bis hierher gekommen und darf nun keinen weitern Aufenthalt fürchten. Es ist für mich sehr tröstend gewesen, daß ich durchgehends das Benehmen des Blücherschen Korps in Hinsicht seines Widerstandes loben und auf unsere Festungskommandanten schimpfen hörte. Wenn ich es dahin bringen kann, so werde ich bei den Russischen Armeen, aber als Preußischer Offizier dienen; denn ich will nicht bei der Preußischen Armee angestellt sein, der General Kalkreuth*) ist mein Mann nicht. Ich will aber auch jetzt unter keiner Bedingung den Preußischen Dienst verlassen, dies halte ich unedel. Übrigens wird auch der Preußische Staat nie ganz zu Grunde gehen, und in jedem Fall eine Armee im Frieden behalten. Es kann aber wohl sein, daß sie kleiner wird, als sie bisher war.

Schreibe ja von keinem Franzosen etwas in Deinem Briefe, sonst wird er nicht durchgelassen. Adieu, meine beste Julie; nun daß ich die Hoffnung habe, von Dir einen Brief erhalten und Dir schreiben zu können, bin ich lange so traurig nicht als vorher. Schreib mir, was August macht, von allen umständlich. Und wenn Heinrich und Jette etwas bedarf, Geld, Zeug; so gib es ihnen und gib Heinrich jeden Sonntag eine Kleinigkeit, das, was ich Dir schon einmal geschrieben.

Schreib mir, ob Du den Brief aus Naumburg durch Grote erhalten? Er kostete mir viele Tränen; Du hast dies ihm gewiß nicht angesehen. — Adieu, meine beste, gute Tochter. —

*) Kalkreuth hatte nach Jena und Auerstädt zunächst den Oberbefehl über die Truppen in Preußen erhalten, wurde aber später zum Gouverneur von Danzig ernannt.

An seinen Bruder Wilhelm und an seine Kinder.

[4.–8. Dez. 1806.]

Königsberg, den 4. Dezember 1806.

Lieber Bruder. Ich bin so glücklich gewesen heute meine Equipage wieder zu finden. Der große junge Fuchs ist fort, den alten kleinen hat Knesebeck mit nach den Russen genommen. Es ist also nur das ehemalige von Bordeau aufgenommene Wagenpferd, die 2 andern Wagenpferde und der dicke Fuchs noch da, den ich zu stark geritten hatte. Ich habe nun gleich auf der Auktion der Pferde der gefangenen Offiziere 2 sehr gute Reitpferde sehr wohlfeil gekauft einen polnischen Schecken und ein mecklenburgisches braunes Pferd, das erste 12 und das andere 6 Jahre alt, beide zugeritten, – von dem gefangenen General Grawert. Ich kann also nun vom Fleck kommen. Meine Sachen sind im Wagen noch alle da. Dazu noch ein Pferd vom Prinz Heinrich. – Ich bin nur halb mit Cörbern und Rungen zufrieden. Den Naumburger Jungen haben sie unterdrückt. Schmidt ist ein sehr guter Kerl. In Lübeck haben die Franzosen ein paar Schuß durch die Tür getan, in die Schmidt flüchtete. Er hatte sich hinter den Ofen retiriert. Nicht ohne Schrecken hat er mir die Geschichte schon mehreremal erzählt.

Einen Brief von Euch, von Dir, mein lieber Bruder, von meiner lieben Tochter? Ich gebe noch die Hoffnung nicht auf; adressiert ihn an mich ohne Charakter nach Memel mit einem Umschlage an Herrn Rosenberg in Swinemünde; aber ganz frei und leicht.

Nun bin ich 140 Meilen von Euch entfernt und vielleicht bald zwischen wildfremden Leuten. – Meine Sachen erinnerten mich beim Auspacken an so vieles, daß diese Arbeit mir sehr angenehm war. Es war überhaupt der Übergang vom Mangel zum Überfluß.

Das ungestüme hiesige Klima, die Teuerung, die schrecklichen Wege, sind das Äußere, zerrüttete Verhältnisse aller Familien, vieler Tränen, das Innere. Das Gemisch von halb und ganz Unglücklichen, von Unempfindlichen und übertrieben Empfindlichen ist so bunt und so allgemein, daß man ein wahres romantisches Leben führt.

Die Ruhe halte ich übrigens nicht lange aus. Nun adieu, meine Kinder, meine Freunde; vergeßt den nicht, der jetzt so viele herzliche und innige Anhänglichkeit und Liebe zu Euch bei jeder Veranlassung und fast stündlich fühlt. –

Den 6. Dezember 1806.

Was am Ende herauskömmt, darum frägt sich einer den andern. Hätte ich doch erst einen Brief von Euch, wüßte ich nur, daß Ihr gesund wäret? Heute brachte ich einer Familie die Nachricht, daß ihr Mann und Vater noch lebte und gesund war; alle fielen mir um den Hals und küßten mich. Ich bin nun durch die Trauerperiode und gehe nun zu der Ausführung meiner Plane, nämlich der meiner Placierung. Ich gehe zu dem Hauptquartier und suche dort meine Bestimmung sobald als möglich zu erhalten.

[Wehlau], den 8. November [Dezember].

Endlich bin ich im Hauptquartier hier angekommen. Um 7 Meilen zu reisen, habe ich 22 gefahren, weil der König sein Hauptquartier verändert hat. Ich bin dabei zweimal im Schnee liegen geblieben. Dies ist ein besonderes Land, es ist ein Mittelding zwischen dem kalten und gemäßigten Klima. Die Pelze sind an der Tagesordnung, die Pferde klein, laufen aber ganz ordentlich. Viele Gehölze, viele Wölfe, guter Boden, viel Vieh, wenig Bedürfnisse. So ist die Welt, in der ich jetzt bin. Der König und die Königin haben mich gnädiger als jemals aufgenommen. Sie empfinden die Lage, zeigen aber, besonders der König, eine Fassung, die ihnen Ehre macht.

Der König hat das Betragen von Blücher äußerst gut aufgenommen. Alle sprachen von dem Korps mit hoher Achtung; ich bin daher in diesem Augenblick ein bißchen getröstet. Der König hat die Gouverneure, Kommandanten und Generale, die Spandau, Küstrin, Stettin und Magdeburg übergeben, kassiert und zum Teil zum Tode kondemniert*).

Ich bin sehr gesund, wie ich glaube, habe aber die Krätze; auch Schmidt hat sie. Ich habe heute meine Kleidung gezählt, ich habe zweimal so viel, als ich brauche, denn mein kleiner neu angeschaffter Etat ist zu dem alten gekommen. Knesebeck hat meinen alten Fuchs zu den Russen, bei denen er jetzt ist, genommen.

An seinen Sohn Wilhelm in Göttingen**).

[29. Dez. 1806 bis 5. Januar 1807.]

Den 29. Dezember.

Es bleibt bei mir kein Weg unversucht, Euch Briefe von mir in die Hände zu spielen. Im größten Getümmel ist mir die Zeit, die ich an Euch schreibe,

*) Ortelsburger Publikandum vom 1. Dezember 1806, durch das Friedrich Wilhelm III. die Reform der Armee einleitete.

**) Wilhelm Scharnhorst war, da an der Universität Halle infolge der Besetzung der Stadt

eine Erholung. Meine Gefühle sind für alles, was mich umgibt, für alles, was sich mir nahe und fern zeigt, abgestumpft. So war es nicht mit mir vom 14. Oktober, bis ich hier in die jetzige allgemeine Apathie mit versank. In jenem unglücklichen Zeitraume ging es mir wie dem unglücklichen Liebhaber. Er ist tief niedergedrückt; jeder Umstand ergreift ihn, jede Veranlassung ruft neue traurige Empfindungen in ihm hervor, immer aber strebt er dagegen in dem Innersten seines Herzens, immer hofft er, wo nichts zu hoffen ist; immer kämpft er, wo er schon bekämpft ist, und arbeitet sich so seiner Vernichtung näher. Am schrecklichsten war mir die Trauerperiode in Hamburg und die Reise von dort nach Preußen. Die Ehre einer Armee und die Achtung einer Nation, mit so vielem Blute erkauft, zu Grabe zu tragen, der Schande preisgeben zu müssen — oder zu überliefern, ist für mich das Schrecklichste, was dem Menschen als Staatsbürger begegnen kann. Hätte ich nicht den Zweck und die Verbindlichkeit, für Euch zu sorgen, so lange ich kann, hielt mich nicht die Liebe zu Euch, meine lieben Kinder, ich würde mich nicht der Verachtung preisgegeben haben, ich würde sicher Gelegenheit gefunden haben mit Ehren heraus zu scheiden. Schon am 14. [Oktober]*) war ich dazu disponiert.

Den 3. Januar 1807.

Vergebens habe ich auf Briefe von Euch gehofft. Es kömmt bei uns nun von dort nichts mehr an, als etwa die Hamburger Zeitung. Ihr könnt, wenn Ihr diesen Brief erhalten solltet, durch ein paar Zeilen in dem Korrespondenten nur anzeigen, daß Ihr noch wohl wäret. Die Anfangsbuchstaben des Taufnamens und Familiennamens sind für mich hinlänglich, um zu wissen, wem die Anzeige gilt. Es muß aber in zwei Zeitungen geschehen, es könnte mir eine entgehen. Einen Brief nach Riga an die dortige, ich glaube, Hartknochsche Buchhandlung kuvertiert, und einen nach Hamburg an H. Richard Königsstraße Nr. 234, beide als Niederlage bis zur Abforderung, geben entfernte Hoffnungen, Nachricht von Euch zu erhalten. Der nach Riga müßte aber über Hamburg und Kopenhagen gehen, auf anderm Wege kömmt er nicht durch. Vielleicht expedierte ihn Richard von Hamburg über Kopenhagen, wenn Ihr ihn darum bittet. Ein dritter Weg ist noch, einen Brief nach Königsberg an die Nolovische**) Buchhandlung zu kuvertieren mit dem Gesuch, denselben an

durch die Franzosen die Vorlesungen eingestellt wurden, nach Göttingen gegangen, um dort seine Studien fortzusetzen.

*) Bei Auerstädt.

**) Nicoloviussche.

die Hartknochsche Buchhandlung in Riga zu schicken. Man muß hier sich nichts verdrießen lassen. Ich werde keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, Briefe über die Ostsee nach Hamburg Euch zuzuschicken; ich werde überdies welche da niederlegen, wo sie nachher in den Bezirk der von den Franzosen besetzten Länder kommen. Man wird meine unschuldigen Briefe nicht aufhalten; sie sind ja bloß ein Trost für Unglückliche.

Den 4. [Januar].

Wenn sich der Hofrat v. Martens meiner erinnert, so sag ihm doch, daß ich ihn bäte, sich ins Gedächtnis das wieder zurückzurufen, was ich ihm sagte, als ich das letztemal bei ihm logierte, über unsere militärischen Angelegenheiten. Versichere ihm meine innigste und herzlichste Dankbarkeit für die überaus gütige Aufnahme, die er mir erzeigt hätte. Heute ist mein guter Oppen*) hier eingetroffen, und Pfuel**), mit dem ich bei Blücher war. Sie riefen einmal die vielfältigen Gefühle der Traurigkeit in mir wieder hervor. Den ersten schickte ich in der Schlacht bei Auerstädt an den Herzog von Braunschweig und wußte seit der Zeit nichts von ihm, obgleich er mich nach der Schlacht gesehen.

Schicke diesen Brief an Julchen und an Onkel, vielleicht erhaltet Ihr nicht so bald welche wieder; die Gelegenheiten werden immer seltener. Ohne eine Anzeige in dem Korrespondenten oder auch in der Berliner Zeitung gebe ich alle Hoffnungen auf, vorerst etwas von Euch zu hören, denn Briefe scheinen von dorther nicht durchzukommen***).

Den 5. [Januar 1807].

Endlich muß dieser Brief weg. Ein Freund nimmt ihn mit nach Berlin. Ich habe so manches noch zu schreiben, aber ich mag es nicht dem Papier anvertrauen. So offenherzig wir auch unter uns hier sind, so ist doch dies nicht die Offenherzigkeit, die zwischen Euch und mir herrscht. In dem, was bis zum 8. bis 9. hier vorfällt, kann ich nicht zu einem Unfalle kommen. Ihr braucht Euch nicht zu ängstigen, daß ich mich unnötigerweise exponiere. Da ich sehe, daß darauf keine Rücksicht genommen wird, so beschränke ich mich jetzt auf meine Schuldigkeit, insoweit ich nicht von meinem Eifer hingerissen werde. Adieu, meine Kinder, mein bester Bruder, alle.

*) Leutnant v. Oppen, fiel 1814 als Oberstlt. im Stabe Blüchers.

**) Leutnant Ernst v. Pfuel, der spätere preuß. Kriegsminister.

***) Scharnhorsts Wunsch wurde durch folgende Anzeige im „Hamburger Korrespondenten" vom 21. Febr. 1807, Nr. 30, erfüllt: „Dem Wunsche des O. v. Sch. zufolge, zeigen ihm dessen Kinder und Bruder W. S. in B . . . a bei Hannover an, daß sie wohl sind und die Freude gehabt haben, seine sämtlichen Briefe zu erhalten."

An Franz v. Blücher*).

Allenburg, den 15. Februar 1807.

Ihren Brief vom 18. Dez., mein herzlich und innigst geliebter Freund, habe ich richtig erhalten, sowie den von Ihrem verehrungswürdigen Vater. Alles, was ich zu tun vermag, alles, was Bitten und Flehen vermögen, ist von mir angewandt, um Sie und Ihren Herrn Bruder auszuwechseln. Der König hat befohlen, daß Sie der erste sein sollten, aber ich zweifle dennoch daran, und überdies glaube ich, daß bis jetzt noch niemand ausgewechselt ist. Ich will jetzt bei dem General Lestocq**) bewirken, daß ein Kapitän, sobald wir einen gefangen bekommen, für Sie zurückgeschickt wird, vielleicht schicken sie dann Ihnen dafür zurück. Sie können nicht glauben, wie es mir schmerzt, daß Sie nicht schon ausgewechselt sind. Was der König wegen Ihrem Herrn Vater verfügt hat, nämlich dies, daß er gegen den General Victor ausgewechselt werden soll, darüber werden Sie meinen Brief erhalten haben.

Wir haben den 8. Febr. eine blutige Schlacht***) gehabt, bei der das Lestocqsche Korps den Ausschlag am Ende gegeben. Wir sind auf dem Schlachtfelde bis 12 Uhr nachts geblieben und haben keinen Fuß Terrain verloren. Der Feind griff an. Das Terrain, was den Mittag von den Franzosen gewonnen war, wurde den Nachmittag wieder erobert; dennoch haben wir uns den andern Morgen nach der Methode der Russen zurückgezogen. Es ist eine Sünde und Schande! Die Russen stehen jetzt vor Königsberg, wir bei Allenburg. Die Bravour der Russen übertrifft übrigens alles, was Menschen tun können. Ihre Stellung wurde um Mittag in die nebenstehende Form gedrängt. Den rechten Flügel brachten sie selbst wieder vor, den linken brachte unser Korps vor, indem es dem Feind in die rechte Flanke fiel. Man kann die Russische Armee vernichten, aber nicht verjagen. Die französischen Gefangenen geben ihren Verlust zu 30000 Mann an; die Russen haben 800 tote und blessierte Offiziere. Blutiger ist keine Schlacht in diesen letzten Kriegen oder vielmehr seit der bei Zorndorf gewesen. — Man erwartet nun die Russischen Verstärkungen, welche jetzt herankommen, und dann geht es wieder ans Morden. Der Kaiser der Franzosen findet vielleicht bei dieser Nation endlich sein Ziel, sie müßte sonst besonderes Unglück haben. — Ihr Sie herzlich liebender Freund

Scharnhorst.

*) Rittmeister, ältester Sohn des Generals.

**) Dessen Generalquartiermeister und Gehilfe Scharnhorst seit Ende Januar war.

***) Bei Preußisch-Eylau.

An seine Tochter.

[Memel, 2. und 7. Okt. 1807.]

Den 2. Oktober 1807.

Liebe Julchen. Wir sind noch immer dem stürmischen Meere übergeben. Zu Zeiten glauben wir einen Strahl der alles belebenden Sonne zu sehen, zu Zeiten erscheint uns die Küste, auf der wir unsere Leiden zu verweinen und zu vergessen hoffen. Bis jetzt sahen wir uns aber noch immer getäuscht, wenn wir der Wirklichkeit am nächsten zu sein glaubten. Schwerlich werde ich Dich diesen Winter, meine inniggeliebte Tochter, sehen, in jedem Fall aber in diesem Frühjahr.

Auf Deinen mir so lieben Brief vom 23. Septbr. habe ich schon geantwortet, auf den vorhergehenden Brief habe ich noch keine Antwort. — Ich sage dies nicht, um Dir einen Vorwurf zu machen, Du schriebst mir so viel und so liebevoll, daß ich ungerecht sein würde, wenn ich mehr von Dir verlangen wollte.

Den 7. Oktober 1807.

Meine liebe Julchen. Deinen Brief vom 23. Oktbr. [?] habe ich eben erhalten; er hat mich in eine sehr wehmütige Stimmung gebracht. Ich weiß in diesem Augenblick noch nicht, meine teuere Julchen, was ich Dir raten soll, immer werde ich mit Dir nur als Freund und nicht als Vater sprechen. Machten nur unsere äußeren Verhältnisse uns nicht in einiger Hinsicht abhängig, so wäre freilich die Sache weniger schwierig. — Unsere Zukunft ist höchst ungewiß. Ich finde freilich in mehr als einer Art Unterkommen, man hat es mir schon offeriert; allein ich bleibe hier gern, ich habe eine große Anhänglichkeit an den guten, tugendhaften König, ich bin von den Verhältnissen gerührt, ich habe die Liebe und das Zutrauen vieler Individuen, die ich mir erst anderwärts erwerben muß, — dazu die Kosten jeder Veränderung. — Ich will über das, was Du mir geschrieben hast, über das, was mir auf der Welt das Heiligste und Teuerste ist, nachdenken und Dir dann als Freund und Vater raten. — Laß bis dahin die Sache in dem alten Gleise. Dies meine Bestimmung in der Eile. —

Die Krankheit hat sich hier gelegt, sie war in ganz Preußen so verheerend; Hunger, Kummer, Angst und Not hatte sie erzeugt.

Ich habe Wilhelm 125 Taler auf $^1/_4$ Jahr geschickt. Lebe wohl, meine Tochter, meine Freundin. Die Geheimnisse Deines Herzens waren mir nicht so unerwartet, als Du glaubst. Sei aber, ich bitte Dich, nicht voreilig. — Dein Dich zärtlich liebender Vater S.

An die Natur

Von Hans Reisiger

Du zarter, kalter Abend im weiten, flachen Tal des großen Gebirgs,
Schneegarten, eisig blühend, tausendfach verzweigt,
Um ferndurchblickende Gletscher deine Ranken schmiegend —
Himmel, perlmutterblaß, klingend im Froste leichten Grüns und
Rosarots:

Wie leicht, wie zauberſam wuchſeſt du um mich auf?
Wer ſchuf aus blutigem Sommer und wildweinendem Herbſt
Dich reinen Winterraum, dich Stille unbefleckt,
Die jeden Laut ſo dämpft?

Unter meinen Füßen zwitſchert nur der Schnee,
Von Zweigen ſtieben Flocken herab,
Stimmen klingen von fern wie Vogellaut,
Menſchenſtimmen, von wannen ſo unendlich hold? —

Ich atme die reine Luft, Köſtlicheres kann dir die Bruſt nicht füllen,
du trinkſt der Erde Reinſtes.
Ganz klar und zart hängt Schneegewirr und Berggrat und des
Himmels Perlenſchein an meinen Wimpern. —

O Frieden! — Nicht genug — genug nicht nehm' ich von dir noch auf!
Wie dufteſt du ſo ſchneegleich, luftgleich, am Rande des Weltalls
ſo frei und herb!
Feſſeln fühle ich von meinem Herzen gelöſt, —
So lebſt du noch, Einſamkeit? ſo biſt du noch groß und rein? —
Vorüber der Blutſtrom, der mir ſo nahe floß, an den Augen mir
niederrann, mit furchtbarem Schaum die Bruſt erfüllte?
(Aus Lebenden und Toten ſpringend, aus angeſchlagenen Körpern
quillend wie aus dem Waſſerhahn,

So unerschöpflich aus jedem, mit Eimern zu messen, — o wieviel Blut aus einem Körper pulst!)
Verraucht die Schatten, die mich so dicht umflogen?
Verstummt der finstre, jauchzende Donnerschall,
Der rings mit wildem Heldengetöse das Herz umschloß?
Verstummt die Glocken, die Sieg-bellenden, Sieg-singenden,
Die Tränen aus heißem Krampfe lösend? —
Verhallt der hundertstimmige Todesschrei, der goldstrahlend aufsprang aus abendlichen, mörderischen Wogen des atlantischen Ozeans,
Schrei und Flaggenschwingen der stolz in Reih und Glied Versinkenden, Trotz- und Liebesschrei, der das Herz der Feinde zu Schluchzen zwang —?
Aus der gewaltigen niederländischen Stadt, der unnahbar Gewappneten inmitten der weiten Sümpfe der Mündung,
Aus der Erstürmten, Erbrochenen, aus den leeren, widerhallenden Straßen
Dröhnt nicht mehr Tritt der Sieger? braust nicht mehr rauh und süß empor: Ein' feste Burg ist unser Gott? —
Gesang! Gesang! In Gräben und Dünen, auf Steppen, in Tälern und überm Ozean,
Über den ziehenden Heersäulen, über dem Taumel des Sturmangriffs, aus vereisten Falten der Gebirge
Rauhausbrechender Männergesang:
Hört dich mein lauschendes Ohr nicht jenseits dieser Perlenstille?
Hört dich mein mitsingendes Herz noch schallen auf der verlassenen Erde:
Taten und Kameradschaft verkündend, Haß und Furcht und Mut, Tod und Sieg verkündend der ewig stummen Unendlichkeit? —

Sanft über dem glimmenden Kamm der Gletscher
Erhebt sich das Licht des Mondes, mischt sich dem reinen Glanz des Tals.
Soweit du siehst, regt sich kein Zweig, kein Hauch.
Klar und klein beginnen die Sterne zu flimmern
Im dunkler werdenden, immer höher wachsenden Weltraum.

Walther Heymann †

Feldpostbriefe

Der Dichter Walther Heymann ist in der Nacht vom 8. zum 9. Januar beim Sturmangriff vor Soissons gefallen

. . ., den 22. Oktober 1914. Am Eingang des unterirdischen Lehmbudchens beginne ich, weiterzuschreiben, gesund und zufrieden, mit vollem Bart, Lehm am Anzug — vom Schaufeln im Schützengraben. — Von der Bahnhofswache an begannen die ernsten Augenblicke. Bis 3 Uhr nachts, unfähig zu schlafen, war ich draußen, ging dann einen Augenblick mich aufs Strohlager strecken, — kam ein Mann von den Bahnbeamten angelaufen und meldete, ein feindlicher Flieger habe eine Bombe geworfen. Jetzt erst stellten wir richtig Wachen aus. So stand ich mit geladenem Gewehr bis 5 Uhr morgens auf dem Bahndamm und sah die Sterne an. Am nächsten Tage und im Verlauf der Nacht sahen wir viele Züge mit jungen Kriegsfreiwilligen, Landwehr, Verwundeten. Abends 8 Uhr, nach über 24 Stunden Dienst, 36 Stunden auf den Beinen, wurden wir abgelöst. Ich schlief noch eine Nacht in . . ., andern Tags, Samstag, den 17. — früh — Alarm, Antreten. Um 10 Uhr mußten wir wieder fertig sein. Ich ging noch schnell die schöne gotische Wiesenkirche und den romanischen Patrokli-Dom ansehn, trank eine Tasse, las Zeitungen, nahm Abschied von den guten Schustersleuten. Und dann haben wir mit Aufenthalten unsere Viehwagen 3 mal 24 Stunden nicht wieder verlassen. Es grüßten uns Elberfeld-Barmen, Kölns Scheinwerfer, unzählige Leute beim Vorbeifahren. Alte Städtchen, andere Soldaten, die Garnisonsnamen an die Eisenbahntüren geschrieben hatten. — Dann begannen kleine Täler, hie und da ein Haus, wovon nur noch die Mauern standen. Das war Belgien. Die Bahnwachen überall von deutschen Landwehrleuten gestellt.

Die Blicke Unterworfener zu sehen, ist aufregend; ich fand alles italischer, romanischer, französischer als holländisch, aber doch auch dies darin, und auch wo die Leute brünett waren und uns höflich liebenswürdig-falschen Herzens Birnen, Zigaretten, Wein verkauften, war mir ein Rubenssches Element rundlicher, lebhafter Freundlichkeit genußreich.

Aus solchen kleinen Tälern und Tunnels baut sich auch Lüttich auf. Die

Forts konnten wir nicht sehen, aber sonst zerstörte Häuser; später mit einem Schlage alles ebenes Land. Darin noch umgestürzte Telegraphen, lange Schützengräben. Dicke Drahtverhaue. Durch Brüssel.

Sonntag, den 25. Oktober. Weitergeschrieben bei . . . — Durch Brüssel fuhren wir bei Nacht. Am Montag früh den 19. kamen wir dann in Frankreich an. Das erste Lagerfeuer war an einer Zuckerfabrik, die, leer und öde, noch manches Kontorstück hergeben mußte. Unvergeßlich. Auch alles Folgende wird wohl lang im Gedächtnis bleiben. Wir kamen zuerst zu dem . . . Infanterieregiment; an einer Stelle, die wir oft als Wasserholer und Bohlen-, Stroh- oder Werkzeugträger später passieren mußten, und wo in dieser Woche nur ein Mann totgeschossen wurde, kriegten wir abends das erste, vermutlich Franktireur-Feuer. Obwohl wir halbab vor Müdigkeit über den glitschigen Lehm torkelten, machte das kaum Eindruck. Aber andern Morgens beim Aufwachen trommelte es wie Hagelstücke klatschend auf unsere Lehmhütte, es muß wohl Maschinengewehrfeuer gewesen sein. Wir haben uns sehr schnell gewöhnt an das summende Pfeifen der Gewehrkugeln, die umherfliegen wie Bremsen am Sommertag, manchmal wie ein Peitschenschlag — pi — — —, und an das Donnerrollen nahe der Artillerie und das laute Sausen, Biuuh der Granaten oder Schrapnells — weiße, gelbe (engl. Schwefel) Wölkchen unterm Himmel. Nahe dem Lager mehrere Kreuze. —

Der Bäcker Galonska, Kaufmann und Turnlehrer Hoppe und ich: Zigeuner im Lehmbudchen. Ich kriegte durch die gewandten Jungen viel Hilfe und von manchem 'ne Ahnung. Feuermachen, Kaffeekochen, Kartoffelschälen. Mit der Schaufler- und Schlepperarbeit, dem Unter- und Auskriechen aus den Hütten von einem Quadratmeter für 2 bis 3 Mann, dem Weitherholen von Eß- und Brenndingen, einigen Appells usw. vergeht so ein Tag. Keiner ganz gleich dem andern.

Man sieht mal den Flieger hoch über dem Tal der Aisne schweben, um drüben die Stellungen der Franzosen und Engländer — im Felsen schon vor einem Jahr gebaut — genauer zu erkunden. Manchmal steigen auch Fesselballons. — Im Dämmer dient eine feindliche Rakete dazu, die Stellung den Feinden deutlicher zu machen. Man sieht plötzlich ein paar Granaten — (man sieht nie die Geschosse) — Wolken und hört dumpfes, dampfendes Aufschlagen in den Schützengraben, der da 300 Meter vor einem sich hinzieht. Da müssen doch wohl einmal ein paar von unsern getroffen sein? — Nein, der Teil des Schützengrabens war nicht mehr bewohnt. —

Man warf uns vor, wir wollten bloß essen und nicht arbeiten — und so war es wirklich gut, daß wir gestern Sonnabend abends endlich zu unserm Regiment kamen.

Unser Marsch hierher strengte mich doch wieder recht an. 5 Minuten vor der Zwischenstation machte ich schlapp, — weil mir dumm im Kopf wurde. Ein netter Feldwebel blieb bei mir, gab mir auch aus seiner Flasche zu trinken. Ich lag so weich mit dem Helm, — wie ich mich aufrichtete, lag der Helm auf einem toten Schaf.

Tote Pferde, irgendwo halbverpackt durch den Lehm, noch öfter gerochen als gesehen.

Von allen deutschen Regimentern sind wir hier wohl am nächsten Paris — womit nicht gesagt ist, daß wir es zuerst sehen werden. Wie so ein Schützengraben ist? Mitten im Felde, sei es Kohl oder Zuckerrüben, eine unterirdische Anlage. So daß, wenn man aus den Grabenstraßen auf seine Budenschwelle tritt, man vom Feldboden aus (natürlich muß das Feld hoch liegen) weithin schießen kann.

Man braucht die ganze Kraft, schwitzt, friert — das Wetter ist schön. — Hie und da hat man Wache zu stehn. Hin und wieder pfeift eine Kugel. Unsere Stellung hier ist jetzt sehr gut, viel sicherer als die vorige. Der Feind ist über 1000 Meter von uns eingebaut. Heute herrschte gerade Sonntagsruhe. Nun will ich ein Restchen Kaffee trinken und tüchtig Brot essen. Heute gab's Reissuppe mit Fleisch. Und abends soll's Glühwein und Speck geben. Roher Speck schmeckt uns schon wie Marzipan. Man wird sehr bescheiden.

Freitag, den 30. Oktober, nachm. Es regnet wieder, feuchter Nebel liegt. Soll ich die Nachtwachen ausschlafen? Ich schreibe lieber. Man träumt sich jetzt gern, was man nicht hat: Gute Waschgelegenheit, Schokolade, Spickaal, — über solche Dinge spricht man auch am kleinen Feuerchen, denn die Kriegslage und das wenige Persönliche ist so vage, privat und ungewiß. Ist ja sehr gut, wenn es dem Kameraden sonst wohl ist und es im Felde rascher vorwärts geht, aber Schokolade, das ist was Wirkliches und wenn sie kommt, ist es wie ein Zufall, und jedes Glück, jedes Geschenk hat etwas ungemein Phantasievolles. Und so muß man auch den Krieg sehn, enorm wirklich; wo er Wunden schlägt, will man sie wenig fühlen, kommt man aber selber davon, dann ist das Ganze ein fabelhaftes Glücksgeschenk — denn eigentliche Not leiden wir gar nicht und was man erträgt — na ja selbstverständlich, fürs Vaterland.

So ist der allgemeine Gefühlshintergrund in diesen Tagen des Wartens, wo man sozusagen in der Schlacht steht, liegt oder schläft, ohne direkt im Kampf oder Gefecht zu sein.

Oben auf dem Acker – Lehmschollen mit Stroh, Gras und neuausgekeimtem ungeerntetem Getreide, wachsenden oder faulenden Zuckerrüben. Und so sehen auch die Wände der Lehmbude aus, aber größtenteils sind sie mit trockenerem Stroh verkleidet, eine gute Schütte deckt den Boden, die Decke ist eine Holzplankenkellertür, an einem Hacken hängt man was auf; wer ein Brettchen hat, dessen lehmige Stiefel liegen nicht neben dem Brot, aber drunter und drüber ist in so engem Raum nicht weit voneinander.

Während ich dies schreibe, gehen alle paar Minuten mehrere Granaten hintereinander in hohen Bogen sausend und irgendwo aufschlagend über mein Budchen hinweg. Die Franzosen revanchieren sich jetzt mit wohl schwächerer Artillerie für das furchtbare Feuer unserer Geschütze heute nachts und morgens. Wenn ich auf Posten stand und ins Ebene, in die Rübenfelder, zwei kleine Wäldchen, eine ferne kleine Stadt, links die baumbestandene Schlucht sah, konnte ich alle paar Minuten unsere Geschosse drüben einschlagen sehn. Ich kann die Gegner mit bloßem Auge nicht erkennen, mit dem Fernglas sieht man ganz deutlich, was mir so höchstens wie ein Bewegen von Punkten erscheint. Wir wollen „die Bande" gern zum Rückzug bringen. Im Augenblick, wo sie ihn versuchen würden, kämen wir mit Gewehren natürlich hinter ihnen her. Das alles verliert nicht ganz das Aufregende, aber viel zu sehr das Fürchterliche – so notwendig es ist, daß man vor den Kugeln keine Angst hat. Ganz selten einmal pocht das Herz stärker zwischen zwei, drei Geschützknallen. Sonst wirkt alles ungemein sachlich, technisch, sportlich, das meiste sehr durchdacht.

Wunderbar ist nun, daß sich diese Schützengänge mit Unterschlupfen, Buden an der Seite, manchmal in dreifacher Linie, bei uns, wie bei den Franzosen, fast ununterbrochen über *mehr als* 200 Kilometer hinziehen. Diese Riesenarbeit! Wenn auch der Gang nur so schmal ist, daß zwei Personen knapp aneinander vorüberkommen, er hat doch durchschnittlich 1 Meter Tiefe.

Patrouillengänge und kleine Scharmützel spielen sich hie und da nachts in den senkrecht (ungefähr) vorgeschobenen Gräben (Lauschergräben) oder in einem kleinen Wäldchen ab, wo sich die Gegner bis auf 150 Meter zu beobachten suchen. Ich war noch nicht dabei. Man *liegt* da oft nachts im nassen Rübenfeld und *kriecht* vor oder zurück.

Verletzungen kommen hier kaum vor, höchstens Erkrankungen. Nach der Typhusimpfung war uns allen elend.

Wir kriegen zweimal tags warmes Essen, z. B. Reis-, Kohl-, Gries- oder Erbsensuppe — zwischen diesen Kombinationen (und dem Kaffee) wechselt unser Menü. Dazu pro Tag jeder $^1/_2$ Brot. Wenn man's am Feuer röstet, schmeckt's herrlich. Zu rauchen haben wir viel, kriegen täglich etwa 5 Liebesgaben-Zigarren. Manchmal bringen auch Leute vom Wasserholen Kartoffeln und Mohrrüben mit, die gekocht gut schmecken. Die Reinigung der Kochgeschirre mit Stroh und Papier oder Taschentuch sehr schwierig.

Sonnabend, den 31. Oktober. Gestern hörte ich auf, weil mir der nette, bildhübsche Fahnenjunker Seifert erzählen kam, daß er in ein Westfalenmädel verschossen sei. Abends sangen wir dann in seiner Gruppe Volkslieder.

Den 3. November. Es ist endlich Post da, und dann hat die schlimmste Not ja eigentlich schon ein Ende — bis — — wieder mal eine Zeit kommt, in der die Verbindung aufhört. Wenn hier der Ruf „Post" oder Liebesgaben ertönt, freut man sich wie ein Kind am Heiligabend, wie ein Junge von 17 beim ersten Kuß — oder so —; nun gießt's. Die Straße, der Boden des Lehmgrabens ist weich wie zerlassene, zergehende Butter. Ich muß also in meiner Bude schreiben, $^1/_2$ Meter breit, der Türvorhang, ein Sack, ist hochgeschlagen, das trübe Tageslicht fällt noch auf die braune Lehmwand, für die das Stroh nicht mehr gereicht hat. Neben den Dreckstiebeln liegt Helm, Putzzeug fürs Gewehr, alte Lappen, Brot, und heute — das ist phantastisch — etwas jedem Mann gleichmäßig verkaufte Butter, Schmalz, 8 Stück Zucker, ein paar Zigarren. Am Kopfende Rucksack, das asthmatisch noch haltende Luftkissen, der für die Nacht zu schonende Mantel. Man schläft schlecht dadrin zwischen den Wachen, liegt verrenkt, schadet nichts, das Lager ist doch die Zuflucht, nächst dem Feuer, an dem man Brot röstet.

Ich habe gestern und heute dreimal Wasser geholt, das ist etwas zu viel, aber man tut's. Das erstemal gingen wir Wasserholer mit Eimern, Flaschen um den Hals, Kochgeschirren, zusammen 12 Mann ausgeschwärmt nach einem kleinen Dorfstellchen, wo jetzt Militär haust und eine Pumpe steht. Man hat die Straße dort kühn Kaiser-Wilhelm-Straße benamst, ein schwarzweiß gestrichenes Schilderhaus fabriziert. Militär kann alles! Man geht $^1/_2$ Stunde bis dahin, dort liegen sich die Feinde und die Unsern feuernd an den Hängen einer Schlucht gegenüber. Unser Weg durch Rübenfelder, an Telegraphenstangen einer Überlandzentrale vorbei, war nur teilweise durch Hügel gedeckt. Sobald wir gesehen wurden, bekamen wir Feuer aus Ge-

wehren. Nun, das ist man gewöhnt, man nimmt's täglich, aber mehr aufs Geratewohl. Das Gefühl, „dieser Schuß gilt dir", hat eine eigene Nuance. Aber ich kenne dies Gefühl ja schon von andern Gelegenheiten vor dem Kriege, und wenn es auch kein behagliches ist, man trollt weiter so gut und rasch es geht und Furcht habe ich nicht dabei. Das habe ich mir nochmals am Nachmittag bewiesen. Ich war wieder ausgeschickt. Nun ist die Gefährlichkeit dieses Weges der Grund, daß es verboten wurde, da allein zu gehen. Was tun? Durchs Lager war ich schon durch, das Wasser wurde gebraucht — also — —. Ach, dachte ich, ich tu's für meine Gruppe und nehm's auf die Kappe. Ging meinen Weg hin und zurück, wohl wissend, daß dies bißchen Wasser mit blauen Bohnen zu teuer bezahlt wäre. Bekam geringes Feuer — und alles ging gut. Man kann auch mal im Graben getroffen werden — und das alles ist noch kein Gefecht.

Nachts kam ich dann für einen kranken Kameraden zum erstenmal auf Patrouille. D. h. von 9—11 Uhr saßen 4 Mann, darunter ich, in Erdlöchern, etwa auf der Mitte zwischen den feindlichen und unsern Stellungen. Man hörte die Schanzarbeiten drüben, es war klarer Mond, abwechselnd mit Wolken. Bei uns ereignete sich nichts. Wir saßen unsere Zeit, hörten, spähten, nur Kopf und Gewehrlauf guckt zum Loch heraus. Dann vier dunkle Gestalten — die Ablösung, und auf demselben Weg, ich darf ihn nicht andeuten, den wir gekommen, zurück, danach noch von 1—2 Uhr und von 5—6 Uhr Grabenwache.

Der Tag graut. Man trinkt lange und umständlich Kaffee, röstet sein Brot am Feuer, dazu der eine Becher. Dann säubert jeder den „Weg" vor seiner Bude, putzt sein Gewehr. Ich schoß ein paarmal zur Übung. — Ich mußte wieder Wasser holen, aber wegen der Gefahr sollten wir diesmal nach einer andern Stelle. Sicherer Weg, meist im Laufgraben, halb unterirdisch, an krepierten Granaten, an einer deutschen Artilleriestellung vorbei, zu einer sehr zerstörten Zuckerfabrik. Kein ganzes Fenster, verdrehte Maschinen, kein Stück Holz mehr, wüst. Dichtbei ein Park, in dem unten eine Quelle läuft. Die Anstrengung dort — auf schlüpfrigem Lehm zu klettern, der Weg, das Tragen — das wäre jedem Dienstmädel zuviel. Und so seltsam dumm ist der Mensch beschaffen, dergleichen fällt einem schwerer, als sich einer gewissen Gefahr auszusetzen. Ich fühle mich aber durchaus noch gesund, nur muß man mit der Kraft haushalten.

Freitag, den 13. November. Jetzt habe ich schon zweimal in starkem Feuer gestanden und bin heil und gesund, dankbar, daß ich lebe, ohne andere Plagen

als die, über die man sich halt alltäglich ärgert. — Das gehört zum Kommiß und zumal zum Krieg.

Nachdem ich zuletzt so heiter geschrieben hatte, wie alles so ruhig sei, bekamen wir Sonnabend, den 7. viel französisches Artilleriefeuer. Die Granaten und sonstiges Zeug fielen brüllend über uns fort, ohne Schaden, aber sie schlugen doch manchmal in 50—100 Meter Nähe ein. Einige Buden stürzten zusammen, und die Stirnen dröhnten uns vom Getöse. Unsere Leutnants hielten es für ratsam, unsere Unterstützung (9. Kompagnie, die Füsiliere unseres Regiments) heranzuziehen. Die füllten nun den Graben, wachten mit uns abwechselnd, schliefen in den Buden oder im Freien, in Zelt und weißwollenen Schlafdecken — wir haben auch jeder eine — eingehüllt. Nichts passierte in jener Nacht, und morgens rückten sie ab. Nach einem ziemlich arbeitsreichen Sonntag hatte ich dann abends von 8—9 Uhr Patrouillenwache im Graben, als unser rechter Flügel plötzlich lebhaftes Feuer kriegte. Dann schossen sie auch auf uns. Ich schickte jemand zum Leutnant, lief auch selbst. Dann war auch schon der Alarmbefehl da, und ich lief durch den Graben mit dem Ruf: Alarm! Alles an die Gewehre! Jeder auf seinen Stand! Marschmarsch! Alarm! usw.

Da standen wir nun, an den Schießscharten, hinter der Lehmwand, hinübergucken — in die (1000 und mehr Meter) Dunkelheit. Es war absolut nichts zu sehen. Aber welch ein Lärm! Die feindliche Artillerie gab nur hier und da einen dumpfen Ton, aber die kleinen, kupfernen Spitzkügelchen sausten uns um die Ohren. Unsere Patrouille war noch draußen, das Feuer nahm immer mehr zu. Eine Horde Katzen und hundert Krähen um die Wette, so klang's zischend, pfeifend, klagend, wütend, näher — entfernt, ganz dicht — hinter dir klatscht's auf, über dir pfeift's hin, neben dir bleibt's stecken — was man nur denken kann.

Und die Nacht macht alles noch furchtbarer. Da steht man. Wie leicht holt's einen. Natürlich duckt man hie und da den Kopf, schließlich wird man sogar dreister. Das dauert nämlich eine ganze Weile, vielleicht 1—2 Stunden, bis es vereinzelt wird und aufhört. Uns war befohlen, den Gegner möglichst nah herankommen zu lassen, dann erst zu feuern. Als wir es aber satt kriegten, uns immer nur anmusizieren zu lassen, feuerten wir doch auch ganz hübsch. So oder so, es war ziemlich gleichgültig, denn das Feuer kam nicht näher, der Feind schoß halt eben nur aus seinen Schützengräben. Es war mehr ein Scheinangriff. Auch der verstummte, als von weither mit dumpfem Ton *ein* Schuß ertönte. Das war unsere schwere Artillerie — 22-Zentimeter-Mörser. Nun wußte der Feind, daß sie da war — und wurde stiller.

Jetzt hieß es, noch ein paar Stunden abwartend gut aufzupassen. Da erkannte jemand, daß in unserm Drahtverhau ein Verwundeter lag. Es war Rabe, einer von der Patrouille, der von einer deutschen Kugel in Arm und Bein getroffen war. Nicht gefährlich verwundet.

Man fragt nicht, warum man schießt. Man hat auch wohl im allgemeinen keinen bestimmten Gegner. — Die Phantasie malte einem den Kampf an der hinteren Grabenböschung deutlich genug aus — und neben einem stand der Tornister fertig zum Marsch. — — — — — — — — — — — — — —

Der Tod will mir nicht recht in den Sinn, seitdem ich im Felde bin, die Wunden freilich sind arg. Wenn man einen zerschossenen, blutigen Helm oder solch ein Gewehr stehen sieht, hat man Eindruck genug davon. —

Ein Vorfall vom Tage vorher ging mir viel durch den Sinn. Reservist Lehmann war am Tage mit einem Gefreiten auf Patrouille, wurde entdeckt. Der Gefreite wirft sich nieder und kriecht. Mein Lehmann ist so erstaunt, daß er beschossen wird, daß er ruhig weiter läuft, ja sich sogar entrüstet umdreht und drohend sein Gewehr schwingt. Lungenschuß, — tot. Jeden Tag gab's jetzt 1 — 2 Verwundete, so oder so. Einer kriegte was, als er Balken aus der alten Feldwebelbude für die neue Fähnrichbude holte. Ich war ein paar Tage vorher auch dazu kommandiert gewesen, hatte aber gestreikt, weil die Balken zu schwer aussahen; drei andere Leute, die es damit versuchten, waren sofort beschossen worden. Ja, die Feinde passen auf. Es müssen da neuerdings bessere Truppen sein. — Der Ausbau der Fähnrichbude war gefährlich. Und so bekam denn gestern, Donnerstag, ein Mann, mit dem ich früher in einer Gruppe war, eine schwere Kopfverletzung durch die feindliche Artillerie. Die brüllte gestern wieder, schon des Nachts vorher und den ganzen Tag. Mittags sehen wir auf einmal die französische Infanterie in Schützenlinien zum Angriff vorgehen; gleich begrüßen wir sie mit ein paar Schüssen. Aber die Torheit, mit der sie immer mehr feuerten, während sie ungedeckt vorwärts sprangen! Wir warteten wieder ruhig ab. Als sie aber von ihren vorderen Schützengräben 500 Meter vor und noch weiter heranwollten, feuerten wir soviel es ging. Ich allein vielleicht 40 Schuß. Scharfblickende Leute konnten hernach eine ganze Reihe toter oder verwundeter Franzosen liegen sehen, mit Tornister usw. — Rumklettern, zurück in die Gräben ging den übrigen rasch. Die meisten Toten werden sie wohl erst gehabt haben, als unsere schwere Artillerie einsetzte, gegen Ende des Gefechts. Die traf, — man denke, aus ca. 13 Kilometer Entfernung genau in den vorderen Schützengraben.

Sonnabend, den 14. November. Von Donnerstag will ich noch etwas nachtragen. Ich hatte morgens für 3 Gruppen — ca. 24 Mann — in 3 Eßgeschirren Kaffee zu holen, glitt aus und verschüttete 2. Die meisten nahmen das ruhig hin. Nur mein Unteroffizier, der Maurer ist, und etliche meiner näheren Kameraden, die auch Durst haben und gern schmausen, schimpften. Ich war so unglücklich, daß mir die Tränen liefen. Und meine Gewissensqualen, auch Durst steigerten sich, da wir bis abends 8 Uhr kein Essen holen konnten. Ja, Ungeschick! Schwere Tragarbeit! Über die Leute mach' ich mir wirklich viel Gedanken, man lernt erst das Leben kennen. Der einfache Mann ist im großen was Famoses!

Das Wetter ist schlecht geworden. Diese Nacht 6 Stunden (10—12, 2—4, 6—8 Uhr) Grabenpatrouille in Wolkenbrüchen. Alles trieft, in meiner Bude ist nasser Boden, Stroh feucht, Decke, Strümpfe naß. In den Zwischenstunden lagen oder hockten wir im Wachtlokal. Heute watete man beim Essenholen usw. — Wir müssen alle sehr heran, und auf die Weise bleibt vielleicht das Rheuma aus. Wäre nicht Krieg — wie sollte man all das ertragen! So siegt der Wille.

Ich wünsche mir so sehr Zeit, Gedanken zu notieren. Wann?

Montag, den 16. November. Es kam heute wieder viel Post an, vom 6. und vom 11. sogar. Es geht gut mit unserer Verbindung; auch im Felde geht's vorwärts. Doch ist es ganz gut, natürlich, daß dies alles langsam, Schritt vor Schritt gedeiht. Vielleicht kann man mal noch mehr dazu mithelfen. ... Der einzelne ist ein Korn fürs Vaterland. Wir würden sicherlich nicht die Hälfte der Kriegsmühsal ohne dies Gefühl ertragen. So aber geht's, geht weit über Erwarten. In meiner Bude läuft das Wasser durch die Decke zu Pfützen. Ich habe in Regen, Drecklachen, Wind die 12 Stunden Wache, alle 2 Tage einen Tag und eine Nacht hindurch; diese erste Wache soll ich nun ausruhen. In der Bude? Nein, ich bin eine Weile in die tagsüber leere von Kameraden geschoben. Da schreib' ich nun. Die Stiefel und nassen Kamelhaarstrümpfe auszuziehen, hat keinen Zweck, sie trocknen doch nicht, und alles andere würde naß. Unter solchen Umständen ist's doch ein Wunder, daß nur das eine Bein etwas reißt. Ich denke, es wird gehen, nehme auch K.s Medikament. Und füge mich in alles. Soll ich mich krank melden, ehe es wirklich not tut? Dann könnten sich die Gräben bald leeren. Und im Gegenteil, unsere Artillerie ist sehr verstärkt. Wir haben Reserven; ich würde mich freuen, wenn wir angreifend vorgingen. Aber wer weiß, ob es so kommt. Noch verlautet nichts derart. —

Die Ruhe ist ein Aufatmen, die Wache schwer (10–12, 2–4, 6–8 Uhr tags und nachts). Bei der vorletzten hatte ich Mühe, nicht einzuschlafen, was mir ja fürchterlich wäre, auch ohne die Strafe von Zuchthaus oder Tod, die darauf angedroht ist. Es gibt nur ein Mittel (außer viel Brot essen und rauchen), man darf sich nicht anlehnen, und dieser Vorschrift muß man wirklich treu sein. Kommt dann im Stehen der Augenblick, wo man nicken würde, so taumelt man erschreckt und kippt beinahe in den Lehm. Danach wacht sich's schärfer. Am Tage hab' ich auch beim Wachen gesungen, Sonntags meine Lieblingschoräle, Volkslieder, Patriotika – und einige Kameraden stimmten in den Buden ein.

Wir kriegten gestern 3 Sorten Käse – die ich im Helm aufbewahrte – Tilsiter, Schweizer, Limburger. –

Viel in freier Luft leben, ist, glaube ich, gesund. Auch scheint der Lehm, wie die Naturärzte behaupten, dem Körper gut zu tun.

Ich bin so unerschütterlich ruhig; manchmal wundere ich mich selbst darüber. Ob das so bleibt, auch wenn's ganz schlimm kommt? – Ich nehme auf, was vorgeht, schüttle aus den Nerven, was quält, und bin so ganz und gar wie in meiner Aufgabe, als sei ich dafür geboren oder geeignet. Ich denke nie anders, als daß ich aus diesem Teil des Daseins einmal glücklich heimkehre, was ich mir nicht auszumalen wage, aber ich denke so. –

Donnerstag, den 19. November. Es schneit. Uns geht's recht gut. Nun packen wir eben, um nach 4 Wochen Schützengraben und Lehm auf mindestens 4 Tage ins Dorf zu kommen. Wir werden in Häusern schlafen!! –

Freitag, den 20. November. . . . Draußen ist's weiß, friert, die Herbstblumen sind überreift — aber die 4. Kompagnie feiert. Gestern arbeiteten wir noch auf 200 Meter vor den Feinden einen Graben aus. Dann trugen vier Kameraden das Gepäck des Leutnants, ich eine Flinte, so zogen wir lehmrot über die weiße Landstraße. 4 Tage sollen wir unter Dach sein, 2 davon sozusagen ganz Ruhe haben, d. h., uns reinigen können. Der Arzt hatte gemeint, er müsse sonst binnen 14 Tagen die ganze Kompagnie krank schreiben. Ich war wohlauf. Ja, als es in den letzten Tagen hieß, es gäbe Angriff, da hob mich meine Stimmung weit hinaus über das Dunkel der kalten Nächte. – Es sah so aus, als würde was. Wir haben viel Artillerie hinter uns bekommen – es war wirklich bei der Stellung nötig. Aber gestern, als der kommandierende General uns alle hier freundlich ansprach, brachte er von S. M. den Befehl,

daß nur die Artillerie jetzt in Tätigkeit treten sollte. Wir werden also voraussichtlich noch Monate das Sein von Höhlenbären führen. Mir ist diese Wendung nicht unerwartet. Und ich kann wohl verstimmt sein, aber nicht mehr traurig, solange ich lebe — leben — ja hurra, hurrido (es ist doch 'ne feine Sache). Die gute Luft! Das Essen! Aber nun erst, wenn man nach 4 Wochen unter ein Dach kommt. Richtig zwischen Wände. Da steht noch eine Kommode — und man sitzt — ach — auf einem richtigen Stuhl. Zwar die Wände sind kahl, Hausfegen und Bilder dienen als Regalbretter. Dem Christus fehlen die Beine, der Maria der Kopf. Hier hat ein Arzt gewohnt, man macht Feuer mit seinen Büchern. Der Kamin hat Marmorverkleidung, auf der Erde liegt Stroh, im Zimmer auf 3 mal 4 Meter schlafen 9 Mann und sind so kinderglücklich über das bißchen Wärme, die Fenster, durch die es zieht; eins ist geplatzt, ja, nebenan schlug mal eine Granate ein, da steht nur noch der Kamin. — Aber was grunzt da im Hof — nein, ein Schwein ist's nicht mehr, aber eine Pumpe, hurra, wir brauchen nicht mehr zu klettern und zu rennen um ein bissel Wasser. Und heute — ja, das ist großer Feiertag, wir waschen uns in warmem Wasser. Die Kruste geht von den harten Händen. Nach 14 Tagen zieht man wieder die Stiefel aus. Es erweist sich, daß die Kamelhaarstrümpfe an den Hacken weit aufgerissen sind, daß Hornhaut und Stiefel sich verbunden haben und gemeinsam abgezogen werden. Bei all dem singen wir, ich ganz zwanglos „Lobe den Herrn". Ihr müßt denken, daß ich nicht zu fallen glaube — und in jedem Falle sehr froh wäre, vorher als einfacher Mensch (Nachtwächter, Erdarbeiter, Gepäckträger) doch leidlich meine Schuldigkeit getan zu haben. Diese große Zeit empfinde ich, ohne nachzudenken, als Grundlage für neues Glück und größere Leistungen. Ich glaube an den deutschen Sieg, aber nach langem schwerem Kriege.

. . ., den 21. November. Unsere Ruhe dauert nie lang. Heute vormittag spielten wir mit unserm Leutnant noch Barlauf im Frost, unweit des schönen Besitztums des Eigentümers und Zuckerfabrikanten von . . ., wo jetzt unser Kommandeur drin wohnt. Ich lief in der Weste umher. Oben irgendwo, als wir weiterspazieren, das bekannte Bild: Ein feindlicher Flieger, um den sich durch unsere Geschosse lammweiße Wölkchen bilden. Nachts kam eine Kantine an. Kaufte ein Pfund Stollwerk, Würstchen usw. Abends gab's noch Käse, Margarine, Rum usw. Aber die Kameraden mußten schanzen gehn, jetzt abends. Nachmittags hatten wir Schießscharten zu zimmern, ich klopfte die Nägel aus den Wänden des zerstörten Bäckerhauses. Nun hieß

es, eins müßte als Wache bei den Sachen bleiben und der war ich. Die andern kommen erst 4 Uhr nachts zurück. Ich kann bald einkriechen. Feuere mir noch etwas im Kamin. Wir kommen morgen, wenn unsere Artillerie zu schießen beginnt, voraussichtlich als Sicherung, Reserve auf alle Fälle, in einen Teil der Gräben zurück. Ob wir dort überhaupt ins Feuer kommen, steht dahin. Vielleicht haben wir einen Angriff aus unserer Deckung auf viele 100 Meter abzuschlagen. Vielleicht liegen wir auf alle Fälle ein paar Tage da und ich komme nicht zum Schreiben. Genug für den Geist, um mit der Möglichkeit einer Gefahr, wie sie eigentlich immer obwaltet, etwas ernster zu rechnen.

Eine Trennung vom Hause fühle ich kaum, denke ich an sie, werde ich weich. Mehr zu fühlen, das wäre so, als wollte man seine eigne Verwundung, seinen Tod vorweg fühlen. Und ich fühle nicht vorweg, niemand hier vielleicht. Man erlebt und wird innerlich weiter dabei.

. . ., den 22. November. Es geht im Krieg nicht nach Stimmungen — man hat mich auch heute als Stubendienst Habenden hier zurückgelassen. Neben mir Schultze Emil; wir haben Fässer zerschlagen, nun ist wieder Brennholz genug da. Die Leutnantsstube haben wir gesäubert und benutzen sie als Wachtlokal. Die Medizinflaschen des geflohenen Dr. Lemaire stehen herum. An der Wand hängen paar gute Teller, ein kitschiger Öldruck, auf dem Elsässer La France hoch leben lassen. Draußen donnern unsere Geschütze, daß die Fenster stoßen. Wir sollen, falls Granaten ins Dorf schlagen, in sichere Keller kriechen. Na, hoffentlich brauche ich nicht die Zeit, die ich für Erledigung meiner Briefschulden nötiger habe, zu vergeuden.

Da es heute kein Mittag gab, tat Bouillon (2 Würfel auf 1 Becher) gute Dienste, darauf Kakao, dazu tüchtig Brot.

Hundert Fliegen stören einen. Ich habe mir gestern den Kopf kahl scheren lassen — von einem Kameraden — Friseur, und dazu wirkt ein braunblonder Spitzbart am Kinn sehr komisch.

Freitag, den 27. November, vorm. Schön Wetter. Eben ein Gelegenheitsgedicht für einen Kameraden gemacht, als Dank für seine von uns geleerten Freßkisten. Er war verwundet worden (Rabe). Diese Nacht hatte unsre Kompagnie, wie wir hören, einen Toten, Kriegsfreiwilligen Behsig, der durch die Schießscharte in den Kopf geschossen wurde. — Es ist nicht möglich, täglich den Moment richtig zu ergattern, wo man Zeit, einen Platz zum Schreiben findet, draußen oder im neugebauten Gemeinschaftshause, wo 9 Leute schlafen.

In den letzten Tagen war immer zu tun, im neuen Schützengraben, wo uns die Franzosen auf 150 Meter gegenüberlagen. Manche Arbeit hätte vermieden werden können. Ich stand z. B. in einer Nacht 8 Stunden Wache, da ich Bohlentragen schlecht kann und auch nicht so schnell grabe, wie die andern. Und dazu einmal warmes Essen, das kalt in den Magen kam. Da kriegte ich Post, die literarischen Heftchen erfreuten und fesselten mich sehr. 14 Tage Ruhe mit Schreibtisch usw. und ich werde ein Dutzend und mehr gute Gedichte schaffen. Aber Ruhe zu finden, ist fast unmöglich. Und fällt mir was ein, steh' ich auf Posten und darf nicht schreiben.

Über jedes Stück Literatur, ein bissel Zeitung freue ich mich, denn es ist eine Anregung hier, wo ich nur die alltäglichen Redensarten höre und mache. Aber ich komme kaum dazu, das bissel zu lesen, ehe es naß wird oder wir weiter müssen.

Auf eine Frage, die mir gestellt wurde, will ich hier noch antworten: Man verstände jetzt die Märtyrer besser, ihre Freude, zu leiden für Christus, der für sie gelitten hat. Doch meine Ansicht über Martyrium ist die: Leiden zu fühlen und zu tragen ist an sich kein besonderes Verdienst, durch den Zweck kann es wohl dazu werden. Aber es ist auch ein gewisser Genuß darin, im Schmerz, im Leidtragen. Und gerade das Märtyrertum für andere als erlösendes Verdienst zu preisen und zur Nachahmung zu empfehlen, das ist ein Punkt, wo ich der Kirche nicht recht folge. Es ist gut, aus dem Gefühl für andere hinaus zu handeln, aber das Handeln ist wichtiger als das Leiden. Etwas anderes ist es, wenn mir jemand durch sein mutiges Ertragen seelisch das Einverständnis, die Liebe usw. bekundet. Um das Christentum als Lehre, als Kirche, um ihre Zeitgenossen haben sich also die Märtyrer auch in meinen Augen eher ein Verdienst erworben. Aber eins, das auch genußreich ist. Ich kann nicht recht glauben, daß darin ein Verdienst liegt, das als Hilfe den Gläubigen zugute kommt. — Aber halbwegs stimmt ja soviel überein. Die Willenskraft, die Seelenglut, die Leiden überwindet, schätze ich als einen Teil des Handelns ein. Also lieber handeln als leiden wollen. Schaffen und so viel leiden, als es sein muß — aber immer wirkend und genießend vorwärts. Leben (auch im Leid) ist ein unerhörtes Glück. Darum kann auch das notwendige Opfer des Lebens eines sein.

Dieser Tage, heute oder morgen, heißt es, kommen wir wieder ein bißchen auf 4 Tage ins Dorf, ans Feuer der Kamine. — Aber ich ertrag' das Freiluftleben gut.

. . ., den 1. Dezember. Nun ist der dritte von den 4 Erholungstagen

im Dorf wieder vorbei. Wir haben es hier warm und haben auch ohne Liebesgaben endlich mal genug warmes Essen gehabt. — Hier die Einwohner kommen und betteln um Strümpfe, Essen usw. Die Deutschen geben ihnen. Wir haben jetzt einen neuen Kompagnieführer, hoffentlich bleibt uns aber unser Leutnant B., der Architekt, erhalten. Ich soll bei ihm einen Stein im Brett haben, und er freute sich heute sehr über das Gedicht „Den Ausziehenden", fand es sehr schön, und hat's ans Regiment weitergegeben. Bin neugierig, was daraufhin erfolgt. —

Eben warf ein feindlicher Flieger eine Bombe in unser Dorf, ohne uns zu schädigen. Ich schreibe ruhig inmitten der Kameraden auf dem Dachboden am Tisch weiter. Es ist hier noch „beinah Frieden" — wir haben auch heute nachmittag „Ehrenbezeugungen" geübt. Morgen ziehen wir wieder in den Schützengraben; wir werden wohl Drahtverhaue und Ähnliches anzulegen haben.

. . ., den 10. Dezember. Man muß jeden Brief mit dem Dank erfüllen, daß man noch lebt. Es ist ja richtig: fürs Vaterland sterben müssen und dazu bereit sein, mehr braucht's nicht; seinen eignen Tod ohne das wollen, dazu könnte höchstens ein falscher Heroismus verführen. Aber die Grenze ist doch flüssig. Ich merkte das, als ich mich mit anderen im letzten Schützengraben freiwillig dazu gemeldet hatte — wozu sonst ein Teil von uns kommandiert worden wäre — vor dem Schützengraben nachts Drahtverhaue zu ziehen. Man nahm an, daß einige von uns dabei verwundet werden würden, was nicht der Fall war. Nun hatte jeder von uns keinen andern Dienst, vier Tage lang, als sich am Tage Pfähle und Stacheldrahtrollen zu holen. Nachts kamen dann zwei Pioniere, denen wir 10 Mann halfen. Es waren klare Tage, mondvolle Nächte, aber ein paar Stunden lang gab es nachts, meist um Mondaufgang, Wolkenbrüche. Diese Zeiten der Finsternis oder des Sturmwetters benutzten wir. An einem Abend grub ich, auf Knien liegend, im Schlamm des Rübenfeldes Pfähle ein. Zwei andere Nächte schleppten wir die Drahtrollen, der Mantel fetzte ein Stück ein, es hagelte wie an unserer Ostsee. Man schlief nach solchen Stunden in der Lehmbude, durchnäßt bis auf die Haut. Am vierten letzten Tage beim Pfähletragen — ließ ich eine Weile alles liegen, warf mich hin und merkte, daß mir die Tränen liefen. Ich konnte nachts nicht mehr mitmachen. Ich glaubte, es wäre nur Erschöpfung, weil wir bis 6 Uhr abends nur den Becher Kaffee, — zufällig auch noch keine Postdinge — und schließlich nicht einmal Erlaubnis zum Feuermachen hatten. Nächtlicherweile, ohne Schlaf meist, hörte ich die andern gehen, und wieder alle (gesund) zurückkehren.

Andern Tags beim Hermarsch brach mir der Schweiß wieder enorm aus, das Reißen in Gliedern und Kreuz war quälend, ein Kamerad, Barbier Gerlich, trug mir den Rucksack ein Stück.

Da lagen wir, in einer kleinen gotischen Halle — Kirche, auf Stroh. Der Oberstabsarzt kam und fragte, wer krank sei. Ich meldete mich, er fand meine Mittel gut, ich sollte ruhig hierbleiben. Im Lazarett sei's auch kaum anders. Der sehr gütige Herr hat seinen Sohn in diesem Krieg verloren — und es ist überhaupt so, daß man sich kaum krank melden kann, wenn man den Kreis von Ernst und Schicksal spürt, der den Arzt hier draußen umweht. So blieb ich hier. Nächsten Tag gab's in M. ein warmes Bad. Es linderte viel. Und sonst — auf Stroh, in einer Kirche liegend, es ist mir ja so viel — ich sehe ein Spitzenbogenfenster, Stichkappen, meine Seele ist gleich wie zu Hause im Frieden von Vergangenheit und Inbrunst und in deutschem Hochstreben.

Abends, die Kirche schläft ein. Ein paar Beneidete haben noch Licht, spielen Karten, erzählen sich, wir andern liegen mit mehr oder minder Reißen. Die Lichter löschen aus. Da geht's los: O Tannenbaum, Es ist ein' Ros' entsprungen, Stille Nacht. — Gut, daß es dunkel ist.

Dann kommen Volkslieder. So begann die erste, so die zweite Nacht. Inzwischen nahm unser lieber Leutnant, der versetzt ist, unser verständnisvoller Vorgesetzter, Abschied von uns. Der Nachfolger ist Jurist. Am dritten Tag gab's wieder Bewegung. Schon vom zweiten an die Vorbereitungen dazu: Reinigen unserer Sachen. Gut. Appell. Meinetwegen. Man steht am Bach und wäscht die Stiefel, außen und innen, man klopft und schabt stundenlang den Lehm vom Mantel. Es muß ja sein, wenn auch der Dreck sich rasch erneut. Zu heute mittag gibt's wieder allerhand Funktion — kurz, wir waren sehr betrübt. Da macht man sich alles dunkler, als es ist, und wäre nicht hundertmal die Kraft noch nötig, wer weiß wozu, man würde sich gehen lassen, worin ja Gefahren liegen, die ich kenne und meide. Abends wollte kein Gesang aufkommen. Junker Seyffert regte doch schließlich etwas heiteren Gesang an. Nur ein paar Stimmen. Da forderte mich mein ehemaliger Unteroffizier, Maurer Tornow, auf, doch etwas vorzutragen. Aus unserer Gruppe — 9 Mann — kannten sie ja schon einiges. Aber hier lag der ganze zweite Zug, vielleicht 60 Menschen. Und so, in der nachtdunklen Kirche, wo nur ein paar Zigarettenspitzen glommen, stieg einiges aus der „Tanne" und andere Gedichte von mir. Wie da das „Tannenschweigen", der „Dürerritter", „Mutter" u. a. m. einschlugen! Alle Miß-

stimmung war fort, — ein Bravo nach dem andern — von Landjungen und Handwerkern. Stundenlang nachher wurden noch lustige Lieder gesungen, und heute ist uns allen der Tag etwas heller. So etwas mußte mal sein, in dieser Zeit steht der Dichter endlich wieder im Volk.

Wir traten eben nachmittags an, übten Ehrenbezeugungen, — man erfuhr, daß man einen Kadaver und dieser eine Schnauze habe, aber kurz, das ist vorüber, und nun kann ich noch ein paar Momente schreiben. Morgen werden wir wohl einen Spaziergang machen, um die malerisch hübsche Umgebung anzusehen. In der Nacht zu übermorgen kommen wir auf 7 Tage in die . . . Wie es da aussieht, weiß ich nicht. Es soll sehr dunkel sein. Ob man Licht machen kann, weiß ich nicht. Und wie lange schon habe ich keines. Kurz, ich weiß nicht, ob ich noch zu Weihnachten irgend etwas schreiben kann. Wenn Ihr unterm Weihnachtsbaum seid (hoffentlich), liegen wir wohl in einem neuen Schützengraben.

Man darf in dieser Zeit nicht gefühlvoll sein unterm Weihnachtsbaum. Ich werde erhobenen Hauptes und Sinnes sein, mich schlimmstenfalls einiger Tränen nicht schämen, und nur eins will ich nicht: mit allem, womit man sich das Herz schwer machen kann, soll man sich in diesen Tagen verschonen. Es gilt jetzt, stolz, kühl, ruhig, in sich geadelt und geduldig zu werden; so nur kann man die neuen großen Zeiten würdig erwarten. Man muß jetzt wissen, daß man alles verlieren, aber eben auch alles hingeben kann. — Frau und Kind. Wie viele sind ärmer und gehen mit weniger Aussicht, daß etwas von ihnen übrig bleibt, in die Zukunft. Noch habe ich, nach meinem Gefühl, genug zu leisten und zu sagen.

Nun noch was Hübsches. Heute kam von S. K. das erste Weihnachtsbaumzweiglein, mit leckeren Sachen behängt. Wir hingen's an einen Leuchtkessel, oben am Querbalken baumelt's herab. Es wird mitgenommen. Kein Mensch reißt die Bonbons usw. los. Wir müssen doch wirklich eine sentimentale Krankheit haben, wir Deutschen. — Manche liegen umher, man merkt, daß sie heimdenken. Aufmuntern heißt es, denn wir haben an einen größern Baum zu denken, als unsern kleinen, den wir lieben. Lichter brauchen wir zum Leuchten.

. . ., den 11. Dezember. Heute hier in der herrlichen Umgebung — einem Tannen-Wildgehege — in Kompagnie spaziert. Nachts so lange rezitiert und Lieder gesungen, bis eine wilde Kriegsstimmung losbrach. Nun rin in die Höhlen morgen.

Den 12. Dezember. Nach anstrengendem Marsch, kletternd und auf tiefdurchweichten Wegen liegen wir nun, bombensicher, in einer viele hundert Meter großen, unterirdischen Sandsteinhöhle. Tiefdunkel. Licht sehr knapp. Luft vorläufig gut. Boden mit Stroh gedeckt. Jedenfalls ein starker Eindruck.

Den 14. Dezember. Gestern einen kleinen Pfad gebaut, eine Mauer errichten helfen, heute Ähnliches zu tun. So werden wir in diesen Tagen leidlich ein Höhlendasein führen. Dann sollen allerdings 14 Tage Schützengraben kommen, wo wir also Weihnachten und bis zum 3. Januar ca. liegen. Ich will – denken, soviel ich Zeit dazu habe, und erst nach Neujahr, wenn wieder Ruhezeit ist, komme ich voraussichtlich mehr zum Schreiben.

Inzwischen zwei Gedichte gemacht: Wachtfeuer und Gruß, gestern Sonntag vor der ... in Sicherheit, aber unter dem Donner feindlicher Artillerie geschrieben.

..., den 3. Januar 1915. Nachdem ich eben meine Hände und Gesicht am Dorfbach im januarkalten Wasser gewaschen, vom dreiwöchentlichen Dreck befreit habe, will ich schreiben. Sitze mit Seyffert und Hoffmann im Hause, eine ältere französische Bäuerin, deren Mann gefangen in Deutschland ist, deren Sohn seit dem 27. Juli aus Limoges nicht mehr geschrieben, gab französischen, herrlichen, tiefschwarzen Kaffee – ich hab' hier sogar einen Tisch. Bleistift schon sehr knapp – einen gepumpt – wie soll ich nur Ruhe finden, um alles zu schreiben, über die 14 Tage im Steinbruch – wir haben ja jeder in 14 Tagen 150 Stunden Wache gestanden, davon 120 nachts. Und viele hundert Patronen hat jeder ins Blaue geschossen, nach fernen sich bewegenden Punkten, huschenden Schatten der Äste im Mond, was weiß ich. Kurz, wir haben Glück gehabt. Artillerie gab uns ja Feuer genug. Der Steinbruch war verrufen. Man sagte, er habe gewankt, als vor unserm Hinaufziehen die französische Artillerie 42 Volltreffer hineinschickte. Der kleine Kirchhof, wo mindestens drei gute Bekannte liegen, an der Straße, wo wir vom Krähenhorst hinaufzogen, wuchs. Und dies alles war und ist doch nur Vorspiel zur kommenden Eroberung von ...

Aus den Steinhöhlen also kamen wir vor Weihnachten. Derselbe Stein wie im Steinbruch. Ein stark verkreidetes angebliches Sandsteinmaterial, in dem ich Muschelabdrücke gefunden habe. Alles, alle diese Dörfer auch hier gehören einem Millionär, die Zuckerrübenfelder, die Steinbrüche, – er hatte Rennstall und Auto und konnte wohl in zwei Stunden in Paris sein. In den Dörfern wohnten seine Arbeiter.

Durch ein Gemisch von Lehm und Kreidedreck, grau, eklig, stampften wir,

nur stets im Dämmer, fußtief versinkend, herauf. Es kam die „Farm", — (wo wir mal gemauert haben) ein mächtiges, altes, burghaftes Gehöft, zerschossen bis in den Turm, — es gab eine Möglichkeit, an dem ollen Gemäuer, das dauernd mit Gewehr-, Maschinengewehr- usw. Feuer bestrichen wurde, gut vorbeizukommen, — eine Stelle, wo viel Unrat zum Himmel stank — man passierte sie immer beim Essenholen, und fühlte sich angewidert, dann ging's die Straße hinauf. Da gab es Laubmasken, d. h. Girlanden, die einigermaßen kahle Stellen gegen Schuß verdeckten. Dann mehrere Wege zum Steinbruch, der sich hoch vorschob wie ein Bollwerk in der Richtung auf . . . eine Serpentine (Schlangenweg), eine „Himmelsleiter" (Steigtreppe) usw. — Und oben, felsumgeben, lag der weiße, kalte Platz. Da alles patriotisch getauft wird, hieß dieser nach dem freundlichen kommandierenden General, der mein Weihnachtsgedicht lobte, . . .-Platz. Übrigens kriegten wir gleich einen neuen Oberleutant, verbesserten uns. Dieser, . . ., alter Adel und ein Rassekopf, — hatte doch schon was — ein Kriegsgedicht — von mir gelesen — und er will für die Leute einen Durchschlag vom Weihnachtsgedicht machen lassen.

Ich fand außerhalb der Korporalschaft bezw. Gruppe, zu der ich gehörte, gute Kameraden im Badener Landsturm. Die Süddeutschen hatten einen Narren an mir gefressen, ich kriegte dort täglich mindestens einmal eine Tasse Kaffee extra und zu Weihnachten als Gipfel der Verwöhnung: ein warmes Fußbad. Ich will auf die Leute noch mal was dichten; drum jetzt nicht mehr davon.

Wir fanden unsere Bude aus Stein noch nicht fertig, hausten erst im Stroh. Auch nachher mußten abwechselnd zwei Mann in den Schlafstunden im Strohhüttchen schlafen, weil dies nahe unserer Wachstelle lag, und der Wachgraben gleich im Notfall stärker besetzt sein sollte. Man schlief da gut wie dort. Doch immer nur $1\frac{1}{2}$ Stunden, denn alle 2 Stunden zwischen 5 Uhr abends und 9 Uhr morgens zog man auf. Meine Tageswache war noch von 1 bis 3 Uhr. —

Die Stelle, an der unsere Gruppe wachte: ich möchte sie zeichnen wie ein Bild. Also: Der Graben, davor Steine oder Säcke voll Sandschotter als Mauer, kleine Schießscharten drin. Von meinem Platz rechts lag eine solche Stelle, mit Stroh überdacht, man sah da die Wurzel eines Baumes. Und diese Bäume, die dann oben dem ganzen Steinbruch gewissermaßen als Haar oder Schmuck dienten. Ja, oben standen Baumgruppen. Drei Bäume — mehr nach hinten fünf — alles wohl Silberpappeln, kahl und . . . nein, diese

Bäume: Das war der Krieg! Jeder nicht bloß mit Narben von Gewehrkugeln, nein, mit Stummelästen, mit abgeschossener Krone, denn die Granaten streiften hindurch, es war ein gutes Richtziel. Diese Bäume, kahl, in der Mondnacht, und darüber die ewigen Sterne, zu denen die Äste nicht mehr mit allen Spitzen langen konnten. Aber unten, mit einem Tuch eingemummt, steht wie unterirdisch der dunkle Umriß eines Mannes, der anlegt und zielt. Dies Bild geht mir tiefer als die andern, die wir in langer Wachzeit vor uns hatten: das Gewirr im Grund, 5 Meter unter uns von Käppis, Eßgeschirren usw. gefallener Franzosen — als man sie aus dieser Stellung jagte.

Links darüber kahle Wand, ein Höhleneingang, dahinter die Mündung, auch ein Erdspalt, dann vor uns Gebüsch, durch das im Grund der Bahnhof von ... schimmerte, hinten Häuser, Felder, Wälder. Im Weiten rechts und links oben, hinter Gebüsch und Höhe recht nahe aus 30, 50, 80 Meter französische Schützengräben.

Über der Erdhöhle, also links oben, ein versteckter feindlicher Posten. Und ziemlich nahe, doch ihm nicht erreichbar, in blauer Uniform, ein toter Zuave, den man nicht beerdigen konnte. Nicht Freund noch Feind konnte es. Man sah ihn liegen, als wär's bloß ein Mantel. Von einer andern Stelle sah man einen toten Franzosen liegen, mit roten Hosen, und weil die Stelle schräg lag, schien es, als stände er mit den Beinen gen Himmel. Unsere Patrouille, der kecke Barbier-Schaber, Gerlich, Sohn eines Gefängnisaufsehers, halbtaub, fluchend, keifend, hilfsbereit und mit Bedürfnis, sich hervorzutun — ja, also diese Figur aus 1001 Nacht ging — kroch zweimal freiwillig Patrouille und hat dem einen Franzosen den Kopf angefaßt. Die Knochen kamen schon heraus, die Nase. — Man sah das täglich, Neugierige kamen, es anzugucken, es war gar nichts, wenn man nicht an sich selber dachte. —

Das tat man nicht, man wurde langsam in einen Zustand hineingezogen, der humorvoll aber sachlich feststand: Du hast Aussicht, mein Lieber, Ruhe im Grabe zu finden. —

Als wir ankamen, schossen die Gewehre der Feinde noch so reichlich, daß es gefährlich wirkte. Dann machten wir einen nächtlichen Scheinangriff, großes Geknalle, dabei fiel der Gefreite Koal, ein lieber Kerl (Querschläger Stirn, linkes Auge, sofort tot), ehe er Zeit gefunden hatte, bei mir für gutes Anfertigen des Weihnachtsmannbrotes etwas bunten — Teller zu knabbern. Hab' ihn nicht mehr gesehen; er wurde gleich in der Nacht begraben; Stein zu setzen ist dort leicht, Efeu wächst frei. Er liegt neben Allrath und dem Unteroffizier Seppelt, der mit uns aus der Frankfurter Kaserne zog.

Man selber lebte aber noch durchaus, schob Wache, spähte, schoß, hatte kalt, trappelte mit den Füßen und wartete, ob zwei Stunden noch nicht um wären. Man beobachtete, suchte etwa die Stellung einer feindlichen Batterie zu erspähen. Ich habe eine auf ein paar tausend Meter ungefähr feststellen können, die zwei andern Beobachtern von den Badensern schon bekannt war. Man sah natürlich, zumal im Mondschein, mehr und anderes, als da war. Lehrreich. —

Es war etwas Starres, was über einen kam; Pflicht, Anstrengung, Schlaflosigkeit, Stumpfheit. Und weil das Gefühl (durch die Weihnachtszeit) und sonstiges Menschliche nicht ganz schlief, wurde es nur Festigkeit. Ich dachte ohne Spur von Romantik an Rache für Werner H., träumte über sein kühl-grausames Schicksal. Ich wüßte nicht, daß sich der heilige Abend und die lange Nacht irgendwie für mich von den andern Tagen und Stunden unterschieden hätten. Doch ich zwang mich ins richtig Gegensätzliche: ich war kaum eine Nacht so frisch und kühl wie in dieser. Wollte nur treffen, feststehen. — Am ersten Feiertag kriegten wir dann schweres Artilleriefeuer beschert. Es richtete keinen Schaden an, bei uns heißt das, — bei Zügen, die unten lagen, in Schützengräben usw. fielen verschiedene, auch mal ein besonders lieber Leutnant, ein sehr menschlicher Hauptmann. Das hörte man, giftete sich. —

Wir kriegten in der Folge noch mehrfach Artilleriefeuer. Eine Granate traf die leere Bude unserer Offiziere, die besonders gefährdet lag. Gott sei Dank waren sie vorher herausgegangen. Es lag immer auf dem . . .-Platz alles voller Steine und kleiner Eisenschrapnellstücke. Eine Granate schlug mal vier Schritt von der neuen Steinbude ein, die wir um Weihnachten bezogen. Sie lag sehr gut, doch vor der Türe war die Stelle, an der Allrath gefallen. Da stand eine 7 Meter hohe Leiter, auf der Posten einer anderen Gruppe alle paar Stunden heraufkrochen, um oben auf dem Felsplateau Posten zu liegen. Wäre nichts für mich gewesen. Auch da schlug es letzter Tage mal ein. Es gab bei all dem immer Heiteres und Freundliches dazwischen. Späße, kleine Pakete, Liebesgaben. Die Küche kochte (in einer Höhle nahe der Farm) besser als sonst. Man erhob sich immer wieder. Zu Weihnachten gab es mal Punsch, solcherlei. Man wachte, fror, schlief, wachte, aß. Beim Wasserholen alles grün herum; man schöpfte aus dem kleinen Bach — ach ja, da wusch man sich doch manchmal mitten in den drei Wochen seit . . . — aber zum Singen der Meisen pfiffen die Kugeln. Beim Essenholen ging eine querschlagende französische Gewehrkugel gegen einen Baum, sprang an ein Eßgeschirr und fiel kraftlos vom Körper des Badensers, der da gerade ging. So stellten sich also die edlen Gefühle ein, als sei man ein hohes Wild, auf das dauernd gepirscht werde. Je-

mand tat auch mal 'ne Äußerung, er ginge „Franzosen schießen" und Ähnliches. Alles nur Laune, nicht Gefühl. Auch treffen wenige Kugeln.

Ich kann beschwören, daß ich wohl mal mit dem Kopf gezuckt, mich, wie man sollte, vorsichtig hingestellt habe, aber nicht einmal im schweren Feuer Angst empfunden habe: nur den Gedanken gehabt, ich könne nachher weg sein.

— —*)

Jeden Tag fragt, wünscht sich einer laut: wenn ich doch meine Frau wieder sähe, heimkehre u. dergl. — Die übrigen denken das mit. Das Wetter wechselt: es gibt ein paar Tage trockenen Frost, und der Steinbruch leuchtet kreidig im Mondlicht. —

In der Silvesternacht habe ich Tee spendiert, den wir auf Posten trinken. Hinten verkündet der Oberleutnant die Zahl der bei Lodz Gefangenen. Man ruft: Hurra. Wir schießen Salven schräg in die Luft, singen stundenlang.

Am 1. knatterten viele Maschinengewehre. Es gibt etwas Artilleriefeuer. Gerlich warf abends zwei Handgranaten. Am 2. aber feuert nur unsere Artillerie, sie beschießt die Anhöhe samt Gräben und Gebüsch links von meinem Postenstand (dahinter soll ein französischer Steinbruch liegen) und das Dorf . . . dahinter. Es heißt, daß wir — nein, nicht wir, das nächste Regiment, unsere Ablösung, sie nächster Tage stürmen sollen. Natürlich, die Stelle braucht unsere Artillerie, um zu sehen, wie unsere Kugeln in . . . einschlagen, das von französischen Truppen strotzt. Auch wir bekommen große Verstärkung — und mal wird man doch endlich auch zum offenen Gefecht, zum Sturm kommen. Das ist wohl blutiger, aber gilt als seelisch viel leichter, als Artilleriefeuer, in dem man sich eigentlich lang auf die Erde werfen soll, wo es keine Feigheit ist, mal den Platz zu wechseln, man ist ja wehrlos.

Und nun ist das alles vorbei, in dem Steinbruch — wo es doch sauber war, wenn uns auch der erschütterte, bröckelnde Sandstaub in den Hals fiel — wir steigen in prachtvollem Mondlicht herab ins Dorf. Wir liegen wieder in der hübschen Dorfkirche auf Stroh. (Sie ist nicht so schön, der Zauber der andern auch unwiederholbar.) Wir können ruhen, einige Tage. Ein bißchen kühl ist's in der Kirche, und ich muß noch Schlaf nachholen. Hier haben wir 7 Tage Ruhe, d. h. 2 völlig, nachher werden wohl Appelle sein. Und natürlich kann mal Alarm sein — Humor behalten wir immer. Als ein paar Leute Läuse hatten (das Unangenehmste, was man sich denken kann), wurde „die 4. Kompagnie hat Läuse" gesungen.

Dann liegen wir wieder in einem Lehm-Schützengraben, einem neuen. Mag

*) Hier wurden fünfunddreißig Zeilen von der Zensur gestrichen.

es auch mal ernster kommen, es ist viel, wenn man die Seele beisammen hat und den Kopf leidlich ruhig. Von unserer vorigen Stellung hieß es, da lerne jeder ein Vaterunser beten. Schau ich zurück, so erscheint mir viel Besorgnis unnötig. Und ob ich an Gott glaube? Daß die Völker einen brauchen, und jeder ist Teil des Volkes, und daß das ist, was viele glauben, für die ist, die es glauben. So etwas — das Weitere ist Gefühl und läßt sich nicht festlegen.

Auch hier fliegen Kugeln und große Dinger mal her. Aber man ist viel sicherer. Jetzt über allen ein Gedanke: ob mich schon das neue Jahr wieder nach Hause bringen kann. — Ich lebe noch immer im Winterschlaf, den auch kein Traum löst, seit ich von Hause fort bin. —

. . ., Kirche. Draußen Gewehrschall, heute, 5. Januar, abends — wir hatten Punsch im Becher — da erwischte ich noch ein Paket an mich mit Delikatessen und eines mit 2 Flaschen alten Weins. All das und die Liebe trifft mich schlankweg glatt ins Herz. Doch ich bewahre noch Haltung. Immerhin, alter Wein — Hummer wie bei der Hochzeit — ruhig, ruhig, mein Herz! Da trink' ich alten Madeira. Und feuchte damit Soldatenlippen, hier, da, dort. Der „feine" Wein, — und wir sind heut alle gewaschen, mit heißem Wasser geduscht. — Plötzlich ertappe ich mich, ich pfeife immer ein Signal, das bedeutet: „Zum Sturm, Seitengewehr pflanzt auf!" Ich sehe also, daß mein Unterbewußtsein ganz genau weiß, wie's dem Herrn zumute ist. Mit Gewalt verhalte ich die Heymannschen Augentropfen. Ich singe Stegreifverse — auf die vielen Appelle, mit denen unsere Offiziere uns die Ruhe stören. Ich denke immerfort an mein Weib und das Kind. Man ißt Hummer, tauscht, nein, wechselschenkt mit andern Kistenfritzen Süßigkeiten. Leer die alte Madeira, leer die kleine Gilka, — ah, mein Unteroffizier hat auch 'ne Kiste. Essiggurken hat er, Spickgans paßt dazu, Rotwein hat er, Cantenac — aus damit, halt, *mein* Rotwein, ran damit, die Hälfte geb' ich aus. Die andere für morgen. — Prost, deine Frau hat Geburtstag, Unteroffizier, prost! Prost, Artillerist! Wann gehen wir denn endlich vor? Wird's was Großes oder Kleines? Ist's wahr, daß *wir* jetzt voraus sollen? Wie viele von uns werden Paris sehn? —

Leben herrlich, verwundet heimkehren — schwer schön. Sterben — schad um zehn ungeschriebene Bücher. An mein Weib denk' ich dabei anders. Als wäre es für mich nicht so schwer, als ohne sie leben. Für Hunderte sterben — herrlich!

— Drei Mann freuen sich künftiger Taten, schimpfen, daß es ihnen so oft durchs Herz geht. Ich könnte stundenlang noch trinken, ohne zu viel. — Prost!

Der Krieg und die auswärtige Politik der Sozialdemokratie

Von Herman Kranold

I

Wer nur in Deutschland irgendwie Sozialist ist, mag er nun der sozialdemokratischen Partei sich zurechnen oder nicht, und wer von der Notwendigkeit einer politischen Aktion zum Zwecke einer sozialistischen Entwicklung überzeugt ist, der wird in der sozialdemokratischen Partei Deutschlands seine aktive politische Vertretung erblicken und es beklagen, daß diese seine politische Vertretung, trotz ehrlichsten Bemühens, es nicht vermocht hat, den Krieg, der gegenwärtig Europas Eingeweide zerreißt, zu verhüten.

Es darf eine allgemeine Übereinstimmung unter den Sozialisten angenommen werden, daß dieser Krieg ein unsagbares Unglück ist. Gewiß fehlt es auch ihm nicht an erfreulichen Teilerscheinungen. Vieles, was in den letzten Jahrzehnten zur Verschmutzung des politischen Getriebes beigetragen hatte, ist im Ernst der Ereignisse versunken; vielen ist deutlich geworden, daß Mißbrauch einer Macht vor allem auch den Machthaber schädigt, solange er in kritischen Stunden auf die Zuverlässigkeit der Beherrschten angewiesen ist; viel Verdacht nationaler Unzuverlässigkeiten hat sich in diesen Monaten als grundlos erwiesen. Alles das ist hoch erfreulich, und niemand soll uns die Hoffnung nehmen, daß diese Dinge nicht mit dem Kriegszustand wieder verschwinden, sondern dauernde Güter der Nation bleiben werden. Aber all das ist nicht imstande, den Jammer und das Elend, das der Krieg über die westeuropäischen Nationen gebracht hat, auch nur teilweise aufzuwiegen.

Das aber ist die „Kriegsarbeit der zu Hause Gebliebenen": unablässig daran zu denken, wie ein guter Friede das Elend dieses Krieges wenigstens einigermaßen wieder auszugleichen vermöchte. Deshalb soll man nicht spotten über die, die in ihrem Eifer, ihrem Bildungszustand entsprechend, ein wenig in die Rolle des Bierbankpolitikers hineingleiten, sondern man soll in ihrer Häufigkeit und Leidenschaft den Ausdruck des lebendigen, über den Tag hinwegschauenden, am zukünftigen Ziele sich orientierenden nationalen Gewissens sehen und lieben.

Wenn aber die Angehörigen jeder politischen Richtung und Partei Grund haben, dieses Nachdenken über das Ziel des Krieges — den Frieden — recht eifrig zu pflegen, so hat niemand mehr Anlaß, dieser nationalen und kulturlichen Pflicht zu genügen, als der Sozialist. Denn für niemanden mehr als für ihn bedeutet schon allein die Tatsache dieses Krieges das Fehlschlagen der von seinen politischen Vertretern geübten politischen Methode. Er muß es jetzt ja wohl einsehen, wie berechtigt die bittere Frage ist: „Was hilft uns alle ‚Sozialpolitik', was helfen uns alle Lohnerhöhungen, was alle Verkürzungen der Arbeitszeit, was alle Verbesserungen der Gesundheitseinrichtungen in den Wohnungen und auf den Arbeitsstellen, wenn die sozialistische Politik nicht einmal dazu hingereicht hat, das nackte Leben der Industriearbeiterklasse zu sichern, wenn fünfundzwanzig Prozent der Mitgliederschaft der Freien Gewerkschaften den Leib auf den Schlachtfeldern Maschinengewehren entgegenwerfen müssen, um nur überhaupt die Fortdauer der Daseinsgrundlage ihrer Klasse zu sichern?"

Wenn die Dinge so stehen, ist es wohl angebracht, zu fragen, ob das politische Wirken der Arbeiterklasse durch ihre Organe imstande war, wenigstens noch größeres Unglück zu verhüten, und ob sie etwa in entscheidenden Dingen nicht nur noch nicht, sondern überhaupt nicht auf dem Wege der von ihr bisher verfolgten Politik ihr Ziel, die Existenzgrundlage der deutschen Industriearbeiter zu sichern und auf so gesicherter Grundlage ein helles, geräumiges, bequemes Heim dieser Klasse zu errichten, erreicht hätte.

Dies Ziel verfolgt nicht nur die „offizielle" Partei; es verfolgen alle Sozialisten, mögen sie nun gleichzeitig auch noch die Sicherung der Existenzgrundlage anderer Klassen als besonderes Ziel verfolgt haben oder nur als Mittel zu jenem obersten Ziel. Besonders wichtig für ein Urteil über die Erfolge sozialdemokratischer Politik aber wird gerade diese Frage dadurch, daß in ihr, einer internationalen und einer Kulturfrage, eine Partei anscheinend nichts hat ausrichten können, jedenfalls nichts ausgerichtet hat, die nicht nur in Deutschland die zahlreichste und bestorganisierte aller Parteien ist, sondern die auch, einzig und allein sie, über eine internationale Organisation verfügt.

So ergibt sich, unter Berücksichtigung aller dieser besonderen Momente, für den Sozialisten die Frage: Wie kommt es, daß die internationale, völkerbefreiende Sozialdemokratie diese Selbstzerfleischung der so stark von sozialistischen Ideen durchsetzten westeuropäischen Nationen nicht hat verhüten können? Es wird nicht möglich sein, diese Frage schon jetzt völlig zu beantworten. Aber Material zu ihrer Beantwortung läßt sich auch jetzt schon sammeln. Wir werden zu solchem Zwecke nach den Ursachen des Krieges suchen müssen. Dann

werden wir sehen, daß die Dinge, die wir da zusammenstellen, den bürgerlichen Politikern vielleicht nicht sehr neu, für uns Sozialisten aber Entdeckungen sind; daß unsere auswärtige Politik auf einzelne Komponenten dieser Resultante (nämlich auf die mit den Worten „Militarismus" und „Marinismus" bezeichneten) wie gebannt ständig den Blick gerichtet hielt, so daß die anderen nie ihr ins Gesichtsfeld kamen.

Bei Gelegenheit dieser Untersuchung werden wir weiterhin Material gewinnen, um die dringendsten Erfordernisse des kommenden Friedens kennen zu lernen; diese Kenntnis kann uns davor schützen, in gewohnte Denkschemen bei seiner Vorbereitung zurückzuverfallen.

2

Welches sind die Ursachen dieses Krieges? Wenn man sie chronistisch von außen betrachtet, so stellen sie sich so etwa dar, wie es die redaktionellen „Comments" der von der Fabiergesellschaft herausgegebenen Wochenschrift „The New Statesman" in ihrer Nummer vom 1. August 1914 sagen:

„For there is no one palpably in the wrong – except, perhaps, Servia, and even Servia is to blame rather for the means she has stooped to employ than for the end she has aimed to. The Pan-Slav ideal of the political unification of the Southern Slave race is in itself a quite worthy ideal; it is Servia's misfortune, not her fault, that this attainment should threaten the existence of the Austrian Empire. And who can blame Russia if she refuses to see the young Slav nation crushed? And who Germany, if she refuses to face the possibility of seeing a triumphant Russian army on her frontiers? And who France, if she comes to the aid of the ally to whom she is bound by every tie that can bind an independent nation to another?" (pag. 513.)

Sehen wir zu, inwieweit sich die Dinge, die hier als Ursachenkomplex angeführt sind, als Realitäten, als nicht ohne weiteres zu beseitigende Interessenkonflikte erweisen, und inwieweit sie bloße Hirngespinste, bloße unheilvolle Vorstellungen sind.

Man sieht oft an Österreich-Ungarn nur die unerfreulichen Seiten seiner politischen Lebensäußerung. Aber selbst italienische Sozialisten kommen manchmal zu einem anderen Urteil, wie folgender Satz Ettore Marchiolis in der „Critica Sociale", der sozialistischen Halbmonatsschrift Italiens, aus dem Jahre 1907 lehrt: „Die österreichisch-ungarische Monarchie entstand und besteht nicht nur, weil sie für die Völker, die sie umfaßt, notwendig ist, sondern auch,

weil sie ein Vorteil für andere europäische Mächte ist. Wenn sie nicht existierte, so müßte man sie, wie so viele andere Dinge, schaffen."

Diesen Worten kann nur zugestimmt werden. In Österreich-Ungarn verkörpert sich tatsächlich ein notwendiger Versuch, die Aufsplitterung des europäischen Südostens in kleinste national gegeneinander abgegrenzte Staaten zu überwinden. Das Problem, das ein aus solcher Leistung entstehender Nationalitätenstaat bietet, entsteht freilich erst in Zeiten, in denen die Nationalitäten wach genug werden, um ein eigenes Nationalgefühl zu entwickeln. Dann aber kommt ihre kritische Stunde. Die Schweiz hat, auf engstem Raume, schon seit langem den Beweis geliefert, daß es mit reichlicher lokaler Autonomie möglich ist, heterogenen Nationen in gemeinsamen materiellen Interessen ein Gegengewicht zu geben, stark genug, nicht nur die auseinandergerichteten Tendenzen der Nationalität bei eng ineinander verzahnten Völkern aufzuheben, sondern sogar darüber hinaus ein positives, Angehörige verschiedener Nationen verbindendes, gemeinsames Nationalgefühl entstehen zu lassen. Bis zu welchem Grade das gelingen kann, zeigt der Umstand, daß es in der Schweiz kaum „unerlöste" Italiener gibt.

Daß die Schweiz einen Vorsprung in dieser Entwicklung vor anderen Völkern hat, kann nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, daß sie ein zentraler Verkehrsknotenpunkt ist, an dem nationale und fremde Genialität sich kreuzten und befruchteten, ein Gebiet, als europäischer Umschlagsplatz frühzeitig in die rationalisierende Atmosphäre des Kapitalismus geraten. Österreich-Ungarn ist darin um ein gut Teil hinter ihr zurück; es ist, trotz aller Versuche, es zu industrialisieren, noch immer für einen westeuropäischen Staat in relativ hohem Grade ein Reich der Landwirtschaft. Es liegt in seinem Hauptteil recht eigentlich abseits von den großen Weltverkehrsstraßen. Aber es kommt jetzt allmählich auch in diese kapitalistische Entwicklung hinein, und damit wird auch das Nationalbewußtsein der in ihm in einer erstaunlichen Gemengelage wohnenden Nationen wach. Im verhältnismäßig hoch industrialisierten Böhmen und Mähren haben die Tschechen den Anfang gemacht, und allmählich ist eine Nationalität nach der anderen nachgefolgt.

Österreich-Ungarn ist, in seinem heutigen Umfange und im Verhältnis zu den organisatorischen Problemen, die es bietet, durchaus zufällig konstituiert. Ja, seine Zufälligkeit ist gerade sein Problem. Es ist zu gutem Teile ein Resterreich, eine Wochenübersicht der Weltgeschichte, und es hat so recht die unangenehmen Seiten jeder Resterküche. Es ist eben kein natürlich oder national abgegrenztes Wesen; es umfaßt nur drei Nationen ganz: die Tschechen, die Ungarn

und die Slowenen. Es hat in sich eine Nation, von der ein kleinerer Teil auswärts lebt: die Serbokroaten. Die übrige Masse seiner Bevölkerung besteht aus Angehörigen von Nationen, deren größerer Teil im Zusammenhang anderer politischer Gebilde organisiert ist: den Deutschen, Polen, Italienern, Rumänen, Ruthenen (Ukrainern). Und alle diese so verschieden bedeutsamen Nationalitäten liegen in einer schier unentwirrbaren Gemengelage. Wollte man reine Gebiete herausschälen, so wäre das nur für einen kleinen Teil des Ganzen möglich. Selbst wenn ein Politiker ernstlich auf die Idee kommen sollte, so müßte er gerade in bezug auf die, die dem österreichischen Staatswesen die meisten Schwierigkeiten machen, zu einem völligen Fiasko kommen; eine solche Vermischung von Stämmen in einem Lande, wie in Österreich-Ungarn, läßt sich künstlich nur auf dem mazedonisch-thrazischen Wege der letzten Balkankriege beseitigen.

Das österreichische Problem ist also dieses: daß in seinen beiden großen Teilen Nationen herrschen, die der Zahl nach dazu nicht befähigt sind. Man kann nun Böhmen und Mähren vielleicht mit großer Kunst verwaltungsrechtlich innerhalb eines Ganzen unter Tschechen und Deutsche verteilen, aber man kann aus ihnen keinen tschechischen und deutschen Staat auslösen. Man kann die galizischen Ruthenen nicht in ein polnisches, die der Bukowina nicht in ein rumänisches Reich hineinstecken, man kann nicht einmal mit den ungarischen Rumänen und Ruthenen so verfahren. Wenn es jemand dennoch unternehmen sollte, so würde er nur den großen Gärungsherd in viele kleinere, nebeneinander liegende zerteilen, ohne wirklich etwas zu gewinnen. In jedem so entstehenden neuen Staatengebilde würde es eine schwache herrschende Nationalität und eine starke Irredenta geben.

Aus diesen Schwierigkeiten fanden unerschrockene österreichische Politiker schon seit Jahren einen prinzipiell richtigen Ausweg: den Trialismus. Sie wollten die österreichisch-ungarische Monarchie umorganisieren aus einem dualistischen Gebilde in eines, in dem die Hauptnationen in autonomen, einen Reichsverband bildenden Staaten zusammengefaßt werden sollten; der politische Träger dieser Hoffnungen war der Erzherzog Franz Ferdinand, und in ihm traf der Serajewoer Mord den Trialismus selbst.

Es soll hier nicht im einzelnen dargestellt werden, inwiefern die trialistische Idee viel zu schematisch war gegenüber der Fülle von Nationen, die Österreichs Boden bewohnen; genug hervorzuheben, daß die Polen und Ruthenen zu schlecht dabei wegkamen und daß daraus der russische Panslawismus seine Hoffnungen schöpfte. Auch die Existenz des unabhängigen Serbien wurde dadurch,

daß die in Österreich-Ungarn lebende Serbenmasse dem Reiche politisch ralliiert werden sollte, aufs äußerste in ihrem Bestande gefährdet. Und so wurde Serbien ein Herd der Agitation gegen die immer trialistischer werdende österreichische Politik. Serbien war aber, moralisch und wirtschaftlich, der Staat des kulturtragenden Teiles der serbokroatischen Nation; kein Wunder, daß der österreichische Trialismus nicht mit ruhigem Herzen diesen Agitationsherd an seiner Flanke ertragen konnte.

Zu diesen Konfliktsstoffen kam die Nötigung Österreich-Ungarns, nach einer territorialen Expansion nach Saloniki zu streben. Es muß so handeln einmal im eigenen nationalen Interesse, denn es bedarf einer von einer anderen Macht nicht zu sperrenden Straße nach dem Orient; es handelt aber so gleichzeitig im westeuropäischen Interesse, indem es die Kontinuität des westeuropäischen Landringes um das östliche Mittelmeer herum sicherstellt. So mußte über kurz oder lang ein Konflikt ausbrechen sowohl mit dem Piemont des Königs Peter, wie mit dem russischen Streben nach Byzanz . . .

Ein solcher österreichisch-russischer Konflikt kann aber für das Deutsche Reich nicht gleichgültig bleiben. Denn wenn der russische Expansionsdrang auch jetzt nur gegen Österreich sich wendet, so wird er sich damit doch nicht erschöpfen. Vielmehr wird aus einem gewonnenen Kriege gegen Österreich der russische Panslawismus nur neue Kraft zu weiteren Angriffen auf den zweiten westlichen Nachbarn schöpfen. Schon deshalb kann das Deutsche Reich, solange es das verhüten kann, Österreich-Ungarn dem russischen Ansturm nicht erliegen lassen. Vor allem aber, weil es nicht zugeben kann, daß der nahe Orient und der Balkan durch eine russische politische Expansion dem westeuropäischen Wirtschaftskreise entzogen werde. Unter den Weltreichen ist, außer England, keines so auf den Exportindustrialismus eingestellt, keines so zu seinem Lebensunterhalt und zur Aufrechterhaltung seines Lebensstandards auf ihn angewiesen wie das Deutsche Reich; und je mehr in Asien, Australien, Amerika die industrielle Verselbständigung Fortschritte macht, je mehr bisher noch reine Industrieimportstaaten in diese Entwicklung hineingeraten, desto dringender wird es für die großen westeuropäischen Industrieausfuhrländer erforderlich, sich nach einem wenigstens eine Zeitlang die Marktnot fernhaltenden neuen Absatzmarkte umzusehen, soll der Exportindustrialismus nicht in einer plötzlichen Absatzlosigkeit sein katastrophales Ende finden. Deshalb ist Rußland, das den kleinasiatischen Markt bedroht und dadurch den afrikanischen Markt halb entwertet, Deutschlands Todfeind, und ganz besonders der seiner Industriearbeiterklasse.

Soweit ist der Vorgang, der letzten Endes zum innereuropäischen Weltkriege

geführt hat, durch wirkliche Interessengegensätze erklärlich. Was nun folgt, die Verknüpfung Englands und Frankreichs in das Netz des Unheils, liegt weit mehr im Bereiche des bloß von den Massen und den Lenkenden Geglaubten (was natürlich nicht ausschließt, daß es sich mit der Zeit zu recht realen Interessenkonflikten verdichtet hat), als in dem der wirklichen und ursprünglichen Interessengegensätze.

Diese im Psychologischen liegenden Konfliktstoffe sind aber nicht weniger gefährlich als jene anderen; im Gegenteil, sie geben dem Kriege erst die Signatur. Sie verursachen erst das Elend der ungeheuren Arbeitslosigkeit; sie schaffen erst das drohende Gespenst der Hungersnot; sie bringen erst die Ausdehnung der Kämpfe, die Dauer des Ringens und die Blutigkeit der Prozedur. Der französisch-deutsche Gegensatz erst läßt den lokalen Konflikt zwischen Rußland und Österreich-Ungarn zu einem Weltbrande werden. (... Von der Zensur gestrichen ...)

Freilich, um Englands Teilnahme am Weltkrieg zu erklären, reicht das alles nicht aus; man sollte meinen, es hätte seinen Zweck, Sicherheit vor deutschen Angriffen zu bekommen, am allerersten erreichen können, wenn es dieses einen Krieg mit Rußland und Frankreich führen ließe, selbst aber sich durch friedliches Verhalten bei vollen Kräften erhielte. Wenn es trotzdem eingegriffen hat, so ließen sich dafür zwei Gründe denken, die wohl beide mitgespielt haben mögen: einmal, daß der Krieg nicht zustande gekommen wäre, wenn es den Russen und Franzosen nicht seine Hilfe bindend versprochen hätte, und dann, daß es aus irgendwelchen Gründen den Krieg gewollt hat, den Krieg als Mittel zu irgendwelchen Zwecken.

Weil diese Zwecke nicht so recht eindeutig zu erkennen sind, weil es scheint, als ob das britische Reich während eines Krieges wesentliche Schwierigkeiten in Indien und Ägypten zu erwarten habe, die sich, wenn es sich an einem innereuropäischen Kriege nicht beteiligte, vermeiden oder doch wenigstens eine Zeitlang noch hinausschieben ließen, hat die englische Kriegserklärung manchen schließlich überrascht. Viele hatten gemeint, Sir Edward Grey werde sich, wenn er auch sonst kein Friedensfreund sei, doch durch diese Überlegung bestimmen lassen, Frieden zu halten. Es scheint nun, daß gerade diese Dinge den Ausschlag gegeben haben für den Krieg. England steckt eben jetzt in einer Krise, die an Schwere in seiner ganzen Geschichte wohl kaum ihresgleichen hat.

Das britische Weltreich ist vor allem durch ein Kennzeichen von den meisten anderen unterschieden: es entbehrt völlig des territorialen Zusammenhanges. Es ist eigentlich erst möglich geworden, als die Beschleunigung der Transporte

durch die Entwicklung der Dampfschifftechnik und des Eisenbahnbaues, als die Möglichkeit, die Regierung fern auseinander liegender Landstriche durch Telegraphie und Telephonie zu zentralisieren, die ungeheure Entfernung der Reichsteile voneinander verminderte. Und dann ist das britische Imperium ausschließlich durch politische Maßnahmen zusammengehalten, nur dazu bestimmt, den besonderen wirtschaftlichen Interessen eines seiner kleinsten Bestandteile, des Vereinigten Königreiches, zu dienen. Obwohl nun diese Organisation, wenn auch langsam, sich noch immer hier und da ein wenig ausdehnt, so wachsen doch in mehrfacher Hinsicht die Schwierigkeiten, sie aufrechtzuerhalten. Es scheint, daß der Typus von Weltreich, dem das britische zuzurechnen ist, der Riesengebiete zugunsten eines politisch übermächtigen, wenn auch im Verhältnis zum Gesamtreich kleinen Mutterlandes ausbeutet, allmählich, mit der Ausstrahlung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung von ihrer westeuropäischen Heimat über den ganzen Erdball hin, veraltet sei, abtreten müsse zugunsten einer Weltreichbildung auf der Grundlage der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen territorial zusammenhängender Länder. Beispiele für solche Reiche sind das russische und der amerikanische Kontinent; sie sind auch staatsrechtlich in dieser Entwicklung schon am weitesten fortgeschritten. Ihnen an die Seite zu stellen sind das westeuropäisch-afrikanische und das australasiatische, die beide noch staatsrechtlich völlig unorganisierte Haufen von unabhängigen Staaten und Kolonien sind. Aber auch ihre Herausbildung ist auf dem Wege des Werdens, und dieser Prozeß der Imperiumsbildung muß seiner ganzen Tendenz nach vor allem auf eine Aufteilung des britischen Imperiums abzielen. An den ihm zugehörigen Teilen zeigen sich denn auch die Symptome des Ablaufs der Reaktion am deutlichsten. Je weiter in Kanada, in Britisch-Indien, in Australien die kapitalistische Entwicklung Fortschritte macht, eine desto größere Bedeutung gewinnt die wirtschaftliche Verzahnung mit den Nachbarländern gegenüber dem altgewohnten Zusammengehören mit dem Mutterlande, desto gefährlicher wird der Aufschwung der Reichsteile für den Bestand des Reiches. All diese auseinander gerichteten Strebungen sind auf die Dauer auch mit den stärksten Machtmitteln nicht zu bezwingen. Aber selbst daran fehlt es eigentlich überhaupt völlig im British Empire: es hat gar keine Reichsexekutive, wenn es auch ein Parlament in Westminster hat, dem de jure alles auf britischer Erde Lebende untertan ist. Es ist schwer einzusehen, wie die Engländer, wenn in Südafrika die Verweigerer des Krieges gegen Deutsch-Südwest-Afrika die Oberhand behalten hätten, dieses, „ihr" Land zum Gehorsam hätten zwingen wollen. Man kann ägyptische Fellachen von indischen Sepoys niederknallen

lassen, man kann in Südafrika schließlich auch mit einer aus Angehörigen der Kapitalisten- und Großgrundbesitzerklasse zusammengesetzten Bürgerwehr streikende weiße und farbige Minenproletarier zur Wiederaufnahme der Arbeit zwingen, aber England hat keine Truppen, um den südafrikanischen Krieg zu wiederholen; es kann heute nicht mehr, wie einst, Truppen in ein rebellisches Kanada schicken, sondern es muß sich für seine europäischen Zwiste von ihnen Truppen erbitten. Denn nicht Kanada, Australien, Indien brauchen das britische Imperium heute; England aber bedarf seiner.

Ein europäischer Krieg, bei dem es aufs Ganze geht, kann einer englischen Regierung wohl als Ausweg aus solchen Schwierigkeiten erscheinen, ein gemeinsam geführter, vielleicht sogar gewonnener Krieg kann wenigstens für eine Zeitlang wieder eine Art allbritischen Nationalgefühls hervorzaubern; er kann aber darüber hinaus noch eins: er kann England die Herrschaft über den Islam sichern.

Das sind wohl die wesentlichen Motive der liberalen Minister, die sich für den Krieg entschieden. Dafür spricht vor allem, daß auch in die Kolonialgebiete der Kampf hinübergeschleppt wurde, daß man also trotz der Zweischneidigkeit einer solchen Methode versuchte, deutsches Sein und deutsche Leistung zu vernichten, einerlei, wo und unter welchen Umständen man ihrer habhaft wurde. Und die Motive dieser Minister herauszuschälen, genügt an dieser Stelle schon. Denn England ist zwar eine Demokratie, aber nie hat ein Volk sich von seiner Regierung einmütiger zu einem Werke führen lassen, für das es eigentlich keinerlei Neigung hatte, zu dem es auch nicht gezwungen war, nie hat eines so völlig auf den Gebrauch seiner reichen demokratischen Machtmittel gegen die Regierung verzichtet, wie in der Entstehungsgeschichte dieses Krieges das englische.

3

In den Staaten Westeuropas, die miteinander Krieg führen, gibt es eine starke Arbeiterbewegung; in mehreren von ihnen, in Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Belgien, ist diese Arbeiterbewegung sozialistisch gerichtet. Es ist daher eine berechtigte Frage, wie es kommt, daß eine so starke Durchsetzung mit sozialistischen Wählern dennoch einen Krieg unter diesen Staaten nicht hat verhindern können.

Es ist bekannt, daß die deutsche Sozialdemokratie, die von den Wählern, die für sie in Frage kommen, einen größeren Teil auf sich vereinigt hat als die anderen sozialistischen Parteien, durch einen Aufruf und durch eine Serie großer Versammlungen versucht hat, die deutsche Regierung zu bestimmen, an einem

österreichisch-russischen Konflikt sich nicht zu beteiligen. Und ebenso ist bekannt, daß die Abstimmungen vom 4. August und 2. Dezember zwar sehr erfreuliche Tatsachen sind, aber solche, die keineswegs in der Kontinuität der bis dahin von der sozialdemokratischen Presse eingenommenen Haltung begründet waren, sondern solche, die gleichsam das Ende einer alten Welt und das Heraufsteigen einer neuen in den Tagen zwischen dem 1. und 4. August voraussetzen. Der Sinn dieses Verhaltens war ungefähr dieser: man protestierte gegen den drohenden Krieg und wollte ihn um jeden Preis vermieden wissen; als er da war, änderte sich alles. Das bedeutet noch nicht, daß diese Politik schlecht war; auch eine gute Politik kann mißlingen, weil die zu ihrer Wirksamkeit erforderliche Einsicht nicht bei genügend großen Massen oder bei sehr maßgebenden Faktoren gefunden wird. Ist dem aber in diesem Falle so?

Daß bei den Massen nicht die erforderliche Einsicht in die Wünschbarkeit des Friedens vorhanden gewesen sei, wird man nicht behaupten können. Denn wenn es auch für das aus unzureichenden Quellen informierte Ausland oft so scheinen mag, als sei das deutsche Volk in seiner Masse kriegerisch gestimmt, so weiß doch der Kenner deutschen Lebens, daß das nicht der Fall ist und daß die überzeugten Förderer jeder Kriegsaussicht bei uns in einer verschwindenden Minderheit und Machtlosigkeit sind. Und auch dem Kaiser und dem Reichskanzler ist von sozialdemokratischer Seite wiederholt bestätigt worden, daß sie gerade in der Julikrisis vorigen Jahres sich mit besten Kräften und redlichster Aufrichtigkeit um die Wahrung des Friedens bemüht haben. Wenn also diese beiden Faktoren nicht schuldig zu sprechen sind, so folgt daraus der Schluß, daß eine stärkere Notwendigkeit diesen Krieg bestimmt hat.

Trotzdem hat der Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie, um den drohenden Krieg zu verhüten, eine Protestaktion gegen die Kriegshetzer eingeleitet. Er schreibt in seinem Manifest vom 25. Juli: „Verurteilen wir auch das Treiben der großserbischen Nationalisten, so fordert doch die frivole Kriegsprovokation der österreichisch-ungarischen Regierung den schärfsten Protest heraus." Und weiter: „Kein Tropfen Blut eines deutschen Soldaten darf dem Machtkitzel der österreichischen Gewalthaber, den imperialistischen Profitinteressen geopfert werden."

Es scheint mir wahrlich kein Wunder, daß Protestversammlungen, die auf diesen Ton gestimmt waren, wirkungslos blieben. Das heiße ich mir Marxisten, die in solchen Augenblicken Unmoralität des Vorgehens tadeln, die so völlig von den Symptomen sich überrennen lassen und nicht sehen, daß das, was sie „Treiben der großserbischen Nationalisten", was sie „frivole Kriegsprovokation

der österreichisch-ungarischen Regierung" nennen, nur der Ausdruck einer tiefliegenden Entwicklung ist. Sie sahen nicht, daß das „quite worthy ideal" einer allserbischen Freiheit, die Unmöglichkeit einer Reihe voneinander unabhängiger, reiner Nationalitätenstaaten zwischen Passau und Serajewo, Rußlands Sehnsucht nach einem Hafen im Mittelmeer für seinen Korn-, Zucker- und Petroleum-Ausfuhrhandel treibende Kräfte sind, die in diesem „Treiben", in der „Kriegsprovokation" nur einzelne besonders duftige Blüten nach oben ins Licht sandten. Sie sprachen von Machtkitzel, wo es sich um den Bestand des österreichisch-ungarischen Staates handelte, „den man schaffen müßte, wenn er nicht da wäre", sie sprachen von „imperialistischen Profitinteressen", wo die Möglichkeit eines kontinuierlichen westeuropäisch-afrikanischen unionswirtschaftlichen Gebietes auf dem Spiele stand und damit die Existenzgrundlage der mittel- und westeuropäischen Industriearbeiterklasse. Was Wunder, wenn eine Politik, die im Augenblick der höchsten Gefahr noch immer eine so winzige Einsicht in die Ursachen weltpolitischer Zusammenhänge besitzt, der so wenig einfällt, gänzlich wirkungslos blieb, wenn schließlich die organisierten Sozialdemokraten selbst zum Teil nicht mehr an die Wahrheit solcher Oberflächenbetrachtung glaubten?

Und dieses Manifest war nicht eine augenblickliche Verirrung des Parteivorstandes der deutschen Sozialdemokratie, sondern eine der üblichen Taten des Bestrebens, die auswärtige Politik nach sozialistischen Wünschen zu beeinflussen. Dieser blutige Dilettantismus, der zwar einige wichtige Faktoren in dem Komplex von Vorgängen, deren Ergebnis schließlich dieser Krieg wurde, erkannte und zu beseitigen suchte, dem aber Kenntnis und Berücksichtigung weltpolitischer Notwendigkeiten völlig fern lag, ist stets und ständig das Repertorium sozialistischer Auslandspolitik in Deutschland gewesen.

4

Wenn so mindestens die deutschen Sozialisten zugeben müssen, daß sie, soviel an ihnen lag, kaum etwas dazu beigetragen haben, diesen Krieg zu verhüten, so wird es um so notwendiger sein, daß sie rechtzeitig beginnen, sich über die Verhütung künftig drohender Kriege klar zu werden. Dabei werden sie die praktische Zielsetzung im einzelnen stets im Einklang halten müssen mit dem sozialistischen Endziel, sie werden auf der anderen Seite aber sich beschränken müssen auf das, was sie mit ihren eigenen Kräften oder unter Hinzunahme erreichbarer Hilfskräfte wirklich durchführen können. Dabei werden sie sich vor

allen Dingen hüten müssen vor jener „soffocante armatura dell' ortodossia e del dogma teutonico".

In erster Linie werden sie dabei handeln müssen aus einer klaren Erkenntnis der Ursachen dieses Krieges. Diese sind die Grundlage alles zukünftigen Handelns. Sie zu beseitigen, soweit das durch organisatorische Maßnahmen möglich ist, wird die erste und oberste Aufgabe des kommenden Friedens sein.

Gerade sozialdemokratische Denker sind zweifellos besonders geeignet, in dieser Hinsicht Gutes auszuarbeiten. Sie sind seit langer Zeit an die Atmosphäre des Gedankens internationaler Kultursolidarität gewöhnt, sie haben aber in allen im Kriege stehenden Ländern jetzt auch gezeigt, daß sie nicht nur eine Menschheit kennen, sondern daß sie wohl wissen, die internationale Organisation setze eben Nationen voraus; sie haben durch eine im allgemeinen musterhaft patriotische Stellung, die von Chauvinismus wie von Vaterlandslosigkeit gleich fern blieb, gezeigt, daß sie so nicht nur reden, sondern auch denken und handeln. Sie sind also besonders legitimiert, an der Ausarbeitung einer öffentlichen Meinung über den kommenden Frieden mitzuwirken. Und sie haben deshalb auch in besonderem Maße die Pflicht, daran mitzuwirken. Denn wenn sie einen Zustand der Organisation der menschlichen Produktivkräfte zu erarbeiten suchen, der diese so steigert, daß sie für eine höhere moralische Entwicklung der Menschheit eine möglichst breite und tragfähige Grundlage bildet, so tun sie nur, was für die volle Verwirklichung ihrer Kulturideale eine nicht zu umgehende Vorbedingung ist. —

Eine Beseitigung Österreich-Ungarns wäre nicht nur vom Standpunkt der davon betroffenen Völker, sondern auch vom westeuropäischen Standpunkte überhaupt als ein schwerer Schaden zu betrachten. Denn was könnte die Folge des Verschwindens Österreich-Ungarns sein? Es sind zwei Fälle denkbar: Entweder es träte an seine Stelle eine einfache Angliederung seines Landes und seiner Menschen an das russische Reich. Welchen ungeheuren Rückschritt für die geistige Existenz der von dieser Veränderung betroffenen Völker das bedeuten müßte, das braucht wohl nicht angeführt zu werden. Die zweite Möglichkeit wäre die Bildung eines ähnlich wohlgeordneten Haufens von Einzelstaaten, wie wir ihn schon jetzt auf der Balkanhalbinsel haben. Die so entstehenden „nationalen" Staatengebilde oder doch wenigstens die meisten von ihnen würden auch darin den Balkanstaaten durchaus gleichen, daß fortwährendes Auflehnen der beherrschten Völkerschaften und fortwährende Unterdrückungskriege gegen sie jeden Kulturfortschritt unmöglich machen würden. Beide Fälle aber würden, ganz gleichmäßig, zu einer Einfügung des europäischen Südostens

in das russische Wirtschaftsgebiet führen und eine russische Expansion nach Deutschland und Schweden nur ermutigen und kräftigen.

Der Ring der westeuropäischen Unionswirtschaft um das Mittelmeer, der dieses zu ihrem Binnenmeer macht, ist notwendig, um eine wirtschaftliche Beherrschung Afrikas durch Westeuropa zu ermöglichen. Wird er gesprengt, so werden die deutschen Maschinenbauer, die englischen Baumwollenweber, die ihre amerikanischen und australasiatischen Märkte langsam, aber sicher an die Vereinigten Staaten von Amerika, Kanada, Australien, Indien und Japan verlieren, für sie keinen Ersatz finden und die Arbeiterschaft der westeuropäischen Industrieländer würde ihrem Dasein die Grundlage, die Exportindustrie, entzogen sehen.

Deshalb sind, mag der strategische Erfolg der Zentralmächte im einzelnen sein wie er will, beim Friedensschlusse jedenfalls Vorkehrungen zu treffen, die die im Gange befindliche organische Lösung der Nationalitätenfrage in Österreich-Ungarn erleichtern und dieses Gebiet und die Balkanhalbinsel der westeuropäischen Unionswirtschaft einverleiben. Gleichzeitig sind Maßregeln zu treffen, um das russische Reich ein für allemal von jeder Expansion nach dem Westen und Süden Europas abzudrängen. Dazu ist es erforderlich, daß die Reibungsgelegenheiten zwischen ihm und Österreich-Ungarn beseitigt werden ...

Es ist ein starkes Argument für die Möglichkeit eines zukünftigen dauernden Friedens zwischen den Mächten West- und Mitteleuropas, daß Kriege zwischen ihnen auch unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten immer weniger nützlich erscheinen werden. Diese europäischen Mächte sind einander gegenseitig die besten Kunden. Wenn man den Wert des Außenhandels des deutschen Zollgebietes, Österreich-Ungarns, der Niederlande, Belgiens, Frankreichs, der Schweiz, Italiens, Großbritannien und Irlands und Dänemarks zusammenrechnet, so ergibt sich für das Jahr 1909 ein Gesamtwert von 69 279,3 Millionen Mark; davon betrug der Anteil des Handels dieser Länder untereinander 37 392,4 Millionen Mark oder 54 Prozent. Ein Krieg zwischen diesen Ländern wird, einerlei, ob gewaltige Sperrungen der Wege zu anderen, am Kriege nicht aktiv beteiligten Gebieten, wie dieses Mal, zustande kommen werden oder nicht, ungeheure Handelsausfälle zur Folge haben. Die Entscheidung aber, wer den Chinesen Eisenbahnschienen liefert, wer den Kongonegern Glasperlen verkauft, wer Uhren nach Argentinien oder Klaviere nach Neuseeland handelt, fällt nicht in der Seeschlacht, sondern fällt im Wettbewerb der technisch-wirtschaftlichen Leistung und des Preises der Arbeitskraft: sie hängt auch ab von den Kilometern und von den Umladungen, die eine Ware vom Produktionsort bis zur

Verbrauchsstelle zu passieren hat; sie hängt schließlich ab vom kaufmännischen Geschick, lauter Faktoren, die ein Krieg zwar für seine eigene Dauer vorübergehend außer Kraft setzen, die er aber nicht über die eigene Dauer hinaus beeinflussen kann.

Dieser Ohnmacht des Krieges, eine westeuropäische Macht gegenüber der anderen wirtschaftlich zu fördern, steht gegenüber seine große vernichtende Wirkung. Und solcher Wirkung unterliegt so gut die thüringische Christbaumschmuck-Heimarbeit, die ihre europäischen Kulturgüter den missionierenden Heiden in China, Indien und Afrika bringt, wie die englische Baumwollenweberei, die Südamerika mit Hemdenstoffen und Arbeitskitteln versorgt. Deshalb wird kein westeuropäischer Staat, um einem westeuropäischen Staat ein Absatzgebiet abzujagen, mit ihm Krieg anfangen, und deshalb, zu solchem Ende, auch das Vereinigte Königreich nicht mit dem Deutschen Reiche.

Dazu kommt, daß diese Städte, so verschieden ihre Daseinsbedingungen sonst auch sein mögen, doch durchaus in der gleichen Gefahr sind: je mehr sie in den Exportindustrialismus hineinwachsen, desto spärlicher, weniger zahlreich und weniger ergiebig werden, infolge der Entstehung großer Industrien über See, zu gleicher Zeit die Länder, die ihnen ihre Industrieprodukte abnehmen. Diese allmähliche Emanzipation der Kolonialgebiete von der Industrie der Mutterländer ist ein, wie es scheint, unaufhaltsamer Prozeß; er muß notwendigerweise einmal zu einer industriellen Ueberproduktion in den westeuropäischen Industrieausfuhrstaaten führen; nicht zu einer vorübergehenden Absatzstockung, sondern zu einer dauernden Abflußlosigkeit. In seinen Wirkungen noch gefährlicher ist freilich der gleichzeitig verlaufende Prozeß, daß nicht nur gewisse industrielle Rohstoffe, die in den sie verarbeitenden europäischen Staaten nicht oder doch nicht wirtschaftlich erzeugt werden können (z. B. Wolle, Baumwolle, Jute), sondern vor allem auch die zur Aufrechterhaltung der Existenz der Hände, von deren Mehrwerterzeugung die Industrie lebt, erforderlichen Nahrungsmittel in immer größerem Maße eine Differenz zwischen heimischem Verbrauch und heimischer Erzeugung aufweisen. Die Produktivität der Landwirtschaft hat in Westeuropa in ihrer Entwicklung nicht gleichen Schritt gehalten mit dem Zunehmen der Exportindustrie und damit der Nur-Verbraucher landwirtschaftlicher Produkte. Diese Entwicklung ist noch nicht weit gediehen; sie vermag auch noch, durch eine solidarische Wirtschaftspolitik der von ihr betroffenen Mächte, in ihrer Wirkung abgeschwächt, ja vielleicht wieder ganz beseitigt zu werden. Davon ist aber bisher wenig zu verspüren; im Gegenteil: zunächst erschweren sich die westeuropäischen Industrie-Exportländer die Kon-

kurrenz auf den von anderer Seite her bedrohten Märkten dadurch, daß sie sich gegenseitig den Markt, den sie gemeinsam unbedingt beherrschen, durch Zollmauern künstlich in kleine, teure Einzelmärkte zerlegen: nämlich den inneren westeuropäischen Markt; er verliert dadurch ebensoviel von seiner Wirksamkeit für die Verbilligung der Gestehungskosten des Exports über See, wie der deutsche Markt an solcher Wirksamkeit vor der Aufhebung der deutschen Binnenzollschranken durch den Deutschen Zollverein verlor. Dazu verteuern diese Zollschranken einen wesentlichen Produktionsfaktor der Exportindustrie: die Gestehungskosten der Lohnarbeit. Und schließlich verhindern diese Zollbarrikaden auf den inneren Handelswegen der westeuropäischen Staaten künstlich das solidarische wirtschaftliche und politische Auftreten dieser Staaten auf dem Weltmarkte, zumal bei der Kolonisation Afrikas.

Dagegen erfüllt das jetzt bei den westeuropäischen Staaten herrschende System der gegenseitigen Abkapselung durch Zollmauern einen seiner Hauptzwecke nur unvollkommen, nämlich den des Wiederaufbaus der einheimischen Landwirtschaft. Damit diese in großem Maßstabe möglich sei, müßte eine planmäßige, einheitliche Aktion in die Wege geleitet werden, die dann freilich Aussicht hätte, das Vielfache von dem zustande zu bringen, was bis jetzt z. B. durch die innere Kolonisation in Deutschland geleistet worden ist. Dieser Wiederaufbau der westeuropäischen Landwirtschaft aber muß schließlich fähig sein, den jetzt noch zu schaffenden westeuropäischen Industriemarkt in Afrika zu ersetzen. Denn auch der wird nicht von ewiger Dauer sein. Afrikas Schätze sind reich und können, wenn sie nach einheitlichem Plane aufgeschlossen werden, wenn jeder Nation ein Terrain von solcher Ausdehnung zugewiesen wird, wie es ihrer kolonisatorischen Kraft entspricht, manch anderen Absatzmarkt für Industrieprodukte, manch anderes Herkunftsland für den europäischen Verbrauch an Getreide, Fett und Textilrohstoffen ersetzen. Und solidarisches Handeln der westeuropäischen Staaten kann auch die wirtschaftliche Beherrschung des dunklen Erdteils lange hindehnen. Aber verewigen kann sie sich nicht. Auch die Neger werden einmal Hochöfen und Spinnereien bauen, auch sie werden Maschinen und Kleider selbst fabrizieren (an den natürlichen Vorbedingungen dazu fehlt es wahrlich ihnen und ihrem Lande nicht); und dann wird es sich entscheiden, ob die Mutterländer ohnmächtige Anhängsel dieser Getreide und Fett und Fleisch spendenden Gebiete sein werden, oder ob sie selbst mit Lebensmitteln sich werden versorgen können.

Je früher aus diesen Tatsachen die praktischen Folgerungen gezogen werden, desto besser; desto wirksamer können die getroffenen Schutzmaßnahmen sein. Der

bevorstehende Friede ist eine Gelegenheit, einmal im großen aufzuräumen; deshalb muß verlangt werden, daß dies Werk auch so ausgiebig wie nur möglich geschehe. Vielleicht wird dann einmal, in später Zukunft, die westeuropäische Zollunion auch zur gemeinsamen Regelung anderer Fragen fortschreiten; jedenfalls wird eine solche Bindung der Interessen der einen Nation an die der anderen einen weiteren westeuropäischen Krieg unmöglich machen. Die Nationen, die so miteinander wirtschaften gelernt haben, die werden auch miteinander hausen können.

5

Es wird manchem Leser dieser Ausführungen nicht verborgen geblieben sein, daß die Forderungen für den kommenden Frieden, die hier aufgestellt werden, so wenig spezifisch „Sozialistisches" an sich haben. Sie unterscheiden sich in ihren Hauptpunkten: westeuropäische Wirtschaftsunion und Organisierung eines österreichischen Nationalitäten-Bundesstaates, in der Tat kaum von dem, was auch ein radikaler bürgerlicher Politiker fordern könnte.

Das Deutsche Reich gehört zu den am stärksten industrialisierten Staaten der Welt; dementsprechend ist auch seine Sozialpolitik zu den fortgeschrittensten zu rechnen. Wenn wir auch noch nicht, wie England und Frankreich, es bis zu Minimallohngesetzen gebracht haben, so haben wir doch eine Arbeiterversicherung, die den fortgeschrittensten Industrieländern zum Muster gedient hat und die sich noch immer als eine beträchtliche Kulturleistung sehen lassen kann. Freilich ist unsere ganze soziale Gesetzgebung auch heute noch mehr Versprechen als Erfüllung; aber sie ist doch, der Tendenz nach, ein manchmal schnellerer, manchmal freilich auch langsamerer Marsch in eine sozialistische Wirtschaftsordnung hinein.

Der Träger dieser Entwicklung ist der deutsche Industriearbeiter, und zwar besonders auch der Arbeiter der großen Exportindustrien, die in unserer nationalen Wirtschaft die Bedeutung haben, daß sie uns die Waren verschaffen, mit denen wir das Brot und Fett, das wir vom Auslande beziehen müssen, bezahlen können, und ebenso die, mit denen wir die ausländischen Rohstoffe bezahlen, die im täglichen Leben des Industriearbeiters unentbehrlich geworden sind. Gleichzeitig ist aber der auswärtige Markt noch ein Sicherheitsventil für die deutsche Industrie; wenn da eine Plethora eintritt, wenn eine Überproduktion, wie sie das kapitalistische Wirtschaftssystem so leicht mit sich bringt, unsere Industrie am Halse würgt, so können diese auswärtigen Märkte uns zur Ader lassen.

Das sind Binsenwahrheiten. Aber sie sind im Bewußtsein der deutschen Sozialdemokratie nicht immer lebendig; sie passen nicht zum Dogma und werden verdrängt; sie rächen sich freilich wie alles Verdrängte. Gewiß ist der Exportindustrialismus zugleich eine Form der Ausbeutung der Arbeiter durch die Unternehmer; aber ist es nicht gleich, ob die Ware, aus deren Produktion Mehrwert herausgeschunden wird, in Deutschland oder in Mesopotamien verkauft wird? Solange der deutsche Arbeiter nur leben kann, wenn er Mehrwert schanzt, solange gewiß.

Zwei Gefahren sind hier besonders zu beachten. Einmal die, die, wie oben geschildert, die europäische Industrie bedroht. Deren Arbeiter sind bisher die aktiven Träger des sozialistischen Gedankens. Wenn sie, weil die Industrien, denen sie dienen, zugrunde gehen, verschwinden, wo bleibt dann die von ihnen getragene Entwicklung zum Sozialismus?

Sodann aber wird in Zukunft, einerlei ob der Abbau der westeuropäischen Überindustrialisierung sich langsam und schonend vollziehen wird unter gleichzeitigem Hinaufwachsen der Leistungsfähigkeit der westeuropäischen Landwirtschaft oder ob er katastrophal erfolgen wird, jedenfalls der Bauernstand weit größeres politisches Gewicht in Westeuropa bekommen als bisher. Daß das so sein wird, daß deshalb auch der Sozialismus sich beizeiten bemühen muß, *ihn für sich zu gewinnen*, auf diese Erkenntnis kommt sehr vieles an. Bisher hat diese Erkenntnis sich aber im Bereich der westeuropäischen sozialistischen Parteien kaum gezeigt und noch weniger Früchte getragen, wenn sie doch ja vorhanden gewesen sein sollte.

Hier ist denn freilich noch eine grundsätzliche Erwägung einzuschalten: man kann alles das für gleichgültig halten, wenn man eine bessere aktive Politik weiß, vorausgesetzt, daß man dabei entschlossen ist, die Interessen der gegenwärtigen Generation der deutschen Industriearbeiter den Interessen ihrer nachkommenden Generationen zu opfern. Mit anderen Worten: wenn man auf den Weg der sozialen Revolution gehen will und nicht auf den der sozialen Reform, wenn man glaubt, man dürfe jetzt nicht langsam in den Sozialismus hineingehen, sondern man müsse in ihn eines Tages hineinspringen.

Diese Alternative ist freilich da; aber die deutsche Sozialdemokratie hat sich längst entschieden; sie zieht das langsame, aber kontrollierbare Gehen dem *vielleicht* einmal möglich werdenden Sprunge vor. Sie macht Reformpolitik, sie kann die Existenz der gegenwärtigen Industriearbeiter-Generation nicht opfern um der Seligkeit kommender Geschlechter willen.

Wenn sie aber dabei verharren will, so muß sie gerade um dieser Politik

sozialer Reform willen eine auswärtige Politik machen, wie sie hier skizziert ist. Denn es ist eine alte Wahrheit: wenn die Könige zanken, so haben die Achiver es auszubaden.

Kommt die westeuropäische Unionswirtschaft nicht zustande, so ist der Niedergang der deutschen Exportindustrie da, so können wir keine Baumwolle und Wolle, keinen Kautschuk, keine Nahrungsmittel mehr kaufen; dann kommt die Verelendung des Proletariats selbst, nicht nur, wie im kapitalistischen Wirtschaftssystem, die Hinabdrückung des Mittelstandes ins Proletariat. Welche Folgen das für das Kulturniveau der deutschen Industriearbeiter, die ihre Interessen vertrauensvoll in die Hände der Sozialdemokratie gelegt haben, mit sich bringen muß, ist klar.

Diese Politik ist nicht nur für die deutsche Sozialdemokratie aus dem Interesse der deutschen Industriearbeiterschaft gegeben; sondern ebenso steht es in Österreich-Ungarn, der Schweiz, Frankreich, Belgien, England usw. usw. Hier soll aber nur das politische Ziel der deutschen Sozialdemokratie bezeichnet werden, weil, wenn sie zielbewußt und klug die auswärtige Politik Deutschlands beeinflußt, es auch den Brüdern im Ausland nicht schlechter, sondern besser gehen wird als bisher.

So erfreulich manche Umwandlung im Gesamtbilde der Nationen ist, die der Krieg hervorgebracht hat, so überwiegen doch das Elend, die Opfer alles das. Schon frißt langsam von rechts nach links der Siegerrausch durch; schon fallen manche Politiker in die alten Gewohnheiten zurück. Da müssen gerade die Sozialisten wirken; da müssen sie vor allem dafür sorgen, daß allgemeine nationale Überzeugung werde, daß die Überwindung des Krieges, nicht nur seine Verwindung, daß die Überbrückung der Klüfte zwischen den Völkern, daß die Organisierung des internationalen Lebens es ist, was die Wiederkehr dieses Unglücks verhüten, was es so wenigstens in etwas wieder gutmachen kann. Zu solchem Werk sind sie berufen durch ihre Vergangenheit, und zu ihm sind sie fähig, wenn sie aus ihrer Vergangenheit lernen.

Die italienischen Intellektuellen und der Krieg

Von August Mayer

Unter den Ursachen, die die italienische Regierung im August 1914 von der Beteiligung am Krieg an der Seite der beiden Kaiserreiche abgehalten haben, mag man den Erwägungen politischer oder wirtschaftlicher oder militärischer Natur die entscheidende Rolle zuschreiben. Jedenfalls steht fest, daß diese Entscheidung der führenden Männer — auch wenn man sie nur als einen unter dem Druck der Stunde zwischen zwei feindlichen Strömungen innerhalb des Kabinetts selbst notdürftig hergestellten Kompromiß gelten lassen will — insofern der entsprechende Ausdruck einer latenten Volksstimmung war, als bei dem inneren Aufbau des nationalen Geistes eine kriegerische Aktivität zu dem Zeitpunkt und mit den Zwecken, wie sie den Forderungen (oder Verpflichtungen) des Dreibundvertrages entsprochen hätten, zweifellos eine seelische Unmöglichkeit war.

Die Begründung dieses Satzes liegt nicht allein in dem Vorhandensein der „frankophilen" oder „austrophoben" Tendenzen; ihrer großen und vielleicht entscheidenden Bedeutung für die weitere Entwicklung der Ereignisse wird man wohl auch dann noch gerecht, wenn man erst in der von keinem staatlichen Eingreifen behinderten Agitation des verflossenen Halbjahres die unerläßliche Vorbedingung für die Umsetzung jener zunächst bloß historischen und kulturellen — also mehr gefühlsmäßigen — Gesichtspunkte in politisch treibende Kräfte erblickt. Verstand es ja doch einerseits der weitaus größte Teil der italienischen Öffentlichkeit jahrzehntelang, für die aus der Überlieferung des Risorgimento und den Richtlinien der Dreibundspolitik sich ergebende Antinomie von Fall zu Fall praktische Lösungen zu finden, und ist doch andererseits die Sympathie mit der „lateinischen Schwester" niemals zu dem Range einer beständig wirkenden politischen Richtung gediehen: schon deswegen nicht, weil hier (anders als Österreich gegenüber) der Nährboden einer aus dem nationalen Bewußtsein nicht auszutilgenden, eindeutig bestimmten und bis in die tiefsten Schichten des Volkes miterlebten Vergangenheit fehlt; Frankreichs Anteil an der italienischen Einigung ist ebensowenig ein lebendiges Element der

politischen Stimmung wie etwa die Erinnerung an das Bündnis mit Preußen; der Umstand, daß die eherne Reiterstatue des dritten, triumphierenden Napoleon in Mailand in den stillen Hof eines abgelegenen Gebäudes wie in eine historische Rumpelkammer verwiesen ist, behält seine symbolische Bedeutung. Freilich sind auf der anderen Seite die „Ohrfeige von Tunis" und das „Blutbad von Aigues-Mortes" niemals zum wirksamen politischen Schlagwort geworden, wie etwa die „Triestiner Universität" und die „Erlässe des Prinzen Hohenlohe".

Aber trotz alledem ist nicht allein und nicht unmittelbar von dieser Seite her das Verständnis für die Tatsache zu gewinnen, daß die Neutralitätserklärung der Regierung nicht bloß als der Ausweg aus politischen und militärischen Schwierigkeiten, sondern auch, dem einzelnen mehr oder minder bewußt, als Lösung eines Dilemmas der nationalen Psyche empfunden wurde: Italien war mindestens in ebendemselben Grade, wie es sich wirtschaftlich und militärisch unsicher fühlte, von den schicksalsschweren Augusttagen seelisch unvorbereitet überrascht worden, und von dieser Seite her gewinnt die advokatorische Argumentation der Regierung, daß Vorbedingung für den casus foederis die rechtzeitige Verständigung Italiens von dem Inhalt der österreichischen Note an Serbien gewesen wäre — ein Standpunkt, den bekanntlich der Vertreter Italiens am Wiener Hof auch nach Überreichung des Ultimatums in Belgrad nicht zu dem seinigen machte — ein gewisses Maß innerer Begründung. Die Zielloſigkeit der leitenden Kreise, wie sie in der eben erwähnten Meinungsverschiedenheit zwischen einem Botschafter und seinem Minister zutage tritt, hatte ihren vielleicht tiefsten Grund in dem Widerstreit zwischen dem juristischen Zwang eines Vertrages und der natürlichen Abneigung der Nation gegen jede von außen her an sie herantretende Verpflichtung zu einem Kriege, der eben, weil er nur pflichtgemäß zu übernehmen war, ein so ganz anderes Gesicht zeigte als das, was sich eben die aktivsten und intellektuellen führenden Kreise des Volkes unter einem „nationalen" Krieg vorstellten. Das in jenen Tagen entstandene Schlagwort von einer „rein italienischen Politik" hat vorzugsweise diesen Sinn: die Entscheidung über die Lebensfragen des Landes ausschließlich von den eigensten und innerlichsten Tendenzen der Volksseele herbeiführen zu lassen und alle jene Gesichtspunkte auszuschließen, die der Nation nicht in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Das ist allerdings nicht so zu verstehen, als wäre die Trennung Italiens von seinen Bundesgenossen nicht auch mehr oder weniger eingestandener Weise von vielen als eine starke Bloßstellung Italiens empfunden worden: nur so erklärt sich das anfängliche Eintreten der Nationalisten für die absolute Bündnistreue,

das, von so kurzer Dauer es auch gewesen ist, mit Sicherheit auf die Sorge um die Kompromittierung der „Großmachtstellung" (also eben um den empfindlichsten und bestrittensten Punkt der ganzen italienischen Politik) schließen läßt; nicht nur, daß von staatsrechtlicher Seite her in Italien selbst sofort die weitere Fähigkeit des Landes, als ernst zu nehmende Bündnismacht zu gelten, in Zweifel gezogen wurde: gerade die ersten Kriegswochen mit ihrer gewaltigen Fülle von Ereignissen ließen die peinliche Empfindung hervortreten, daß, um mit der populären Bildlichkeit italienischer Zeitungen zu reden, Italien, während die Welt in Flammen stehe, sich bescheiden müsse, „mit den Händen in den Hosentaschen" akademische Debatten über definitive und provisorische Neutralität zu führen; nicht anders als in den Zeiten des sterbenden italienischen Rokokos, wo die „discorsi di farmacia" (modern gesprochen die Kaffeehausgespräche), die die französische Revolution begleiteten, erst durch das Erscheinen des siegreichen napoleonischen Heeres ihr Ende fanden. Und eben hier, in der kritischen Skepsis gegenüber der eigenen nationalen Energie erkennen wir den einen Keim der Bewegung, die im Laufe des folgenden Halbjahres in Italien eine große Kriegspartei hat entstehen lassen, der mit kaum nennenswerten oder nur schlecht verschleierten Ausnahmen die ganze in Betracht kommende politische Tagespresse (nämlich die demokratische) und ein überwiegend großer Teil des Parlaments dient; ja die (wenn wir die Subtilitäten der Terminologie, die etwa zwischen den Schlagworten „wachsame Neutralität" und „Intervention" einen prinzipiellen Unterschied macht, beiseite lassen) das ganze Volk ergriffen hat.

Aktivität um jeden Preis ist es also, und zwar eine vom einheitlichen Willen des Volkes getragene, nicht durch Verträge ihm aufgezwungene Aktivität, welche das Ziel der intellektuellen Führer des Volkes bildet. Daß ein solches Programm nämlich nur der Ausdruck des Willens einer höchsten intellektuellen Schicht sein kann, ergibt sich schon aus der Erkenntnis, daß es eben ein bloß ethischer Gesichtspunkt — die Neubelebung der nationalen Energie — ist, der hier zum Ausgang einer großen Volksbewegung gemacht wurde und so ausschließlich in vorderster Linie steht, daß, so paradox es klingt, dieser moralische Wille allein auch die realpolitischen Rücksichten, d. h. die Wahl zwischen den beiden praktisch möglichen Kriegszielen (einseitige Betonung der Gebirgsgrenze gegen Österreich oder Mittelmeerpolitik großen Stils) bestimmt hat. Nur von dieser Seite her scheint es mir möglich, das „psychologische Rätsel" (wie es neulich ein deutscher Politiker genannt hat) zu lösen, daß Italiens Blick einseitig von dem „amarissimo Adriatico" gefesselt und von den sonstigen mit der Entwicklung seiner Seeherrschaft zusammenhängenden Fragen abgezogen wird;

nur so wird es also verständlich, wie der nationale Wille des Landes bei der Abneigung gegen eine Beteiligung am Kriege auf seiten der Zentralmächte nicht stehengeblieben, sondern ohne weiteres auf die Gegenseite hinübergeglitten ist.

Denn weder praktisch-politische, noch sentimentale Rücksichten allein können es gewesen sein, die es mit sich brachten, daß sich in der politisch lebendigen Generation kein einziger wirksamer Anwalt der Dreibundspolitik gefunden hat. Die einzelnen deutschfreundlichen Stimmen, von denen wir Kenntnis erhielten, gehören Männern an, über die trotz ihrer hohen persönlichen und wissenschaftlichen Bedeutung — bezeichnenderweise handelt es sich fast ausschließlich um Gelehrte, die der, wie es scheint, fürs erste abgeschlossenen Epoche gemeinsamer deutsch-italienischer Geistesarbeit entstammen — die Universitätsjugend leichten Herzens und rohen Fußes hinweggeschritten ist. Vielmehr müssen sich die intellektuellen Führer der Nation von einem Kriege mit Deutschland und Österreich, auch abgesehen von dem vorgeschobenen praktischen Kriegsziel, dessen einseitige Betonung, je weiter die Ereignisse fortschreiten, desto fragwürdiger wird, eine für die zukünftige innere Entwicklung des Landes entscheidende, also erzieherische, Förderung versprechen.

Daß dem tatsächlich so ist, läßt sich mit Deutlichkeit nur erkennen, wenn man die von der Tagespolitik ausschließlich besprochenen österreichisch-italienischen Beziehungen zurücktreten läßt und versucht, das Verhältnis Italiens zu Deutschland in den Mittelpunkt der Betrachtung zu rücken. Auch hier gibt die diplomatische Geschichte der letzten Jahre nur eine unbefriedigende Antwort auf die Frage nach der Ursache des für Viele so überraschenden Verstummens aller deutschfreundlichen Regungen seit dem Beginn des Krieges, und es ist keineswegs bloß auf pragmatischem Wege zu verstehen, daß in italienischen Zeitungen von den „tedeschi" heute als den „Gegnern" gesprochen werden kann, ohne daß, wie in früheren Jahren, zwischen der historischen Bezeichnung der alten Feinde aus der Zeit der nationalen Erhebung und dem Volksnamen der neuen Bundesgenossen unterschieden würde. Vielmehr ist nichts lehrreicher als eben dieser Bedeutungswandel: in der früheren Gebrauchsweise liegt die richtige Empfindung dafür, daß der Staat, der Italien 1849, 1859, ja selbst noch 1866 gegenüberstand und trotz seiner slawischen Bestandteile mit dem Anspruch auftrat, neben seinen italienischen Besitzungen auch seine deutsche Vormachtstellung zu behaupten, letzten Endes eben aus der Führerschaft des deutschen Elementes, die ja damals noch bestand, die Kraft schöpfte, die alten Ansprüche des römisch-deutschen Imperiums, als dessen Erbe Österreich sich noch immer fühlte, auf den lombardischen Schlachtfeldern zu verteidigen; und

der Italiener, der heute in Deutschland und nicht in Österreich den eigentlichen Gegner sieht, glaubt an die Notwendigkeit der Erneuerung des alten Kampfes, wenn auch der Gegner inzwischen sein reales und geistiges Machtgebiet in neue Formen umgeschaffen und zu zwei getrennten Staatsgebieten organisiert hat.

Hiermit ist die weitere Fragestellung schon angedeutet. Wenn es wirklich für die Vorkämpfer einer Neuerweckung der nationalen Energie Italiens die geistige Macht Deutschlands und ihr nach einem eventuellen Siege zu erwartender politischer und kultureller Druck ist, auf den sie schon jetzt mit einer eigenen geistigen Bewegung reagieren zu müssen glauben, so erübrigt nur mehr die Darlegung der Begründung jenes Programms nach zwei Seiten hin: Welche Beurteilung der italienischen Kultur, ihres gegenwärtigen Zustandes und ihrer künftigen Aufgaben, und welche Vorstellung von der deutschen Entwicklung, wie sie in dem gegenwärtigen Krieg zu gipfeln scheint, liegt dieser Einstellung zugrunde?

Es liegt in der Natur der Sache, daß jeder politisch denkende Italiener die Maßstäbe für die Abschätzung der nationalen Kräfte und Wirkungsmöglichkeiten in einem Rückblick auf die Zeit des Risorgimento sucht. Doch bei diesem Versuch, die Gegenwartspolitik an die Zeit vor fünfzig Jahren anzuknüpfen, kann sich der italienische „buon senso" nicht verhehlen, daß die von einer rhetorisierenden Geschichtschreibung geschaffene heroische Legende der Freiheitskämpfe wohl eine schöne Sache für die Schuljugend und für patriotische Gedächtnisfeiern ist — und daß sie die Italiener nicht missen wollen, ist ja insofern ganz berechtigt, als diese Zeit tatsächlich eine Fülle wundervoller „epischer" Einzelheiten an Taten und Charakteren aufweist. Aber die angeborene Skepsis, die in jeder italienischen Seele in merkwürdiger Friedlichkeit neben der Freude an der patriotischen Phrase (dem antiken Erbe der Rhetorenschule) wohnt und gegebenenfalls doch immer bereit ist, mit unbeirrbarem Realismus den Worten die Dinge gegenüberzuhalten, muß sich doch sagen, daß jene Flamme der Begeisterung damals verhältnismäßig kleine, sozial, örtlich und intellektuell abgegrenzte Kreise ergriffen hat und also keine ausreichend breite Basis für die Aufrichtung eines innerlich homogenen und nach außen kräftigen Staatsgebäudes liefern konnte. Gerade diese Empfindung hat in den Erwägungen der Kriegspartei eine große Rolle gespielt; haben ja ihre Führer sogar vor einer „Demolierung" der nationalen Legende nicht zurückgescheut: „L'Italia ha combattuto poco e male", das ist — wohl mit beabsichtigter Übertreibung — in einem Manifest der Interventionisten ausgesprochen worden; also auch hier die einfache Argumentation: Krieg um des Krieges willen, nationale Energie

um jeden Preis, sonst verdorrt das Volk, und da wir einen Krieg gegen Frankreich nicht als freiwillige Äußerung des nationalen Willens ansehen können, haben wir auf die Gegenseite überzutreten!

• Weniger nachdrücklich ist (soviel wenigstens in Deutschland bekannt wurde) die andere Schwäche betont worden, die man mit zweifellos noch größerem Rechte als Folgeerscheinung des Einigungsprozesses ansehen kann. Denn in noch größerem Abstand als die militärischen Erfolge der Kriegsjahre von den Idealen des nationalen Ehrgeizes steht das innerpolitische Resultat von den Forderungen einer einheitlichen und nach außen hin kräftigen italienischen Politik. Von den beiden ursprünglich gegnerischen Faktoren der Einigungsbewegung — Monarchie und Mazzinismus — hat nämlich keiner einen klaren Erfolg errungen, und die Verfassung des Jahres 1860 bedeutet nicht mehr als einen Kompromiß zwischen beiden Richtungen. Daß dieser Gesichtspunkt von den intellektuellen Urhebern der Kriegsagitation nicht in den Vordergrund gestellt wurde, hängt offenbar damit zusammen, daß sie, in ihrer großen Mehrheit wenigstens, den sich auf Grund der heutigen Ordnung zunächst bietenden Weg zum nationalen Zusammenschluß zu beschreiten, also einen Versuch zur Stärkung der monarchischen Autorität zu wagen nicht entschlossen sind — nicht umsonst haben schon vor Jahrzehnten deutsche Politiker in einer solchen Umorientierung Italiens das notwendige Korrelat zum Dreibund erblickt. Vielmehr erwarten sie entsprechend ihrer Beurteilung des „militaristischen" und „autoritativen" Deutschlands den italienischer Art einzig gemäßen Impuls zur ersehnten inneren und äußeren Festigung von einer rein demokratischen, ja republikanischen Bewegung. So zeigt es sich denn auch hier wieder, daß die Strömungen der auswärtigen Politik in letzter Linie von einer, in unserem Fall freilich latent gebliebenen, inneren Krise ihre Richtung empfangen.

Zur Beurteilung dieser letzteren oder gar zu Schlüssen auf ihre künftige Wirkung fehlt es selbstverständlich noch an Material; das aber kann schon jetzt mit Bestimmtheit ausgesprochen werden, daß die Entwicklung und die Ergebnisse der inneren und äußeren Politik, wie sie das halbe Jahrhundert nationaler Selbständigkeit gebracht hat, in allen Lagern mit der größten Skepsis beurteilt werden: von den Geschäfts- und Berufspolitikern, wie in Frankreich auch hier ein Gegenstand des Abscheus für den „politischen Menschen", dessen einziges Ziel die sittliche und geistige Hebung der Nation bildet, ist hier natürlich nicht die Rede. Der Lösung der Aufgabe, wie sie die Thronrede, mit der das erste italienische Parlament eröffnet wurde, skizziert: „Italien ist jetzt frei und einig, es kommt nur auf uns an, es groß und mächtig zu machen", fühlen sich noch

viele trotz des vielgerühmten wirtschaftlichen Aufschwungs und der Erwerbung der libyschen Kolonie nicht viel näher als vor fünfzig Jahren. Eben weil damals (so argumentieren die Interventionisten) nicht genügend nationale Energie aufgewendet, der österreichische Erbfeind nicht wirklich besiegt worden ist. Und was ist in der Zwischenzeit geschehen? Hat nicht ein populärer Held der Freiheitskriege (Benedetto Cairoli) als Minister des Auswärtigen eine kindlich kurzsichtige und schwachherzige Politik gemacht (Ablehnung der Beteiligung an der Besetzung Ägyptens)? Hat man nicht die abessynische Niederlage mit einer in der Geschichte einer Großmacht beispiellosen Resignation hingenommen, ohne einen Gegenschlag auch nur zu versuchen? Ist nicht auf die leitenden Staatsmänner von Crispi bis Giolitti der Schatten kläglicher Korruptionsaffären gefallen? Sind unsere Abgeordneten nicht Hanswurste? Der Tag der Wahlen, im Süden zumal, wo die Regierung ihre Kandidaten nur mit Hilfe der Camorra durchbringt, ein Tag nationaler Schmach?

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß sich diese Beispielreihe beliebig ausdehnen ließe, ohne darum die These, daß das komplexe italienische Übel durch eine plötzliche imperialistische Politik aus einem Punkte zu kurieren sei, wahrscheinlicher zu machen. Natürlich ist das Ergebnis der Entwicklung seit der Erlangung der nationalen Selbständigkeit auch für den, der an das Erreichte einen bescheideneren Maßstab anlegt, hinter den Erwartungen zurückgeblieben, wie sie beispielsweise Viktor Hehn in seinem klassischen Aufsatz „Pro populo Italico" ausgesprochen hat (falls das Buch, worin er steht, einem italienischen Politiker in die Hände fällt, möge er daraus nicht nur die Stellen zitieren, wo der Entrüstung über die Kroaten Radetzkys Ausdruck gegeben ist, sondern auch seine Zuhörer daran erinnern, daß ein deutscher Gelehrter hier das Tiefste und Schönste über Blut und Geist, über den inneren Adel und die gottgeschenkte Anmut seines Volkes gesagt hat). Den Grund für diese Erscheinung wird man wohl am ehesten darin finden, daß es nicht gelungen ist, den Strom der lebendigen Kräfte des Volkes, jenes wundervollen, starken, genügsamen und innerlich reinen Volkes von Bauern und Handwerkern, wie es Hehn geschildert hat (und daß er im Grunde heute noch recht hat, wird jeder bestätigen, der etwa Toskana und Umbrien näher kennt), für das öffentliche Leben fruchtbar zu machen. Man hat es nicht verstanden, aus dieser Schicht einen festen, konservativen, aber für den Staatsgedanken empfänglichen Kern zu bilden. Vielmehr ist es dahin gekommen, daß die agrarische Bevölkerung proletarisiert und dem politischen Radikalismus in die Arme getrieben wurde und so, indem sie sich fanatisch auf die Vertretung ihrer nächsten Interessen beschränkte, als bestim-

mender politischer Faktor ausgeschieden ist. Da auf der anderen Seite sowohl durch die wirtschaftliche Krisis des italienischen Adels, als auch durch die Unfähigkeit der Krone, eine Initiative zu ergreifen, auch die oberen Schichten der Gesellschaft als staatserhaltende politische Organisation nicht in Betracht kamen, fiel die Rolle des tätigen Politikers vorzugsweise dem Mittelstand zu. Aber auch innerhalb dieser Schicht beschränkte sich angesichts der geistigen Enge und egoistischen Teilnahmslosigkeit der kleinbürgerlichen Welt die Führung wiederum auf die sogenannten „Gebildeten", deutlicher gesprochen auf den „avvocatuccio di provincia", einen Typus, dessen Komik, aber auch dessen Gefährlichkeit in Heinrich Manns „Kleiner Stadt" packend geschildert ist.

Zweifellos ist es auch die Empfindung für diesen Zustand, also der Widerwille gegen das oberflächliche und kleinliche Geschwätz, das auch jetzt noch die Zeitungen und Parlamentskonventikel beherrscht, der bei der kleinen Schicht, die auf das Prädikat der „Intelligenz" wirklichen Anspruch hat, als ein treibendes Motiv für die Kriegsagitation anzusehen ist: deutlich ist hier der Wunsch lebendig, der Trägheit aus dem billigen Machiavellismus, der den politisierenden Spießbürger beherrscht, durch den zwingenden Ernst eines gefährlichen Krieges zu begegnen, der notwendig eine bis dahin vom öffentlichen Leben durch jene kompakte Masse künstlich abgedrängte, ethisch und geistig höherstehende Auslese und damit eine neue Epoche des staatlichen Lebens heraufführen müsse.

Besonders aufklärend ist hier die Art und Weise, wie ein jüngerer italienischer Gelehrter, dessen Kriegsaufsätze zum Teil auch in Deutschland Beachtung gefunden haben, G. A. Borgese (Professor der deutschen Literaturgeschichte an der römischen Universität), die Einstellung der breiten Masse seiner Mitbürger auf das Phänomen des Deutschtums beurteilt. Wir kommen damit auf die Wertung Deutschlands in den vorzugsweise in Frage kommenden intellektuellen Kreisen, als deren typischer Vertreter uns wiederum Borgese gelten kann.

Jeder, der Italien bereist hat, wird einen lieben alten Bekannten, den er hundertmal auf Bahnfahrten, im Gasthaus und auf der Straße getroffen hat, mit Vergnügen wiedererkennen, wenn Borgese die Eindrücke des „Herrn, der Deutschland bereist hat" wiedergibt. Für den Ingenieur, den Handlungsreisenden und den Durchschnittsjournalisten, ja sogar zum Teil für den jungen Doktor, der sein „Ausbildungsjahr" in Deutschland gemacht hat, ist dieses ganz einfach das Land, wo es saubere Eisenbahnwagen, klagloses Funktionieren des Telephons, mithin viel weniger Grund zu täglichem Ärger gibt als zu Hause; trotzdem ist es natürlich daheim noch immer netter; denn die Deutschen sind wohl ordentlich, aber ermangeln — eben deswegen! — jeglicher „gentilezza",

wie sie sich ja auch in Italien nicht zu bewegen wissen. In Parenthese sei, weil oben die Journalisten zu dieser Kategorie gerechnet wurden, bemerkt, daß es hier einige glänzende Ausnahmen gibt: Leute wie Amedeo Morandotti und G. Cabasino-Renda, die Berliner Vertreter des „Corriere della Sera" und „Giornale d'Italia", haben es im Frieden und im Kriege verstanden, mit Objektivität — was bei der politischen Haltung ihrer Zeitungen nicht gesagt zu werden braucht — aber doch mit einer aus der wirklichen Durchdringung ihres Gegenstandes entspringenden Wärme deutsche Ereignisse, Persönlichkeiten und Stimmungen zu schildern; um so bemerkenswerter ist, daß diese Darlegungen auf die Masse der Zeitungsleser ohne Wirkung geblieben sind: denn so gut der Italiener imstande ist, sich von den fremdartigen deutschen Dingen den „interessanten" Einzelzug, das Anekdotische zu merken, so unzugänglich ist er jedem Versuch einer Synthese.

Hier setzt unser neuer Beurteiler Deutschlands ein, geleitet von dem fieberhaften Bestreben, seinem Volk in der fremden, zugegebenermaßen überlegenen Art einen Spiegel seiner eigenen zaudernden und widerstrebenden Seele vorzuhalten (hat ihn doch dieser erzieherische Trieb u. a. auch dazu geführt, mit deutlicher, wenn auch nicht ausgesprochener, Bezugnahme auf Italiens gegenwärtige Lage den Entschluß des Generals York, ohne Einverständnis mit seinem König sein Vaterland gegen den Erbfeind zu führen, seinen Landsleuten in Erinnerung zu bringen!). Unter Ablehnung der in Italien gangbaren Vorstellung, daß der Deutsche von Natur ein Herdenmensch sei und eben nur vermöge dieser Anlage — der gegenüber der italienische Individualismus natürlich als höher stehend empfunden wird — seine vielbewunderte Ordnung aufrechtzuerhalten verstehe, sucht Borgese seine Leser davon zu überzeugen, daß die individualistischen Tendenzen im Deutschen von Natur aus ebenso stark wie im Italiener seien und daß seine Unterordnung unter einen höheren Willen erst das Ergebnis einer ungeheuren sittlichen Anstrengung sei, einer Kasteiung des eigenen Selbst, in der der Deutsche das „Büßerhemd" des überindividuellen Prinzips freiwillig auf sich genommen habe. Darin und in der damit zusammenhängenden „metaphysischen" Richtung der Deutschen, die, weil sie einer außerhalb des Individuums liegenden großen Sache restlos hingegeben ist, eben jede einzelne Sache restlos betreibt, sieht unser Betrachter die deutsche Größe; wir folgen ihm zum mindesten mit Interesse, wenn er seinen Landsleuten den für sie unbegreiflichen Widerspruch zwischen dem „sentimentalen" deutschen Lied und den „Grausamkeiten" ihrer Kriegführung, für die die lateinische gentilezza nur ein fassungsloses Staunen zu haben vorgibt (auch hier wird

es gut sein, mit dem Urteil zuzuwarten), eben aus diesem Drang, die ganze Welt zu durchmessen und in allen ihren Äußerungen voll zu erleben, zu erklären sucht (da Borgese ein Buch über Faust geschrieben hat, wird natürlich dieser oft zitierte „typische Deutsche" auch hier wieder bemüht). Wir horchen gespannt auf, wenn er die welthistorische Rolle des Deutschen im gegenwärtigen Augenblick darin sieht, daß er durch den — von ihm entfachten — Weltkrieg den Stein in den trägen materialistischen Sumpf geworfen hat, in dem Europa zu ersticken drohte, und dadurch das geistige Zentrum unseres Planeten zu seiner wahren Aufgabe — im Kampf der vorgeschrittensten Völker sich eine neue Stufe der Zivilisation zu erfechten — zurückgeführt hat.

Die Konsequenz aus dieser Betrachtungsweise ergibt sich für Italien von selbst. Nur ein Volk, das nicht mehr darauf rechnet, an der künftigen europäischen Kultur wirklich mitzuarbeiten, kann diesem Kampfe fern bleiben; so ergibt sich der Kehrreim des Liedes „Aktivität um jeden Preis, selbst abgesehen von allen praktisch politischen Argumenten" auch aus der Wertung des „Gegners". Daß nämlich die eigentümliche Konstellation dieses Weltkampfes, die Koalition des größten Teiles von Europa gegen Deutschland — dessen überragende Größe eben darin ihren faßbarsten Ausdruck findet, daß die Gegner ohne jene Koalition den Kampf überhaupt nicht hätten aufnehmen können — daß diese Konstellation Italien mit Notwendigkeit auf die Seite der Gegner Deutschlands treibe, ist für Borgese eine Konsequenz, die sich eben aus seiner hohen Wertung der einzigartigen Stellung Deutschlands ergibt. Denn ist schon der Anblick, wie Deutschland all seinen Gegnern ruhig standhält, für einen mit imperialistischen Ideen erfüllten Italiener ein beunruhigender Gedanke, so wächst die Sorge, wenn er sich sagen muß, daß sein Volk vielleicht eines Tages in der neuen Reihe der europäischen Nationen, wie sie aus diesem Kriege sich ergeben kann, „weder das zweite noch das dritte" sein (wie das delphische Orakel den Megarern auf ihre vorwitzige Frage nach ihrer Stellung innerhalb der griechischen Staaten antwortete) d. h., um die orakelhafte Höflichkeit beiseite zu lassen, überhaupt nicht mitzählen werde; und vollends muß ein Sieg Deutschlands dieser Betrachtungsweise als Grab aller eigenen imperialistischen Hoffnungen erscheinen. Um das letztere ganz zu begreifen, muß man sich bewußt sein, daß in den Kreisen der Interventionisten Deutschland ohne weiteres die Absicht zugetraut wird, das mittelalterliche Imperium wieder zu errichten, in dem Italien nur die Rolle eines Vorpostens der deutschen Weltmacht zufallen könne; noch erstaunlicher ist vielleicht, daß man dies nicht bloß für ein im Laufe des Krieges neu aufgetauchtes Programm,

sondern für einen dem Begriff des „Deutschen Reiches" inhärenten Gedanken hält; bei dem Versuch einer Begründung dieses Satzes begegnet es Herrn Borgese freilich, daß er die Wahl des Titels „Deutscher Kaiser" (und nicht: Kaiser von Deutschland) aus dem Streben nach der Weltmonarchie zu erklären sucht. Das von dem Kaiser beherrschte Reichsgebiet habe man absichtlich im Titel nicht begrenzen wollen, um den alten Anspruch, daß auch ein „deutscher Kaiser" außerdeutsche Länder beherrschen kann, aufrechtzuerhalten! (Die „Gedanken und Erinnerungen" scheinen in Rom nicht zur deutschen Literatur gerechnet zu werden.)

Wir haben nicht ohne Absicht neben ernst zu nehmenden Einsichten auch phantastische Vorstellungen eines für die Haltung der italienischen Intellektuellen repräsentativen Politikers zu Worte kommen lassen, weil es uns einerseits sehr möglich erscheint, daß die geistige Schicht, die er vertritt, in naher Zukunft einen weit größeren Einfluß auf die Gestaltung der italienischen Politik haben wird als bisher, und weil andererseits die Erfahrungen dieses Krieges uns wohl auch das gelehrt haben, daß den gegen Deutschland angerufenen Schlagworten eine unausrottbar zähe Lebenskraft innewohnt und es vielleicht vielfach von Nutzen gewesen wäre, schon im Frieden mit ihnen zu rechnen. Aber auch für den Fall, daß die mit soviel Leidenschaft und — wie gerade den intellektuellen Führern der Bewegung (aber auch nur diesen) zugestanden sei — auch gutem Glauben betriebene Kriegsagitation nur Furchen ins Meer gezogen haben sollte, wird das, was an dieser Bewegung über die Probleme des Augenblicks hinausgeht (und das ist nicht wenig), bestehen bleiben: denn unmöglich kann der Wille zu einer Neuerweckung der nationalen Energie, der uns hier entgegentritt, nur für den vergleichsweise kurzen Zeitmoment der europäischen Krisis aufgeflammt sein, und so haben wir damit zu rechnen, daß auch für den naheliegenden Fall, daß der nächste Zweck der Agitation nicht erreicht wird und der Friede mit Italien gesichert bleibt, die oben skizzierte Einstellung Deutschland gegenüber mutatis mutandis auch weiterhin die italienische Politik beeinflußt. Je nach Temperament und Neigung mag man in dieser Feststellung eine bloße Warnung für die Zukunft sehen oder aus ihr die Forderung ableiten, die (allerdings nicht erst durch den Krieg) gelockerten und unterbrochenen geistigen Verbindungen wieder aufzunehmen; und gewiß fehlt es auch in den Reihen jener Intellektuellen nicht an Männern, bei denen trotz aller Gegnerschaft das Bewußtsein wachgeblieben ist, daß wir Deutschen von jeher am italienischen Wesen, wo es am tiefsten und reichsten ist, lebendigeren Anteil gehabt haben als unsere Gegner.

Ein Versuch zu einem europäischen Universalismus

Von Kuno Mittenzwey

Man hat geklagt, daß das künstlerische Ausdrucksvermögen unserer Zeit angesichts des Krieges versagt habe. Man hat auf die Zeit der Freiheitskriege verwiesen, deren künstlerische Äußerungen ein so ganz anderes Niveau haben. Der Vergleich ist nicht sofort berechtigt. Man vergißt, daß jenen Kriegen doch eine lange Zeit der Erniedrigung und der Sehnsucht vorausging, die zugleich eine Zeit der seelischen Vorbereitung war und den Geistern ermöglichte, in der Zucht der Jahre ihrem Pathos die Form zu gewinnen, die wir an ihm bewundern.

Bedenklicher will es erscheinen, daß auch die Stellungnahme des reflektierenden Geistes unserer Zeit zum Kriege besondere Leistungen bisher nicht hervorgebracht hat. Denn wenn auch nicht in der künstlerischen Gestaltung, so hatten wir doch geglaubt, in der Kraft reflektierender Betrachtung unserer Zeit einige Originalität zutrauen zu dürfen. Allerdings ist auch hier zugute zu halten, daß dieser Krieg uns alle zuerst wie eine große Diskontinuität getroffen hat. Das war ja das Merkwürdige an diesem Kriege: obwohl seit Monaten jeder das Gefühl hatte, daß er kommen müsse, war er dann doch ganz plötzlich und mit einem Ruck da, recht wie eine der großen Transformationen des Lebens, und gelegentlich trifft man noch heute auf Menschen, denen das Ganze immer noch wie ein Traum vorkommt. So mag wohl ein jeder von uns einen gewissen Zeitraum nötig gehabt haben, um dem Sprunghaften der Ereignisse gegenüber die Kontinuität des eigenen Denkens wiederzugewinnen. Am schnellsten hatten sich zu sich selbst zurückgefunden und meldeten sich zu einer Bereitschaft des Wortes begreiflicherweise diejenigen, die schon vorher den Krieg angepriesen oder ihn doch wenigstens immer als wirksamstes Mittel in Rechnung gestellt hatten: die Verkünder einer nationalen Expansion, sei es der realen Macht oder lediglich des „deutschen Gedankens". Aber was sie uns zu sagen hatten, war doch nicht viel mehr, als daß sie den jetzt wirklich gewordenen Krieg zur Durchführung ihres lange schon gepredigten Programmes empfahlen. Verändert war lediglich das Gefühl der Wirklichkeitsnähe, mit dem sie ihre

Forderungen jetzt vorbrachten; einen wirklich neuen Gedanken hatten sie aus den Ereignissen nicht geschöpft. Das macht auch diese ganze Literatur so eintönig und fast nicht mehr lesbar.

Anderen dagegen schienen die Ereignisse von ganz anderem Range zu sein und viel tiefer an die Wurzeln unseres Daseins zu greifen, als daß sie lediglich als eine Gelegenheit zu einer möglichen Expansion zu würdigen seien. Diese suchten, von den Schlagworten des Tages unbefriedigt, ihren geistigen Anschluß lieber bei Fichte. Menschlich waren sie bei der erquickenden Persönlichkeit Fichtes sicherlich aufs beste aufgehoben; ob sie auch sachlich bei Fichte ganz das fanden, wonach sie suchten, scheint Zweifel zuzulassen. Man darf doch nicht vergessen, daß das neue Deutschland nicht mehr das Deutschland Fichtes ist, und daß in den jetzt mehr zitierten als gelesenen „Reden an die deutsche Nation" auch folgende Sätze vorkommen: „Ebenso fremd ist dem Deutschen die in unseren Tagen so häufig gepredigte Freiheit der Meere. Jahrhunderte hindurch hat der Deutsche wenig Begierde gezeigt, an derselben teilzunehmen, und er wird es nie. Auch bedarf er derselben nicht. Sein reichlich ausgestattetes Land und sein Fleiß gewährt ihm alles, dessen der gebildete Mensch zum Leben bedarf. Möchte Leichtgläubigkeit und die Sucht, auch fein und vornehm zu leben wie die anderen Völker, uns nicht die entbehrlichen Waren, die in fremden Welten erzeugt werden, zum Bedürfnisse gemacht haben: so hätten wir wenigstens nicht selbst den Vorwand geliefert zu unserem dermaligen Schicksale, und würden nicht bekriegt als Abkäufer und zugrunde gerichtet als ein Marktplatz."

Es fordert schon die neue Zeit ein neues Verstehen. Was indessen die Geistvertreter unserer Generation, die die Ereignisse nicht so flach sehen wollen, wie sie sich in der Denkweise der Parteibegriffe darstellen, doch wieder befangen macht, sich zu einer Überschau des reflektierenden Geistes zu erheben und eine eigene Bestimmung der Lage zu versuchen, das ist wohl vor allem der historische Relativismus, der unserer Generation noch in den Gliedern liegt. Vom Schicksal aufgerufen, Geschichte zu machen, überläßt man es doch lieber der Nachwelt, sie zu verstehen. Man hat so schrecklich viel Respekt vor dem Historiker der Zukunft, daß man mit dem Verstehen der Gegenwart wartet, bis sie in der Zukunft zur Vergangenheit geworden ist. Aber ist es nicht ganz richtig, daß die Gegenwart eine erschöpfende Würdigung der Ereignisse nicht zu liefern vermag? Ganz gewiß kann zu den historischen Bedingungen des zeitgenössischen Geschehens erst die Nachwelt die richtige Distanz gewinnen. Aber erschöpft sich dieses Geschehen wirklich in seinen historischen Ursachen und seinen historischen Wirkungen? Haben wir gerade angesichts dieses Krieges nicht alle das Ge-

fühl gehabt, daß es noch etwas ganz anderes ist, was uns so packte, als wie die historischen Entstehungsbedingungen des Krieges und sein eventueller historischer Ablauf. War es nicht vielmehr die Tatsache und die Wirklichkeit des Krieges als solchen, die uns so furchtbar ans Herz griff; die bloße Tatsache: „es ist Krieg"; das Erlebnis, daß der Krieg selbst unter uns getreten sei? Aber gibt es denn, abgesehen von dem historischen Verlauf, noch ein Wesen des Krieges, das wir jetzt zu schauen bekommen haben?

Die Fragestellung mag akademisch erscheinen, und doch rührt sie an unmittelbarstes Erleben. Denn was uns beim Ausbruch dieses Krieges so atemberaubend traf, das war doch zu allererst das Erlebnis, wie „das alles möglich sei". Und während jeder sich bewußt war, daß keiner heute schon zu wissen vermag, wie alles im Einzelnen gekommen sei, fühlte sich doch zu gleicher Stunde jeder angeregt, mit seinem Denken darüber ins reine zu kommen, was denn Krieg sei. Während zurzeit die Wissenschaft noch heftig darüber streitet, ob es zulässig sei, von solchen Phänomenen wie Krieg ein abstraktes Wesen, unabhängig von seiner Erscheinungsweise, zu diskutieren, hat in diesen Tagen jeder sich vor solche absolute Fragen gestellt gefühlt. Und wahrscheinlich waren wir deswegen geneigt, unserer Zeit das Attribut einer großen zu geben, weil wir uns plötzlich von ihr zu absoluten Besinnungen aufgerufen fanden.

Dies ist es vermutlich auch, was unsere Zeit zu Fichte treibt: daß er den Mut hat zu einer absoluten Bestimmung seiner Zeit in der Zeit selbst. Das gewaltige Pathos seiner nationalen Aufgabe gewinnt er nicht aus einer historischen Betrachtung der zeitgenössischen Ereignisse, die wahrhaftig eher dazu angetan gewesen wären, ihn zu Depression und Skepsis zu stimmen, sondern durch eine ganz absolut geführte Besinnung auf Individuum und Nation, auf Tat und Krieg.

Ein gleicher Mut zu absoluten Bestimmungen, der wenigstens für die ältere wissenschaftliche Generation etwas ganz Unerhörtes ist, geht durch ein Buch, das uns als das bemerkenswerteste in der Flut der gegenwärtigen Kriegsliteratur begegnet ist, das Kriegsbuch von Max Scheler („Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg", Verlag der Weißen Blätter, Leipzig). Scheler beginnt mit absoluten Bestimmungen über das Wesen des Krieges, die mit einer Zeitlosigkeit vorgetragen werden, daß sie geradesogut im tiefsten Frieden geschrieben sein könnten. Wie schon der Titel erkennen läßt, darin dem Krieg ein selbständiger Genius zuerkannt wird, bejaht Scheler den Krieg seinem zeitlosen Wesen nach unbedingt. Für ihn ist der Krieg unmittelbar verwurzelt im Wesen des Lebens überhaupt. Aber nicht so, wie die Biologen, die von Darwin lehren oder Spencer herkommen, als ob der Krieg nur eine Fortsetzung der

Beutekämpfe der Tierwelt in der menschlichen Sphäre sei, der demgemäß in der weiteren Entwicklung durch entsprechende Anpassungen und Regulationen ausgeschaltet werden könnte. Die wahre Wurzel des Krieges ist für ihn vielmehr darin gegeben, daß allem Leben selbst unabhängig von seiner Umwelt eine Tendenz zur Steigerung, zu Wachstum und Entfaltung innewohnt. Ist darum der Krieg so ewig wie die Wachstumstendenz des Lebens selbst, so ist er doch aus dieser nicht ausschließlich zu begreifen. Sondern als ein lediglich der Sphäre des Menschseins angehöriges Phänomen, ist er außerdem im Geiste verwurzelt. Denn aus dem Kriege entsteht die geistige Bildung des Staates; „Krieg, das ist der Staat in seinem aktuellsten Wachsen und Werden selbst." Diese Zweiheit der Rückführung des Krieges auf eine vitale und eine geistige Wurzel ist das Charakteristische an Schelers Kriegstheorie. „Der Krieg ist demgemäß zugleich Ausdrucksgebärde und impulsive Entladung des unteilbaren Ganzen der geistig-vitalen Nation und willentliche Lenkung dieser Entladung, zu dem bestimmten Staatszweck, des Staates Willen einem anderen Staate durch Gewalt aufzunötigen. So hat der Krieg immer die zwei entgegengesetzten Eigenschaften in sich: die Eigenschaft eines elementaren, seelisch-vitalen Naturereignisses, in dem sich lange gestaute Kräfte lösen, und einer bewußten Zweckhandlung der Staatsperson." Mit dieser Zweiheit der Rückführung trennt sich Scheler, wie oben von der naturalistischen Auffassung, so gleicherweise von der rationalistischen Auffassung der deutschen idealistischen Philosophie, welche den Krieg lediglich als ein Walten des vernünftigen Geistes begriffen wissen wollte. Ebenso gewinnt er daraus die Absage gegen die Pazifizisten jederlei Gestalt, die da meinen, daß der Krieg, sei es durch eine Weiterbildung der biologischen Regulationen oder aber durch die Rechtsbildungen des vernünftigen Geistes, abzuschaffen sei.

Ist mit diesen Aufstellungen die ewig-menschliche Bedeutung des Krieges aufgezeigt, so ist seine Sanktion doch erst gegeben in seiner ethischen Dignität. Die ethische Bedeutung des Krieges folgt für Scheler daraus, daß eine pure rationale Gerechtigkeitsmoral letzten Endes im Sinne Kants (welche allerdings von sich aus das Ideal des ewigen Friedens fordern würde) nicht möglich ist. Denn eine nach den Grundsätzen dieser Gerechtigkeitsmoral geordnete Gemeinschaft könnte in sich selbst ethisch indifferent sein oder gar auch „dem Teufel dienen", weil durch diese Gerechtigkeitsmoral nichts ausgemacht wäre über die Richtung, in der sich das ethische Leben bewegen soll, über das Maß von Liebe, welches durch die also geordnete Gemeinschaft zirkulieren soll. Eine solche Gemeinschaft von lauter gerechten Menschen könnte absolut liebeleer

sein. Demgegenüber ist es der Krieg, der die Gesamtfülle der Liebe auf Erden bedeutend steigert. Dies ist die ungeheure Paradoxie des Krieges, daß er, der auf den ersten Blick die furchtbarste Trennung unter Menschen zu setzen scheint, tiefer gesehen die stärkste Kraft der Menscheneinigung darstellt, so daß man seinen Genius geradezu den mächtigsten Einheitbildner unter Menschen nennen kann. Keiner weiteren Ausführung bedarf das für die Einigung der in den Krieg ziehenden Gruppen untereinander. Hier führt der Krieg dem Einzelnen die Realität der Nation, in der er sich aufgenommen und geborgen findet, in einer Weise vor Augen, wie es der Friede nicht vermag. Aber auch dem Feinde gegenüber ist „kriegerisches Ethos gerade nicht rohes Säbeltum, sondern ritterliches und großherziges Degenethos, das mitten im Kampf den Feind bejaht und achtet". Vor allem bringt der Krieg den Einzelnen in das rechte Verhältnis zu Leben und Tod, indem er ihn lehrt, das Leben nicht als ein krampfhaft festzuhaltendes Gut zu erachten, sondern als einen geheimnisvollen Besitz, der uns erst durch Opfer und Hingabe recht zum Besitz wird. Was Scheler hier über die metaphysische Erkenntnisbedeutung des Krieges für den Einzelnen zu sagen hat, das gehört zu den schönsten und einheitlichsten, im Tempo abgeglichensten Teilen des Buches. — Für die kriegführenden Gemeinschaften untereinander aber hat der Krieg die Bedeutung eines Gottesgerichtes. „Der echte Krieg bringt alle Wesenskräfte des Volkes oder der Nation zur Geltung." Entscheidend für den Ausgang des Krieges ist letzten Grundes die Größe und Tiefe der sittlichen Opferkraft einer Nation, und diese ist abhängig von der Gesamtfülle der Liebe, die unter den Gliedern einer Nation gegenwärtig und kräftig ist. „Sieg gibt der Gott der Liebe den Liebenden." Da der Krieg ein Gottesgericht ist, so steht Scheler auch nicht an, auf ihn das Prädikat der Gerechtigkeit in Anwendung zu bringen. Gerecht ist ein Krieg, wenn die zum Krieg führenden Gegensätze unter den Nationen kriegsgewichtig sind, und wenn der Krieg dem echten Gemeinwillen der beteiligten Nationen entspricht. Dieser Gemeinwille ist weder der Wille aller, noch der Wille der Majorität; es ist vielmehr derjenige Wille, der in der erlebten historischen Kontinuität der faktischen Strebensrichtungen der Nation als einer realen Strebenseinheit liegt.

Was folgt nun aus diesen abstrakten Aufstellungen an Einsichten für den gegenwärtigen Krieg, und wie bestehen diese Aufstellungen die Probe an diesem Kriege. Scheler bejaht die Gerechtigkeit des gegenwärtigen Krieges unbedingt. Kriegsgewichtig ist ihm zunächst der russisch-germanische Gegensatz. Auch entspreche der russisch-deutsch-österreichische Krieg dem russischen Gemeinwillen.

Für die zaudernde Haltung des Zaren gebraucht er Worte, die einem Moskowiter Ehre machen würden. Kriegsgewichtig ist ihm auch der deutsch-englische Gegensatz, der in Englands Anspruch auf die Vormachtstellung zur See begründet sei. Nur in bezug auf den deutsch-französischen Gegensatz verneint Scheler die Kriegsgewichtigkeit, ja hier findet er gegenüber Frankreich Worte werbender Zärtlichkeit.

Über Frankreich später noch ein Wort. — Was die Frage der Kriegsgewichtigkeit betrifft, so ist ja gewiß, daß, wenn zwischen zwei Nationen der Krieg einmal da ist, alle die Gegensätze aufstehen, die seit alters her schlummern. Aber sobald eine Mehrheit von Nationen auf begrenztem Raum nebeneinander lebt, ist eigentlich gegeben, daß kriegsgewichtige Gegensätze vorhanden sind. Die Rede vom europäischen Gleichgewicht, gegen die sich Scheler oftmals absprechend wendet, ist sinnvoll eigentlich nur a negatione, daß keine Nation die ausgesprochene Vorherrschaft haben soll. Jeder Friede ist im Grunde ein Vertragen-müssen, wenn er nicht von einem übermächtigen Sieger diktiert wird. So läßt eigentlich jeder Friede kriegsgewichtige Gegensätze zurück. In der Tat weiß jeder leitende Diplomat, daß er Krieg jederzeit haben kann. Und zwar nicht nur den Krieg als Akt der Kabinettspolitik, sondern mit den erforderlichen Gegensätzen und Gemeinwillen. So scheint es uns nicht ohne weiteres zulässig, aus dem bloßen Vorhandensein kriegsgewichtiger Gegensätze und kriegerischen Gemeinwillens sogleich auf die Schicksalsmäßigkeit und Gerechtigkeit eines Krieges zurückzuschließen. Scheler geht in seiner Rechtfertigung des Krieges so weit, daß man sich versucht fühlt, zu fragen, wann und warum kein Krieg sein soll. In der Tat äußert er sich gelegentlich so, als ob ihm der Friede nur ein negativer Begriff sei. „Der Friede ist eben nur die rein negative Korrelatividee des Krieges und setzt Sein und Begriff des Krieges als positive Welteinrichtung voraus." So scheint er nicht geneigt, dem Genius des Krieges einen Genius des Friedens als gleichwertigen Genossen gegenüberzustellen.

Dieses Wenige zur Kritik seiner allgemeinen Kriegstheorie. Für das Folgende wollen wir ganz bei seinen Ausführungen zum gegenwärtigen Kriege bleiben. Wir hörten, daß dieser Krieg sowohl in der Perspektive Deutschlands-Österreichs, wie in der Perspektive Rußlands und Englands gerecht erscheint. Gleichwohl seien wir doch berechtigt, an unser höheres Recht in diesem Kriege zu glauben. Dieses Bewußtsein unseres höheren Rechtes kann freilich nur die Form eines Glaubens haben; ein solcher Glaube hat keine Gründe, aus denen er beweisbar wäre, sondern lediglich Grundlagen, die ihn motivieren. Diese Grundlagen sind darin gegeben, daß wir eine Sache vertreten, die größer als die bloß deutsche ist, die Sache Europas gegenüber dem Osten.

Und dies ist die Gesamtansicht, in der sich für Scheler die Ereignisse unserer Zeit darstellen. Deutschlands Mission ist, Europa vor den andrängenden Horden des Ostens zu bewahren. Dieses Europa bildet für Scheler eine Einheit, und der Europäer ist für ihn der kommende Typ. Die Grundlage dieser Einheit ist ihm gegeben in einer einheitlichen Geistesstruktur; die europäische Einheit ist eine Geisteseinheit, keine geographische oder Rasseneinheit; auch Nordamerika gehört dazu. Mit einem verblüffenden Aufwand von einzelwissenschaftlichen Tatsachen bemüht sich Scheler, eindringlich zu machen, wie das Geistesverhältnis des europäischen Menschen zur Welt ein anderes sei als das des außereuropäischen Menschen, und dabei hat man das Gefühl, daß es ihm auf diese Einzeltatsachen gar nicht entscheidend ankomme, sondern auf viel zentralere Dinge. Wichtig ist, daß für Scheler Rußland nicht mit zu Europa gehört. Seine Ausführungen über Rußland sind wohl die Teile des Buches, die am meisten aufhorchen machen. Auf jeden Fall dürften sie dem Wesen der russischen Seele näher kommen als jene verbreiteten liberalen Meinungen, welche Rußland nur an dem messen, was ihm zum europäischen Staate fehlt, und uns den Russen malen, als ob ihn nichts weiter bewege, als daß er sich von Schmutz und Knute immerzu nach europäischer Sauberkeit und Rechtsordnung sehne.

Ist die Einheit Europas zunächst eine geistige, so enthält sie doch in sich die politische Forderung des Zusammenschlusses. „Der Patriotismus Europas — er wird im Blute und Eisen dieses Krieges erst jetzt geboren! Ach, fühlt ihr — empfindet ihr, ihr Freunde, diese herrlichste aller Liebesgeburten der Weltgeschichte seit urdenklich langen Zeiten?" Der dauernde Feind aber, der Europa verhindert, seiner politischen Solidarität bewußt zu werden und ihr die politische Formung zu geben, ist England. Darum, weil es kraft der Tradition seiner Weltmachtspolitik darauf angewiesen ist, die Nationen des Kontinents in ihrem kapitalistischen Individualismus zu erhalten und gegeneinander auszuspielen.

Aus dieser Gesamtansicht ergibt sich die politische Forderung: Zunächst England ganz und endgültig niederzuwerfen, um Europa von dem Einfluß seines kapitalistischen Geistes zu befreien und ihm zu ermöglichen, zu sich selbst zu kommen und sich gegen den Osten politisch zusammenzuschließen. Wenn wir diese Aufgabe erfüllen, so würden wir auch Frankreich zu seinem besseren Selbst zurückführen, das jetzt, indem es den Zarismus unterstützt, alle seine Kulturideale verrät.

So gipfelt das Buch in der Verkündigung eines neuartigen europäischen Universalismus. Ist es nicht kühn, einen solchen Universalismus zu predigen

zu einer Zeit, da Europa dabei ist, sich in einer unerhörten Weise zu zerfleischen? „Und doch ist die Frage: Wo ist heute die Einheit des Europageistes, eine Frage, die der Frage dessen gleicht, der nach seiner Brille sucht — die er auf der Nase hat. Die wahre, die echte Einheit des Europageistes ist — so paradox es klingen mag — gegenwärtig nicht über dem Kriege, sondern findet sich in ihm selbst. Diese Geisteseinheit ist der noch intakte, noch nicht kapitalistisch angefaulte edle kriegerische Geist der europäischen Jugend." Und wirklich wollen wir nicht über den naheliegenden Einwand stolpern, daß Europa gegenwärtig vielmehr das Bild einer europäischen Zwietracht, als einer europäischen Einheit biete. Aller Kampf ist Auseinandersetzung auf dem Boden irgendeiner Gemeinsamkeit; wer gar nichts miteinander zu tun hat, der streitet auch nicht miteinander.

Engen wir also, bei der Diskussion dieses Universalismus, unseren Blick nicht auf den gegenwärtigen Zustand Europas ein, sondern erweitern wir ihn auf den Gesamtverlauf der europäischen Geschichte, so ist der nächste Eindruck, daß Europa diesem Universalismus zur Zeit des mittelalterlichen Kaisertums und noch zur Zeit des Reiches Karls V. näher war als jetzt. Alle neuzeitliche Entwicklung bewegt sich in der Richtung, daß sich gegenüber den universalistischen Bestrebungen der beiden mittelalterlichen Schwerter der Individualismus der Nationen durchsetzt. Wenn also gleichwohl die Entwicklung Europas einem universalistischen Ziel zustreben soll, so wäre uns Scheler eigentlich eine Deutung der ganzen neuzeitlichen Ausbildung des Nationalstaates schuldig (die selbstverständlich nicht auch noch von seinem schon reichlich umfänglichen Kriegsbuch verlangt werden kann).

Vermutlich würde Scheler die Ausbildung dieses nationalen Individualismus in Verbindung bringen mit jener Kraft, die bei ihm nahezu als der Inbegriff aller negativwertigen Kräfte auftritt, mit dem kapitalistischen Geiste anglizistischer Herkunft. Denn dies ist der andere Grundgedanke, der dem Buche die Einheit gibt: der Krieg gegen England, für Europas Einigung, soll zugleich ein Krieg gegen den Kapitalismus sein. „Jeder Krieg gegen England als gegen das Mutterland des modernen Hochkapitalismus ist auch Krieg gegen den Kapitalismus und seine Auswüchse überhaupt." Es wird nicht recht deutlich, wie Scheler sich das vorstellt. Es mag sein, daß der Kapitalismus seinen Höhepunkt bereits überschritten hat, es ist auch richtig, daß der Krieg überraschende Maßnahmen einer staatssozialistischen Wirtschaftspolitik gebracht hat (die allerdings nur als Ausnahmezustand empfunden und ertragen werden). Gewiß unterliegen solche historischen Phänomene wie die Herrschaft des kapitalistischen Geistes der historischen Wandlung, aber solche Wandlungen rechnen nach

Epochen; der Krieg dagegen bewegt sich vorläufig ganz innerhalb der Ebene des kapitalistischen Geistes. Vor allem aber erscheint es uns zu einfach gedacht, daß der kapitalistische Geist, wenn er auch seiner Herkunft nach von England zuerst zur Ausbildung gebracht worden ist, seinem Wesen nach ein angliziistisches Phänomen sein soll, und als ob mit der Niederringung Englands an der Weltherrschaft dieses Geistes schon etwas Wesentliches geändert wäre. Zunächst würde schon Nordamerika, das geistige Kind Englands, dafür sorgen, daß der Geist seiner Mutter mit allen seinen Auswüchsen der Welt erhalten bliebe.

Aber solche kritische Zwischengedanken jetzt ganz beiseite gelassen: auf jeden Fall scheint uns die Wendung gegen den Kapitalismus den Kern des Buches zu enthüllen. Das, wogegen Scheler im Grunde kämpft, wenn er England als den Hauptfeind proklamiert, ist der Kapitalismus, das, wovon Europa erlöst werden soll, ist der Bourgeois. „Unterstelle ich die Ansicht eine Sekunde als wahr, daß der Kern Europas der Kapitalismus, der Kern des europäischen Geistes der kapitalistische Geist ist, und der Bourgeois, wie sein Schatten der Sozialist, die Hochblüte und der letzte Mensch Europas, dann stehe ich nicht an, zu sagen, daß dieser Krieg auch der Anfang vom Ende Europas sein wird; ja ich wage zu sagen, sein soll!... Das ist die ganze Größe der welthistorischen Situation: daß dieser unerhörte Krieg entweder der Beginn der Neugeburt Europas oder der Beginn seines Absterbens ist! Es gibt kein Drittes!" Die Neugeburt soll so geschehen, daß Europa im Kampf gegen den Osten vor eine Aufgabe gestellt wird, durch die es über seinen kapitalistischen Anarchismus hinausgeführt wird.

Halten wir alle diese Stücke zusammen: die Wendung gegen den Kapitalismus, gegen den Individualismus der Nationen, die Ausschließung Rußlands von Europa, so verstehen wir endlich den Europabegriff Schelers. Er ist im Grunde der alte universalistische Begriff des westeuropäischen Katholizismus. Der Protestantismus wird dabei als eine Art Dependance des Katholizismus behandelt; das Verhältnis der Konfessionen in dem neuen Europa zum Problem zu stellen, wird schonend vermieden. Überhaupt ist die ganze Kriegstheorie Schelers mittelalterlich und romantisch, wie man vielleicht schon aus manchem der obigen Zitate den Eindruck gewonnen hat. Romantisch ist auch die Ritterlichkeit der Kriegsauffassung, welche das Buch so außerordentlich sympathisch macht und zu welcher leider nur so viele Vorkommnisse in diesem Kriege (wir denken nicht an einzelne Ausschreitungen und Akte der Hysterie, sondern an typische Gebräuche) in Widerstreit stehen. Auch das Frankreich, dessen besseren Teil Deutschland retten soll, indem es Frankreich besiegt, ist das

katholische und royalistische Frankreich. Scheler läßt unberücksichtigt, daß doch auch der Voltairianismus ein echtestes Kind französischen Geistes ist.

Es ist schwer abzusehen, wie sich die Einigung zu einem universalistischen Europa vollziehen soll, jetzt, wo jedes Symbol fehlt, in dem sich diese Einigung vollziehen könnte, nachdem sie nicht gelungen ist, als dieses Symbol in dem Oberhaupt der noch unwidersprochenen römischen Kirche einheitlich gegeben war. So wenig hoffnungsvoll wir darüber zu denken vermögen, so wenig will es uns eingehen, daß der jetzige Individualismus der Nationen der endgültige Zustand sein soll. Ganz im Gegenteil halten wir den jetzigen anarchischen Wettstreit der Nationen auf die Dauer für wahrhaft unerträglich. Wer kann wissen, ob nicht nach kurzen Jahrhunderten der Menschheit der Gegensatz der Nationen, der uns heute zerfleischt, ebenso unbedeutend und klein dimensioniert erscheint, wie uns der Gegensatz zwischen frankfurtisch und fritzisch, um den die Soldaten sich zur Zeit von Goethes Kindheit schlugen. In der Tat beschäftigt uns in diesem Kriege das Problem der deutschen Nationalität nicht wie 1870, da die Formgebung dieser Nationalität nicht mehr zum Problem steht, und es ist möglich, daß die Nationalidee aufhört, die Völker zu erregen, sobald sie ihren historischen Beruf, zur Kristallisation der mündig gewordenen Nationen zu führen, ausgewirkt hat. Daß die Nation nicht die letzte Form der Gemeinschaftsbildung ist, dafür ist schon ein Anzeichen, daß dieser Krieg von Nationsverbänden geführt wird, die jedoch in ganz anderer Weise von den Volksgenossen erlebt und mit Sympathien ausgefüllt werden als etwa die dynastischen Bündnisse der absolutistischen Zeit. Daß sich aber nun aus diesen Verbänden dauernde übernationale Gemeinschaftsformen ausbilden, dazu wird es wohl der gemeinsamen historischen Tradition bedürfen, und so wird wohl die Welt auf diese Gemeinschaftsformen warten müssen, bis diese Tradition sich geschaffen hat. Daß der Zusammenschluß sich lediglich auf dem Boden gemeinsamer Geistesstruktur vollziehen soll, ist ein zu sympathischer Gedanke, als daß wir Vertrauen haben könnten, daß er gegenüber den Widerständen der historischen Kräfte Wirklichkeit gewinnen könnte. Der großartigste Versuch, eine universalistische Einigung Europas auf Grund seiner geistigen Einheit herzustellen, war der Cäsaropapismus, und der konnte sich doch auf die anerkannte Organisationsform der Kirche stützen. Daß aus dem bloßen Vorhandensein gemeinsamer Geistesstruktur die zeugenden Kräfte hervorgehen sollen, aus denen allein die historischen Organisationsformen erstehen, dafür fehlen vorderhand jegliche Anzeichen.

Schließlich aber ist das nicht das Ausschlaggebende. Wenn Scheler die geistige

Einheit Europas so eindringlich predigt und ihre politische Forderung aufstellt, so ist doch seine Meinung nicht die, als ob wir bloß um der Erkenntnis dieser Geisteseinheit willen die politische Einigung Europas erstreben sollten. Das hieße ihn wahrhaftig mißverstehen. Was Scheler letzten Grundes meint, wird am deutlichsten, wenn man es negativ ausdrückt: daß in diesem Krieg Dinge ins Rollen gekommen sind, welche es den europäischen Nationen nicht verstatten, länger in ihrem anarchischen Egoismus zu verharren und sich lediglich als kapitalistische Konkurrenten zu betrachten. In dieser größten Weite gefaßt, ist der Gedanke unbedingt richtig, auch wenn man seiner näheren universalistischen Ausgestaltung nicht überall zustimmen kann. Aus diesem Gedanken fließt sofort die Warnung, diesen Krieg für uns selbst nicht, wie es jetzt von so vielen Allzudeutschen geschieht, einseitig vom egoistisch-nationalen Gesichtspunkt aufzufassen. Ganz wundervoll ist es, wie Scheler über die Entwicklung des deutschen Nationalgefühls handelt und eindringlich macht, „daß eine gewisse tiefste Wurzel dessen, was man Kosmopolitismus nennen darf, selbst ein Wesensmerkmal des deutschen, gerade als eines eigentümlichen nationalen, Geistes ist". Damit erhebt sich dieses so europafreundliche Buch an Deutschheit der Gesinnung über alle jene Glorifikationen des deutschen Wesens, die sich jetzt so aufdringlich auf dem Markte spreizen. Und ist es nicht schließlich selbst ein Dokument des rührendsten deutschen Idealismus: wie sich jetzt, da wir von ganz Europa bis aufs Blut gehaßt und bis zum Verderben bekriegt werden, ein deutscher Gelehrter hinsetzt und, von absolutesten Bestimmungen her ausholend, ein dickes Buch darüber schreibt, wie wir Europa die große Liebestat erweisen können, ihm zu seiner Einigung zu verhelfen? Wie er dabei den geistigen Universalismus Europas zeichnet, mag nur als pädagogische Idee richtig bleiben; der politische Universalismus Europas, wenn je Teile davon wirklich werden sollten, wird vermutlich anders aussehen; großzügig aber ist es auf jeden Fall, wie der Krieg in einen großen historischen Verlauf hineingesehen wird, und zutreffend mag die allgemeine Kurve sein, wie der Nationalismus als Durchgangspunkt zu übernationalen Gemeinschaftsbildungen genommen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Efraim Frisch. Verlag Georg Müller München-Berlin
Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

Bismarck

Bilder aus der deutschen Geschichte

Von Frank Wedekind

Zweites Bild

Die Londoner Konferenz

17. Mai 1864

Die Bevollmächtigten

für Preußen:

Graf Bernstorff, preußischer Gesandter in London, geb. 1809
von Balan, preußischer Gesandter in Kopenhagen, geb. 1812

für Österreich:

Geheimrat Freiherr von Biegeleben, geb. 1812

für den Deutschen Bundestag:

Freiherr von Beust, geb. 1809

für Dänemark:

von Quaade, dänischer Gesandter in London
Baron Bille, geb. 1828
Konferenzrat Krieger

für England:

Lord Russel, geb. 1792
Lord Clarendon, geb. 1800

für Frankreich:

Fürst Latour d'Auvergne, geb. 1823

für Rußland:

Baron Brunnow, geb. 1797

für Schweden:

Graf Wachtmeister

Szenerie: Im Konferenzzimmer, das Mitteltür und Seitentüren hat, stehen drei grüngedeckte, in Hufeisenform aneinandergerückte Tische mit der offenen Seite gegen den Zuschauer. Während die Szene beginnt, nehmen die Bevollmächtigten in folgender Ordnung an den Tischen Platz: Hinter dem mittleren Tisch von links nach rechts: Biegeleben, Brunnow, Russel, Clarendon, Latour und Wachtmeister. Hinter dem Tisch zur Rechten von vorn nach rückwärts: Quaade, Bille und Krieger. Hinter dem Tisch zur Linken ebenso: Bernstorff, Balan und Beust.

Bei Aufgang des Vorhanges sitzt Graf Bernstorff links vorn über seinen Akten und schreibt. von Balan tritt von rechts ein.

Balan — Guten Tag, Herr Graf. Immer der Erste!

Bernstorff — Guten Tag, Herr von Balan. Haben Sie Nachrichten?

Balan — Gott sei Dank! Am Limfjord stehen unsere Truppen. Vier Wochen nach Erstürmung von Düppel ganz Jütland besetzt! Moltke, heißt es, bereitet den Übergang nach Fünen vor.

Bernstorff — Bismarck schreibt, daß Prinz Friedrich Karl das Oberkommando übernehmen soll. Geschieht das, dann kann uns auch die Konferenz nichts mehr anhaben. Wenn die Konferenz zu einem Resultat führt, so hat nur Deutschland den Schaden davon.

Balan — Meine einzige Sorge ist noch, daß Dänemark seine Rettung in der von Österreich so heiß ersehnten Personalunion zu finden sucht.

Bernstorff — Dann werden wir unsere lieben Herzogtümer für den deutschen Bund in Anspruch nehmen. Dänemark erblickt darin Einmischung in seine innere Politik, damit ist die Forderung abgetan.

Balan — Warum sprechen wir hier eigentlich französisch miteinander? Wir könnten uns doch wohl geradesogut deutsch verständigen.

Bernstorff — Ich habe sogar als Minister des Auswärtigen immer nur deutsch geschrieben. Darauf schrieb Rußland russisch und China chinesisch. Das konnten wir nicht entziffern. Ich spreche jetzt französisch, um nicht während der Verhandlungen Biegeleben oder Beust gegenüber plötzlich in unser geliebtes Deutsch zu verfallen. Denken Sie sich Frankreichs Nervenkrämpfe! Und Frankreich hat uns doch jetzt geradezu in sein Herz geschlossen.

Baron Brunnow tritt von rechts ein. Er spricht mit sonorem Schmelz

Brunnow — Guten Tag, meine Herren, guten Tag. Gut, daß ich Sie noch allein treffe! Drückt beiden die Hände Wie geht es Ihnen? Stellen Sie sich vor, in Petersburg besinnt man sich plötzlich auf die Erbansprüche, die das Haus Gottorp auf Schleswig-Holstein hat. Ich verrate Ihnen damit durchaus kein Geheimnis. Gott bewahre mich. Aber fürchten Sie nichts. Der Zar wünscht

Deutschland unsere vollkommene Friedensliebe dadurch zu bekunden, daß Seine Majestät unsere Rechte insgesamt dem Großherzog von Oldenburg überträgt. Nun, was sagen die Herren?

Bernstorff gibt Balan einen Wink, zu antworten

Balan — Nachdem Deutschland den Schritt selber erst ermöglicht hat, indem es die Verträge von 1852 für hinfällig erklärte, kann es Rußland für soviel Uneigennützigkeit natürlich nur dankbar sein.

Von rechts treten Fürst Latour d'Auvergne, Minister von Quaade, Baron Bille und Krieger ein. Von links Baron Biegeleben und Freiherr von Beust. Alle begeben sich nach und nach an ihre Plätze

Biegeleben Graf Bernstorff die Hand drückend, die er nicht mehr freiläßt — Graf Apponyi sieht sich heute zu seinem Bedauern in die Notwendigkeit versetzt, sein Bett hüten zu müssen, da sich eine Angina bronchialis seiner Atmungsorgane bemächtigt hat. Selbstverständlich habe ich nicht ermangelt, den Wortlaut unserer heutigen Anträge gestern abend noch telegraphisch nach Wien zu übermitteln. Er begibt sich an seinen Platz

Beust zu Bernstorff — Mein Bericht über unsere Konferenzsitzung vom Neunten dieses Monats hat bei unserem wackeren Bundestag in Frankfurt schrankenlose Anerkennung hervorgerufen. Das Befinden der Königin dieses Landes, die ich inzwischen auf Schloß Osborne besuchte, ist ausgezeichnet. Nachdem er sich an seinen Platz gesetzt Albion, du läßt auf dich warten!

Brunnow zu Latour, die beide schon Platz genommen — Die wichtigste Tagesfrage, Durchlaucht!

Latour — Mit Vergnügen, mein Herr!

Brunnow — Was gibt es Neues in Paris?

Latour — Sie meinen von Offenbach?

Brunnow — Wär's möglich? Eine neue Schöpfung?

Latour — Die Schöne Helena.

Brunnow — Beneidenswertes Frankreich, dem Ihre Kräfte zu weihen Sie das Glück haben!

Graf Wachtmeister tritt von links ein, geht nach rechts hinüber und drückt Quaade, Bille und Krieger die Hand. Er und die Dänen sprechen in weinerlich singendem Ton

Wachtmeister — Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich mich verspätet habe.

Quaade — Schweden sei gegrüßt!

Bille — Skol!

Krieger – Wir fragten uns schon, ob Schweden seine Schwesternation heute im Stich lassen werde.

Wachtmeister – Das tut Schweden nicht! Nachdem er sich an seinen Platz begeben Die Sitzung scheint ja noch gar nicht eröffnet zu sein!

Durch die Mitteltür erscheinen Lord Russel und Lord Clarendon und nehmen die mittleren Plätze ein. Beide sprechen mit englischem Akzent

Russel sich erhebend – Ich eröffne die Sitzung, und da ich mich der französischen Sprache, wie Sie in den ehemaligen Sitzungen bemerkt haben, nur mit Hindernissen bediene, ersuche ich Mister Clarendon, an meiner Stelle die Begriffsverwirrung . . .

Clarendon – Die Diskussion!

Russel – Die Disputation zu leiten. Setzt sich

Clarendon sich erhebend – Ich lade den Gesandten Preußens am britischen Hof, Herrn Bernstorff, ein, der Konferenz die Forderungen Deutschlands an Dänemark bekanntzugeben, wie sie sich nach Annahme der deutschen Waffenstillstandsbedingungen durch Dänemark gestaltet haben. Setzt sich

Bernstorff sich erhebend – Die deutschen Mächte beauftragen mich zur Abgabe folgender Erklärung:

Er liest: Ein zwischen Deutschland und Dänemark zu schließender Friede kann nur unter zwei Bedingungen von Dauer sein.

Erste Bedingung: Der Friede muß den Elbherzogtümern feste Garantien gegen jede fremde Unterdrückung bieten.

Zweite Bedingung: Der Friede muß Deutschland unumstößliche Garantien gegen etwaige periodische Wiederkehr der gegenwärtig herrschenden Mißstände bieten.

Solche Garantien lassen sich aber lediglich in der vollständigen politischen Unabhängigkeit der Herzogtümer sowie in ihrer Vereinigung durch gemeinsame politische Institutionen finden. Er setzt sich

Darauf folgt von allen Seiten ein Ah des Erstaunens, dann ein sich steigerndes Stimmengewirr, währenddessen jeder auf seine Nachbarn einredet

Wachtmeister laut – Mir ist es schlechterdings völlig unverständlich, meine Herren, was die Vertreter Deutschlands mit der Erklärung, die Sie soeben gehört haben, sagen wollen.

Krieger – Wenn wir aus der Erklärung nur wenigstens eine Ahnung davon erhalten hätten, was Deutschland eigentlich verlangt!

Bille – Würden die Herren Vorsitzenden uns nicht vielleicht freundlicherweise mitteilen, welche Auffassung sie von den Anträgen Deutschlands haben.

Russel sich erhebend — Meine Auffassung der Anträge der deutschen Mächte geht dahin — daß ich mich der französischen Sprache nur mit größter Widerspenstigkeit bediene und trotzdem Mister Clarendon ersuche, die schwierige Frage zu beleuchten. Setzt sich

Clarendon sich erhebend — Ich beehre mich, an die Bevollmächtigten Deutschlands die Frage zu richten, wer ihrem Antrage nach der künftige Souverän in den Herzogtümern sein soll. Pause Da die Bevollmächtigten Deutschlands nicht antworten, beehre ich mich, an sie die Frage zu richten, ob der künftige Souverän der Herzogtümer der König Christian der Neunte von Dänemark sein soll. Pause Da die Bevollmächtigten Deutschlands wieder nicht antworten, beehre ich mich, an sie die Frage zu richten, ob der künftige Souverän der Herzogtümer nicht der König Christian der Neunte von Dänemark sein soll. Pause Da die Bevollmächtigten Deutschlands noch immer nicht antworten, ersuche ich sie, ihre Meinung durch Nicken oder Schütteln des Kopfes bekanntzugeben. Pause Da die Bevollmächtigten Deutschlands weder mit dem Kopf nicken, noch den Kopf schütteln, so glaube ich, daß Deutschland die Herzogtümer annektieren will. Setzt sich

Quaade sich erhebend — Im Namen der dänischen Regierung erwarte ich von den Vertretern der deutschen Mächte eine bündige Erklärung, in welcher Weise die von ihnen geforderte Vereinigung der Herzogtümer ins Auge gefaßt ist.

Bernstorff — Die Vereinigung der Herzogtümer durch gemeinsame Institutionen soll eine vollständige sein.

Bille — Aus dieser Antwort läßt sich nicht einmal entnehmen, in welcher Form die Herzogtümer in Zukunft mit der Krone von Dänemark verbunden bleiben sollen.

Bernstorff — Diese Frage zu erörtern liegt unseres Erachtens auch noch keine Veranlassung vor, solange der rechtmäßige Erbe der Herzogtümer noch nicht ermittelt ist.

Krieger — Unseres Erachtens liegt nicht die geringste Veranlassung vor, einen anderen Souverän als Christian den Neunten, König von Dänemark, für die Herzogtümer zu ermitteln!

Bernstorff — Wir erklären uns gerne bereit, auf die Ermittlung des rechtmäßigen Erben einzutreten. Ergibt sich als solcher Seine Majestät der König von Dänemark, dann steht einer Personalunion zwischen Dänemark und den Herzogtümern unsererseits nicht das geringste im Wege.

Biegeleben sich erhebend — In Vertretung Seiner Exzellenz des heute leider unpäßlichen Grafen Apponyi, Gesandten Seiner Apostolischen Majestät

des Kaisers Franz Josef am britischen Hofe, habe ich die Ehre, im Namen der Kaiserlich-königlich österreichischen Regierung zu erklären, daß einer Personalunion zwischen dem Königreich Dänemark und den Elbherzogtümern von seiten Österreichs überhaupt nichts im Wege steht, daß Österreich vielmehr gerade in dieser Personalunion unter allen Umständen und von jeher die einzig geschichtlich gerechtfertigte Lösung der schleswig-holsteinischen Frage erblickt hat.

Bernstorff auf den Tisch schlagend — Muß denn wieder die schmutzige Wäsche deutscher Uneinigkeit vor den schadenfrohen Augen von ganz Europa gewaschen werden!

Beust sich erhebend — Im Namen und Auftrage des Deutschen Bundes, der mich bevollmächtigte, hier für die heißesten Wünsche der deutschen Nation einzutreten, muß ich den Anträgen Preußens sowohl wie denjenigen Österreichs rückhaltlos widersprechen. Die Truppen des Deutschen Bundes verspritzen ihr Blut nicht für eine dänische Personalunion. Sie verspritzen ihr Blut vielmehr, um den einzig rechtmäßigen Erben, den Prinzen Friedrich von Augustenburg, auf den ihm von Gott verliehenen Thron zu erheben.

Wachtmeister lacht und ruft — Augustenburg! Jetzt können wir bis zur Posaune des Jüngsten Gerichtes verhandeln!

Latour zu Wachtmeister — Sehen Sie nicht ein, mein Lieber, daß bei der Frage der Erbfolge das Einverständnis der Deutschen ein Ende hat?

Wachtmeister zu Latour — Ist Ihnen nicht klar, mein Lieber, daß Österreich nur die Annektion der Herzogtümer durch Preußen fürchtet?

Brunnow sich erhebend — Wir müssen es aufs tiefste bedauern, meine Herren, daß sich Deutschland auch heute noch weigert, seinen Thronkandidaten zu nennen, und die Frage der Erbfolge in unheilschwangeres Dunkel hüllt. Ist dies kein Zeichen von Wankelmut, dann beweist es Doppelzüngigkeit . . .

Bernstorff — Ich fordere Lord Clarendon auf, den Sprecher zur Ordnung zu rufen!

Brunnow — Also dann Wankelmut. Beharren wir, meine Herren, deshalb um so unerschütterlicher auf dem Londoner Protokoll von 1852, das ich selbst mit ins Leben rief und dessen Hauptbestimmung die Unverletzlichkeit des Königreichs Dänemark fordert! Setzt sich

Clarendon sich erhebend — Ich protestiere rundweg gegen die deutschen Anträge. Dem König Christian haben wir hier in London im Jahr 1852 die Herrschaft über die dänische Gesamtmonarchie zugesichert. England duldet unter keinen Umständen, daß diese Zusicherung von irgend jemandem verletzt wird. Setzt sich

Ruſſel zu Brunnow — Die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit iſt eine ſo verwickelte Angelegenheit, überhaupt haben ſie nur drei Menſchen verſtanden. Der eine war der Prinz Albert, er iſt tot. Der zweite war ein däniſcher Staatsmann, er iſt verrückt geworden. Der dritte war ich, ich habe ſie vergeſſen.

Brunnow zu Ruſſel — England iſt, ſo Gott will, mit Rußland darüber einig, daß wir Dänemark ſo wenig wie möglich nehmen und Deutſchland ſo wenig wie möglich geben.

Bille ſchreit Quaade ins Ohr — Die deutſche Erklärung iſt überhaupt kein Antrag, über den man verhandeln kann!

Quaade abwehrend, erhebt ſich ſehr erregt — Im Namen Seiner Majeſtät des Königs von Dänemark und der däniſchen Regierung habe ich folgende Erklärung abzugeben.

Krieger über Bille weg, heftig zu Quaade — Den deutſchen Antrag können wir nicht einmal zum Bericht an unſere Regierung entgegennehmen!

Quaade immer erregter — Den Antrag der deutſchen Mächte, den der Geſandte Preußens, Herr Graf von Bernſtorff, verleſen hat, weiſen wir im Namen der däniſchen Regierung zurück. Der Antrag ſteht in einem ſo empörenden Gegenſatz zu unſerem Nationalbewußtſein von einem einigen Dänemark, daß wir ihn zurückweiſen müſſen von Zorn überwältigt ſelbſt für den Fall, daß Seiner Majeſtät dem König Chriſtian die Thronfolge in den Herzogtümern zugedacht würde!

Bille aufſpringend — Allmächtiger Himmel! Nehmen Sie das Wort zurück!

Balan — Das bedeutet die Losreißung!

Bernſtorff hat ſich erhoben — Im Namen der deutſchen Mächte ſtelle ich feſt, daß Dänemark durch ſeine Erklärung die Perſonalunion verworfen hat.

Beuſt frohlockend — Unwiderruflich verworfen!

Bernſtorff — Bevor die Perſonalunion noch ausdrücklich in Vorſchlag gebracht wurde.

Beuſt — Endlich ſind die Herzogtümer von Dänemark losgeriſſen!

Biegeleben — Und nur zum Vorteil Preußens!

Beuſt — Das wollen wir dann erſt noch ſehen!

Biegeleben die Hände zuſammenſchlagend — Hat die Weltgeſchichte ſchon eine ſolche Tölpelei erlebt!

Wachtmeiſter — Bedauernswürdiges Dänemark!

Bernſtorff — Ich erſuche unſer hochehrwürdiges Präſidium, von der Verwerfung der Perſonalunion durch den däniſchen Bevollmächtigten Akt zu nehmen. Er ſetzt ſich

Ruſſel — Ich nehme davon Akt. Aber ich habe nicht verſtanden, wovon ich Akt nehmen ſoll. Miſter Clarendon, wollen Sie davon Akt nehmen.

Clarendon ſich erhebend — Indem wir ſchmerzlich beklagen, daß die Perſonalunion zwiſchen dem Königreich Dänemark und den Elbherzogtümern durch die däniſche Regierung verworfen wurde, beklagen wir noch ſchmerzlicher, daß die im Jahre 1852 von England gewährleiſtete Unverletzlichkeit Dänemarks durch dieſe Verwerfung zerſtört werden kann. Am ſchmerzlichſten aber beklagen wir, daß wir die Vertreter der kriegführenden Mächte einladen müſſen, der Konferenz noch einmal ganz neue Vorſchläge zur gegenſeitigen Vereinbarung vorzulegen.

Bernſtorff — Dazu bedürfen die Vertreter Deutſchlands neuer Inſtruktionen von ſeiten ihrer Regierungen.

Latour — Frankreich befindet ſich in dem nämlichen Fall.

Brunnow — Ebenſo Rußland.

Clarendon — Dann glaube ich mich mit Europa einig, wenn ich vorſchlage, die Sitzung auf den Achtundzwanzigſten dieſes Monats zu vertagen.

Ruſſel und Clarendon entfernen ſich durch die Mitteltür. Quaade, der ſich kaum auf den Füßen halten kann und tränenhalber ſein verzerrtes Geſicht in der Hand birgt, wird von Bille und Krieger rechts vorn hinausgeleitet. Geſenkten Hauptes folgt ihnen Wachtmeiſter. Latour und Brunnow kommen links herum in die Mitte vorn

Latour — Sehen Sie Graf Wachtmeiſter!

Brunnow — Das treue Schweden folgt dem Sarge, der die Unverletzlichkeit Dänemarks zu Grabe trägt.

Latour — Wieder gewinnt Herr von Bismarck ſein plumpes Spiel durch die Dummheit der Anderen!

Brunnow — Das einzige Geſchick, das dieſer Bismarck hat, iſt ſein ſündhaftes Glück!

Latour — Noch ein Jahr Glück, dann ſchießt Öſterreich mit Kanonen auf Preußen!

Latour und Brunnow links vorne ab. Biegeleben legt ſeinen Arm in den Beuſts und geleitet ihn hinter dem Mitteltiſch durch nach rechts vorn.

Biegeleben — Der Herzog von Auguſtenburg, mein lieber Baron — auf Bernſtorff und Balan deutend die widerlichen Preußen ſpitzen die Ohren — der Herzog von Auguſtenburg erfreut ſich in Wien genau derſelben ſchrankenloſen Verehrung wie bei Ihnen und am Deutſchen Bundestag. Unſer Schlachtruf lautet:

Ein gänzlich unabhängiges Herzogtum Schleswig-Holstein unter Herzog Friedrich von Augustenburg!

Beust — Auf einer Bedingung muß ich aber absolut bestehen: Daß der Herzog unter keinen Umständen irgendeinen Vertrag mit Preußen schließen darf.

Biegeleben — Unter keinen Umständen, mein lieber Baron!

Beust — Dann erhalten wir im Herzog von Schleswig-Holstein einen treuen Kampfgefährten der deutschen Mittelstaaten. Das ist das einzige, was Deutschland nach Friedensschluß gegen die Gewalttaten dieses Herrn von Bismarck schützen kann!

Beust und Biegeleben rechts vorn ab. Bernstorff und Balan erheben sich und kommen nach vorn

Bernstorff — Hätten Sie das für möglich gehalten?!

Balan — Die Herzogtümer so gut wie losgerissen, ohne daß die Welt den geringsten Zweifel in unsere Friedensliebe setzen kann!

Bernstorff — Vor allem die Personalunion ein für allemal abgetan, ohne daß wir mit Österreich den geringsten Streit auszufechten brauchten!

Balan — Wir können jetzt ruhig mit Österreich und dem Bundestag zusammen den Augustenburger in Vorschlag bringen. Der wird uns von den Neutralen glatt abgelehnt.

Bernstorff — Jetzt gilt es, nur ja keinen Antrag mehr einbringen, dessen Ablehnung nicht von vornherein verbrieft und besiegelt ist.

Balan — Was wird der Chef in Berlin zu dem Glücksfall sagen!

Bernstorff — Er wird sagen: Da wünsche ich mir einen Entensteiß, um vor Vergnügen damit wackeln zu können!

Christus – Antichristus

Von Alfons Paquet

Unablässig, nur mit kurzen Pausen der Erholung und der neuen Rüstung, stehen die Völker auf, um ihre Kraft an der Unendlichkeit der Widerstände zu messen. Ihre Führer sind nichts als die Werkzeuge jenes Willens, der im Weltgeschehen auf ein Ergebnis von höchster Weisheit zu zielen scheint. Was wir Gott, Gesetz und Verheißung nennen, hängt irgendwie mit diesem Willen zusammen. Von Jahrhunderten aus gesehen, geht der Kampf um das Gefühl des Raumes und der Freiheit auf dieser Erde. Er geht um jenes höhere Gefühl der Gelassenheit und Geborgenheit im Dasein, das wir nur den Kindern zuschreiben und jenen zur Vollkommenheit gereiften Geistern, denen auch der Tod, der größte der Zwischenfälle, nichts mehr anhaben kann. Aber zwischen diesen beiden Augenblicken liegt die Menschenlaufbahn voller Unbestand und Gedränge. Das ist echte Erdenstimmung, die sechsmal wechselt zwischen Morgen und Abend. Schließlich ist der Kampf aller gegen alle doch nur die Form, wie sie gemeinsam um die Beherrschung der Stoffe und um die ihrem Besitz noch nicht ausgelieferten Räume dieses Planeten ringen. In den Zeiten, wo solche Kämpfe heftiger entbrennen, erscheint die Welt als überaus elend und tollgeworden, als böse und anarchisch von Grund auf; und doch steht niemals das Bild der Vaterländer, und über dem einzelnen Bild des Vaterlandes das Bild des Reiches Gottes leuchtender vor den Seelen, als in solchen Zeiten des Leides und der Sorge. Wo versteckt sich dieses Bild im Frieden, der angefüllt ist mit den dumpfen, schleichenden Alltäglichkeiten? Nach den Berechnungen der Gelehrten soll die Erde imstande sein, zweihundert Milliarden Menschen zu ernähren. Heute wird die Zahl der Menschen auf zwei Milliarden geschätzt. Vor zwei Jahrtausenden war ihre Gesamtzahl noch um sehr vieles geringer. Jetzt stehen wir mitten in einem Zeitalter, wo die Vermehrung der Menschenzahl eine rasche und rücksichtslose Gangart angeschlagen hat; die blutigsten Kriege vermögen diesen Prozeß nicht aufzuhalten. Im Gegenteil: sie beschleunigen ihn eher durch ihre Nachwirkungen. Alle die neuankommenden, hinzugeborenen und nach Ausbreitung verlangenden Menschen finden ein fertiges Gefüge vor, in das sie eintreten müssen und das sie unerbittlich auf die

Probe stellen. Es ist das Gefüge der sozialen Schichtungen und der geistigen Gebilde, die als Überlieferung und stille Übereinkunft die Gemüter beherrschen. Sind es nur entlehnte Sinnbilder, oder sind es seit Anbeginn vorbestimmte Formen, deren sich bisher die europäische Seele bediente, um ihr Verhältnis zu Gott auszudrücken? Über diesem ganzen Erdball schwebt wie eine Wolke, die in jähen Gewittern ausbricht, der Mythus der Macht des Europäertums. Die immer größere und immer enger zusammengeballte Schar der Menschen findet aber zugleich in die von Selbstbewußtsein geschwellte Seele Europas eine Lehre eingeschrieben, die den Trotz der einzelnen herausfordert und vor den Leiden und den Kampfinstinkten der Massen wie ein Hohn erscheint. Es ist die Lehre der Sanftmut und der Liebe, die sich auf die Vorstellung von der ewigen Dauer der Seele gründet. Es ist der Mythus vom Sündenfall und von der Erlösung durch den Gottmenschen, den „Erstling der Auferstehung". Welcher Mythus käme diesem gleich an erweckender Kraft? Christus hat sich an die Armen gewendet. Wer also ist ausgenommen? Und wer geriete nicht einmal in die ausgespannten Netze Christi, mag er ihnen auch wieder zu entschlüpfen suchen? Als Ganzes betrachtet, erscheint die Bevölkerung keines Erdteils so angelegentlich für und gegen Christus bekümmert, als die europäische. Es haben sich gegen das Christentum viele Vorwürfe erhoben; seine Verweltlichung ist vielleicht der schwerste Einwand, der gegen die Unbedingtheit seiner Forderungen zu erheben ist; aber sind nicht seine Wurzeln tief und weit im europäischen Erdreich verästelt? Man kann auch sagen, die Aufgabe des Christentumes sei bisher, nach den zwei Jahrtausenden, die mit dogmatischem Gezänk erfüllt waren, überhaupt noch nicht erfaßt worden, geschweige denn, daß sie zu Ende gebracht oder in ihrer Bedeutung erschöpft sei. Die Völker ruhen unter dem Schatten des Christentums, wie in einem geschlossenen Gedankenkreise, der immer wieder auf die Grundfragen zurückführt; durch die Physik der Ideen, durch das Lebensbeispiel einzelner und durch die Missionen werden auch die geistesfremden Völker allmählich in diesen Gedankenkreis hineingezogen. Somit bietet in der Tat die Verbreitung des Christentums die mögliche Grundlage einer geistigen Einheit des ganzen Menschengeschlechtes, und diese Tatsache müßte genügen, um die Erhaltung, die weitere Ausbreitung und Vertiefung seiner Lehre zu fordern, allem Widerchristlichen zum Trotz, das die Völker in augenblicklichen Verwicklungen gegeneinander begehen. Sie müßte sogar die Erwartung zulassen, daß das Chaotische im Zusammenleben der Menschen, der Mißbrauch der Zeugungskräfte, die ungeheuerliche Zunahme der Zahl, eines Tages im Sinne Christi überwunden werde.

Alle Völker sind sich im Grunde trotz der Verschiedenheit der Anlage und der Schicksale gleich und verstehen einander. Alle verstehen den Messiasgedanken, sie haben ihn von ihrem ersten Tage an in irgendeiner Gestalt in sich getragen und ihn vielfach in der christlichen Form aufs neue in sich aufgenommen. Als Christus erschien und es von ihm hieß, er sei der Messias, da war sein Boden der große Anspruch eines der hartnäckigsten und herrschsüchtigsten kleinen Völker. Dieses kleine jüdische Volk schaute mit zehrender Ungeduld aus nach jenem Kühnen und Gewissen, der den Heiden die Weltmacht entreißen und alle Dinge erneuern würde. Christus aber wollte nur der geistige Messias sein; er schwieg wie ein Entrückter zu den Fragen des Staatslebens. Von seinen Jüngern hat er mit einfachen Worten verlangt, daß sie dem Kaiser das Seine geben. So ist nicht etwa Christus ein Gegner des Kaisers, wenn auch ein Gegensatz zu ihm, und der Christusgedanke steht dem Kaisergedanken nicht im Wege, er führt ihm vielmehr einen innerlichen Anhang zu. Jener einsame und gekrönte Mensch an der Spitze des irdischen Weltreichs, den die Menschheit in der Reihe der Generationen gleichsam immer wieder aus sich herausstellt als den höchsten Bewahrer und Verwalter ihrer Würde, ist ein Geschöpf Gottes wie seine anderen Geschöpfe. Sowenig wie die Spitze der Pyramide die Last der Pyramide ist, sowenig bedrückt er die Welt. Nein, sondern er zieht nur alle ihre Seiten gleichsam in einem Punkte zusammen. So ist auch nicht die Macht um ihrer selbst willen der Ausdruck des Kaisertums, sondern die Ordnung, Zusammenfassung und Begütigung aller Mächte, die von Menschenhänden verwaltet werden*). Der Feind und Satan, den zu überwinden Christus den Tod erlitten hat, ist ein anderer — und dieser ist der ewige Gesetzlose und Widersacher, Störer, Unruhestifter, Gegenspieler im Drama, die Gier nach Macht um ihrer selbst willen. Doch dieser Empörer und Antichristus, der verkörpert ist in unzähligen Erscheinungen des Bösen, ist auch als solcher noch die eigentliche Pflugschar und Geißel Gottes. Er könnte sein der Typus des tollkühnen, flotten Offiziers von der Art jenes serbischen Majors Tankositsch, des „Erregers des Weltkrieges", oder auch eines Demagogen, eines Großmeisters der Niedertracht und der Lüge wie Clemenceau, oder irgendeines kleinen heuchlerischen britischen Pfaffen, der sich auf die Kanzel stellt, um Rekruten für den Weltkrieg zu werben. Dieser Feind ist aber auch der ewige Feind des wahren Kaisertums; doch was wäre der Kaisergedanke ohne seine anarchischen Gegner, die Verkörperungen der Selbstsucht der Individualitäten? Und was wäre der Christusgedanke ohne seinen Widersacher, in dessen Herzen

*) S. „Der Kaisergedanke", Heft I, „Der Neue Merkur", April 1914.

die Lust der Unverantwortlichkeit und die Eifersucht auf Gott sich regen? Christus bedingt den Antichristus. Was nicht in und mit Christus ist, muß sich Antichristus nennen lassen. Gott ist gleichsam sein eigener Gegenspieler, der Menschen und Völker auf den Plan führt, mit ihren Gedanken und Schritten sogar bis zu einem gewissen Grad eins ist und sie wieder beiseite legt wie Schachfiguren. Und in dem Spiel der Messiashoffnungen scheint bald Christus und bald Antichristus als das ahnungsvollste der Wesen und als der größere Anwalt des Menschen in seinem ewigen Prozeß gegen Unbekannt. So stehen aber auch Kaiser und Empörer einander gegenüber wie der positive und der negative Pol der selben, zitternden Nadel, wie das helle und das dunkle Prinzip, über deren Verflechtung die Sprache der chinesischen Mystik redet. Aus dem kleinen Judäa ist das Ringen Christi mit dem Antichristus auf die Welt ausgegangen. Dieses Ringen stellt jeden vor die Entscheidung, und so weit dieser Ruf nach Entscheidung dringt, so weit dehnen sich auch die Grenzen der Christenheit. Nirgends hat sich dieses Ringen gewaltiger fortgesetzt als in Europa, das als Erbe des Weltreichs zugleich den Kampf um das Weltreich zu führen hat. Die Welt war für zwei Gestalten des Allbefreiers vorbereitet, als Christus erschien, den die Propheten und Sibyllen keineswegs in eindeutiger Bestimmtheit vorgezeichnet haben; von dem Messias ist Christus die geistige Verwirklichung, die mit einem Male sich offenbarte, während die irdische sich in der Geschichte noch immerfort zu vollziehen sucht. Jene ist als ein Anfang, diese als das Ende einer Entwicklung zu denken; und wie jenem seine Jünger folgen, so schreiten diesem die Erwartenden entgegen. Alles Leid Europas und alle Infragestellung der befreienden Kräfte seines geistigen Führertums kommt daher, daß der Kaisergedanke und der Christusgedanke noch nicht in einer tieferen Bedeutung Wurzel geschlagen haben als bisher.

Die Älteren in ihrer Einfalt sahen den heiligen Thomas zwei Finger bis an die Wurzel in die Seitenwunde seines bleichen, lächelnden Herrn stecken. Über den triumphierenden Heiligen und Bischöfen, welche als ein Kranz von Zeugen diese Szene umgeben — selig sind, die nicht sehen und doch glauben —, thront Gott-Vater in weißen Daunengewölken auf seinem goldenen, von gotischen Ranken verzierten Sitz, ein Greis mit rosigem Gesicht und schneeweißem Bart, auf dem Haupt die Krone und ein himmelblaues Ordensband über der Brust. Gilt dieses noch für uns, die wir die leibliche Auferstehung nicht anzunehmen vermögen? Ein Verblichener, dessen Hände und Füße durch grausames Werkzeug zerrissen waren und den die seelische Qual kaum weniger zu Tode gebracht haben muß, als die Wunde durch den Speer, soll imstande gewesen sein, aus seinem

Grab wiederzukehren und mit Menschen zu sprechen, die in schreckenvollem Entzücken vor ihm niederfielen? War es nicht ein armer Schulmeister, einer der vielen, von der Not ergriffenen Messiase seiner Zeit, der das Unglück hatte, mit allem Aufsehen, das die Handlungen der Staatsgewalt begleitet, getötet zu werden? Unkündbarer Zug des Herzens, das verlangt, an diesen Gekreuzigten als an den Herrn der Welt zu glauben! Holder, unwiderstehlicher Zauber der Liturgie, die das Ereignis schildert, den Einzug in Jerusalem, das Leiden, Sterben und Auferstehen des Gottessohnes! Ein Schritt nur abseits aus dem Lärm der Straße in das umschließende hohe Steingewölbe, und die Seele findet den Fußstand außer der Welt und tritt in ehrfürchtige Verbindung mit Gott durch die Liebessprache der Kirche.

Die Bibel ist der Quell dieses Heldengedichtes auf den Weg des Geistes durch die Materie. So haben unzählige Menschen sie empfunden als die Kohle, die im Verbrennen Licht und Wärme spendet, als die Konserve aus einer Zeit des Überflusses und der Glut für eine Zeit der Ökonomie. Dem Forscher bietet sie gleichsam in zusammengedrückten Schichten noch den stückweisen Anblick der Fasern und Rippen gigantischer Pflanzen und der Fußtapfen riesiger Schlammtiere aus jener dramatischen Zeit, wo Luft und Feuer, Erde und Wasser sich voneinander schieden. In den zu Stein verhärteten Blöcken schlummern die Gase, die Öle, die Farben und die schwelgerischen Düfte der versiegelten Urwälder. Aber dieses Buch wäre nur eine dunkle und ungefüge Hieroglyphe, wenn nicht die Professoren des himmlischen Wissens sie zu deuten versuchten, die unablässigen Forderer und Braucher der Geistesgaben, von denen es kündet. Von den ersten Gesetzbüchern an bis zu den Büchern der Apokalypse spricht diese Heilige Schrift unablässig von dem Erbeben der Welt unter einem Unsichtbaren. Alle Beziehungen, die zwischen Menschen und Dingen möglich sind, werden durch sie eingeordnet in das Wesen der Gottesgemeinde und in ihr Ritual. Sind eigentlich jemals die peinlichen Vorschriften des Buches Leviticus in Jerusalem erfüllt worden? Diese oft befremdenden, mit Drohungen vermischten Vorschriften müssen doch einmal früheren Menschen stark eingeleuchtet haben; ja, die magischen Vorstellungen der Zwölf und Sieben, der Opfer, des Sündenbocks und der Traumgesichte haben im Grunde ihre Wirkung niemals ganz verloren. Ahnen wir nicht hinter ihnen eine geistige Welt von geheimnisvollen Ordnungen?

Durch das Neue Testament ist endlich die Bibel zu einem in sich vollendeten Gottesbuch und Kanon geworden. In ihm wirkt mit der vierfachen Kraft einer übersinnlichen Verabredung die Aussage der Evangelisten, die kantige Gedan-

kenkraft des Paulus und der lodernde Geist des Sehers. Und auf den Grundlagen, die ihm die drei Hauptjünger Johannes, Petrus und Paulus gegeben haben, ist das Christentum in die Reihe der dem Gesetz der Entwicklung unterworfenen Mächte eingetreten.

Durch alle Übergänge hindurch unterscheiden wir die drei Hauptformen und Fragestellungen der Christenheit als johanneisch, petrinisch und paulinisch. Die Spaltung zwischen ihnen erscheint als das ewige Hindernis der christlichen Einheit, sie ist aber zugleich die lebendige Ursache des unablässigen Strebens nach Erneuerung und Wiederherstellung eines verlorenen Ursprünglichen, das schon bald nach dem Tode des Meisters bei den Gläubigen hervortritt.

Das Konzil von Nizäa hat zuerst der Kirche ihren diktatorischen Charakter aufgeprägt, den sie noch heute wie im weströmischen, so auch im oströmischen Katholizismus besitzt. Damit gewann sichtbar das petrinische Element die Oberhand. In unendlichen Kämpfen hat es aus der Kirche die paulinische und die johanneische Geistesrichtung ausgeschieden, dennoch haben sich aus dem Boden der Heiligen Schrift jene beiden anderen Formen immer wieder erneuert. So sind die Paulikianer, die Nestorianer, Valentianer und Marioniten von ehemals nichts als die Vorläufer und Ebenbilder der vielen Sondergemeinden, die auch in der Gegenwart in der Form von freien Sekten als ein ungejäteter Garten rings um den starken Baum der Kirche wachsen. Gedanken der Gnostiker, der Montanisten und Manichäer sind noch jetzt keineswegs gestorben, sie tragen nur andere Namen. Das Verbot des Lesens der Heiligen Schrift vermochte das Weiterbestehen oder den Wiederaufbau der freieren Spielarten des Christentums nirgends ganz zu hindern. Wie durch Zufall entstanden alle die vereinzelten und abgesonderten Richtungen des johanneischen und des paulinischen Christentums immer wieder aufs neue, und so steht denn, um es vorweg zu sagen, auch der noch unzerlegten, in äußerer byzantinischer Erstarrung und politischer Unterdrückung zurückgehaltenen Christenheit des Morgenlandes durch die künftige Verbreitung westländischer Einrichtungen, mit denen auch die Bibel fließt, eine Zeit der Entfaltung und des frischen Lebens bevor, wie die Kirche des Abendlandes sie erfuhr, als die Bibel in der Hand des niederen Volkes eine Waffe gegen die allzu irdischen Erscheinungen des Priesterstandes wurde.

Offenbar war im Anfang das johanneische Wesen das wichtigste Ferment des christlichen Glaubens. In ihm ist der Jünger, „den der Herr lieb hatte", einer und derselbe wie der Verfasser des platonischen Evangeliums und der drei Briefe und jener andere Daniel von Patmos. Dieser Jünger galt auch als ein leiblicher Verwandter des Herrn. So umfaßt das Johanneische vor allem die

innige, übersinnliche Liebe zu Christus und mit ihr die philosophische und die chiliastische Materie. Johanneisch war das reine und heiße Dienen und Warten der Urgemeinde, die kein festes Dogma kannte, die auch dem Spruch besorgter Oberhirten und Konzilien nicht unterworfen war. Der johanneische Geist ist der Wein und das Brot der in dem unsichtbaren Jerusalem Versammelten. Er ist das aller Kirchensatzung abholde Wesen der ekstatischen und der grübelnden, erasmischen und einsamen Naturen. Er ist das feurige Flackern der radikalen und demokratischen Christen wie Carlstadt, der mit Täufern und Aufrührern umging, und ist das stetige und reine Licht der gegründeten Naturen, die mit Fichte von einer Johanneskirche der Zukunft träumen. Ach, die zarten Gespinste der Johannesgläubigen! Vor den Augen der Welt ist ihr Glaube oft nichts als Eigensinn und Sektenwesen, ihr Zusammenhalt nirgends zu greifen außer an den willkürlich gewählten Handhaben zu seiner Unterdrückung. Und doch brechen seine Flammen immer wieder aus den eben gelöschten Bränden hervor als ein ewiger Quell der Läuterung und der Wärme.

Diesem niemals faßbaren Feuerwesen steht der felsenharte Korallenbau des petrinischen Christentumes gegenüber, das in Rom entstandene, die Welt mit Riesenarmen umfassende Gebilde des Katholizismus. Es ist die geistliche Fortsetzung der alten römischen Weltherrschaft. Seine Stärke ist die ungebrochene, in allen Erfahrenheiten verankerte Überlieferung. Hier ist Petrus, hartnäckig gehorsam dem von seinem Meister inständig wiederholten Befehl. Auf dem Felsen Petri wölben sich die kühnen, von Farben und Musik erfüllten Bogen der Kathedrale. In breiter Stufung führt ihre Hierarchie bis zum Stellvertreter der Gottheit selber empor. Sie herrscht durch die Größe ihres Besitzes, durch Werke und Askese, sie hält ihre Fürsten und Diener vereinigt in einem unvergleichlich festen Zwang des inneren Zusammenhanges. Dennoch vermochte sie die Herrschaft über die Geister nicht unbestritten an sich zu reißen. Daran hinderte sie ihre unablässige Vermischung mit den Händeln der Welt, ihre von der Begierde nach Macht und Feststellung erfüllte Seele, ihre von der Sorge um sich selbst beherrschte Unbeugsamkeit. So ist diese Kirche zum Gefängnis Christi geworden; Christus ist in ihr umstellt durch die gewaltige Heerschar der Heiligen, der Priester und der Bilder; wie anders könnten sonst die Gläubigen so sehnsuchtsvoll in der Eucharistie die Wiederherstellung Christi erhoffen.

Der Protestantismus endlich trägt die Natur des Paulus in sich. So wie dieser unermüdliche, beredte, selbstbewußte Apostel, der als ein römischer Bürger im Weltreich auftrat, einem freieren Hebräertum Bahn brach und den Zweiflergeist bekämpfte; wie er die Rechtfertigung durch den Glauben betonte,

so verfährt der antike wie auch der moderne Protestantismus, der ganz und gar paulinisch ist in seinem Streben nach Freiheit und kräftiger Betätigung, in seiner Pflege der Predigt, in seinem, den Berufen des Weltlebens zugewendeten Optimismus, in seinen Erfolgen, die ein großes Namenchristentum umfassen. Das später von der Orthodoxie verstoßene arianische Element, das im westlichen und nördlichen Europa während der ersten christlichen Jahrhunderte so große Verbreitung gewonnen hatte, war eine Urform des Protestantismus. Es gewann im Abendlande durch Luther aufs neue den verlorenen Boden. Im Morgenlande aber hatte allmählich der Islam die Erbschaft des unterdrückten Arianismus angetreten. Byzanz, die Stadt des Julianus Apostata, das zweite ketzerische Rom, dasselbe Byzanz, das sich heute noch unter der Herrschaft des Halbmondes befindet, wird einst durch Europa zum Sitz eines größeren, erneuerten Protestantismus umgewandelt werden.

Jerusalem, Rom und Byzanz! Sind nicht diese Städte die drei geistlichen Vororte Europas noch heute? Von diesen drei Weltringen, wie Fallmerayer sie nennt, an die sich die Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechtes hängen, von diesen gleichsam auf Gottes ausdrücklichen Befehl gegründeten Burgen her hat sich die Theologie mit einer ungeheuren Anspannung von Willenskräften die Aufgabe vorgesetzt, Christus in den Sinn der Geschichte hineinzustellen und vor dem Antichristus zu warnen. Aber erscheinen nicht diese Städte: das von Fanatismus und Schwärmerei zu einem Fetisch erhobene Jerusalem, das vom heidnischen Lärm des Weltgenusses und des Handels überschwemmte Byzanz und das von unausrottbarer Herrschsucht erfüllte Rom, zugleich als die Sitze und Ausgangsorte des Antichristus?

Durch nichts scheint die lichte Gestalt Christi mehr verdunkelt, als durch die Formen des Kultus, den die drei großen Apostel mit der Hilfe dieser Städte begründet haben. Durch ihren Wettbewerb untereinander haben sie im Laufe der Zeit auch jene Mächte zu sich hingezogen, die für Christus nicht existierten: den Staat, die Philosophie und die Kunst. Dennoch hat die Verbindung dieser Mächte mit der christlichen Gedankenwelt Problemstellungen und Gebilde von unvergänglicher Erhabenheit geschaffen. Wäre ohne sie eine Weltreligion überhaupt vorstellbar? Mit den letzten Fragen des Staates, der Philosophie und der Kunst steht aber vor allem jene Theologie der Weltgeschichte in Beziehung, die in den prophetischen Stellen des Neuen Testaments und besonders in den Büchern der Offenbarung ihren Ausdruck findet. Ja, sie vermag uns erst durch diese Beziehung wahrhaft zu fesseln; denn die Apokalyptik wurde in das Dasein gerufen durch den Kampf des Judentums um sein Bestehen gegen die

antiken Weltmächte, durch den Kampf des religiösen Geistes um sein Bestehen in einer von dem werdenden Staatsgedanken und dem Gedanken einer weltlichen Geistesbildung erfaßten Zeit. Es ist das Eigentümliche des Offenbarungsgedichtes, daß es die furchtbaren Krisen der Welt vorwegnimmt und in großen Sinnbildern darstellt. Jesus hat den Fall Jerusalems vorhergesagt und in dunkler Hindeutung die Gottesgerichte angekündigt, die über die Erde kommen werden. Wie zur Vorhersage der Christenverfolgung im alten Rom, so schienen diese Worte später auf die Schrecken der Völkerwanderungszeit zuzutreffen, dann auf die Gefahren, mit denen der Islam die kaiserliche Weltmacht bedrohte, auf den Kampf der Kirche gegen die Ketzer, auf die von Panik, Kriegen und Epidemien erfüllten Jahrhunderte und nun erneut auf eine durch Blutvergießen, Erdbeben und Teuerung stark beunruhigte Gegenwart. Die Weltgeschichte hat freilich die letzte Katastrophe, die der großen Läuterung vorangeht, nach so vielen Ansätzen und Proben immer wieder für einen späteren Zeitpunkt aufgespart. Neben allem scheinbar buchstäblichen Eintreffen der Voraussage ist noch immer ein großer Rest der Alltäglichkeit unberührt geblieben, und dieses Leben ging scheinbar unbekümmert seinen Gang. Gottes Netze hatten weite Maschen. Aber in diesem Zeitalter der engeren ökonomischen Allerweltsverflechtung umfassen die Krisen immer größere Teile des Menschengeschlechts gleichzeitig. Wird nicht doch einmal die vorausgesagte seelische All-Erschütterung und Scheidung der ganzen Menschheit eintreten? Die immer engere und vollkommenere Verbindung aller Teile der Menschheit untereinander fügt doch allmählich ein Ganzes zusammen, wie in einem einzigen Schiff. Wenn dann der Sturm kommt, so muß er in Wirklichkeit alle zugleich betreffen, auch jene an den versteckten Enden der Erde, von denen in alter Zeit noch kein Seher zu künden wußte.

Die ähnliche Frage erhebt sich auch in bezug auf den längst vorausgesagten großen Widersacher, den persönlichen Antichristus. Schon sehr bald nach Christus ist den Gläubigen die dämonische Gestalt des Kaisers Nero als der leibhafte Antichristus erschienen. In den späteren Jahrhunderten zeigte sich das Tier abermals, doch in anderen Gestalten. Arius, Mohammed, Attila und viele geringere wurden unbedenklich in den eschatologischen Vorstellungskreis verflochten. Es folgten, auf den europäischen Schauplatz der Weltgeschichte bezogen, in diesem zweideutigen Ansehen die großen und kühnen Männer, die den Kampf zwischen der Macht der Päpste und dem Kaisertum zu führen hatten, Kaiser Friedrich der Zweite an ihrer Spitze, ein Fürst, der die glänzende Reihe der freien Geister eröffnete, die der Macht der Kirche bis auf diesen Tag einen unversöhnlichen Widerstand entgegengesetzt haben. Jenen großen Kaiser hat die

Kirche, weil es ihr so gefiel, als den Antichrist bezeichnet und in den Bann getan. Die große Partei der Kaiserlichen, zu denen Dante und letzten Endes noch Luther gehörte, ist dafür den Päpsten die Antwort nicht schuldig geblieben. Den alten Fluch über die Päpste halten viele der johanneischen und pauliniſchen Gläubigen noch heute aufrecht. Einen ähnlichen Gegensatz wie jenen, der zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Erben des römischen Imperiums in Westeuropa aufgegangen war, versuchen heute die Wortführer des slawischen, von der Idee eines dritten Rom erfüllten Ostens gegen den Westen aufzustellen. Der moskowitische Reichsgedanke ist ein Zerrbild des alten europäischen Reichsgedankens, aufgebaut von versprengten Germanen und Byzantinern auf dem Boden einer unendlichen Tatarei. Die Russen in ihrer aus Einfalt und byzantinischer Dialektik erzeugten Einbildung der Rechtgläubigkeit betrachten den Absolutismus des Zaren als den Anspruch auf die Weltherrschaft und das ganze, ihnen unverständliche westliche Europa als den Ausgangsort des Antichristus, der großen Blendung und Zersetzung. Doch dieser Gedanke ist nicht höher zu werten als die in manchen Kreisen der abendländischen Kirche verbreitete Meinung, die sich gegen Amerika richtet, als den Ausgang alles Ehrfurchtlosen, das Land des allezerstörenden Kommerzialismus, der den großen Abfall und Umsturz einst verschulden wird. Und fragen wir Amerika selber, so weisen dort die warnenden Stimmen auf die Inseln und Länder der Gelben jenseits des Großen Ozeans, wo Gedanken bereit stehen, die einst den Bau des christlichen Väterglaubens niederlegen wollen. So wandert gleichsam eine Furcht der Menschen vor dem Lichte her, von Sonnenaufgang bis Niedergang, um die ganze Erde. Scheinbar will die Vision des Antichristus bei einem von Japan beherrschten künftigen China verweilen, und als erster von Bedeutung hat ein Denker wie Solowjew mit prophetischer Gebärde auf die Drohungen des fernen Ostens hingewiesen und an Kaiser Wilhelm II. wegen seines bekannten allegorischen Bildes ein Gedicht voll Bewunderung gerichtet. Dieser russische Religionsphilosoph ist es gerade, der in einem glänzend durchgedachten, um nicht zu sagen: ausgeklügelten Bilde der Endzeit sich der großen Frage des persönlichen Antichristus zugewendet hat. In dem erwähnten russischen Gemälde der Endzeit kommt aber ihr Sohn des Satans nicht aus dem fernen China, sondern aus der Mitte Europas selber. Er ist ein soziales Genie des zwanzigsten Jahrhunderts, einer der größten Wohltäter der Menschheit, der aber in seinem Ruhme übermütig wird, sich dem Bösen verschreibt und Gott lästert; ein Mensch, der das Meisterwerk vollbringt, die Christenheit zu sammeln; ein Denker, der sich mit einem Magier verbündet und Feuer vom Himmel herabzuholen vermag; ein Staatsmann und Über-

menſch, Napoleon plus einem Gemiſch aus Nietzſche und Tolſtoi, ein Ausbund der Gottloſigkeit, der Anmaßung und des Betrugs.

So weit wäre alſo in unſerer Zeit trotz der Intereſſeloſigkeit, die immer behauptet wird, und die nichts als eine epidemiſche Furcht vor dem Alleinſein mit Gedanken iſt, das Negativ, die Gußform des Antichriſtus, bereits gediehen.

Durch die Einführung des Chriſtentums als höchſte ethiſche Stelle fällt die geſamte Grundlage der menſchlichen Geiſtesgeſchichte unter die chriſtlich-antichriſtliche Polarität. Wie der Mythus des Europäertums an den Gedanken des Weltreichs gebunden iſt, ſo gehört unlöslich zu ihm auch die Ausdehnung des Geiſtes, die Chriſtus und Antichriſtus in ſich ſchließt. Die geſamte Grundlage der europäiſchen Geiſtesgeſchichte und Kultur fällt unter die chriſtlich-antichriſtliche Polarität. Unter dieſem Geſichtspunkt ſind ja auch die Juden, die unter uns leben, ein Teil der Chriſtenheit, wenn auch gleichſam der vorchriſtlichen Stufe oder ihres Urzuſtandes, wenn wir uns die Apoſtel wegdenken. Kein Volk der Erde hingegen hat das Chriſtentum in der Ganzheit ſeiner drei Hauptformen ſtärker erlebt, erlitten und vorgebildet als das deutſche, das in ſeiner Geſamtheit vor der Geſchichte als der einzige vollkommene Vertreter eines unvergleichlichen chriſtlichen Synkretismus daſteht.

Sowenig es uns beim Leſen des Neuen Teſtamentes einfallen würde, die Apoſtel Petrus, Paulus und Johannes gegeneinander auszuſpielen, ſowenig liegt es uns ob, die Formen des Chriſtentums auf ihre Vorzüge gegeneinander abzuwägen. Es iſt weder Willkür noch Zufall, daß der Papſt mitten im gegenwärtigen Kriege den deutſchen Epiſkopat dem Klerus der anderen Kirchenprovinzen zum Muſter hinſtellt. Nirgends in der Welt hat Rom treuere und ergebenere Diener und erprobtere Verbände als in Germanien. Dasſelbe Germanien aber iſt auch die unzerſtörbare feſte Burg des Proteſtantismus, und es iſt ebenſo der noch immer rinnende Quell jener freien Gemeindeform, die ſeit den Tagen des deutſchen Theologen, der Täufer, des Jakob Böhme und des Jakob Bengel in die Welt gegangen ſind und große Umwälzungen verurſacht haben. Umwälzungen entſtehen überall, wo der Deutſche mit ſeiner Seele hinreicht; die Welt öffne ſich ihm, und ſie wird in kurzer Zeit ein neues, vertieftes Geſicht gewinnen! Künftigen geiſtigen Gebilden in der ganzen Welt werden die drei großen, im europäiſchen Mittelreich ſo eigentümlich ausgebildeten Möglichkeiten der chriſtlichen Religioſität noch viel mehr als bisher ihren Inhalt geben. Deutſchland ſteht in ihnen und zugleich über ihnen. Darum können wir auch ohne die geringſte Sorge, ſondern nur mit Freude dem Augenblick entgegenſchauen, wo durch einen engen Wiederanſchluß der Oſtmarken

und anderer alter Reichsgebiete dem Deutschen Reich die alten katholischen Länder wieder zufallen und Einfluß auf seinen künftigen Gang suchen werden. Denn durch eine engere Freundschaft und Gemeinschaft mit den nordeuropäischen Reichen steht auch dem protestantischen Element in Deutschland eine Verstärkung bevor, und auf dem Boden dieser beiden Hälften mag ohne Schaden für das Ganze den freien, kirchlich nicht gebundenen Formen geistlichen Lebens ein dritter großer Anteil zufallen. Man muß nur erkennen, was über diesen Formen der Gedanke des Kaisertums als der Gedanke ihres Zusammenhaltes, ihres Ausgleiches und ihres berechtigten Nebeneinanderbestehens zu bedeuten hat. Wenn wir nur über alles öffentliche Kirchentum oder abseitige Versammlungswesen emporschauen zu jenem erträumten Verwirklicher des Kaisergedankens, dem Imperator Pacificus, der aus der Höhe seiner Idee die Welt erobert und beruhigt.

Es ist nicht etwa ein leeres Wort, daß wir uns auch von der Öffnung neuer Türen nach dem Osten, wie sie als Folge des gegenwärtigen Krieges zu erwarten ist, Großes in dieser Richtung versprechen dürfen. Wie es im Sinne des einstigen oströmischen Reiches, trotz aller späteren nationalen Zerklüftung im Kirchenwesen, nur eine einzige morgenländische Christenheit gibt, die als ihr geistiges Haupt den Patriarchen von Byzanz anerkennt und sich unter dem Namen der Ökumene darstellt, – so ist auch die westliche Christenheit, trotz der historischen Spaltung zwischen dem römischen Katholizismus, dem Protestantismus und den Freikirchen, eine Gemeinsame im höheren Betracht. Beide Provinzen Christi, die des Ostens und die des Westens, berühren sich in vielen Punkten der Welt und stehen trotz alles Trennenden in geistiger Fühlung miteinander. Gen Westen gerichtet, verkündet die ehrwürdige morgenländische Kirche die Lehre der Duldung und eine dem Alltag durchaus abgewendete Versenkung in die Geheimnisse der überirdischen Welt. Aber ihre Einrichtungen sind dürftig, ihre Geistlichkeit ist ungebildet, ihr Gottesdienst erschöpft sich in Äußerlichkeiten. In ihrer theologischen Arbeit sind die Kirchen des Morgenlandes vollends auf den Westen angewiesen. Andererseits hat nach dem Osten hin jede der drei Hauptrichtungen der christlichen Religiosität des Westens eine Aufgabe von historischer Bedeutung. Der westeuropäische Katholizismus darf zunächst mit einer Zunahme seines Einflusses auf den polnischen Katholizismus eine Erhöhung seines Standes gegenüber der morgenländischen Orthodoxie erwarten; mit der Zunahme des westländischen Einflusses auf den national verfärbten Katholizismus der Polen dürfte den Teilen der russischen Kirche, die zur Versöhnung neigen, ein Vorwand der Ablehnung genommen werden, der bisher

ein großes Hindernis der Annäherung der Bekenntnisse bildete. Dem Protestantismus verspricht der engere Zusammenschluß der Schwesterkirchen in Deutschland und den nordischen Ländern eine Erhöhung seiner Aktivität, eine bedeutende Förderung seiner großen Aufgabe des Eindringens in die nach Freiheit und Tätigkeit verlangenden Teile der Welt. Südrußland, dieses eigentümliche Land der Sondergemeinschaften, von denen viele von den Schaugerichten der durch das heilige Synod beherrschten moskowitischen Kirche fortverlangen, wird es einst am Vorbild der deutschen Reformation oder der deutschen Täuferbewegung die Form einer nationalen Frömmigkeit finden? Wird einst die Ukraine unter den Stab eines zur alten Bedeutung wieder emporsteigenden Reichspatriarchen von Byzanz zurückkehren oder ihren Kultus aufrichten in eigenen Formen, so wie schon das ruthenische Dorf die eigene Bauart für sein hölzernes Gotteshaus gefunden hat? So müssen in Zukunft die drei historischen Formen des abendländischen Christentums auf ganz Osteuropa und darüber hinaus von erhöhter Wirkung sein. In der russischen Kirche gibt es bereits zwei Formen der Orthodoxie: die der schwarzen und der weißen Geistlichkeit, die der Staatsgewalt und die der Laien. Das vielverlangte Kirchenkonzil, das die verlorene innere Einheit wiederherstellen soll, wird vielleicht diese Spaltung erst offenbar machen und schließlich zu Bildungen führen, wie sie in Westeuropa seit den Kirchentrennungen bestehen.

Einst sollte das Reich eines Deutschen die drei Städte Rom, Byzanz und Jerusalem umschließen. Ist nicht in anderem als dem geographischen Sinne ein Weltreich noch heute denkbar, wie es Heinrich VI. vorschwebte, als er, der gekrönte römische Kaiser und König von Jerusalem, von Sizilien aufbrach, um Byzanz zu erobern? Wenn wir die künftige geistige Stellung Deutschlands in der Welt und das Werden des europäischen Ostens nach diesem Kriege bedenken, wahrhaftig, dann steigt uns dieser Traum des Hohenstaufen noch einmal empor, wenn auch in neuer Gestalt.

Aber scheinen nicht Anzeichen vorhanden, die eher auf den letzten Akt eines weltgeschichtlichen Schauspiels hindeuten, als nur auf das Ende eines Vorspiels? Diese Merkmale sind die Unruhen des jüdischen Volkes, das sich zur Entscheidung gedrängt sieht zwischen dem bewußten Wiederbeginn seines durch zwei Jahrtausende unterbrochenen nationalen Daseins in Palästina und seinem vollkommenen Untergang in die Zerstreuung; die Ausbreitung der christlichen Problemstellung durch die Missionen, und jene große geistige Krisis zugleich, die heraufkommt durch den Zusammenstoß der europäischen und asiatischen Welt und von manchen als eine Krisis des Christentums bezeichnet wird. Ost

und West tauschen ihre geistigen Erkenntnisse, ihre technischen Fertigkeiten. Mögen diese Vorgänge sich unter Schmerz vollziehen oder unter Freudenfesten der Verbrüderung: das Ergebnis wird dasselbe sein. Wäre es noch zu früh, anders als in tiefer Spannung dem Kommenden entgegenzusehen, jetzt, wo das zweite Jahrtausend unserer jungen Zeitrechnung zu Ende geht und aus den unverbrauchten Kräften des großen Morgenlandes eine ungeheure Prüfung und Bewährung der geistigen Werte zu erwarten ist? Wir wissen nur, daß jenen Völkern, die am stärksten von den Gefühlen einer kosmischen Verantwortung ergriffen sind, die Aufgabe vorbehalten ist, den Prozeß des geistigen Lebens der Menschheit gewaltig zu fördern und des Führers auf diesem Wege gläubig zu harren. Wird jemals das christliche Drama enden, so wie einst die Sage von den Göttern Griechenlands verklungen ist? Die fromme Offenbarung kann ihren Stachel nicht verlieren, ehe nicht bis auf das letzte Wort der Sinn ihrer Vorhersagen gesättigt und Christus wiedergekommen ist in jener Zeit, von der es heißt, daß der letzte Feind, der überwunden wird, ist der Tod. Je kräftiger der Glaube, desto stärker wird er das alles herbeiführen. Und warum sollte dieser Glaube nicht der deutsche sein?

Österreichische Kämpfe auf dem nördlichen Kriegsschauplatz

Von Hugo Schulz

Die folgende Skizze soll einen Überblick über die Operationen und Kämpfe der österreichisch-ungarischen Armeen auf den nördlichen Kriegsschauplätzen seit Beginn des Krieges bis Mitte Dezember 1914 geben.

Die österreichische Mobilisierung gegen Rußland begann am 31. Juli 1914. Der österreichische Operationsplan mußte notwendig von der Annahme ausgehen, daß die österreichisch-ungarische Armee in ihren Mobilisierungsbedingungen einen bedeutenden Vorsprung vor der russischen habe – einen Vorsprung von wenigstens drei Wochen. Schon ein flüchtiger Blick auf die Eisenbahnkarte rechtfertigte diese Annahme, und mochte man auch die Leistungsfähigkeit der russischen Bahnen im sonstigen hoch veranschlagen, so war es von vornherein sicher, daß die Russen für ihre Mobilisierung die doppelte Zeit

brauchen würden wie die Österreicher — selbst dann, wenn sich entgegen der landläufigen Vorstellung der russische Verwaltungsapparat als eine tadellos arbeitende Maschine erweisen sollte. Das österreichisch-ungarische Eisenbahnnetz verbürgte eine rasche Bereitstellung der Kräfte im Aufmarschraum, und wollte man diesen in die Augen springenden Vorteil entsprechend nützen, so war unter allen Umständen eine offensive Kriegführung geboten. Unter den Voraussetzungen, an die das österreichische Oberkommando seine Entwürfe knüpfen mußte, blieb ihm gar keine andere Wahl, und es fragt sich nur, ob es richtig war, diese Offensive in drei fächerförmig ausstrahlende Angriffsrichtungen exzentrisch auseinanderstreben zu lassen, anstatt die Hauptkraft zusammengefaßt in eine Richtung zu leiten. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß es völlig unmöglich gewesen wäre, den Operationen eine einzige Hauptrichtung zu geben, da die mutmaßliche Basierung des russischen Aufmarsches das Augenmerk ebensosehr auf die Linie Minsk—Brest-Litowsk wie auf die Linie Kiew—Kowno lenkte. Hatte man wirklich in der Mobilisierung beträchtlichen Vorsprung, dann war die Möglichkeit gegeben, im Zuge der Operationen selbst Klarheit zu gewinnen und die exzentrische Offensive in eine konzentrische zu verwandeln. Waren aber die Russen früher aufgestanden, als man glaubte, dann verbot sich die Anwendung des Prinzipes der inneren Linie und die Wahl einer einzigen Hauptangriffsrichtung deshalb, weil bei der mutmaßlich längeren Dauer der Entscheidungsschlacht die eben nicht angegriffenen feindlichen Armeen Zeit gefunden hätten, sich dem Angreifer in die Flanke und in den Rücken zu setzen. Man hatte wohl noch keine Erfahrungen mit Millionenheeren, aber das war doch klar, daß man sie nicht so im Raume würde herumwerfen können wie etwa napoleonische Armeen, und nach den Erfahrungen des japanischen Krieges mit seinen vierzehntägigen Schlachten mußte man auch den Zeitfaktor ganz anders in Rechnung setzen als bisher. So läßt sich denn gegen die Operationen, mit denen die österreichisch-ungarische Armeeleitung den Feldzug eröffnete, kaum etwas einwenden als höchstens das eine, daß sich in ihnen auch über die Grundannahme hinaus eine gewisse Unterschätzung der Kraft und Leistungsfähigkeit des Gegners kundgab bei gleichzeitiger Überschätzung der dem Angriffsgedanken innewohnenden Siegesbürgschaften — eine Überschätzung, die in den letzten Jahren geradezu zu einem Kultus der Offensive geführt hatte, der auf taktischem Gebiete jene Ausschreitungen des „Dranges nach vorwärts" zeitigte, die besonnene Militärschriftsteller als „Angriffshetze" zu bezeichnen pflegten. Die Lehre, daß Angriff nur noch möglich ist auf defensiver Grundlage und nur noch als eine Bewegungsform der Verteidigung aufgefaßt wer-

den kann, sollte den österreichischen Truppenführern erst auf dem Schlachtfelde eindringlich ins Bewußtsein geprägt werden.

Erst an dem Tage, an dem die für die Offensive bereitgestellten drei österreichischen Armeen ihren Aufmarsch beendet hatten, gewann die Heeresleitung die Überzeugung, daß ihre Grundannahme, wonach die österreichische Mobilisierung einen Vorsprung von drei Wochen gewährleiste, irrig gewesen sei. Meldungen der Aufklärungskavallerie, die überall auf überlegene russische Kavalleriemassen gestoßen war, und die Beobachtungen der Flieger ließen es unzweifelhaft erscheinen, daß insbesondere aus dem Osten gewaltige russische Heeresmassen heranrückten, und daß man auch mit einer russischen Offensive zu rechnen habe. Daß die Russen mit unfertigen Armeen und ohne die feste Überzeugung, numerisch überlegene Kräfte in die Wagschale werfen zu können, zum Angriff übergehen könnten, war kaum anzunehmen. Das hätte allen Traditionen der russischen Kriegführung widersprochen, aber auch aller Vernunfterwägung. Es war daher sicher, daß man sich auf österreichischer Seite über den Grad der russischen Bereitschaft getäuscht hatte, und daß die Russen mit ihren Vorbereitungen bereits lange vor der Kriegserklärung, spätestens in der Woche nach der Ermordung des Thronfolgers, begonnen hatten. Daß derartiges geschehe, hatte man wohl geahnt, aber über den Umfang dieser geheimen Mobilisierung war man völlig im unklaren geblieben. Der kostspielige Kundschafterapparat hatte da versagt, und die diplomatischen Vertretungen der beiden Zentralmächte hatten es ebenfalls übersehen, daß sich schier unter ihren Augen die russischen Kasernen und Barackenlager mit Einberufenen füllten. So blieb denn dank der Blindheit der Diplomaten die militärische Führung der österreichisch-ungarischen Armee an eine falsche Annahme gekettet, die schier erst auf dem Schlachtfelde berichtigt werden konnte.

Bevor die eigentlichen Operationen begannen, gab es einige Zusammenstöße der Kavallerien, die so verliefen, daß man daraus auf eine gewisse qualitative Überlegenheit der österreichischen Truppen schließen konnte und im Angriffsgedanken bestärkt wurde. Die große russische Kavallerieinvasion, die in allen Vorausfagen die Rolle eines Schreckphantomes spielte, blieb aus, und die russischen Kavallerieaktionen erwiesen sich als belanglos. Wo es zu Kavalleriekämpfen kam, behielt das kecke Draufgängertum zumal der ungarischen Reiterregimenter in Chok und Melée zumeist die Oberhand, häufig sogar gegen erhebliche numerische Überlegenheit. Bei Kamionka-Strumilova gelang es einigen rasch zusammengerafften Eskadronen, die von ein paar hundert Landsturmmännern infanteristisch unterstützt wurden, eine ganze russische Kavallerie-

division in die Flucht zu schlagen. Besonders gefürchtet machten sich die Honvedhusaren, die bei Satanow überlegene russische Kavalleriemassen in wildem Draufgehen auseinandersprengten und dann sogar Infanterie in starken Defensivstellungen attackierten, wobei sie allerdings furchtbare Verluste erlitten.

Noch während in Ost- und Nordgalizien diese Kavalleriekämpfe stattfanden, hatten bereits zwei österreichische Armeen den Vormarsch in Feindesland angetreten. Die Armee Dankl (1. Armee) in der Richtung auf Lublin, die Armee Auffenberg (4. Armee) in der Richtung auf Cholm. Zwischen den Echiquiers dieser nach meiner Ansicht in ungenügend breiter Front vorrückenden und zu sehr auf massive Tiefengliederung bedachten Armeen klaffte eine Lücke, die beim exzentrischen Vormarsch immer größer wurde, aber doch nicht so groß, daß sie die beiden, auf Zusammenwirken angewiesenen Armeen außer Verbindung gebracht hätte. Teile der Armee Dankl stießen fast unmittelbar nach dem Überschreiten der Grenze bei Frampol auf starke russische Vorhuten und warfen diese mit vehementem Angriff über den Haufen. Der weitere Vormarsch führte zur Schlacht bei Krasnik am 23. bis 25. August. Zehn russische Divisionen suchten dort in vorbereiteter Stellung die Offensive der Armee Dankl aufzuhalten. Die Österreicher, die die Abstoßungskraft befestigter Stellungen und vollständig gedeckten Infanteriefeuers noch nicht aus Erfahrung kannten, griffen an allen Punkten des Schlachtfeldes mit verwegener Schneid an und ließen dem Drange nach vorwärts die Zügel schießen, ohne ihm die nötige Hemmung durch ausgiebigen Gebrauch des Spatens zu geben. Es gab demgemäß sehr schwere Verluste, die sich aber durch einen vollständigen Sieg bezahlt machten. Man wurde schon in dieser Schlacht gewahr, daß dem modernen Volksheere moralische Kräfte innewohnen, die man ihm nie zugetraut hätte, und daß insbesondere seine Fähigkeit, verlustreiche Angriffe durchzustehen, viel größer sei, als die der scharf gedrillten Eliteheere vergangener Epochen. Hatte man schon an den Japanern im mandschurischen Feldzuge eine hochgesteigerte Fähigkeit, schwere Blutverluste moralisch zu überwinden, wahrgenommen, so führte man das auf die besondere Nervenstärke der Asiaten zurück, zweifelte aber daran, daß europäische Reservisten und Landwehrleute den Eindrücken der Schlacht ebenso standhalten würden wie die eisernen Zwerge Okus und Nogis. Da zeigte sich bei Krasnik, daß zum Beispiel das deutsch-ungarische Infanterie-Regiment Nr. 76 einen Angriff bei sechzig Prozent Verlusten bis zum Erfolge durchgehalten hatte, wofür es in der ganzen bisherigen Kriegsgeschichte überhaupt kein Beispiel gab.

Die Blutverluste der Russen in der Schlacht bei Krasnik waren ebenso schwer

wie die der Österreicher, denn war die russische Infanterie besser gedeckt gewesen, so hatte dafür die österreichische besser geschossen. Die Russen verloren überdies auch 6000 Gefangene und etwa 20 Geschütze. Am 27. August stellten sie sich trotzdem noch einmal und nahmen unter sehr günstigen Verteidigungsbedingungen etwa zwanzig Kilometer vor Lublin den Kampf auf, den sie aber sofort aufgaben, als die Österreicher die wichtige Höhenstellung bei Niedrzwiza-Duza erstürmt hatten. Die Armee Dankl drang nun bis unmittelbar unter die wohlvorbereiteten Befestigungen von Lublin vor und erwartete, daß nun auch die kleine und zum Teil aus deutschen Landwehren bestehende Armeegruppe Kummer, die westlich der Weichsel vorgegangen war, bald heranrücken werde, um, die Weichsel überschreitend, die russische Stellung in der Flanke zu fassen. Inzwischen hatten aber die Russen die Bedeutung des Verlustes von Lublin erkannt, und über die Hauptangriffsrichtungen der Österreicher nunmehr im klaren, hatten sie von Brest-Litowsk aus große Massen nach Lublin geworfen. Dankl mußte alsbald wahrnehmen, daß er nun einem nicht bloß wohlverschanzten und auf behelfsmäßige Befestigungen gestützten, sondern auch numerisch weit überlegenen Feind gegenüberstehe. Die Fortsetzung der Offensive war da nur noch möglich, wenn Auffenberg in der Richtung auf Cholm durchgreifenden Erfolg hatte und Luft bekam, um starke Kräfte westwärts auf die linke Flanke der um Lublin konzentrierten russischen Armee entsenden zu können. Auffenberg erzielte den gewünschten Erfolg, aber es sollte gleichwohl anders kommen.

Die Armee Auffenberg hatte fast zur selben Zeit wie die Dankls die Grenze überschritten und bei Zamosc mit dem Gegner Fühlung erhalten. Auffenberg hatte seine Korps auseinandergezogen, um sie konzentrisch gegen die Stellung des halbwegs zwischen Cholm und der Grenze vermuteten Gegners wirken zu lassen und eine Umfassung im großen Stile zu erzielen. Die russische Armeegruppe, die etwa acht Divisionen stark unter Befehl des Generals Plehwe in der Linie Zamosc—Kamarow den Kampf aufnahm, suchte der drohenden Umfassung durch wuchtige Angriffe auf das österreichische Zentrum mit deutlicher Durchbruchsabsicht zuvorzukommen und wähnte ihre Flanken durch starke Defensivstellungen ausreichend gesichert. Die Schlacht, in der sich die russische Artillerie als sehr überlegen erwies, hatte nach mehrtägiger Dauer bereits den Charakter eines frontalen Abringens der Kräfte gewonnen, als am 28. August Plehwe sich entschloß, seinen Durchbruchsplan zu verwirklichen. Etwa fünf Divisionen ballten sich gegen die Mitte der russischen Stellung zusammen und fielen alsbald auf das österreichische Zentrum, das, in seiner Angriffsformation

verharrend, den Kampf im Stile eines Begegnungstreffens aufnahm und sich unverschanzt dem Massendruck entgegenstemmte. Es entspann sich ein furchtbar blutiges Gefecht, in dessen Verlauf die Russen, mehrfach zurückgeschlagen, immer aufs neue vorbrachen, bis es ihnen doch gelang, die Wucht ihrer Masse zur Geltung zu bringen und einige österreichische Regimenter schrittweise zurückzudrängen. Der Durchbruch gelang in keiner Weise, sondern die österreichische Front erhielt nur eine sackartige Ausbauchung. Zu gleicher Zeit aber gelang es der östlichen Umfassungsgruppe Auffenbergs, die linke Flanke der Russen völlig einzudrücken und damit ihre Rückzugslinie in Gefahr zu bringen. Der Vorteil, den der Feind im Zentrum errungen hatte, schlug nun direkt in schweren Nachteil um und vergrößerte die Gefahr, eingekreist zu werden. Nur durch überstürzten Rückzug, der in Flucht ausartete, konnten sich die Russen noch dieser Gefahr entwinden, und die Schlacht bei Zamosc – Komarow endete so mit einem vollständigen Siege der österreichischen Waffen, der sich in der Heimbringung von 20000 Gefangenen und fast 200 eroberten Geschützen eindrucksvoll kennzeichnete. Auffenberg konnte melden, daß der Feind über den Bug zurückflute, und er schickte sich an, ihn zu verfolgen. Den Umfang und die Bedeutung seines Sieges überschätzte er allerdings sehr, denn daß die geschlagene russische Armee schon wenige Tage nach dieser schweren Niederlage weit stärker sein werde als vor ihr, kam ihm nicht in den Sinn.

Während also die nach Norden gerichtete österreichische Offensive sich dermaßen erfolgreich anließ, traten in Ostgalizien Verhältnisse ein, die einen völligen Umschwung der Lage bewirkten. In breiter Aufmarschfront, die sich von Brody bis zum Dnjestr erstreckte, hatte die mindestens 20 Divisionen starke, von General Iwanow befehligte Kiewer Armee die ostgalizische Grenze überschritten. Ihr gegenüber stand bloß die österreichische 3. Armee des Generals von Brudermann, der über höchstens 9 Divisionen gebot. Wohl hatte die oberste Führung, nachdem es klar geworden war, daß der Zusammenstoß mit den russischen Armeen näher bevorstehe, als man früher hatte annehmen dürfen, die von General Böhm-Ermolli befehligte 2. Armee vom südlichen Kriegsschauplatze abgezogen und nach Galizien beordert. Allein diese 6 Divisionen waren noch nicht verfügbar, sondern befanden sich im Anmarsch. Bei der Armee Brudermann erkannte man wohl, daß man es nun mit einem mehrfach überlegenen Gegner zu tun habe, dem in einer Begegnungsschlacht mit den gewöhnlichen Mitteln der frontalen Offensive nicht beizukommen sein würde, allein Brudermann scheint das geradlinige Drauflosgehen für eine heilige, unter allen Umständen gebotene Pflicht gehalten und überdies die Qualität des

russischen Soldaten unterschätzt zu haben. Sonst hätte er sich wohl kaum entschlossen, mit seinen 9 Divisionen, die obendrein auf sehr schmale Front zusammengezogen waren, die Russen nach allen Regeln einer veralteten Elementartaktik anzurennen, ohne den geringsten Versuch zu machen, die Ungleichheit der Kräfte wenigstens durch geschickte Flankenmanöver auszugleichen. Er befand sich in der Situation Friedrich des Großen bei Leuthen, und es ist zu erwägen, ob es ihm nicht möglich gewesen wäre, ähnlich zu handeln, d. h. mittels eines kühnen Flankenmarsches in der entsprechenden Distanz von der gegnerischen Front über die Eisenbahnlinie Lemberg—Brody hinaus zu rochieren und dort gegenüber dem 150 Kilometer breit aufmarschierten Feinde eine Flankenstellung zu gewinnen. Solche Manöver sind allerdings mit heutigen Mitteln schwer durchzuführen, denn die Abhängigkeit großer Armeen von ihren Verbindungslinien ist, zumal in den ressourcenarmen Ländern des Ostens, bedeutend gewachsen. Auch war es durchaus nicht ausgemacht, daß der rechte Flügel der russischen Invasionsarmee sich bloß wenig über die Bahnlinie Lemberg—Brody hinaus erstrecke und nicht noch beträchtlich weiter nach Norden rage. Unter solchen Umständen wäre es ein Gebot der Klugheit gewesen, daß die 3. Armee zunächst ihre Aufgabe defensiv aufgefaßt und zumindest bis zum Eintreffen der 2. Armee für sich keinen anderen Ruhm in Anspruch genommen hätte als den, in günstiger und Ausdehnung über einen breiten Raum ermöglichender Verteidigungsstellung den starken Feind zähe hingehalten zu haben. Statt sich mit dieser defensiven Aufgabe, in deren Erfüllung sie der nordwärts gerichteten Hauptoffensive der beiden anderen Armeen Flanke und Rücken gesichert hätte, zu begnügen, griff die Armee Brudermann am 26. August zwischen Busk und Złoczów unverzagt den Feind in der Front an. Die Russen, die in der Mandschurei die abstoßende Kraft vorbereiteter Deckungen kennen gelernt hatten und bereits zur Überzeugung gelangt waren, daß sich unter modernen Verhältnissen auch die entschlossenste Offensive mit dem Spaten eine defensive Basis schaffen muß, hielten den zumeist über offenes Gelände führenden, mit stürmischem Elan durchgeführten Frontangriffen der Österreicher in eingegrabenen Stellungen stand, ohne sich mit ihren Gegenstößen sonderlich zu übereilen. Die Kraft und das Ungestüm der österreichischen Angriffe machte zweifellos tiefen Eindruck auf sie, und sie wurden sich ihrer großen Übermacht, die es ihnen ermöglicht hätte, die österreichische Armee von allen Seiten zu umfassen, nicht recht inne. Im Zentrum der österreichischen Stellungen kämpfte das steirische Korps, das — schwerster Verluste nicht achtend — den Stier bei den Hörnern faßte. Als es schließlich in Gefahr geriet, unter dem Massendruck der

russischen Gegenstöße zusammenzubrechen, wurde es vom siebenbürgischen Korps, das den rechten Flügel bildete, entlastet und ging dann neuerdings zum Angriffe vor. Das am linken Flügel kämpfende Lemberger Korps war es, welches zuerst unter dem Druck der gegnerischen Massen zusammenbrach und, um der Gefahr einer Umfassung zu entrinnen, den Rückzug antrat, der die Zurücknahme der beiden anderen Korps zur Folge hatte. Nicht wenig zur Entscheidung dieser Schlacht trug die russische Artillerie bei, die der österreichischen nicht nur divisionsweise an Zahl der Einheiten überlegen war, sondern dieser Überlegenheit durch kolossalen Munitionsverbrauch Nachdruck gab. Bei der österreichischen Artillerie herrschte damals noch der Grundsatz vor, möglichst nahe an den Feind heranzurücken, und ihr schneidiger Angriffsgeist gab sich noch häufig in offenem Auffahren kund. Die russische Artillerie dagegen hielt sich, ihrer Weitwirkung wohl bewußt, in den tiefsten Hintergründen ihres Schlachtfeldes verborgen, suchte dort grundsätzlich bloß gedeckte Stellungen, blieb völlig unsichtbar, und es war den angreifenden Österreichern zumute, wie wenn das todbringende Geprassel dieser unaufhörlichen, eisenspeienden Ausfeuerlagen aus dem Jenseits käme.

Der Rückzug der Österreicher nach der Schlacht bei Złoczów erfolgte in der Nacht und blieb von den Russen ungestört. In voller Ordnung konnte die Armee ihre Aufnahmestellung bei Przemyslany erreichen, die nicht mehr als 40 Kilometer hinter der Linie Busk—Złoczów liegt. Die heldenhaften Truppen stellten sich dort dem Feinde neuerdings zur Schlacht, die schweren Verluste bei Złoczów hatten ihren Mut nicht gebrochen und nicht einmal ihren Angriffsgeist gedämmt. Die Wirkungen der feindlichen Artillerie mit ihrer Munitionsverschwendung hatten im Gegenteil bei ihnen eine gewisse Neigung gezeitigt, nach vorn durchzugehen. Inzwischen war auch die Armee Böhm-Ermolli eingetroffen und hatte sich südlich von Przemyslany bei Rohatyn an die Armee Brudermann angeschlossen, während sie zugleich mit einer kleinen Gruppe, die südlich des Dnjestr die Richtung auf Halicz nahm, die linke Flanke der Armee Iwanow zu gewinnen suchte. In der Schlacht, die sich nun entspann, hatten die Russen noch immer den Vorteil sehr erheblicher numerischer Übermacht, deren Druck sich schließlich nach heißem, mehrtägigem Ringen zur Geltung brachte. Nicht zuletzt darum, weil auch dieses Mal die Armee Brudermann sich nicht entschließen konnte, ihre Aufgabe im hinhaltenden Sinne aufzufassen und immer wieder in verlustreichen, ungenügend mit Artillerie vorbereiteten Frontangriffen, die endlich zur Erstürmung von Przemyslany führten, ihre Kraft erschöpfte. Nach zehntägiger Dauer endete die Schlacht bei

Przemyslany – Rohatyn am 3. September mit dem Rückzuge der Österreicher, der die Preisgebung Lembergs bedeutete, in das die Russen am 4. September einzogen. Die zurückgehenden Armeen bezogen eine Stellung westlich von Lemberg in der sogenannten Grodeker Linie, die der Verteidigung sehr günstige Bedingungen bietet, und südlich davon bis in die Nähe von Drohobycz.

Die nächste Folge der Besetzung Lembergs durch die Russen war, daß nun die Offensive auf Cholm aufgegeben werden mußte. Auffenberg erhielt den Befehl, mit seiner siegreichen Armee eine Rückwärtsschwenkung durchzuführen, dann den linken Flügel der Grodeker Stellung über Rawa-Ruska hinaus zu verlängern mit der Tendenz, die rechte Flanke der inzwischen noch beträchtlich verstärkten Armee Iwanow zu gewinnen. Dies geschah, und die dadurch geschaffene Lage war überall heikel, weil die Armee Auffenberg nun mit verwandter Front kämpfen mußte und die bei Komarow geschlagenen, inzwischen aber ebenfalls beträchtlich verstärkten russischen Streitkräfte ihren Rücken bedrohten. Die kühne Aktion war auf rasche Entscheidung berechnet, der wahre Charakter der Positionsschlacht, in der die Entscheidung infolge der Abstoßungskraft der vorbereiteten befestigten Stellungen nur langsam reifen und oft erst in mehrwöchigem Ringen reifen kann, war damals noch nicht erkannt. Auf allen Punkten des weitausgedehnten Schlachtfeldes drangen die österreichisch-ungarischen Truppen in der zweiten Schlacht bei Lemberg, die am 8. September entbrannte, siegreich vor, aber die Russen hielten immer wieder in vorbereiteten Aufnahmestellungen stand. So verging ein Tag nach dem anderen, ohne daß eine endgültige Entscheidung fiel. Iwanow hatte auch die Gefahr, die ihm durch das Eingreifen Auffenbergs drohte, rechtzeitig erkannt und das Schwergewicht seiner Armee auf den rechten Flügel verlegt, so daß sein linker Flügel südlich der Grodeker Straße unter den wuchtigen Angriffen der dritten österreichischen Armee, die nun von General Boroevic befehligt wurde, schwere Einbußen erlitt und beinahe eingedrückt worden wäre. Das heiße Ringen währte bis zum 11. September. An Zahl der taktischen Einheiten waren die kämpfenden Armeen ziemlich ebenbürtig, die numerische Überlegenheit war aber doch auf seiten der Russen, denn die russische Division hat 17000 bis 18000 Feuergewehre, die österreichische meistens bloß 14000. Dennoch waren die Russen im Verlaufe der Schlacht vollständig in die Defensive gedrängt worden, und die Österreicher hatten auf der ganzen Linie Raum gewonnen. Ihr endgültiger Sieg stand außer Frage, als beim Oberkommando die Meldung einlief, daß sich die Armee Dankl vor sehr überlegenen russischen Truppen, ohne es auf einen aussichtslosen Kampf ankommen zu lassen, im Rückzug an die Grenze zu befinde, und daß sich ein

ganzes russisches Korps, die rechte Flanke der Armee Dankl umgehend, im Anmarsch auf Jaroslau befinde. Dieses Korps hatte es offenbar direkt auf die rückwärtigen Verbindungen der Armee Auffenberg abgesehen und bedrohte überdies diese selbst im Rücken. Es blieb somit nichts anderes übrig, als die siegreiche Lemberger Schlacht abzubrechen und die Armeen bis weit hinter den San zurückzunehmen. Dieser durch die Lage gebotene, am 12. September beginnende Rückzug gestaltete sich insbesondere für die Armee Auffenberg, die sich ganz zusammenschieben und unter den mißlichsten Verhältnissen auf der Jaroslauer Straße durchschlüpfen mußte, sehr schwierig. Da aber die Russen, die sich für besiegt halten mußten, nur zögernd nachdrängten, gelang es, wenn auch schwere Verluste an Train und an marschmarode Mannschaft, die zurückbleiben mußte, zu beklagen waren. Die abziehenden Armeen, die ziemlich durcheinandergeraten waren und neu geordnet werden mußten, wurden bis hinter den Dunajec zurückgenommen. Ausschließlich die überwältigende numerische Übermacht der Russen, die 60 stärkere Divisionen gegen 34 schwächere und überdies eine weit überlegene Artillerie hatten in die Wagschale werfen können, trug die Schuld an dem Scheitern der ersten österreichischen Offensive. Sie wäre zweifellos gelungen, wenn die Heeresleitung nur noch etwa 10, ja selbst nur 5 Divisionen Reserven zur Verfügung gehabt hätte.

Den Rückzug deckte die Festung Przemysl, die sehr starke Kräfte auf sich zog, etwa $4\,^1/_2$ Korps, deren Oberbefehl der Bezwinger Adrianopels, Radko Dimitriew, erhielt. Unter dem Schutze Przemysls konnte sich die österreichisch-ungarische Armee retablieren, um Anfang Oktober gleichzeitig mit dem Beginn des deutschen Vorstoßes auf Warschau neuerlich zur Offensive überzugehen. In der Zwischenzeit hatten die Russen einige Karpathenpässe überschritten, wurden aber wiederholt von Landsturmtruppen zurückgeschlagen, die ihnen insbesondere bei Marmaros-Szigeth am 4. und 5. Oktober eine empfindliche Niederlage bereiteten. Anfangs Oktober gelang es den Verteidigern des Karpathenwalles sogar, in Ostgalizien einzudringen.

Am 4. Oktober kam die neue Offensive in Fluß. Österreichische und deutsche Truppen schlugen die Russen bei Opatow und warfen sie gegen die Weichsel zurück. Am selben Tage eroberten die Österreicher den Brückenkopf von Sandomierz. Den 7. Oktober wurden zwei russische Divisionen im Weichsel-Sanwinkel bei Barysz geschlagen und gezwungen, über den San zurückzugehen. Am 10. Oktober wurde Przemysl entsetzt, nachdem vorher Dimitriew nach zweiundsiebzigstündiger Beschießung einen furchtbaren Sturmangriff versucht hatte, der unter Verlust von mehr als 30 000 Toten und Verwundeten im Infanterie-

feuer der Besatzung zusammengebrochen war. Während die Armee Dankl nun in Eilmärschen gegen Iwangorod vorrückte, griff die jetzt vom Erzherzog Josef Ferdinand befehligte 4. Armee die Sanstellung der Russen an, südlich von Przemysl entwickelte sich die Armee Boroevic zum Angriff gegen die sehr stark befestigten Höhenstellungen der Russen östlich der Straße Przemysl—Dobromil—Chyrow, und über Sanok rückte in Eilmärschen die während der Retablierung über die Karpathen zurückgegangene Armee Böhm-Ermolli heran, um über Turka und Stary-Sambor den südlichen Flügel der russischen Höhenstellung zu umfassen. Die nun folgenden Kämpfe auf der quer durch Galizien ziehenden Front erhielten nun naturgemäß den Charakter einer Positionsschlacht, verliefen aber insbesondere im Raume südlich von Przemysl durchaus siegreich für die österreichischen Waffen.

Die Schlacht bei Nove Miasto, südlich von Przemysl, gedieh am 18. Oktober bis zur Erstürmung der russischen Hauptstellung auf den Magierahöhen, die Schlacht im Raume zwischen Chyrow und Turka endete am 31. Oktober mit dem Eindrücken des bisher sich zähe behauptenden und bis über Stary-Sambor hinaus verlängerten russischen Südflügels. Gleichzeitig waren die in den Karpathen siegreichen ungarischen Landwehr- und Landsturmtruppen in Mittelgalizien bis Stryj vorgedrungen, und überdies hatte die kleine Armeegruppe Pflanzer-Ballin, die zum großen Teil aus Freischärlern und aus den vom Gendarmerieobersten Fischer zusammengerafften Landsturmleuten bestand, mittelst eines kecken Handstreiches die Bukowina wiedererobert. Vor Iwangorod befand sich die Armee Dankl in siegreichem Vordringen.

Trotz aller dieser Erfolge mußte die Offensive abermals eingestellt werden, als die Russen mit einer gewaltigen Armee, die westlich von Nowo Georgiewsk hervorbrach, den bereits vor Warschau stehenden Deutschen in die linke Flanke stießen. Rechtzeitig die Gefahr merkend, entschloß sich Hindenburg zu seinem berühmten Rückzug nach Südwesten, der die Einleitung zur genialsten Operation des Krieges bildete. Am Entwurf und am Gelingen dieser Operation hatte aber die österreichische Armee nicht geringen Anteil. Daß sie zunächst aus der San- und Weichsellinie alle ihre Erfolge preisgebend zurückging, war allerdings selbstverständlich, denn diese Stellung wäre nach dem Rückzug der Deutschen vor Warschau nicht zu behaupten gewesen. Die österreichische Heeresleitung nahm aber die am San in Stellung befindlichen Armeen in einer Weise zurück, die den Hindenburgschen Plan mächtig förderte. Hindenburg führte bekanntlich seine Streitkräfte über Czenstochau nach Schlesien zurück, um sie mittelst Eisenbahn in weitem Bogen um die Front des plump auf Ver-

lin losmarschierenden Feindes herum nach Thorn zu bringen und dann ohne Zögern den überraschten Russen bei Kutno in die Flanke zu fahren. Damit auch deren Front, die bereits bedenklich an Schlesien heranrückte, festgehalten werde, mußte die ganze Linie der Verbündeten mit einem jähen Ruck nach Norden verschoben werden. Es war nicht leicht, diesen Entschluß zu fassen, er bedeutete für die österreichische Heeresleitung das kühne Wagnis, die Pforte nach Wien offen zu lassen, um dafür die Pforte nach Berlin zu schließen. Dieses kühne Wagnis wurde zur Tat, indem die Armee Böhm-Ermolli, die am San den äußersten Südflügel der österreichischen Front gebildet hatte, wenige Tage, nachdem sie sich vom Feinde losgelöst hatte, zur Verblüffung der Russen plötzlich an der Warthe auftauchte. Die Armee Boroevic ging zur selben Zeit über die Karpathen zurück und nahm dort eine Flankenstellung ein. Westgalizien blieb aber nach seiner ganzen Breite von Krakau bis an den Karpathenwall offen und nur ein dünner Schleier von Landsturmtruppen deckte diese Blöße. Ohne dieses kühne Wagnis der österreichischen Heeresleitung, deren operative Entwürfe das Werk Conrads von Hötzendorff sind, wäre jene sackartige Einschnürung der russischen Armee nicht zustande gekommen, deren würgender Gewalt sie sich schließlich nur durch schleunigen Rückzug entwinden konnte.

Man muß sich nur vorstellen, welche hemmenden Bedenken zu überwinden waren, ehe es zu diesem Entschlusse kam, der sich kleinen, ängstlicheren Geistern als ein Offenlassen des Tores nach Wien darstellen konnte, während man das Tor nach Berlin verrammelt. Aber durfte man da bedenklich sein in einem Augenblick, wo es klar geworden war, daß der russische Angriff nunmehr vornehmlich nach Westen strebe und nicht die Richtung auf Mähren, sondern die auf Brandenburg einschlage? Man durfte es freilich nicht, wenn man die Lage rein militärisch ansah; aber es ist menschliche Art, zunächst auf die Deckung der eigenen Habe bedacht zu sein und die Sorge darum in alle Erwägungen als lähmendes Gift einfließen zu lassen. Daß die österreichische Führung ihren Willen auf das klargeschaute Ziel einstellen konnte, ohne ihn durch menschliche Befürchtungen aus der Bahn drängen zu lassen, ist allein schon eine Leistung von hohem Range. Daß sie aber, als der Feind in seiner Verzweiflung wieder die Richtung auf den rechten österreichischen Flügel nahm und ihn mit sehr überlegenen Kräften bedrängte, erst recht nicht aus dem Geleise geriet; daß sie vielmehr unter ruhigem Verlaß auf die Widerstandskraft der Angegriffenen die bereitgestellten — zum Teil aus der Hauptfront gezogenen — Reserven in weitausreichendem zeitraubenden Manöver gegen die

Flanke des Angreifers führte, kann schon als eine strategische Tat von ungewöhnlicher Konzeption angesprochen werden. Eine ängstliche Führung hätte sich da wohl entschlossen, kurzerhand den rechten Flügel von Krakau bis zu den Karpathen hin zu verlängern und eine normale Frontalschlacht zu liefern, bei der es wohl keine Aussicht auf große entscheidende Erfolge gab, aber auch nicht die Gefahr, die allen schwächlichen Naturen mit dem Wagnis auch dann noch, wenn es sich auf zuverlässigste Kenntnis des Feindes und seiner Eigenart gründet, verbunden zu sein scheint.

Ich habe bereits berichtet, wie die Russen den kühn angesetzten Flankenstoß unserer zwischen Saybusch und Tymbark versammelten Kraftgruppe zu parieren suchten, indem sie ihrerseits von Neusandec aus eine Umfassung versuchten, und wie dann schließlich unsere Karpathenstreitkräfte, die rechtzeitig herangezogen worden waren, dieser Flankenbewegung wieder in die Flanke fuhren, so daß sich schließlich das Bild eines zahnradförmigen Ineinandergreifens von Flankenangriffen ergab, bei dem die Unsrigen, wie die Armeeleitung vorausgesehen hatte, die letzten Trümpfe erhielten. Im einzelnen stellt sich der Verlauf der Operationen und Kämpfe, die mit der Schlacht bei Limanowa ihre entscheidende Wendung erhielten, folgendermaßen dar:

Als die Russen alle Aussichten, bei Lodz und Petrikau den Sack, in den sie geraten waren, zu durchreißen, schwinden sahen, faßten sie den Entschluß, mit allen Kräften, die sie noch in Westgalizien versammelt hatten — es waren etwa 9 Divisionen — den auf Krakau gestützten rechten Flügel der Österreicher, der inzwischen bis zum Sredniawa-Bach vorgedrungen war, anzugreifen, indem sie den Versuch machten, ihn womöglich südlich zu umfassen. Sie waren inzwischen doch darauf gekommen, daß zwischen Krakau und den Karpathen nur schwache Sicherungstruppen die Verbindung aufrechterhalten. Der russische Angriff wurde denn auch Ende November auf der Straße von Tarnow nach Bochnia ins Werk gesetzt, und er führte bis nahe an den Bereich der Festung Krakau. Statt nun, wie es die Russen erwartet haben mochten, einfach den rechten Flügel in der Richtung auf die Karpathen zu verlängern, faßte die österreichische Führung den Entschluß, dem Angriff ruhig standzuhalten und indessen eine Kraftgruppe südlich von der russischen Angriffsrichtung zum Flankenstoß zwischen Saybusch und Tymbark zu versammeln.

Die Ausführung dieses entscheidenden Entschlusses gelang durch die Ausnützung der Eisenbahn, die auch eine deutsche Reservedivision als willkommene Verstärkung heranbrachte. Am 5. Dezember setzte dieser Flankenstoß sehr erfolgreich ein und gedieh in fortwährender Steigerung bis zur Erstürmung von

Lapanow, wenige Kilometer südlich von Bochnia. Die Russen erkannten wohl, in welche Gefahr dieser Stoß in ihre Flanke sie bringen müßte, und um ihn abzuwehren, zogen sie vom Raume nächst den Karpathen ein Armeekorps heran und setzten es in der Richtung auf Neusandec gegen die rechte Flanke unserer Umfassungsgruppe ein.

Dem Angriff dieser Gruppe leisteten die Österreicher in erbitterten Kämpfen bei Limanowa, die sich mehrere Tage lang immer heftiger gestalteten, Widerstand, der schließlich erfolgreich endete und sich sofort in eine Offensive verwandelte, als sich am 11. Dezember das Eingreifen unserer inzwischen von Süden her auf der Linie Neusandec – Grybow – Bicz aus den Karpathen vorbrechenden Kräfte fühlbar machte. Dieses Eingreifen führte zu einer neuerlichen Flankierung der Russen, so daß sich von Krakau bis an die Karpathen das Bild eines zahnradförmigen Ineinandergreifens der Fronten ergab, bei dem die österreichische Front den letzten Trumpf behielt. Als die Russen sahen, wie die Dinge stehen, machten sie am 11. Dezember noch einen verzweifelten Versuch, längs der Straße von Bochnia gegen Krakau durchzubrechen, aber dieser Versuch brach unter schweren Verlusten im Artilleriefeuer zusammen. Währenddessen hatten bei Limanowa und im Losonicatal heftige Kämpfe der Österreicher und Deutschen gegen die aus Neusandec vorbrechende russische Armeegruppe begonnen, die an demselben Tage den Höhepunkt erreichten.

Am 12. Dezember mußten dort die Russen den Rückzug antreten, denn sie mußten nun befürchten, von den Karpathen her umfaßt zu werden. Als dann am Nachmittag des 12. Dezember die Österreicher Neusandec besetzten, war die Schlacht entschieden, und die Russen traten auf der ganzen Front einen allgemeinen Rückzug an.

Während dieser Kämpfe in Galizien hatten auch die in Russisch-Polen vorrückenden österreichischen Korps bedeutende Erfolge errungen. Die Armee Dankl trieb anfangs Dezember die Russen bis hinter die Nida zurück, die Armee Böhm-Ermolli eroberte zur Zeit, als die Deutschen die Schlacht bei Lodz zu ihren Gunsten entschieden, Petrikau und setzte sich an der Pilica und Czarna fest; vorher hatte die aus einer österreichischen Division und einer deutschen Brigade bestehende Gruppe des Generals Tersztiansky im achttägigen Treffen von Belchatow das 3. kaukasische Korps, das der bei Lodz bedrohten russischen Armee zu Hilfe kommen wollte, geschlagen und weit über die Pilica zurückgeworfen. So standen denn die österreichischen Armeen Mitte Dezember wieder am Dunajec, an der Nida und an der Pilica, die Russen waren an allen Punkten der Front in die Defensive gedrängt.

Der Mann des Friedens

Novelle von Arnold Zweig

Zu denen, die der große Krieg auf gelassene schlimme Art ihres Seins beraubte, zähle man, auf absonderlichem Wege freilich umlagert und am Ende ertappt, auch den Menschen dieser Geschichte, den Jener in seinem Heim erlegte, adlergleich, wie der königliche Vogel der Fabel, der die Schildkröte samt ihrem hörnenen Hause durch die Luft entführt und die Fallengelassene, Zerschmetterte verzehrt, wenn es ihm beliebt.

Man kannte den Richter Helbret in der Stadt und achtete seine ruhige und wissende Gerechtigkeit ebenso wie seine gepflegte schwarze Kleidung, die er langsamen Schrittes vom Gericht zum rotdächigen Wohnhaus vor den einstigen Festungstoren trug und jeden Mittag bei geeignetem Wetter rund um die schöne Anlage, die auf früheren Wällen jetzt die Stadt schattig und voll Anmut gürtete. Seine Augen blickten ein wenig hochmütig über dicken Tränensäcken, und schon entfärbte sich sein Bart; aber die aufrechte Wucht seines langsamen Gehens war jünger als fünfzig Jahre, und in der leicht umständlichen Armbewegung, mit der er, den steifen Schwarzhut von sich streckend, den vielen Grüßen der Mitbürger dankte, gab sich eine gewisse schwunglose Feierlichkeit des Wesens kund und eine leise Übertreibung aller Angelegenheiten, die mit ihm selbst zusammenhingen. So hatte er zum Beispiel als Knabe gleich vielen begabten Kindern stark „gelogen", das heißt, er phantasierte sich Begebnisse vor, so leidenschaftlich deutlicher Gestalt, daß er sie als wirklich geschehen glaubte und so von ihnen berichtete — eine harmlose Gabe, die natürlich mit der echten Lüge nichts gemein hatte und die sich überdies mit den Jahren und durch harten Kampf dagegen verlor, die er sich aber nie vergaß und stets, seit seinem ersten Abendmahl bis auf diesen Tag, zum Vorwurf machte in der Form, daß er sich und seine Umgebung zur strengsten Wahrhaftigkeit anhielt, die Angeklagten aber, die in der Untersuchung ihrer Frevel zur Lüge ihre Zuflucht nahmen, sehr sanft und ebenso ernst behandelte und ermahnte, stets bedenkend, daß er selber einmal ein Lügner gewesen sei. Er hatte seine Existenz ungeteilt, seelisch wie bürgerlich, auf eine tiefe Liebe zum Gesetz gegründet, und da ihm die Einsicht in die metaphysischen Quellen versagt war, aus denen, jenseits menschlicher Willkür und aller Zwecke, Recht und Gesetze majestätisch strömen, hielt er beide für eine

Geburt der klaren irdischen Vernunft, die wägend und schlichtend einen reinlichen Kosmos voller Sicherheit aus der tierischen Wirrsal des wild springenden Lebens gestaltet und unerschütterlich gegründet hatte — ein Werk, das überall auf diesem Planeten und von frühesten Zeiten an alle großen Völker an dem triumphierenden Bau der Gesittung arbeitsam verbündet hatte; ein regelhaftes Bild der Welt, dessen Armlichkeiten ihm entgingen, weil er nie wahrhaft jung gewesen war. Verlor er sich abends, rauchend neben der gutbeschirmten Lampe seines weiten Schreibtisches und in die ehrfürchtige Stille des ganzen Hauses gehüllt, in Büchern von der Geschichte des Rechts und der menschlichen Sitten, so sah er überall Vertrag und Verständigung, schließliche Einmütigkeit der Menschen und den großen Willen zur Ordnung und zum Frieden; dann aber erschien ihm, und er spürte das Glück jetzt zu leben stolz in allen Adern, unsere Zeit als die Krönung aller alten Lebensstufen: hatte sie doch durch Völkerrecht und Genfer Konvention, durch Sozialismus und Wissenschaft, durch Schiedsgerichte und internationale Abmachungen jeglicher Art und Gebiete, zwischen den Völkern Brücken gebaut, auf denen die Menschheit ihre gefährliche Trennung in Nationen zu überwinden im Begriffe stand. So auch hielt er den Friedenspalast im Haag für das bedeutendste Bauwerk der neueren Zeit und für den Bruder des Parthenon, des salomonischen Tempels, des römischen Kapitols und der Peterskirche. Im Frieden zum Bewußtsein erwachsen und gebildet, gab es für ihn nur einen natürlichen Zustand des Lebens, den friedlichen, und mit verachtendem Ekel sah er auf Gegenden, in denen wie auf dem Balkan der Krieg heimatlich hauste, und deren barbarische und ausrottenswerte Unvernunft den zurückhaltenden Mann in jeden Grad von Zorn zu bringen imstande war. Ja, daß ein Philosoph wie Nietzsche sich herausnahm den Krieg zu lobpreisen, genügte ihm, um seinen Wahnsinn unwidersprechlich zu beweisen; und nur ein Lächeln, ein stilles und erledigendes Lüpfen der Lippe brachte er für Leute auf, die einen Krieg in unserem, in seinem Europa für denkbar hielten — so daß er jede politische Verwicklung, die er erlebte, mit dem größten Gleichmut ansah, da ihm ihre schließlich friedliche Lösung von vornherein gewißlich feststand, worin ihm der Verlauf der Jahrzehnte stets von neuem recht gab, und worüber, als über das Selbstverständliche, er nicht einmal triumphierte. Unter demselben beruhigten Vorgefühl erlebte er das, was sich aus dem österreichisch-serbischen Zwist entwickeln konnte: eine Straferpedition für das fürstenmordende Volk und ein Schiedsgericht zwischen Rußland und dem beleidigten habsburgischen Staate.

Aber man weiß, daß anderes entstand, daß Rußland gegen das Deutsche

Reich den Krieg vorbereitete, im Einverständnis mit der republikanischen Regierung Frankreichs. Als darauf der Kaiser die Kriegsbereitschaft des Heeres und der Flotte anordnete, erwartete Helbret, unerschüttert aber sehr wach, für die nächsten Tage die entspannende Demobilisierung, schlimmstenfalls das Andauern des mobilen Zustandes — keinesfalls die Kriegserklärung. Er hoffte auf den Erfolg der englisch-deutschen Vermittlung wie auf einen sicher verheißenen Heiland. Der Morgen aber brachte den Krieg, und von der Nacht an schlief er nur noch Stunden. Er verstand durchaus nicht, daß Deutschland, daß Europa Krieg führen sollte; er glaubte es, aber im innersten Herzen glaubte er es nicht einmal, vermochte es sich nicht zur Gewißheit zu bringen, lag wach und sagte es sich vor, ohne daß es sich mit seinen anderen Gedanken und Empfindungen verschwierte; sie stießen es vielmehr aus und es rollte irgendwie, ratlos, auf der sonst so lockeren und einsaugenden Oberfläche seines Bewußtseins hin und her. Wir haben Krieg? Unmöglich. Aber wir haben den Krieg! Und er wanderte den ganzen Tag ziellos hin und her, an allen Gliedern ganz leise zitternd wie ein Tier beim Beben der Erde; und wahrhaft schüttelte etwas seine Welt, sie brach in grauenvolle und zerhackte Trümmer, aus denen wie aus Gebein Blutbäche rannen. Ununterbrochen, ohne es mehr zu bemerken, rang er die Hände, eiskalte Hände wie die eines schon Toten. Die ersten Tage des August gewöhnten ihn an das Gegebene, aber sie alterten ihn um Jahre; er fühlte sich hinfällig im Rücken, weich in den Knien, schwach hinter der Stirn und ratlos bis zum Weinen. Als feststand, daß auch England, das zögernde, am allgemeinen Morden teilnehmen wolle — Krieg galt ihm als massenhafter Mord und als nichts weiter —, so daß auch die letzte der schöpferischen Mächte den Frieden kündigte, blieb nur noch Italien als Zuflucht seiner Gedanken, Italien, dieser zweifelhafte und mißtrauenerweckende Staat, den er seit dem tripolitanischen Überfall eigentlich nicht mehr zu den europäischen Großstaaten zählte! Eine Viertelstunde lang verlor er jeden Willen zu leben, fühlte, daß er sich werde töten müssen, saß bebend und kraftlos vor dem verhängnisvollen Sonderblatt, auf dem die ruhige Ortszeitung Englands Kriegserklärung meldete, und einzelne Tränen verschwanden in seinem zum ersten Male ungekämmten Barte. Dann aber, mit gierigen Atemzügen und wildem Spannen der Arme, riß er sich empor: rollte die Welt in Irrsinn, so hatte er mit ihr nichts mehr gemein, und er schloß sein Haus vor ihr; er brauchte ja nur die Zeitungen abzubestellen. Innerhalb seiner Wohnung durfte es den Krieg nicht geben, kein Wort über ihn, keine Gedanken an ihn: mit seiner ganzen Kraft schlug er die Tür vor dem Dämon zu.

Aber er kam zu spät, der Krieg fuhr schon überall durch die Zimmer. Die Dienstmädchen gingen mit verweinten Augen umher und empörten ihn, weil er gezwungen war zu erraten, daß sie Schätze oder Brüder unter den Soldaten besaßen: er beschloß im stillen, ihnen bald zu kündigen. Aber auch sein Sohn, Student der Rechte, telegraphierte aus Berlin, daß er bei den Dragonern als Freiwilliger angekommen sei, seine Tochter, Medizinerin in Freiburg, benachrichtigte ihn in einem begeisterten Briefe von ihrer Helferschaft am Roten Kreuz: sie werde bereits ausgebildet; und seine Frau sagte ihm voll Stolz, daß man sie in den Vorstand eines Vereins von Frauen gewählt habe, der den zurückbleibenden Familien wirtschaftliche Hilfe leisten werde. Alle drei wagten es also, aufgehetzt durch den Krieg, ohne ihn zu fragen, Verpflichtungen einzugehen und sich der Gegenwart zu verschreiben! Schon stand nichts mehr zwischen ihnen und dieser Zeit, er nicht mehr, der in seinem Hause zu gelten hatte! In einem Ausbruch von Raserei zerbrach er vor ihren Füßen drei Delfter Zierteller, die sie sehr wert hielt, trampelte auf dem Teppich, schreiend und den Krieg in gassenhaften Ausdrücken beschimpfend, und verbot ihr als Schluß fast brüllend jede Tätigkeit in diesem Vereine oder außerhalb, alles was ihr Hauswesen überschreite. Sie, die von ihm noch nie ein heftiges Wort gehört, ihn in einer Ehe von dreiundzwanzig Jahren stets besonnen und wohlerzogen gesehen hatte, vermochte vor Entsetzen kein Wort zu erwidern; nach einigen vergeblichen Atemzügen ging sie ganz weiß hinaus und lebte von nun an in ihrem Zimmer, wenn die helfenden Pflichten, die sie selbstverständlich nicht aufgab, sie daheim ließen. Ihr Mann aber erhielt auf zwei Telegramme, in denen er den Kindern sofortige Heimkehr befahl, zunächst keine Antwort; eine Woche später schrieb Johanna, die den Sinn der Depesche überhaupt nicht erfaßt hatte, gerührt von seiner Vaterangst und dankbaren Herzens, sie lebe in Freiburg so sicher wie daheim und könne ihre Ausbildung nicht unterbrechen; Ludwig aber teilte auf einer Postkarte mit, daß er Urlaub weder nehmen wolle noch bekomme, längst in der Kaserne wohne und vor der Abreise zur Front von den Eltern Abschied nehmen werde. Die Mutter unterdes verständigte die Kinder von der Gesinnung des Vaters und versprach ihnen Geld, sobald sie welches brauchten. Johanna antwortete in einem rücksichtslos empörten Briefe; Ludwig schwieg vollkommen. Nicht einmal die Mutter erriet den Grad seines trauernden Abscheus. Als einziger der Familie, was niemand vermutete, war er durch eine echte Empfindung an den Vater gebunden, er bewunderte ihn und liebte ihn; und diese Zuneigung, vom Jungen zum Alten strömend, aber durchaus nicht ebenso warm erwidert, bildete das einzige zärtliche Gefühl, das einzige menschlich reine Ver-

hältnis innerhalb dieses Hauses. Denn der Richter scheute die dunkle Bindung durch den schlichten Trieb und das undurchsichtige, weil selbst leuchtende Gefühl; er hatte seine Kinder erzogen, indem er, unausgesprochen freilich, zwischen sich und ihnen zahlreiche Verträge mit Recht und Gegenrecht setzte, duldsam, einsichtig und verständig; er hatte aus Gründen gelobt und gestraft nach Gründen, den Kindern eingeprägt, was sie dürfen und was nicht, stets mit einleuchtendem Warum seine und ihre Rechte auseinanderhaltend, und einen beispielhaften Frieden in reibungslosem Nebeneinander erzielt — wobei allein Ludwig, als in lauer und toter Luft, sich stets unglücklich weil unbefriedigt befand, ohne doch zu wissen, was ihm ermangelte: das Gegengefühl, das herzlich anspringende gute Wort, die kameradschaftliche und erschütternde Freundschaft des Mannes zum Jüngling. Sie aber bestand nicht; an diesem beispiellosen Ereignisse des Krieges zeigte sich vielmehr, daß alle Nachgiebigkeit und Einsicht des Richters nur die freundliche Kehrseite seiner hemmungslosen Ichsucht war, die anderen Rechte zubilligte, um jedem Anspruch aus dem Wege zu gehen und selbst in völliger Ruhe und Unanfechtbarkeit belassen zu werden. Denn als feststand, daß seine Frau und seine Kinder ihm diesmal nicht gehorchten, brach aus dem Egoisten der Tyrann; er beschloß keine Familie mehr zu haben, berief einen Notar und enterbte in förmlichem Testamente die Seinen, „da sie undankbare, feindliche und ungehorsame Kreaturen wären", zugunsten der Friedensbewegung. Hochaufgerichtet starrte er, mit beiden Fäusten auf den Tisch gelehnt, dem Rechtsanwalt nach, als er ihn verließ, mit dem Gefühl, hier wenigstens gesiegt zu haben. Der andere, die Treppe hinabgehend, versuchte umsonst, den eigentümlichen Eindruck zu erkennen, den der ganz Veränderte ihm gemacht hatte; er zweifelte sehr an der Unanfechtbarkeit dieses letzten Willens, weil er an dem normalen Zustande des Verfügenden zweifelte.

Wirklich befand sich der Richter in einem Grade von Spannung der Seele, die auf die Dauer zu ertragen dem Menschen nicht gegeben ist. Er vermochte nicht den Krieg von seinen Räumen fernzuhalten; daran erkannte er das Kindische seiner Art von Widerstand und beschloß sogleich, anders vorzugehen, sich listig zu fügen und, indem er den Dämon in seinem Wachstum beobachtete, alle seine Äußerungen vermerkte und nichts übersah, ihn aus dem Hinterhalte mit unsichtbaren Pfeilen des Geistes und der Selbsterkenntnis zu erlegen, indem er ihn angesichts jeder seiner wilden Zerstörungen spottend, höhnend und kaltklaren Hasses voll, ja gestützt von einem Gerippe aus einem Mineral namens Haß, der Widersinnigkeit seines Wütens überführte; er wollte der Spiegel sein, der dem Ungeheuer sein abscheuliches Bild stumm und tödlich vorhielt, so

lange bis es, in einem Augenblick des Besinnens, seiner eigenen Unmöglichkeit erlag. Schon nämlich lebte er in einer anderen als der bürgerlichen Sphäre. Schon war ihm der Krieg eine Wesenheit, ja ein Wesen, ein Lebendiges, ein seiender Geist. Er fühlte ihn als einen gestaltlos gigantischen und unsichtbar allgegenwärtigen Widerdämon, von einer Veränderung des Weltäthers vielleicht gezeugt, in dessen Schatten er verflucht war zu atmen; ein Ungott, der sich jeder Vernichtung freute, aber gleichwohl — weil Helbret sich vernunftlos überhaupt kein Beseeltes vorstellen konnte — Vernunft genug besaß, um in einem Augenblick der Müdigkeit, auf den er hoffte, sein alphaftes Mißwesen zu begreifen und vor Scham zu zerplatzen. Dazu mußte er aber selbst, der Spiegel, unermüdlich gegenwärtig sein, stets erhellt, stets unterrichtet, immer eine blanke Fläche dem Kriege aufnehmend zugewendet, dabei im Inneren einer steten hohnvollen Ablehnung all dessen sicher, was er sich nahen ließ. Die Verantwortung war so ungeheuer wie die Aufgabe: denn was herrschte wieder in der Welt, wenn der Krieg sich selbst aufhob und in Atome des Äthers zersprang? Der Friede, der Geliebte der Welt, die Sonne der grünen Felder, er, dessen Laut Vogellied hieß und Geraschel der Blätter im belaubten Baum, dessen Kleid der Blumenanger, dessen Spielzeug der rieselnde Bach, dessen Jahreszeit Arbeit und Feiertag, dessen Bett Gesetz und Recht, er, der eleusische Gott mit der Krone der Brüderlichkeit in den weitausgestreuten Haaren und gekleidet ins Gewand des völkerliebenden erntenden Herbstes! Er, Helbret der Richter, würde den Frieden führen in die hellachende Welt, zur Braut, die jetzt wie eine Witwe saß, zerrissenen Kleides auf den Trümmern des Jahres neunzehnhundertvierzehn nach Geburt des Christ; Helbret, Friedebringer hieß er sich schon jetzt, breitete sich aus, spannte sich und begann den Ringkampf zwischen wacher Seele und gellendem Dämon. Er wandte eine blanke Fläche dem Kriege zu, indem er, statt sie abzubestellen, von nun an die Zeitungen gierig las, anders aber lesend als irgendeiner der jetzt lebenden Menschen, nicht wie ein Deutscher oder sonst einer Nation angehörig, sondern als Verantwortlicher und Erdenmann, der hinter sich die Zustimmung jener großen Erdenzeit fühlte, in der die deutschen klassischen Dichter und erkennenden Geister zugleich mit den feurigen Häuptern der französischen Revolution, mit Beethoven und Bonaparte nachbarlich wirkten. Von jedem Unheil erfuhr er mit grimmigem Triumph, jeden Hieb ins Völkerrecht, obwohl er ihn in seinem schmerzlichsten Herzen spürte, begrüßte er als ein schönes Zeichen dafür, daß das irre Vieh sehr bald, endlich, ermüden müßte. Da das Gericht Ferien hatte, verließ er sein Zimmer nicht mehr. Das letztemal, als er durch die Wohnung schritt, hatte er wahrgenommen, daß auch sie

von der Gegenwart des Krieges wußte und eine böse Veränderung mit sich hatte geschehen lassen: die Teppiche glühten in tiefen gehässigen Farben, besonders ihr Rot und ihr Blau stroßten tückisch und hoben sich drohend voneinander ab, ja fielen auseinander, als seien sie, wie Öl und Wasser, von verschiedener Materie, so daß auf ihnen nicht gut schreiten war, zumal sie untereinander zwistig, doch verbündet gegen den Richter und drohend beieinander lagen; die Kanten der dunkelbraunen Schränke hielten sich unerhört hart, wie geschliffen, in die zurückweichende Luft; widrige Lichter blinkten auf dem Messing der Türen, die klagend in ihren Angeln schrien oder ganz lautlos hinter ihm zufielen wie unwiderruflich gelebte Tage; ja in den Gardinen nistete ein helles Grau, das ihm zum Gefühl des Grausamen Anhalt gab, und die Zierteller auf ihren Gestellen bedeuteten ihm vollends nichts als eine qualvoll gemischte Empfindung: Reue und Scham. So rettete er sich in seine beiden vertrauten Räume, vor deren Schwelle das Pentagramm „Widerstand" dem Kriege wehrte; und da seine Frau von seinem Dasein keinerlei Kenntnis nahm, verschmutzten diese Zimmer sehr schnell, stanken nach kaltem Rauch und lagen voller Staub. Aber er bemerkte das nicht, ebensowenig, daß er selber in staubigen Kleidern und ungeputzten Schuhen umherging, ungekämmt und ganz vernachlässigt, essend, was die Köchin für gut fand ihm, meist kalt, aufzutragen; denn die Trägheit des Gesindes und seine Freude am Verunglimpfen des einst gefürchteten Herrn sättigten sich unter patriotischen Vorwänden, da es jenen lauten Zank zwischen dem Richter und der gnädigen Frau natürlich nicht vergaß und sein Mitgefühl der beschimpften Herrin um so heftiger gehörte, als sie ein lässiges Regiment ausübte. Er aber beachtete es nicht. Er lebte zwischen Stößen von Zeitungen, wovon er sich auch zwei schweizerische senden ließ, stechenden Auges stets den Krieg belauernd, wie er sich rekelte, mit Propellern schnurrte und einen Buckel von Leichen machte hoch wie Kirchtürme. Freundlichen Herzens sah Helbret auf das Überrennen der belgischen Grenze zurück, er lachte bei den Funden von Dumdumpatronen, tanzte kranichgleich bei dem Ultimatum Japans, schrie vor Glück, sooft irgendwer das Rote Kreuz aus Absicht beschoß oder aus Irrtum, jubilierte, wenn aus der zahllosen Saat der Minen für neutrale und friedliche Schiffe der Untergang wie eine jäh aufschießende Blume wuchs, und bei der endlosen Reihe von feindlichen Rechtsbrüchen und Übergriffen gegen Deutsche auf neutralen Schiffen, gegen alte oder kranke Privatleute, gegen naturalisierte Deutsche und ihr Eigentum überall, besonders aber in England, wußte er vor Dankbarkeit keinen anderen Ausweg, als daß er auf die Melodie eines Kneipliedes, das den Bacchus feierte, diesen Text sang: „Vivat Frankreich, Rußland

lebe, England ist der brave Mann." Jede neue Gewalttat, jedes zerstörte Dorf, jedes Attentat auf Friedenswerte und die Sittlichkeit der Völker strich er mit blauem Stifte an und legte das Blatt beiseite mit vor Ehrfurcht zitternden Fingern: denn hier hielt er seine Waffen gegen den Krieg — bald, bald mußte es genug sein, in wenig Wochen hatte sich das Vieh gesättigt, auf vollen Magen folgte Müdigkeit — und der zerstörende Blick in Helbret den Spiegel. Bis dahin zählte er die Länder, die der Krieg erkenntlich in den Klauen hatte, und bemalte sie auf seinem Globus mit roter Tinte: tiefrot die Gegenden, in denen man kämpfte, etwas heller die kriegführenden Staaten, und schraffiert mit engen Strichen die Kolonien und sonstigen Gebiete, deren Leben, Handel und Wohlstand durch den Kampf beeinflußt wurde; er freute sich sehr, als der Ball überall, mitten in den blauen Meeren, große rote Flächen aufwies.

Aber er hatte seine Kraft überschätzt, der Krieg war ihm über, besonders geschwächt fühlte er sich durch die maßlosen Lügen, Übertreibungen und Fälschungen, die er überall in Zitaten, Berichten oder auch als redaktionelle Arbeit witterte und fand. Mit der Lüge und ihren völkertrennenden Künsten konnte er nicht anbinden, aus Gründen seiner früheren Milde, in der die Angst vor ihr deutlich schimmerte, und wegen ihrer unangreifbaren Namenlosigkeit und Unverantwortlichkeit: ging sie jetzt nicht auf der Erde um wie die Luft, eingeatmet von jedem und ihn vergiftend, ob er ihr nun glaubte oder sie durchschaute — denn dann raste Empörung im Menschen und verzweifelter Zorn und ein Haß, den Ohnmacht färbte wie einen stinkenden Eiter. Und so begann ihn während der Nächte eine grüblerische Furcht zu plagen, ob er der Aufgabe auch gewachsen sei, ob er sie sich nicht angemaßt habe, und besonders, ob nicht, während er notgedrungen schlief, der Krieg aus seiner Abwesenheit, aus seiner Umhülltheit von Schlaf, neue Kraft holte, indem er sich selber ausruhend stärkte; auf diese Weise nie ermüdend, nie wehrlos zerschellend an seinem Spiegelbilde . . . Helbret beschloß sich nicht mehr zu entkleiden noch zu Bette zu liegen, und in einer Ansprache aus klassizistisch gehobenen Worten, einer einzigen langgeschwellten Periode, teilte er es dem Gegner mit, indem er sich dabei vor den Spiegel stellte, Aug' in Auge mit sich selbst, ohne doch zu gewahren, wie elend, wild und unsauber dieses Gegenüber aussah. Zu spät bemerkte er, daß er in eine Falle geraten war, die der Krieg ihm spielend stellte; denn drei Tage darauf ertrug er seine Aufgabe nicht mehr, mit seinen körperlichen Kräften zerknickten Wille und Mut: und so, in einer Stunde atemraubender Größe, in der er sich als den Pol der schwingenden Erde erkannte, machte er Frieden — nicht mit dem Kriege, sondern zwischen den Regierungen. Denn da ohnehin

von seiner Anstrengung abhing, wann Friede kommen sollte, so war nicht einzusehen, warum er auf das Zerplatzen des Krieges warten mußte, abhängig gleichsam von dessen gutem Willen. Nein, o nein: Helbret war eingesetzt den Frieden zu bringen, Helbret auch durfte ihn folglich diktieren: und so vollzog er den Friedensschluß von Midgart, entwarf an die Häupter der feindlichen Staaten und den deutschen Kaiser feierliche Handschreiben in lateinischer Sprache, beginnend: „Die großen Gebete des Erdenvolkes sind erhört worden", desgleichen kurze Verfügungen an die Oberkommandierenden und Generalstäbe aller Heere, er habe Frieden geschlossen, Kämpfe seien einzustellen. Mehrere Tage peinigte ihn das Für und Wider genauen Abwägens der Entschädigungen, die den Kriegführenden zugestanden werden konnten; endlich gelang es, er atmete auf und warf eines Samstages — so kühn machte ihn der Entschluß — selbst die Briefe in den Postkasten neben seinem Hause, von wo sie zur Hauptpost gelangten, um geöffnet und vernichtet zu werden; der Postdirektor befahl um des angesehenen und offenbar erkrankten Absenders willen, die Angelegenheit streng zu verschweigen. Helbret aber, in großer Freude und Rührung wegen des erhabenen Werkes, schlief vierzehn Stunden in seinem Bette, badete und salbte sich den Leib mit Kaloderma, ging am Sonntag beflügelt, aufrechten Hauptes, begriff, daß am Montag die Zeitung noch nichts wissen konnte, zitterte am Dienstag und las am Mittwoch, innerlich vernichtet, daß die Kämpfe fortgingen, der Krieg hatte gesiegt, man hörte nicht auf ihn, er lebte umsonst, dies war das Ende. Ein großes Zittern vor der Rache des Krieges befiel ihn, aber er erfand bald wie sich vor ihm retten, listenreicher als Odysseus und unerlegbar: da der Krieg die Zeit regierte, er aber wider die Zeit gestrebt hatte, mußte er nur verschwinden unter ihr, sich unter ihrem Strömen verstecken; er zog Schnüre kreuz und quer durchs Zimmer, in allen Höhen über dem Fußboden, und legte Zeitungen darüber, so daß sie wie trocknende Wäsche senkrecht hingen oder wagerecht lagen wie Dächer. In diesen engen Spalten und Zeilen flirrte die Zeit gedrängt, schnell und undurchsichtig selbst dem Auge des Dämons: und voller Freude kroch er auf allen vieren zwischen den rasch[illegible]nden Seiten und unter ihnen, ein gebannt und geborgenes Tier in dem wilden Walde der Zeit, wie er dieses Papierlabyrinth nannte. Einzig die größte Erdkugel nahm er mit in seine Höhle, die sich unter der Platte des Schreibtisches be[illegible], um sie nötigenfalls dem Kriege, wenn der ihn dennoch entdeckte, mit Benzin und Streichhölzern als wohlgefälliges Brandopfer in Flammen zu verbrennen. Aber er kam nicht dazu, denn als am nächsten Morgen der Krieg leibhaft ins Zimmer trat, dröhnenden, sporensingenden Schrittes, mit hängendem Schwerte

und in grauer Uniform, rotwangig jung, in Gestalt seines vergessenen Sohnes, vor der Zeitungswildnis ratlos rufend: „Vater, bist du hier?" da erfaßte ihn ein rasender Mut ob der vertrauten Erscheinung des Widersachers, er schlich sich heran, sprang auf und stand vor jenem, der beim Anblick der elenden Gestalt erschrak und erblich, schrie mit gewaltigem Laut: „Hier, o Krieg, o du Hund, steht Helbret Friedebringer Jarl von Midgart" und warf ihm die Hände um die Kehle, ihn zu erdrosseln. Aber der andere blieb stärker, zudem wandelte den Alten Schwäche und Ohnmacht an, und der Sohn, gekommen Versöhnung und Abschied zu erwirken, bevor er zur Schlacht zog, trug ihn auf den Armen in sein Bett, telephonierte herrisch nach Arzt, Wagen und einem Zimmer in dem Sanatorium des Ortes und sprach dann während des Wartens verächtliche und grimmige Worte zur Mutter, die Fremden Hilfe gebracht, das Elend im Hause aber nicht bemerkt habe, wobei die Dame verlegen beiseite blickte. Dann holten sie den Richter Helbret nach einem Orte, wo es ihm gut ging.

Die Politisierung der Unpolitischen

Von Wilhelm Hausenstein

I

Es ist unmöglich, dem Politischen zu entrinnen. Jede Leugnung dieser Unmöglichkeit ist ein barer Trugschluß.

Da wir alle in die Zusammenhänge des gesellschaftlichen Daseins eingezogen sind, tragen wir alle die Kennzeichen dieser Zusammenhänge. Da die gesellschaftlichen Zusammenhänge die ursprünglichsten Voraussetzungen für unsere Geltung innerhalb der Öffentlichkeit, ja bis zu einer bestimmten Stelle sogar die entscheidenden Voraussetzungen für unsere Geltung in unserem privatesten und persönlichsten Dasein sind, ist es einfältig, diese Zusammenhänge zu leugnen, Dummheit, sie nicht zu wissen.

Ist die sächliche Einwirkung des Politischen als des Inbegriffs alles Wirtschaftlichen, Gesellschaftlichen, Staatlichen, Gemeindlichen, alles Öffentlichen überhaupt und selbst aller Ausstrahlung des Privaten ins Öffentliche — ist die objektive Einwirkung dieses Politischen auf alle Formen des Daseins be-

dingungslos, so ist es zunächst, das heißt für die untersten Folgen der Einwirkung gleichgültig, ob diese Einwirkung von einem politisch erhellten Bewußtsein mit subjektiver Einschätzung des politisch Bedeutsamen aufgenommen wird oder ob diese Einwirkung auf ein politisch stumpfes Bewußtsein stößt und sich jenseits subjektiv bewußter Empfängnis lediglich sächlich in das Dasein des Einzelnen einwurzelt. Wer vom Politischen nichts weiß, ist vor den Folgen des Politischen darum nicht etwa geschützt. Wer sich unterfängt, sich dem Politischen entziehen zu wollen, wer den Aberwitz wagt, das Politische für seine Person zu leugnen, erreicht nichts; er wird dafür nur an einer anderen Stelle, deren politisches Geheimnis ihm verschlossen bleibt, ein Wechselbalg der Politik. Das Unbewußtsein gegenüber der Politik macht den Unbewußten bloß subjektiv unpolitisch, aber niemals objektiv unpolitisch. Das bedeutet: es entzieht ihn niemals der politischen Determination.

Verhält es sich so — und es ist unbestreitbar, daß es sich so verhält —, dann ist es Kindervergnügen, sich ohne Erkenntnis des Politischen oder mit dem Versuch einer bewußten Selbstentfremdung gegenüber dem Politischen abseits ein apolitisches Reich aufbauen zu wollen. Der apolitische Zustand ist unter allen Umständen eine Finte. Die ästhetische Weltanschauung ist ein besonders miserabler Gründerschwindel. Das Politische wohnt, einerlei ob es bewußt wird oder nicht, dem Leben des Menschen inne. Es gibt keine Tätigkeit und keinen Zustand, die sich nicht auf Politisches stützen oder Politischem entgegenlaufen. Ob sie es weiß oder nicht: auch die Kunst ist eine Verzweigung des Politischen. Auch die Kunst gibt keine Bürgschaft gegen die Wirkungen des Politischen. Es gibt überhaupt keine Versicherung gegen das Politische — ja nicht einmal gegen jene Handhabung des Politischen durch die politisch Bewußten, die Politik genannt wird. Verleugnest du das Politische und die Politik, so erreichst du damit nur, daß ich Politik mache — Politik über deinen Kopf hinweg, auf deine Kosten, zu deinem Nachteil, der dir unvermeidlich eines Tages schwer empfindlich wird. Sehe ich geflissentlich am Politischen und an der Politik vorbei, so erwerbe ich damit nur das fragwürdige Glück, zu ertragen, daß du Politik treibst und auf meinen duldsamen Rücken steigst. Ich verdränge dich oder du verdrängst mich — und zwar nicht bloß aus der freien Geltung im öffentlichen Dasein, sondern auch aus der Arbeit am eigenen Leben, das die Aufgabe hat, seine besonderen Maße auszufüllen. Der Politische verdrängt den Unpolitischen selbst aus dem persönlichen Raum, denn er ist immer der Stärkere. Er zerbricht sogar den Spiegel, in dem der Unpolitische die Entfaltung seines eigensten Reichtums ungestört zu beschauen hofft.

Ist das Politische und die Politik unter allen Umständen wirksam, auch in der Welt des Menschen, der sich apolitisch wähnt, so kann es nur eine Rettung geben: den Mut nämlich, der die Bedeutung des Politischen und der Politik entschlossen anerkennt und tätig das macht, was ohnedies geschieht — vielmehr tätig zu seinem Vorteil lenkt, was sonst sächlich wider ihn sich selber durchsetzt. Ist es unmöglich, den Wirkungen des Politischen und der Politik aus dem Wege zu gehen, so wird es für den Unsentimentalen zur Selbstverständlichkeit, als bewußter Politiker Wirkungen zu formen: das sich ereignende Objektive in ein getanes Subjektives zu verwandeln, die Logik des Sächlichen in den handelnden Willen des persönlichen Lebens einzuleiten, das Politische in Politik umzusetzen — wie der Ingenieur, der aus strömendem Wasser geordnete und zeugende Kraft macht.

2

Die einzige Möglichkeit, das Politische zu erledigen, besteht darin, daß man — daß jeder — das Politische durch bewußte Politik auf die Höhe einer anreizenden Idealität erhebt.

Die Auseinandersetzung mit dem Politischen ist freilich nicht ohne moralische Gefahr. Diese Gefahr besteht am wenigsten für die Arbeiter. Als sie aus dem Zustand politischer Unbewußtheit, in dem sie nichts gewesen waren als Gegenstände des Politischen und der Politik, in den Zustand bewußter Politik übertraten, da waren Form und Inhalt ihrer Politik durch die unzweideutigsten Lebensinteressen vorgeschrieben: die geradezu körperliche Ursprünglichkeit ihrer Interessen gab ihrer Politik die Farbe des Obligatorischen. Denen aber, die wir Geistige und Künstler nennen und die im allgemeinen noch mehr als die Kleinbürger den Kreis der Unpolitischen füllen, ist Politik in dem Moment, in dem sie Politik zum erstenmal erleben, zumeist nach Form und Inhalt etwas Fakultatives.

So kommt es, daß sie sich der Politik meist bloß unter außergewöhnlichen Verhältnissen erschließen. Revolutionen und Kriege geben geschichtliche Beispiele. Wo das Politische überrascht, wo es romantisches Gesicht wird, da ist der Unpolitische wohl leicht versucht, Politik zu treiben. Wir haben erfahren, daß damit für die Politik nichts zustande kommt. Es handelt sich nicht darum, da Politik zu treiben, wo das Politische aufregend wird und also verzückte Anschauung herausfordert. Es handelt sich um eine schwerere Aufgabe: darum nämlich, das Politische gerade da auszulösen, wo es heimlich und unscheinbar ist. Die politisierten Unpolitischen, deren Gefühl nur auf Krieg und Revolution

erwidert, sind nicht politisiert. Ihr ewig musischer Statusquo ist unverändert. Sie machen nicht Politik, sondern Kunstgeschichte. Es kommt aber darauf an, durch das Erlebnis des Politischen und durch die politische Leistung den Gegensatz zwischen beschaulicher und tätiger Beziehung zur Welt herauszuarbeiten. Solange der Intellektuelle, der Künstler, der Unpolitische nur durch die dröhnende Tuba, durch die steigenden Feldadler, durch die rote Fahne zu politisieren ist, kommt er über bloße Phänomenologie, also über ein — wie immer geartetes — ästhetisches Verhältnis zur Welt nicht hinaus. Dies aber ist gerade der Sinn der Politik, daß sie die andere Seite zeigt: jene Vorderseite des Daseins, auf der die unmittelbarste Wirkung des Denkens und Wollens im Gegenständlichen gefordert ist.

Es war von je und je bezeichnend, wie rasch sich die Dithyrambiker, die sich durch die heftigen Ereignisse politisiert glaubten, von Kriegen und Revolutionen empfindsam wieder zurückgezogen haben. Es konnte nicht anders sein. Politisch sein und Politik machen heißt nicht etwa, anschauend im Bild historisch-politischer Erscheinungen verweilen, sondern politische Denkantriebe erobern und politische Willensstöße vermögen. Hier versagen selbst die politischen Historiker. Auch sie begnügen sich damit, mehr oder minder gut das Bildmäßige der Geschichte zu erweisen: wichtig erscheint ihnen das Abgerundete der Ereignisse, unerlaubt der eigene politische Zorn, für den sie das Wort „Tendenz" erfanden. Vom Standpunkt ihrer Wissenschaft dürfen sie immerhin nicht anders sein — wohl aber von dem für alle wahrlich nicht minder gültigen Standpunkt der Politik. Sehr wenige Historiker der Politik sind auch Politiker gewesen. Treitschke und Mehring sind Ausnahmen. Ihre historischen Darstellungen sind vom politischen Nerv bewegt. Im Grund hat es diesen Darstellungen nicht geschadet. In jedem Falle sind sie Politiker, und dies ist zuletzt jederzeit wichtiger, als Historiker zu sein.

Dies ist die Bedeutung der Politik, daß sie antimusisch ist. Nicht, daß sie die Kunst vernichten müßte oder könnte. Aber was sie kann und was sie müßte, ist dies: den Menschen auf einen Gegensatz stellen, damit er den Widerspruch des Lebens in seiner ganzen erstaunlichen Spannweite ermesse — den musischen Menschen vor sich selbst dauernd in Zweifel ziehen, damit er im Gesamtgebiet des Lebens kein Idiot sei.

3

Wenig ist in der Geschichte des deutschen Geisteslebens so zu beklagen, als dies, daß wir von Lessing keine politischen Schriften haben. Mit ihm begann

— nachdem die politische Überlieferung des Humanismus, die sich prächtig in Hutten verkörpert hatte, abgerissen war — in Deutschland die Politisierung der Unpolitischen. Sie begann mit einer Zuverlässigkeit des Instinkts, die heute noch nicht allgemein begriffen ist, obwohl Lassalle sie in einer glänzenden Schrift schon 1861 als das Entscheidende des Lessingschen Geistes gepriesen hat.

Hat Lessing keine geradezu politischen Bücher geschrieben, so war sein Genius gleichwohl politisch: insofern nämlich, als sein Verhältnis zur Welt ein unerhörtes Maß von Unmittelbarkeit, von Nähe, von Wirklichkeitsgefühl, von zeitgenössischem Empfinden für das Augenblickliche und im Augenblick Gegenständlich-Wesentliche enthielt. Die Literarhistoriker sprechen von Realismus und meinen — was sie nicht verstehen — Politik. Das, was uns an Lessings Drama irgendwie fremd — die Bequemen sagen zuweilen: unkünstlerisch — erscheint, ist eben das Politische seines Geistes, der für das Dingliche ein gleichsam praktisches Gefühl besitzt und gleichsam politisch bewertend, politisch verschiebend sich um das Wirkliche bewegt.

Dies Politische als Element seines Naturells und — im Zusammenhang damit — der sprungbereite, unvergleichlich auf das augenblicklich Wichtige gestimmte, unvergleichlich zugreifende Kritizismus seiner vernunftgewissen und zugleich naturstarken Aktivität sind der Beginn der Politisierung des deutschen Geistesmenschen. Der Geistesmensch streift hier das Berufsmäßige, die Schranke der Einzelhaft ab. Die Abstraktion gewinnt hier, ohne den Adel ihrer Gesinnung einzubüßen, das Tempo und die rassige Körperlichkeit der Politik.

Dieser glorreiche Beginn der Politisierung des unpolitischen Geistesmenschen formte sich in Lessing zu einem ungewöhnlich persönlichen Ereignis. Gleichwohl war dieser Beginn im Grund zeitgeschichtlich-unpersönlich. Es kamen Geschlechter von Verwandten — oder es kam wenigstens in ihnen ein verwandtes Element. Nun erschienen Herder, Möser, Schlözer, der alte Körner, Schubart, Seume, Schiller, Goethe, Kleist, Fichte.

Sind sie politisierte Unpolitische? Ohne Zweifel. Man muß die Maße ihrer Zeit an sie anlegen. Das Politische hatte damals — und gerade in Deutschland — noch nicht die Form einer technisch gespitzten Betriebsamkeit: noch nicht die Form, die heute unentbehrlich ist und verstanden werden muß — übrigens von einem Lessing sicher beherrscht würde, lebte er heute. Das Politische war damals ein sich nur als Ganzes umfassender Begriff, war eine Richtung, war ein unaufgelöster, allgemeiner Wert, zu dem das Denken hinsteuerte. In solchem Sinn ist Herder politisch. Das tief Pragmatische seiner Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, jenes Pragmatische, das aus dem leben-

digen Gefühl für Historisches entspringt und das Geschichtliche in einem ganz gegenwärtigen Dasein objektiv-tendenziös, ja subjektiv-absichtlich zusammendrängt — es ist das Politische der Zeit. Die „Räuber", „Kabale", der „Götz", die Werke der Stürmer und Dränger sind nicht nur politische Parabeln, sondern unmittelbar gesellschaftliche Elemente der Zeit. In Fichte wird die klassische Philosophie praktische Konsequenz mit schon spezialpolitisch gestalteten Forderungen. Möser wird Patriot und Nationalökonom, Schubart Agitator; Schlözer opponiert wie Harden in seiner guten Zeit. Christian Gottfried Körner, der stille, maßvolle Vater Körner hält gegenüber den schwächlichen Bedenklichkeiten des späteren Schiller den Glauben an die politische Bedeutung der großen französischen Revolution fest. Stärker und bewußter und größer, antikischer als alle wird Seume reiner Politiker. In ihm wird der deutsche Klassiker und Philologe beinahe zum Nurpolitiker. Er schreibt den Satz: „Ich glaube, jedes gute Buch müsse näher oder entfernter politisch sein." Er formt die Programme der Zeit: Aufhebung der Leibeigenschaft, Beseitigung aller Feudalverfassung, überhaupt jeder mittelalterlichen Rechtsbindung und Geisteskonvention, bedingungslose Gleichberechtigung aller, Republik, Kampf gegen die indirekte Steuer, Einführung eines demokratischen Steuerkatasters für direkte Besteuerung.

Gleichwohl war diese Politisierung des unpolitischen Untertanentums zumeist nicht ohne Bruch. Wir müssen es zugeben: das Politische hätte in der Zeit doch mehr sein können als ein Allgemeines, wenn die bis heute freilich fast ungesehene Gestalt Seumes möglich war.

Dort vollzog sich die erste Katastrophe der Politisierung des unpolitischen Deutschen. Der politische Optimismus mündete in den ästhetischen Optimismus von Weimar. Der trostlose politische Zustand Deutschlands mochte es freilich unmöglich machen, überhaupt den Punkt zu finden, an dem sich der politische Idealismus und die politische Not verantwortlich an der Politik beteiligen konnten. Wo war ein politischer Markt? Wo war eine politische Bühne? Wo war die Möglichkeit politischen Organisierens, ohne die es keine Politik gibt?

Die Unterlage fehlte. Der Angriff hatte ein Ziel, aber keinen Standpunkt.

Die Klassiker verzichteten. Sie dienten der Dichtung. Diese Dichtung war ihre menschliche Rettung vor dem politischen Nichts der Zeit — aber auch ihre politische Verzweiflung. Sie stellten wider alle Lessingsche Überlieferung die ungeheuerliche Lüge auf, daß nur in der Umkehrung aller normalen Lebensstatik Rettung sei: nur durch die Kunst geschehe die Läuterung der

Menschheit — auch die politische. Die französische Klassik, die wir in Deutschland darum auch verachten lernten, war die natürliche Frucht des strotzenden politischen Reichtums im Frankreich des Barock. Shakespeare war die natürliche Höhe der politisch gewaltig ansteigenden englischen Wirklichkeit. Die deutsche Klassik aber war das größte der Wunder: sie wuchs über einem politischen Nichts. Die politische Substanz, die das werdende Preußen gab, genügt nicht, ein Wunder zu erklären. Die deutsche Klassik war wirklich die Paradoxie des Münchhausen, der sich selber aus dem Sumpf zog.

Die Unmöglichkeit des Verhältnisses mußte zum Trauerspiel reifen. Schillers tragische Dichtung ist in viel tieferem Sinn Tragik, als wir ahnen. Sie ist die Tragik des Menschen, der um die politische Entfaltung im Wirklichen betrogen wurde. Goethe rettete sich und seine Kunst nach Italien, wo beide der Politik noch sicherer enthoben waren.

Resignation gegenüber dem Politischen wurde zur Lästerung. Goethe schrieb, als er 1806 den Rheinbund und die Katastrophe des tausendjährigen deutschen Reiches erfuhr:

„Zwiespalt des Bedienten und Kutschers auf dem Bock, welcher uns mehr in Leidenschaft versetzte, als die Spaltung des römischen Reiches."

Schiller, dessen Jugend von politischer Wut erfüllt gewesen war und ein mächtiges erstes Drama, die „Räuber", prachtvoll verschwendet hatte, bekannte 1795 mit erschütternd kläglichem Witz:

„Es ist im buchstäblichen Sinne wahr, daß ich gar nicht in meinem Jahrhundert lebe, und ob ich gleich mir habe sagen lassen, daß in Frankreich eine Revolution vorgefallen, so ist dies ungefähr das Wichtigste, was ich davon weiß."

Kant aber, der unverbesserliche Anwalt der Grundsätze von 1789, bemühte sich alsbald mit einer Selbstironie, die Tragödie war, die politische Harmlosigkeit der reinen Vernunft zu betonen. Er schrieb von den republikanischen Philosophen:

„Diese Klasse ist ihrer Natur gemäß nicht geeignet, Zusammenrottungen zu bewirken und Klubs zu stiften, kann also vom Argwohn, daß sie gefährliche Propaganda mache, nicht getroffen werden."

War das heilige römische Reich deutscher Nation vordem nicht eines der ungeheuersten Kulturideale gewesen? Konnte man es, als es entsittlicht war, so mit dem Fußtritt begraben? War es um seines politischen Begriffs willen nicht mehr wert als sein verdorbener Inhalt? Zehn Jahre — und es sollte wieder Sinn erhalten. Der Rheinbund: war er nicht ein Werk verschärften

Lebens? Wie konnte man dieses Leben beiseite lassen? Es lag ein tiefer Sinn darin, wenn Napoleon bedauerte, daß Goethe nie Paris erlebt hatte.

Einer war in Paris gewesen — nicht nur in Syrakus: Seume. Er und Fichte und Kleist waren fast die einzigen, die politischen Stand hatten. Aber sie gehörten halb schon der neuen Zeit an.

Mit Seume, Fichte und Kleist begann der Rückschlag gegen den ästhetischen Optimismus der Weimarer. Im übrigen sollen wir nicht vergessen, mit welchem Eifer Goethe kameralistischen Aufgaben oblag und wie politisch der zweite Teil des „Faust" und der „Wilhelm Meister" doch sind. In Kleist steigerte sich der vibrierende Instinkt für das Gesellschaftliche und überhaupt für das Politische, der in Lessing eine rationalistische und enzyklopädistische Farbe hatte, zur Unheimlichkeit des unberechenbaren Genies. Wilhelm von Humboldt, der Dichter und Philologe, war praktischer Diplomat und reflektierte über das Verhältnis zwischen Staat und Individuum. Die Burschenschaft kannte nichts als das Politische. Sie setzte sogar einen bis dahin unerhörten, im Kraftmaß vielleicht nur durch die Generation des Sturms und Drangs vorbereiteten Radikalismus aus sich heraus: den Radikalismus der Gießener Schwarzen, der Jenaer Unbedingten, des Privatdozenten Karl Follen und des theologischen Attentäters Sand. Rein formal war auch der Konservatismus der Romantik und sogar der Historizismus des jungen Ranke nichts anderes als der politische Wille der Radikalen: in beiden Lagern handelte es sich um einen Rückschlag gegen den ästhetisch-apolitischen Optimismus der Klassiker, und nicht selten mischten sich radikalste und reaktionärste, realistische politische und ästhetisierende neugotische Gedanken und Triebe.

Doch auch hier kam der Bruch: das Pathos, das 1813 geboren war und 1817 auf der Wartburg den außerordentlichen politischen Erregungen von 1813, 1814, 1815 Altäre baute, flaute ab, und es blieb kaum etwas als eine deutsche Carbonaria. Das Biedermeiertum war ästhetisch gewendete Loyalität: also Verzicht auf die Politik. Heines Politik blieb sehr in Ressentiment, Pamphlet und Epigramm befangen. Der sozialistische Gutzkow meinte höchst ideologisch und reichlich ästhetisch, die proletarische Frage sozusagen außerhalb ihres Elements, durch einen Bund der Ritter vom Geist zu lösen, die den Vorzug haben, nicht an der Frage beteiligt zu sein. Das Jahr 1848 ging in Deutschland nicht über den Rahmen der Tragikomödie hinaus. Es rächte sich auch hier, daß man mit romantischen Ideologien angefangen hatte, statt mit ihnen abzuschließen. Das Paulsparlament dichtete Politik, statt Politik zu verwirklichen. Zum drittenmal scheiterte die Politisierung der Unpolitischen.

Sie scheiterte als Politisierung der unpolitischen Bürgerlichkeit. Sie scheiterte nicht als Politisierung der Masse. Endlich gewann der Prozeß der Politisierung seinen normalen Aufbau: nun ging er von der Existenz selber aus — vom Willen zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Existenz als den Voraussetzungen alles öffentlichen und privaten Daseins. Die natürliche Reihenfolge der Voraussetzungen wurde endlich erkannt, nachdem die Geschichte dreimal die nämliche Lehre erteilt hatte: die Lehre, daß es unmöglich sei, von der Schönheit zur Politik zu kommen, und daß man umgekehrt vom Politischen zum Schönen schreiten müsse.

Auf dem Weg von der Dichtung her bedeutete der schier unvergleichliche Georg Büchner, auf dem Weg von der Philosophie und der Philologie bedeutete Lassalle den Übergang.

Büchner schrieb an Gutzkow die Absage des jungen Sozialismus an das junge Deutschland, das seine halbe Herkunft aus dem Literarischen, Bürgerlichen und Romantischen trotz alles tätigen und politischen Gefühls für Wirkliches nie ganz verleugnen konnte:

„Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten geteilt und muß von der ungebildeten armen Klasse aufgefressen werden; das Verhältnis zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt; der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin, und nur ein Moses, der uns die sieben ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie ... Um aufrichtig zu sein: Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht gerade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformieren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell; wären Sie je direkter politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und der ungebildeten Gesellschaft hinauskommen. Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Konzessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältnis zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für sie gibt es nur zwei Hebel: materielles Elend und religiösen Fanatismus. Jede Partei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsere Zeit braucht Eisen und Brot — und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in sozialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volke suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein

Ding wie diese zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langweile zu vertreiben. Sie mag aussterben. Das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann."

In einer Jugend und in einer Zeit, die ihm nicht erlaubten, Politisches zu verwirklichen, ist Büchner gestorben. Ein tragischer Mensch wie Büchner, doch glücklicher durch Erfolg forderte ein knappes Menschenalter später Lassalle — als trefflicher Verwalter des Lessingschen Erbes — die Initiative um ihrer selbst willen. Er pries an Lessing nichts so fanatisch als „die zum Bewußtsein gekommene Überlegenheit des Subjekts über die Welt seiner Überlieferungen". Er pries erregt das „Insurrektionelle" an Friedrich dem Großen. Er pries an Lessing und an dem König „die geistige Gegenwärtigkeit". Von dieser Voraussetzung kam er zu bestimmten politischen Forderungen. Wie er alles Konventionelle haßte, so haßte er vor allem die Gefahr der Konventionalisierung der ihm teuren klassischen Philosophie. Sie sollte nicht akademisch, sondern politisch werden. So schrieb er in seiner kleinen Schrift von 1862 über „die Philosophie Fichtes und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes" folgende Sätze über den deutschen Nationalgeist:

„Dieser (deutsche) nationale Geist selbst ist . . . seinem Inhalt nach nichts anderes als der Drang nach einer von der innersten Gedankengrundlage der Wirklichkeit ausgehenden, immer tieferen und intensiveren Bewältigung der wirklichen Welt durch die Innerlichkeit des Geistes, der Drang nach einer von der gründlichsten theoretischen Erfassung jenes Gegensatzes ausgehenden immer innigeren Versöhnung des Geistes und der realen Welt."

Das ist nach Lassalle der deutsche Nationalgeist, wie er — gestaltet durch die Überlieferungen Kants, Fichtes, Schellings und Hegels — sein muß, sofern er wirklich seinen eigenen Sinn erfüllen soll.

Lassalle erkennt sehr gut, daß dieser deutsche Idealismus nur dann einen politischen Wert hat, wenn dieser Idealismus politische Wirklichkeit wird. Er begnügt sich nicht mit der philosophischen Spekulation. Er politisiert sie unmittelbar. Nachdrücklich verweist er auf andere Völker, die durch „das Zerbrechen der Wirklichkeit", durch „die vollbrachte Tat" ihre nationale Bedeutung entwickelten. Er denkt dabei an England, aber mehr noch an Frankreich: mit Vorliebe verweilt er ja stets bei dem „praktischen Idealismus" des Volkes der großen Revolution. Und nun fordert er vom deutschen Nationalismus leidenschaftlich, daß seine ideale Geistigkeit praktisch werde. Es handle sich darum, vom deutschen Idealismus

„auszugehen, keineswegs aber und unmöglich bei dieser nur theoretischen Be-

wältigung stehenzubleiben, die sonst vielmehr, wenn sie die Wirklichkeit sich noch als einen Gegensatz gegenüber bestehen ließe, statt jener tiefsten Versöhnung, welche das Los und die Arbeit des deutschen Geistes bildet, gerade zum grellsten Kontrast und zur unglücklichsten Zerrissenheit des Bewußtseins in sich selbst verurteilt wäre".

Das ist der Umschlag des deutschen Idealismus. Es konnte nur ein Umschlag zum Sozialismus sein. Enthielt die klassische Philosophie und die klassische Dichtung jenen großen Imperativ, der eine ideal geordnete Menschheit fordert, so konnte der Imperativ politisch-praktisch nur in der Form eines sozialistischen Manifestes erscheinen.

Mit einer seiner schneidenden Formulierungen wandte sich Lassalle an Schultze-Delitzsch, in dem er den optimistischen Formalismus der bürgerlichen Vulgärökonomie verabscheute und vernichtete. Da stellte er in unvergeßlicher Art die These auf:

„. . . daß diejenigen, welche Maßregeln einführen wollen, deren Resultat es sein muß, im Lauf der Entwicklung das Schalten des Zufalls zu beschränken und aufzuheben, ihn, soweit er nicht überhaupt zu beseitigen, auf die Gesamtheit aller zu verteilen und so das erdrückende Gewicht, mit welchem er sonst auf die einzelnen stürzt, für alle unfühlbar zu machen — —, daß diejenigen, welche dieses wollen, mit der Beseitigung des Zufalls, mit dieser vernünftigen Berücksichtigung des Gemeinsamen und Solidarischen . . . die Zurechnungsfähigkeit, Selbstverantwortung und Freiheit der Einzelnen erst herstellen, nicht aufheben wollen; daß sie ihr erst Raum und Boden schaffen wollen, sich zu betätigen, während sie jetzt von den als rohe Naturmacht auftretenden gesellschaftlichen Zusammenhängen erdrückt und verschlungen wird."

Dies ist ein Programm des Sozialismus — das heißt ein Programm rationellen Ordnens, Regulierens und Organisierens für eine national geschlossene Gesellschaft. Aber es ist zugleich das höchste Programm der Ordnung für das Verhältnis der Völker zueinander: ein formales Ideal planvoller, rationeller und insofern gerechter Ausgleichung weltpolitischer Lebensnotwendigkeiten der Völker gegeneinander. Man wird den Weltpolitiker Lassalle nie verstehen, ohne diesen Hintergrund mitzusehen, der sein Bild der Unsterblichkeit entgegenhält.

Der bürgerliche Liberalismus war im Bann des ästhetischen Optimismus gestanden. Er hatte sich an das Phänomenale, an die schwungvolle Gebärde einer rein formalen Freiheit gehalten. Der Sozialismus Lassalles zerbrach diese Finte. Nun erst war der deutsche Idealismus wahrhaft politisiert: er war bei der Substanz des Daseins angekommen. Und mehr, er war bei dem Ideal der

Tätigkeit angekommen. Denn der Sozialismus ist als Prinzip der Regulierung das ungemeinste Prinzip der Tätigkeit: er will nichts Geringeres als die tätige Verwirklichung der historischen Objektivität durch die bewußten Subjekte.

Die radikalste Politisierung unserer Begriffe aber brachte Marx. Wie Lassalle war er von der klassischen Philosophie ausgegangen: doch um sie auf dem Weg über Feuerbach katastrophal zu verleugnen und ihr die reine Sozialökonomie gegenüberzustellen. Es kommt nicht darauf an, das Ereignis philosophisch zu prüfen. Es kommt darauf an, seine praktische politische Geltung zu erkennen, anstatt sich in philosophischer Bedenklichkeit mit einem vierten Rückzug um ein Problem von rein politischer Verbindlichkeit herumzuschwindeln. Wir müssen die entscheidende Tatsächlichkeit des Politischen und darum die Notwendigkeit der im Wirklichen tätigen Politik bekennen.

4

Es kommt darauf an, zu wissen, daß Kultur vor allen Dingen Politik heißt. Es kommt darauf an, zu erkennen, daß der Unpolitische gegenüber dem Ganzen des Lebens der Banause ist. Es kommt darauf an, zu erkennen, daß der allgemeine politische Geist der Antike der Nachahmung würdig ist, weil die Politik den selbstverständlichsten Weg zum Dasein bedeutet.

Es ist falsch, zu meinen, die Kunst oder die Philosophie sei „das Wichtigste". Das Wichtigste ist es, daß sich die Menschheit im Gesamtwerk des Daseins geltend mache. Diese Aufgabe ist allgemeiner als alle Kunst und alle Philosophie, die immer nur die edelsten Phasen dieser allgemeinen Geltung der Menschheit im Leben sein können.

Ein Dasein, das rein musisch abläuft, ist notwendig ohne die Spannung der Fülle und ohne die Erotik des Ganzen.

Allein — wem wäre es zuweilen nicht das höhere Ideal, in der über Tätigkeit erhabenen Anschauung der beruhigten Vollkommenheit chinesischer Kunst zu verweilen? Wir sollen bekennen, was in uns ist.

Wir leugnen es nicht. Aber wir können dies Ideal nicht aufrechterhalten. Wir — die Europäer. China hat uralte politische Substanz. Wir aber müssen nicht nur Europa, sondern zunächst noch unsere Nationen, unsere Klassen, unsere Individuen mit politischer Substanz sättigen. Uns bleibt einstweilen kein höheres Ideal als das der Tätigkeit. Und wollten wir in die Südsee entrinnen, um allem Politischen aus dem Weg zu gehen, so würde das Politische als Bestimmendes uns auch dorthin folgen. Man kann ihm nicht ausweichen. Also muß man es formen.

Also muß man alle Elemente unseres Lebens, die das tätige Formen des Daseins hemmen, in ein begrenztes Verhältnis setzen. Dinge wie Entwicklungsdogma, Kritizismus, wie unentwegte Darstellung von Zuständlichkeiten, wie Hingebung an die Dialektik des Objektiven können lähmen. Es geht nicht darum, ihre Richtigkeit zu bestreiten. Niemand bestreitet sie. Es geht überhaupt nicht um bloß Logisches. Es geht um den Wert dieser Dinge für das politische Tun.

Wer leugnet, daß die Geschichte ihre unpersönliche Dialektik hat? Aber es kommt nicht nur darauf an, diese Dialektik zu erkennen, sondern auch darauf, die Erkenntnis zugleich ins Politische hinein zu verwerten und umzuwerten. Es handelt sich beispielsweise darum, das Politische auch dem Historischen als ein Besonderes gegenüberzustellen. Es kommt, spezieller zu sprechen, unter anderem darauf an, ein so lebendiges Wissen wie das Wissen um die Dialektik des Historischen — den Marxismus — nicht in einer räsonierenden und ironischen Kontemplation untergehen zu lassen, sondern daraus ein Gebot des Handelns im Großen wie im Kleinen zu entnehmen.

Wer leugnet die Bedeutung einer erschöpfenden Darstellung? Gleichwohl ist sicher, daß wir zu viel darstellen.

Ist unsere technische Aktivität ein Tun?

Ist die Zuständlichkeit unserer Demokratien um das Maß von Ereignis und Tätigkeit vermehrt, das sie erträgt?

Das Schwerste wird es sein, die Grenze zu ahnen, an der das, was sächlich unvermeidlich ist, ins Gebiet der subjektiven Exekutive herübergezogen wird. Diese Grenze ist die Grundlage aller Politik.

Die Dilettanten werden in der Nähe dieser Grenze unsicher: sie tun mehr oder weniger, als geschehen kann. Sie neigen schon vor und erst nach dem Moment, der im Zusammenhang und nach den Verhältnissen eines ganzen Daseins geeignet ist, zur Geschäftigkeit, zum Willenspathos, zur exzentrischen Formulierung der Lage und des Ziels — oder aber zur hypochondrisch zurücksinkenden Anschauung.

Nichts ist schwerer als politisch handeln. Arbeiten wir immerhin an einer Überlieferung für die Kommenden — auf die Gefahr, daß unser Takt noch entgleise!

Für alle, die gewohnt sind, in geistigen und künstlerischen Dingen zu leben, enthält der unvermeidliche Entschluß zur Politik die schwere Forderung, sich subjektiver Empfindsamkeit auf eine Strecke zu entschlagen und einfach tätiges Element sein zu wollen: Element — das heißt ein Fragment der genossenschaftlichen Bedingtheit, ein Stück vom Torso der allgemeinen Anonymität, die da

arbeitet, ein Kapitel jener tätigen Dinglichkeit der vielen, die keinen Anfang und kein Ende haben und dennoch unverdrossen mit dem Hebel an der Last der Materie schaffen. Es wird gefordert, daß man — Führer wie Geführter — ein Teil im Zusammenstrom des allgemeinen Wirkens sei. Das bedeutet für die, denen es um den die Dinge und die persönlichen Empfindungen auszeichnenden Gehalt des Wortes und des Bildes zu tun ist, bis zu einem bestimmten Grad den Verzicht auf das freigebige persönliche Formulieren und auf die glückselige und qualvolle Unbesonnenheit des Formulierens — also auf das Verschwenderische der Kunst überhaupt. An die Stelle des selbstisch und naiv Erscheinungsmäßigen einer Dichtung, eines Bildes tritt die Frage der direktesten Wirkung: die Frage, die jeden in den Bereich unmittelbarer und oft öder Verantwortungen hineinzieht. Der Künstler, mag er tausendmal zur Menge sprechen, spricht mit sich selbst; er äußert, unbekümmert um den Wind, der sein Wort davonträgt, sein Erlebnis — äußert die Welt just so, wie sie seine einsam irrende Erfahrung wurde. Anders der Politiker. Er schätzt Folgen ab, kreuzt Diagonalen. Er dämpft das Bedürfnis nach dem Ausdruck, der die Sache überschwenglich richtig bezeichnet und den Künstler als einen persönlich Erlebenden mißtrauenerregend, unheimlich kennzeichnet. Er kann die Dinge nicht bringen, wie er — ipse, ipsissimus — die Dinge bringen könnte, sondern so, wie sie, nachdem sie abgeglichen sind, vulgo heißen und vulgo sind. Denn er hat es, will er positiv wirken, nicht etwa bloß damit zu tun, wie die Dinge objektiv — sozusagen nach dem Abzug alles Gotischen und Barocken — sind, sondern auch damit, wie sie als vulgäre, diplomatische, parteipolitische Widerscheine schräg durch das Bewußtsein der Zeit fahren. Er muß mit Wirklichkeiten auch dann noch rechnen können, wenn sie ihres Wesens beraubt scheinen und zu Banalitäten verhunzt sind — wenn sie also die größte polare Entfernung von der Kunst erreichen. Der Geistige, der politisch denkt und spricht, entäußert sich schwer des Hanges zu Übertriebenheiten, die den Formhunger reizen. Er liebt es, seine Politik ästhetisch einzuführen: siehe Naumann, wie er war.

Allein, es ist nun so: Politik erfordert den Verzicht auf die Fassade. Hat sie Fassade, so ist die Fassade Ergebnis, nicht aber Werk — sofern sie nicht einfach nüchternes Kunststück ist.

Es handelt sich um zwei getrennte Welten: um die Begeisterung der bildnerischen Phantasie auf der einen Seite und um die Entgeisterung der im Stoff Tüchtigen auf der anderen Seite. Es erscheint widerspruchsvoll: aber Tätigkeit des Politikers — gerade Tätigkeit — ist ohne das Anspruchslose eines fast dinglichen Auftretens nicht möglich. Es ist kein Zufall, wenn Napoleon

inmitten alles ſchweren Empirepomps und des Goldes ſeiner Marſchälle die einfache grüne Uniform eines Oberſten der Chaſſeurs zu tragen liebte. Er brauchte den Prunk, um davor einfach zu erſcheinen.

Es iſt ſchwer, den Kontraſt zwiſchen Politik und Kunſt zu beſtimmen, ſchwer, ihn in einem und demſelben Leben zu vereinigen. Allein es gibt ſelbſt deutſche Dichter, die, recht geleſen, gerade in dieſem Zwieſpalt zu Hauſe ſind. Dahin gehören Heinrich Mann und Wedekind. Iſt in ihrem Lebensgeiſt nicht etwas von jener Überlieferung Leſſings, die leidenſchaftlich auf Tätiges, auf Gegenwärtiges geſtimmt war? Von jener Überlieferung, die vom abſtrakteſten Spiel der Arabeske zu einem unendlich tief im Stoff des Lebens verankerten Willen nach der Wirkung im unmittelbar Gegenſtändlichen hinabzuckt? Von jener Überlieferung der Moral und der Politik, die bei Kleiſt zum verzweifelten Dämon wurde und der Göttlichkeit des Kunſtwerks bittere Menſchlichkeit gibt?

Sicher iſt, daß Deutſchland erſt Form haben wird — Form im zuverläſſigſten und höchſten Sinn —, wenn wir es durch bewußte Arbeit im Großen und Kleinen politiſch ſubſtanziert haben. Auch das Opfer der Kunſt ſollte auf Zeiten hinaus einer Menſchheit nicht zu wert ſein, die, vom Politiſchen jäh überraſcht, das Opfer des Lebens unvergleichlich bringen mußte.

Es geht darum, die Reihenfolge der Elemente des Lebens endgültig feſtzuſtellen.

Der Kampf um China

Von B. Lawrence Freiherrn von Mackay

Auf gelbem Feld ein grauslich drohender Drache, mit fünfkralligen Pranken aufgebäumt gegen die rotgeflammte Kugel: das iſt das Wappen Chinas. Man möchte das Sinnbild faſt für eine Ironiſierung des Reichs der Mitte und ſeiner Bevölkerung halten. Denn es ſcheint kaum eine Nation auf der Welt zu geben, die ſo wenig kriegeriſchen, herrſchbegierigen Geiſts iſt, wie die chineſiſche. Die älteſte klaſſiſche Dichtung aus der Zeit der Tſchudynaſtie, mit dem Liſaozyklus als Mittelpunkt, iſt zwar voll von Verherrlichung glänzender Kampfestaten, voll von ſprühender Freude an Waffenklang und Waffenruhm, voll von Begeiſterung für tapfere Mannbarkeit und für alle Sitten und Bräuche, die ſolchen Heldenlebens Begleiterinnen ſind. Aber ſchon die ehernen Klänge dieſes heroiſchen Epos durchzieht als ſanfter Unterton eine elegiſche Klage

über den menschlichen Jammer des Kriegselends, und seitdem der Geist eines Kungfutse und seines spiritus rector Laotse China beschattete, hallt der Schwertgesang nur noch blaß in romantischer Lyrik wieder. Dem Evangelisten des Tao ist das Reich ein Geistesgefäß; es kann nicht gemacht noch durch Kriegsgewalt zusammengehalten oder vermehrt werden. Das Gemeinschaftsleben des Staats ist ihm eine organische Schöpfung, die sich natürlichen Prozesses entwickelt hat und ihrer Entstehung, ihrem Wachstum, ihrer Verwirkung von Materie und Geist, ihrer Selbstdaseins- und Selbsterhöhungskraft nach genau wie das menschliche Einzelwesen wunderbarer ist, als es irgendein Verstand zu begreifen vermag; dem nationalen Organismus kann daher durch Gewalttaten weder etwas genommen noch hinzugefügt werden. „Das Weichste von der Welt überwindet das Härteste; das Nichtseiende durchdringt das Zwischenraumlose." Der Weise von Lu aber, obwohl er als Begründer des neugeschmiedeten Reichs gefeiert wird, das ihn zwei Jahrtausende lang überlebt hat, ist ebensowenig aus dem festen staatsmännischen Kernholz geschnitzt, um ein großer Staatsgesetzgeber nach unseren Begriffen sein zu können. Er gleicht mehr der Art Rousseaus, des Theoretikers, der auf Naturzustände zurückgreift und auf deren primitiven Eckpfeilern das Zukunftsgebäude der Menschheit glaubt aufrichten zu können. Er setzt nicht das Individuum, sondern den Hausstand als Keimzelle des Staatskörpers und betrachtet die Familie, also ein soziales Organ selbst, als primäres Kulturelement, so zwar, daß das Entwicklungsprinzip nicht auf dem Weg Darwinscher Auslese-Kampfgesetze, sondern auf Lamarckschen Bahnen der Anpassung durch Vererbung erworbener Eigenschaften gesucht wird. Durch seine Lehre von den Gegenseitigkeits- und Verantwortlichkeitspflichten zwischen Vater und Sohn, Ehemann und Ehefrau, Brüdern und Freunden, Kaiser und Volk, ist es ihm allerdings gelungen, das Chinesentum in der Bewußtwerdung der Zugehörigkeit zu einem großen, die persönlichen Wünsche und Begierden bindenden und unterordnenden sittlichen Organismus mit seidenen Fäden von wunderbarer Haltbarkeit aneinanderzuknüpfen. Aber andererseits erhellt doch die Nervenschwäche des ganzen Systems sehr deutlich daraus, daß er niemals, auch nur von ferne, den konkreten Staatsgedanken erfaßt und erkannt hat, daß die Lebensgesetze und -zwecke des Staats weder aus den Interessen der einzelnen Menschen und ihrer geselligen Verbände abgeleitet, noch in das philosophisch ersonnene Geistestraumreich allgemeiner Menschheitskultur verlegt werden können, sondern aus seiner eigenen Natur, welche seinem Wesen eines nationalen Körpers gemäß Macht, Selbstbehauptungswille, Ich- und Rechtsentwicklungstrieb ist, bestimmt und geschöpft werden müssen, daß er statt dessen auf die

Bindekraft seines rein ästhetischen Tsetschungho, der „Harmonie der mittleren Linie" als rhythmischer Auswiegung aller Kräfte vertraut, die schließlich zur Begründung eines chinesisch-weltbürgerlichen Universalstaats führen soll. Was es mit dieser Pax Sinica auf sich hat, lehrt die Geschichte. Der angeblich unbewegliche Reichskoloß der Mitte ist in Wirklichkeit von unzähligen kriegerischen und revolutionären Stürmen heimgesucht und geschüttelt worden wie nur irgendein europäisches Staatswesen; die Entwicklungs- und Entscheidungsform dieser Krisenbildungen war allerdings sehr abweichender Art von den abendländischen Zersetzungsprozessen. Periodisch brachen fremde oder rassenverwandte Völker über die große Mauer in den „Tschungkuo", das mittelste Reich ein, plünderten, raubten, sengten, stürzten Dynastien und — tauchten nach mehr oder weniger langer Zeit im Meer des Chinesentums unter, vergleichbar Korallenriffen, die sich fort- und fortbauen, aber eben doch nur verdeckte, vereinzelte Klippen der unergründlichen Ozeantiefe bilden. Die aktive Widerstandskraft Chinas war stets ebenso schwach, wie die passive sich als übergewaltig erwies. Über das äußerliche politische Schicksal eines Reichs von mehr als dreihundert Millionen Einwohnern ist zu dutzenden Malen durch eine Handvoll Truppen entschieden worden. So war es vor fünfzig Jahren, als die britisch-französische „Ewig Siegreiche Armee" mit ihren paar tausend Mann das ganze Land durchzog und schließlich vor den Toren der wehrlosen Reichshauptstadt den demütigenden Frieden von Peking diktierte; nicht anders ging es bei den letzten Revolutionskämpfen, bei denen die Würfel des Kriegsglücks zwischen etwa je zwei Regimentern auf beiden Fronten in den „großen Schlachten" bei Hankou fielen. Dabei ist es um den Löwenmut chinesischer Truppen, dessen Verherrlichung in der amtlichen Geschichtsschreibung stereotyp wiederkehrt, eine eigene Sache; sie können, einmal von der Suggestion der Kampfeshitze erfaßt, mit sinnloser Wut fechten, aber an eiserner Zucht fehlt es so sehr, daß noch heute fast wörtlich gilt, was einst ein General des Kaisers Hianföng in einer Denkschrift bejammerte: „Die Truppen sehen Flucht am Vorabend der Schlacht als alte Gewohnheit, das Preisgeben einer Stellung als ordnungsmäßigen Hergang an." Um so besser weiß der Chinese zwei andere Kampfmittel zu handhaben: den Boykott und den Terrorismus der Geheimbünde. Den Drohungen einer feindlichen Macht sucht man zunächst durch Sperrung des Güteraustausches zu begegnen, und die ebenso weitverzweigte wie feinmaschige, volkssoziale und berufliche Gliederung in alle mögliche genossenschaftliche Verbände, Gilden, Logen macht dieses Werkzeug zu überaus scharfer Waffe. Dringt der Gegner aber dennoch in das Reich ein, so steht ihm die schwierigste Aufgabe bevor, sich mit dem un-

sichtbaren, aber eben darum desto gefährlicheren Feind der Geheimgesellschaften abzufinden. Ihrem Wesen und ihren Zielen nach sind sie ein merkwürdiges Gemisch von proletarischem Kommunismus und anarchosozialistischer Wühlerei. In früherer Zeit mögen sie einmal ehrlich ihr ideologisches Programm der „Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit aller Menschen in der glücklichen Dreieinigkeit Himmel-Erde-Mensch", wie es der berühmte Tientihoei, der Dreiklangbund, formuliert hat, zu verwirklichen gesucht haben; heute sind sie gemeinhin nur die stärksten Stützen der Landplage der Räuberbanden, mit denen sie gemeinsame Sache machen, die sie sogar selbst organisieren, um die gleiche Verteilung der irdischen Güter nach ihrer Weise durchzusetzen, die eigenen Kassen zu füllen, Bauern und Handwerker und Bürger jeden Standes durch Drohungen in die Reihen ihrer „schwarzen Armee" zu zwingen und unablässig jenen umstürzlerischen Fanatismus zu schüren, dessen Gluten so oft und unversehens zum Schrecken Europas und seiner Kulturpioniere emporgelodert sind.

* * *

Es erscheint unerläßlich, sich diese Charakterzüge des chinesischen Staats, seiner Daseinsgrundgesetze und seiner Entwicklungsstrebigkeiten vor Augen zu halten, will man einen festen kritischen Standgrund zur Beurteilung des ostasiatischen Problems gewinnen, das unter allen heißen Weltmachtfragen der kriegsschwangeren Gegenwart sicherlich die rätselhafteste, den letzten säkularen Hintergründen nach wohl auch die schicksalsschwerste und weittragendste ist.

Ein Inselreich, das die europäischen Großmächte noch vor einem Menschenalter fast wie eine politische Null werteten, richtet heute seine berüchtigten einundzwanzig Forderungen an Peking, die nichts anderes bedeuten als: erstens die Unterstellung des ganzen chinesischen Riesenreichs unter sein Kuratel, zweitens eine Herausforderung eben dieser Mächte, denen es zum Hohn auf Dutzend besiegelte Verträge über die Unverletzlichkeit Chinas und die Handelsfreiheit in dessen Gewässern die offene Tür vor der Nase zuzuschlagen droht und deren Kulturarbeit es durch den Strick seiner mongolischen Monroe-Doktrin zu erdrosseln sich anschickt. Ein Auftrumpfen, das man fast als überimperialistischen Paroxysmus bezeichnen möchte; und doch hat der stürmische politische Lenzestrieb sehr natürliche Quellgründe und Bewegungskräfte.

Mit dem Frieden von Portsmouth hatte Japan aller Welt deutlich sichtbar den Grundriß seiner Machtpläne in die ostasiatische Landkarte eingezeichnet. Nach der Niederwerfung Chinas im koreanischen Krieg fielen ihm im Frieden von Schimonoseki Formosa und die Fischerinseln zu: es lagerte sich in breiter

Seefront vor der ganzen oſtchineſiſchen Küſte und machte ſich zum Sprung über die Riu-Kiu-Brücke nach den Philippinen bereit. Der Sieg über die ruſſiſche Heeresmacht brachte ihm dann Liaotung und die Südmandſchurei als „Einflußgebiet", womit es das von allen Seiten umflügelte Korea bereits ſo gut wie in der Taſche hatte. Die Geſamtbilanz des bis dahin in unerhörtem Triumphzug geſicherten Machtgewinns war die Beherrſchung des inneren wie äußeren Gelben Meers und die Beſchlagnahme eines feſtländiſchen Gebiets größeren Umfangs, als er dem Stammland der zehntauſend Inſeln eignet. Die politiſche Schlußfolgerung daraus ergibt ſich von ſelbſt. Bis dahin gingen vom Dynamo des japaniſchen Imperialismus zwei Wechſelſtröme ziemlich gleicher Voltſtärke aus. Auf der einen Seite ſtanden, gedeckt vom Sejukai-Liberalismus und deſſen Schildhaltern, der Flottenpartei, der Großkaufmannſchaft und den Gefolgsleuten des Satſumaklans, die Seemachtpolitiker, die dem Mikadoreich ſeinen geſchichtlichen Inſelcharakter wahren wollten und ſeinem Ausdehnungsdrang entſprechend der Abſtammung ſeiner Jamato-Herrenſtraße den Weg nach der Südſee, dem malaiiſchen Archipel, Melaneſien und der Inſel-Zwergwelt des Stillen Ozeans mit dem Endziel der Beherrſchung der ganzen „Erdhälfte der größeren Waſſermaſſe" wieſen. Auf der anderen Seite lagerte die Gruppe der Feſtlandspolitiker, deren Vorkämpfer und Schildträger die Armeepartei, der konſervative Daidoklub und der Tſchoſchiuklan waren und die das Heil der Zukunfts-Machtgröße Japans im Zug nach dem Weſten und den menſchenarmen Gebieten Nordoſtaſiens ſahen. Denn es iſt klar, daß ein Japan, das ſich ſo gewaltige Fauſtpfänder ſeiner Entwicklung zur Feſtlandsmacht bereits geſichert hatte, durch die Schwerkraft dieſer Gewichte zwangsläufig weiter auf dem eingeſchlagenen politiſchen Trakt vorangetrieben wurde.

Die Bevölkerungsdichtigkeit auf die Geviertmeile berechnet beträgt in:

Japan	335,8
China (ohne Tributſtaaten)	266,0
Vereinigte Staaten mit Kolonien	13,7
Neuſeeland	2,5
Niederländiſch-Indien	1,9
Auſtralien	0,6

Die Überſicht weiſt ſcharfen Lichts, wohin von Natur der japaniſche Ausdehnungs- und Auswanderungsdrang gerichtet iſt: nach der Südſee, Ozeanien, den pazifiſchen Küſtenländern, nicht nach dem zum großen Teil übervölkerten China. Indeſſen löſt ſich das Problem nationaler Machtwerdung nicht einfach

nach solchen Gleichungen physiologischer Wurzel auf. Absolut ist der Auspufftrieb des japanischen Volkskessels überhaupt nicht so groß, wie er relativ erscheint; im nördlichen Hondo und mehr noch in Hokkaido bleiben tausende Tscho kulturfähigen Landes brach liegen, weil die klimatischen Verhältnisse dem Bauern zu hart sind; der malaische, in tropischer Wärme heimatliche Bluteinschlag des Volkes bricht durch. Erst recht kann der japanische Auswanderer natürlich in den rauhen Himmelsstrichen der Mandschurei nicht mit dem härteren Chinesen, vorab den bäuerlichen Kraftgestalten der Hochländer Hunans, ebenbürtig den Kampf aufnehmen. Aber alle diese Bedenken und Schwierigkeiten wiegen heute nichts gegen die politische Wetterlagerung, welche das Fahrzeug des japanischen Imperialismus westlich, nicht südlich oder östlich treibt.

Das Mikadoreich, das England des fernen Ostens, schrecken die Spuren Londons. In Tokio — japanische Politiker haben über das Thema oft genug philosophiert — verkennt man nicht, daß das britische Imperium im wesentlichen auf dem Triebsand von Prestige und politischen Reklamekünsten aufgebaut, daß sein Mauerkern viel zu schwach im Verhältnis zur Bürde der aufgesetzten kolonialen und schwesterstaatlichen Stockwerke ist, kurz daß ein eng begrenztes Inselreich keine dauernd zuverlässige Stütze eines Weltreichs sein kann. Für Japan aber erscheint das Beharren in der meerumspülten, schrankenvollen Einsamkeit doppelt gefährlich, weil dem ostasiatischen Länderkoloß die durchgebildete politische Gliederung Europas fehlt, Tokio also niemals mit Erfolg die Londoner Taktik anzuwenden Aussicht hat, die Gegensätze einer Vielheit festländischer Mächte auszuspielen und am immer wieder aufs neue entfachten Kriegsfeuer ihrer nationalen Eifersucht die Hände britischer Habgier sich wärmen zu lassen. Im Gegenteil! Das Reich der aufgehenden Sonne steht vor der Drohung, daß die heute noch ungelenken Staatsriesen China und Rußland, wenn sie erst mit Hilfe moderner technischer und kulturwirtschaftlicher Mittel von ihren natürlichen Körperkräften vollen Nutzgebrauch zu machen gelernt haben, zu erdrückender Übermacht sich auswachsen; gegen diese Gefahr gilt es, rechtzeitig einen Wall vorzuschieben und Pfeifen zu schneiden, solange das Weidengebüsch im jungen Trieb ist.

Das sind die Grundzüge der Taktik Tokios mit dem Fernblick zu letzten weltgeschichtlichen Problemen hin; auf ihren Mauern baut sich das System der Ausnutzung aller Vorteile der gegenwärtigen Weltkriegslage logisch auf. Wollte Japan auf Eroberungskreuzzüge im Stillen Meer und in den Grenzgewässern des Indischen Meers ausgehen, so bedeutete das nichts anderes als eine Versündigung gegen zwei Grundgesetze diplomatischer Strategie: die Ver-

meidung des Frontalangriffs und der Zersplitterung der Streitkräfte. Es würde damit lediglich die Gesamtheit der europäischen Mächte unnötig aufreizen und den Zusammenschluß derjenigen fördern, deren Uneinigkeit es bisher so trefflich auszunützen verstanden hat. Der Angriff gegen die chinesische Linie hingegen bedeutet für es Rückendeckung gegen Europa im weitesten Sinn; dabei werden die Schwierigkeiten des nach dieser Richtung hin angesetzten imperialistischen Marsches im Westen sehr überschätzt. Man meint, der riesenhafte Umfang des chinesischen Staatsgefüges zwinge Japan zu unwirtschaftlicher Verzettelung der Heeresmacht, und vor allem in Amerika ist man, vertrauend auf den vollgespickten Dollargeldsack, der Überzeugung, daß dem kapitalschwachen Mikadoreich sehr bald die Luft seiner finanzwirtschaftlichen Atmungsorgane ausgehen werde. Alles das sind Anschauungen sehr bedingter Stichhaltigkeit. Seiner heutigen kulturellen Entwicklung nach gleicht China einer Frucht, die unter einseitiger Sonnenstrahlung an der einen Oberflächenhälfte ausgereift ist, während die innere Fleischmasse roh blieb. Die Küstenplätze Chinas und deren Hinterland stehen im Zeichen europäischer Halbkultur, und von diesen Lichtquellen aus ziehen wieder vereinzelte Strahlen, beispielsweise im Jangtsetal bis zum großen Industrie- und Handelszentrum der Zukunft von Hupei, ins Innere des Landes, dessen eigentlicher Körper aber von der Durchleuchtung noch so gut wie unberührt ist. Ein Blick auf jene einundzwanzig Forderungen Tokios genügt nun, um den klugen japanischen Plan zu durchschauen. Es verlangt alle mögliche Vorrechte und Monopole, was den Handel, die Verleihung von Gerechtsamen für Eisenbahnbau, Bergwerksbetriebe, Hafenanlagen, die Verwaltung und Besiedelung in diesen aufgeschlossenen Randgebieten anbelangt, mit anderen Worten, es ist gesonnen, gleichsam den Rahm des chinesischen Butterfasses abzuschöpfen und die Magermilch den anderen Wettbewerbern zu überlassen. Damit löst sich dann das finanzpolitische Problem in glücklicher Weise von selbst. Tokio behandelt die Auseinandersetzung mit China nach dem mittelalterlichen Rezept, daß der Krieg sich selber ernähren muß, nur in modernisierter Formulierung. Ohne sich auf eine großspurige Kriegserklärung an Peking einzulassen, wird es, wenn das diplomatische Schachspiel remis geworden und die militärischen Vorbereitungen beendet sind, kurzweg die Gebiete besetzen, die es als Gehege seines politischen Jagdrechts betrachtet, und hier nach denselben Methoden vorgehen, die es bereits in der Südmandschurei und neuerdings in Schantung so ausgedehnten Maßes erprobt hat: es wird nach Möglichkeit jeden Pulsschlag des chinesischen Handels und Verkehrs unter japanische Kontrolle stellen, wird mit den Truppen scharenweise Händler, Techniker, Unternehmer über das

Gelbe Meer hinüberschicken, um das kriegerisch beschlagnahmte Land friedlich zu durchdringen, und wird so das Schwungrad der heimatlichen Volkswirtschaft in lebhaftes Kreisen mit der Nutzwirkung bringen, daß die Kosten der militärischen Aufwendungen dem Staat in kurzer Zeit durch die Kanäle gesteigerten Nationalreichtums zurückfließen. An irgendwelchen ernsthaften angriffsweisen Widerstand kann China mit seinen etwa hundertundfünfzigtausend Mann halbwegs modern ausgerüsteter Truppen, in denen außerdem die Zwietracht der Pientschün, der alten Kaiserlichen Verbände mit monarchischen Grundsätzen, und der Lutschün, der neuen regulären republikanischen Formationen, noch keineswegs erloschen ist, angesichts eines Gegners, der über eine trefflich geschulte und kampferprobte Armee von zwei Millionen Streitern verfügt, natürlich überhaupt nicht denken. Und die physische passive Widerstandskraft seiner Masse? Der Rückblick auf die geschichtlichen Lebensgrundgesetze des Reichs zeigt klaren Spiegels, was davon zu halten ist. Durch seine Truppenansammlungen in Schönking und Schantung hält Japan Peking in eisernem, erdrosselndem Griff. Zugleich aber setzt es den Bohrer im Süden, in Fukien mit seinen trefflichen Häfen und seinem Reichtum an ungehobenen mineralischen Schätzen an und greift mit kecker Hand den Jangtse hinauf bis nach Hankou, in dem alle Nervenenden des gewaltigen mittelchinesischen Wirtschaftszentrums mit seinen heute noch unberechenbaren Entwicklungsmöglichkeiten zusammenlaufen. Das Ziel seiner Taktik liegt klar zu Tag*). Es sucht sich gleichsam der Laufwelle zu bemächtigen, von deren Bewegungen die Arbeitsleistung aller anderen Teile der chinesischen Staatsmaschine letzten Endes abhängig ist. Nicht umsonst hat England hier seine Interessen-Jagdgründe sich abzugrenzen gestrebt, aus denen es jetzt von dem lieben mongolischen Verbündeten hinausmanövriert zu werden droht. Hier, an der Jangtselinie, der Maingrenze des Reichs der Mitte, sind seit alters die entscheidenden Schläge im ewigen Ringen zwischen Nord und Süd, von jenen ersten Kämpfen der Hanzeit zwischen „We und Wu" bis zu den letzten Revolutionsstürmen, erfolgt; hier also bietet sich die

*) Seitdem dies geschrieben wurde, hat sich bekanntlich Tokio einen ersten wichtigsten Erfolg in dieser Richtung gesichert: auf sein Ultimatum hin sah Peking sich genötigt, einen großen Teil der 21 Forderungen in einem vorläufigen Vergleich zu bewilligen. Es wäre aber sehr verkehrt, darum — wie es vielfach auch in Deutschland auf englische Berichte hin geschieht — anzunehmen, daß die beiden mongolischen Mächte sich endgültig versöhnt hätten und daß von Japan auf den Rest seiner Forderungen verzichtet worden wäre. Daran denkt man in Tokio gewiß nicht; man will nur zunächst die japanische Angriffsstellung in China auf Grund der erhaltenen Zugeständnisse noch unangreifbarer machen, um dann den Rest der Ansprüche mit desto größerer Sicherheit durchdrücken zu können.

treffsichere Waffe, um die beiden Reichshälften voneinander zu trennen und damit das Königsmatt gegen Peking zu ziehen. Wie klug Japan diesen Zug vorbereitete, ist bekannt. Es hat mit allen Mitteln einer verschlagenen Ränkepolitik das Kantonesische Umstürzlertum unterstützt, und wer irgendwie das Treiben der entarteten Nachfolgerschaft des Schwärmers Sunjatsen beobachtet hat, dem kann es nicht zweifelhaft sein, daß Leute vom Schlag eines Tschentschunhsüan, Hwanghsing, Tschuntschimei, Liliehschün, Powenhui kein Bedenken tragen werden, mit den anrückenden Japanern gemeinsame Sache zu machen, wenn ihnen als Judaslohn einträgliche Gouverneur-, Tutu- und sonstige Amtsstellen zugesichert werden, und ebenso sicher erscheint es, daß mit ihnen auch die Volksmassen des Südens an die neuen Herren sich bald gewöhnen dürften, wenn ihr fiebernd-irrlichtelierender politischer Sinn mit Schlagwörtern von demokratischen Glücksgütern und der Befreiung vom Joch des Nordens umgaukelt wird. Denn das nationale Gemeinbürgschaftsbewußtsein, wie es glühende Patrioten von der Denkgröße eines Liangtschitschao dem Chinesentum einzuhämmern suchen, ist noch viel zu jugendschwach, um sich gegen den von Vätern und Urvätern ererbten Eigenbrödlergeist der Provinzen und sozialen Sippen durchzusetzen. Das umsomehr, als selbst unter den führenden Staatsmännern des Nordens, trotz allem hier lodernden Haß gegen die gelben Vettern, keine Einigkeit in der Stellungnahme zur japanischen Gefahr besteht. Mit dem politischen Erwachen Ostasiens wurden auch jene Kungfutsischen Ideale von der Berufung des Reichs der Mitte zum weltbeherrschenden Universalstaat wieder flügge, und dem allasiatischen Heerruf Tokios erklang in Peking ein Echo wieder in der Programmform: Friede dem Mongolentum und Schutz vor den europäischen Eindringlingen im Schoß der Völkermutter China! Die Machtträume haben sich schnell verflüchtigt wie Opferrauch von Strohgarben. Aber das Salz des Rassenstolzes und der Blutshaftung ist geblieben, und selbst in der nächsten Nähe Jüanschikais fehlt es noch heute nicht an „Projapanern", denen angesichts der Ohnmacht Chinas eine Schutzherrschaft Tokios immerhin erträglicher erscheint als eine sonst drohende Aufteilung des Reichs unter die europäischen „Barbaren", die ja tatsächlich, wie es die Londoner und Pariser Presse nicht laut genug in alle Welt hinausschreien kann, ihrer angeblichen Kulturüberlegenheit durch Kriegführung nach Hunnen- und Vandalenvorbildern ein Denkmal setzen.

* * *

Der Kampf um China straft das alte Wort der Phrasenmarktweisheit, daß

es nichts Neues unter der Sonne gäbe, Lügen. Eine politische Tragikomödie ungewöhnlichster Art spinnt sich an. Zwei Mächte gleicher Rasse, aber schroff entgegengesetzter Prägung und Entwicklungsform der nationalen Lebensprinzipien stehen sich gegenüber. Auf der einen Seite das „Reich der aufgehenden Sonne", dessen Schinto-Staatsreligion, alles Übernatürliche auf die Erde herabziehend, auf die Vergöttlichung des Herrschers und einseitige Überhitzung der vaterländischen Gefühle hinausläuft und in Anlehnung an den Ahnenkultus die Volksgemeinschaft als ein Jenseitswesen feiert, das, erhaben ob Raum und Zeit, in Gemeinschaft mit der Geisterwelt der Kuais an der Darstellung der höchsten Menschheitsziele wirkt und webt. Man mag über diese politisch-spekulative und anthropomorphistische Glaubenslehre denken wie man will, sicher ist soviel, daß sie es vermocht hat, das japanische Volk zu einer fast beispiellosen Opferwilligkeit für den Staat zu erziehen: eine Dienstbereitschaft, von der es soeben eine neue sinnfällige Probe abgelegt hat. Durch den Militarismus mit Steuern über- und überlastet, in denkbar gedrückten proletarischen Verhältnissen lebend, gibt es seine Stimme bei den Reichstagswahlen auf den Anruf seines patriotischen Ehrgeizes hin nicht dem Liberalismus der Sejukai, der ihm soziale Reformen und Erleichterung der Abgabenlast verspricht, sondern der konservativen Rikken Doschikai, der Gründung Katsuras und Nachfolgerin des Daidoklubs, mit anderen Worten der Armeepartei, die es auf seiner Heldenlaufbahn zu neuen höchsten Höhen des Waffenruhms und nationaler Machtgewinnung emporführen soll.

Hinein, hinein mit blinden Händen,
Du hast noch nie das Ziel gewußt;
Zehntausend Sternen aller Enden,
Zehntausend Sonnen stehn und spenden
Dir ihre Strahlen in die Brust:

es ist, als ob von solchem jugendlich-draufgängerischen Tatenfieber das ganze Japan geschüttelt würde. Auf der anderen Seite lagert der erwachte, aber dennoch in den Fesseln der alten Erbsünden nationaler Rückgratsschwäche, partikularistischen Philistertums, weltbürgerlicher Phraseologie nach wie vor gebundene Riese China, der solcher Aktivität nichts wie seinen passiven Widerstand, handels- und sozialpolitische Aussperrung und die Abstoßungskraft der trägen Masse entgegenzusetzen hat. Hier der ungeheure Vorrat unverbrauchter natürlicher Kräfte und Reichtümer, die dem Staatszweck nutzbar zu machen alle Voraussetzungen organisatorischer Geschlossenheit fehlen, dort eine Anspannung bereits sehr verbrauchter Energien bis aufs äußerste und in denkbar gesteigerter

Sammlung und Polarisierung aller motorischen Elemente. Möglich, ja wahrscheinlich, daß letzten Endes „das Weichste das Härteste" physikalisch gesprochen, die potentielle Energie die kinetische überwindet. Aber einstweilen stehen sich die beiden Parteien in unversöhnlicher und nicht aufzulösender Antinomie auf dem Fuß des Gesetzes Sallusts gegenüber, daß Staaten sich nur durch dieselben Kräfte und Triebe erhalten lassen, aus denen sie entstanden sind, und als einzig klar erkennbares Ergebnis des großen politischen Erdrutsches im fernen Osten erscheint — das schmähliche Fiasko des Machtwillens Europas.

Von seinem marché de dupes zu reden, ist Verlegenheit. Seit dem ersten politischen Sündenfall Englands, seinem Bundesvertrag mit dem Mikadoreich (1902) zur Einkreisung Deutschlands von der ostasiatischen Peripherie aus, läuft die ganze Kette des diplomatischen Kampfes zwischen weißer und gelber Rasse — die russisch-japanischen Rückversicherungsverträge, die Umformungen des britisch-japanischen Abkommens von 1905 und 1911, der Root-Takahiravertrag von 1908 über die Unverletzlichkeit Chinas — auf ein Schach- und Mattspiel hinaus, bei dem die abendländischen Mächte dank ihrer Uneinigkeit, Kurzsichtigkeit und Eifersucht die Gefoppten und Gehänselten des geschickten Schlingenlegers Tokio sind, für das nun die große Weltkriegkatastrophe die Ernte sorgfältig vorbereiteter Saat reif gemacht hat. Das vielberedete und vielbeschworene Schreckgespenst der Gelben Gefahr klopft eindringlicher denn je an die Tore der Alten Welt, die, sich selbst in bluttriefendem Völkerringen zerfleischend, ohnmächtig der Drohung gegenübersteht. Und die einzig gebliebene Hoffnung auf die Widerstandskraft der Neuen Welt versagt vollkommen. Die Politik Washingtons ist noch dunkler als ein pythischer Orakelspruch. Seit Jahr und Tag haben New Yorks führende Politiker den Kreuzzug gegen die Vormacht des Mongolentums, gegen ihre immer weiter zur amerikanischen Küste vordringenden Siedlerheere, gegen die Forderung unbedingter bürgerlich-völkerrechtlicher Gleichstellung ihrer Rassegenossen mit den Weißen und gegen ihren Anspruch auf die Beherrschung der pazifischen Wogen gepredigt. Jetzt aber, da diese Drohungen ernster denn je werden und unmittelbar zur kritischen Entscheidung drängen, scheint dem Sternenbannerreich China, für dessen kulturwirtschaftliche Erschließung seine Trusts Millionen und aber Millionen geopfert haben, Hekuba und Japan ein Gegner zu sein, den durch eine denkbar blasse Fabierpolitik und papierne Proteste zu hätscheln geratener ist, als ihm durch energische Gegenmaßregeln die Zähne zu zeigen. Zur Erklärung der mehr als seltsamen Haltung Washingtons genügt gewiß nicht der Hinweis auf die all-

gemeine Rückgratschwäche der in der Pennsylvania Avenue betriebenen Politik unter den Auspizien des Philosophen Wilson und des redseligen Volkstribunen Bryan, noch auf die militärische Schwäche der Union, deren Landheer überhaupt keine Aussicht hat, mit Erfolg Japan gegenüberzutreten und um deren Kriegsbereitschaft zur See es gleichfalls nicht zum besten bestellt ist, noch endlich auf das Gewicht des Milliardengeschäfts, das mit den Waffenlieferungen an die Entente-Kommanditgesellschaft gemacht wird. Denn die amerikanische Politik wird bekanntlich nicht allein in Washington, sondern vorab in Wallstreet und im Senat gemacht; Onkel Sam, der gewohnheitsmäßig erst zu rüsten anfängt, wenn ihm die feindliche Schwertspitze unmittelbar an die Brust gesetzt wird, hat noch niemals die äußersten Anstrengungen gescheut, das Versäumte schnell nachzuholen, wenn sein nationaler Stolz angerufen wurde, und neben der Kriegsindustrie haben immerhin ein gewichtiges Wort die Baumwollpflanzer und Farmer zu sprechen, die wegen der britischen Handelssperre ihre Erzeugnisse nicht absetzen können. Dem Grund der Dinge, weshalb die Union trotzdem bei dem schwächlichen Prinzip des watchful waiting verharrt, kommt man näher, wenn man nicht allein auf die vollkommen in englischem Dienst stehenden Pressorakel vom Schlag eines New York Herald, einer New York Tribune und New York Times hört, sondern auf die Stimme von unabhängigen Blättern, wie der Washington Post und New York World achtet, deren Chor, je länger der Krieg dauert, desto weniger britenfreundlich erklingt. Man entrüstet sich immer mehr über die rücksichtslose und anmaßende Art Londons, den Schiffahrtsverkehr willkürlich zu schikanieren und die britischen Häfen zur alleinmaßgeblichen Sammel- und Kontrollstelle zu machen, gleich als ob der ganze Atlantische Ozean nur ein Fischteich John Bulls wäre, während die Union umgekehrt als Gewinn aus dem europäischen Kriegsspiel auf kraftvolle Steigerung der amerikanischen Handelsmacht gerechnet hatte. Man weist zugleich erbittert auf das leoninische Wesen der Vertragspolitik des Foreign Office hin, das einerseits schon Taft durch einen Geheimvertrag in das Netz seiner unwritter liabilities zu verstricken und Washington zu verpflichten gewußt habe, nichts gegen Japan zu unternehmen, solange dieses als Bundesgenosse Englands für dessen Interessen eintrete, während es andererseits durch die bekannten Schiedsgerichtsabkommen in scheinbar uneigennütziger, tatsächlich nur ihm vorteilhafter Weise jeden kriegerischen Zusammenstoß zwischen Nordamerika und Japan unmöglich zu machen gesucht habe. In Wahrheit handelt es sich um ein geradezu klassisches Beispiel machiavellistischer Diplomatenkünste, eine befreundete Macht in einen cul de sac hineinzutreiben, sie am Leitseil der eigenen Interessen zu

gängeln und sich eine Zwickmühle zu schaffen, die beliebig mit der Sicherheit jedesmaligen Gewinns nach zwei Seiten auf- und zugemacht werden kann. Wendet sich die Union gegen Japan, so macht sie England das Spielfeld auf dem Atlantischen Ozean völlig frei und holt zugleich für die Briten die heißesten Kohlen ihrer doppelzüngigen Politik aus dem ostasiatischen Feuer; sucht sie nach der europäischen Front hin ihre Rechte zu verteidigen, so muß sie völlig nach der pazifischen Seite hin die Dinge laufen lassen wie sie wollen, macht ihren Sitz zwischen zwei Stühlen noch unbequemer und gefährlicher und schafft sich heiße Reibungsflächen da, wo sie auf friedliches Vertragen in der Zukunft angewiesen ist.

Eine geschichtliche Erinnerung in Parenthese zur Charakteristik dieser Schwebelage erscheint geboten. Bis gegen die Neige des vorigen Jahrhunderts waren die Beziehungen zwischen England und den Vereinigten Staaten nichts weniger als freundschaftlich; die Erinnerung an die Freiheitskriege wirkte noch zu stark nach und dem Wort Tocquevilles, der amerikanisch-britische Haß sei der tiefste, den je zwei Völker gehegt, eignete in der Schale der Übertreibung ein starker Wahrheitskaratgehalt. Mit dem Abschluß des berühmten Hay-Pauncefote-Vertrags von 1901 änderte sich dann das Verhältnis vollkommen. Das bezeugte nicht nur eine zunehmende Angleichung der Linien britischer und amerikanischer amtlicher Politik, sondern auch eine schnelle Zunahme der Stimmen in der Union, die verkündeten, die Republik werde und müsse sich im Fall eines europäischen Kriegs unbedingt auf die englische Seite stellen, und die sich für das Ideal einer angelsächsischen Föderation einsetzten. Nicht an ein Staatenbündnis gewöhnlicher Form freilich wurde dabei gedacht: am Potomac wie an der Themse war man sich gleicherweise bewußt, daß eine solche Bindung den überlieferten Grundsätzen wie den nach der pazifischen Seite hin liegenden Interessen der Vereinigten Staaten durchaus widersprochen hätte. Wie man sich in New York die Verbrüderung dachte, deutete Carnegies berühmter Aufruf „Look ahead!“ an, der als überragende weltpolitische Zukunftsschöpfung einen angelsächsischen Commonwealth mit dem Sternenbannerreich als Haupt und Rückgrat, England, Kanada, Australien, Neuseeland als gleichberechtigten nebengeordneten Gliedern erträumte. Und diese Idee war nicht etwa nur eine phantastische Milliardär-Spekulation in rebus politicis, sondern wurde ganz ernsthaft zu verwirklichen gesucht: so von Mahan und von Clarke, die auf die Einsetzung eines britisch-amerikanischen Generalrats für die gemeinsame Behandlung aller nationalen Machtfragen hinarbeitete, so durch die bekannte Schiedsgerichtspolitik, die den ausgesprochenen Zweckgrund hatte, für die angelsäch-

sische Staatenunion den politischen Fruchtboden zu bestellen. Diese Saat scheint heute gereift zu sein. Überwiegend rechnet man wohl einstweilen in New York mit dem Sieg Englands. Stimmte diese Annahme, dann würde das triumphierende Großbritanien zweifellos in Ostasien mit Japan sich auseinanderzusetzen und für die offene Tür, gegen die Vergewaltigung Chinas einzutreten sich genötigt sehen. Dann aber wäre für die Vereinigten Staaten der denkbar günstige Zeitpunkt gekommen, um gemäß jenen angelsächsischen Verbrüderungsideen das Sternenbanner im Machtbereich des pazifischen Ozeans zu entfalten, um Schulter an Schulter mit England, aber angesichts dessen Schwächung durch den europäischen Krieg in führender Stellung, für das weiße Herrentum gegen die gehaßte Vormacht des Mongolentums aufzutreten, dann würden die Leidenschaften des Rassenkampfes hier eine Rolle spielen wie die Dschihad-Begeisterung im muslimischen Morgenland und so die Sterne und Streifen ein überlegenes Anziehungsvermögen auf die britischen Dominien kraft des unwiderstehlichen Magnetstroms natürlicher geographischer, politischer und psychologischer Bindungen bezeugen. Siegt hingegen Deutschland, dann erschiene erst recht der Triumph der Union in gleicher Richtung gesichert und für das gedemütigte Großbritannien nichts anderes übrig zu bleiben, als eben gemäß jener politischen Vision Carnegies als fünftes Rad am Gefährt angelsächsisch-amerikanischer Machtherrlichkeit zu laufen. Ob die ganze Spekulation richtig ist und nicht auf sehr viel mehr Fehlschlüssen als logischen Folgerungen aufgebaut ist, kann dahingestellt bleiben. Ihre Grund- und Leitgedanken spielen jedenfalls im Denken der Männer, die heute am Steuer der amerikanischen Politik in verantwortlicher oder unverantwortlicher Stellung stehen, eine maßgebliche Rolle, und zeigen deutlich, daß China, das tausendmal als des Abendlandes wichtigstes kulturwirtschaftliches Arbeitsgebiet der Zukunft gerühmt worden ist, heute, in der Stunde der Not, tatsächlich nicht den geringsten europäischen Schutz vor der Demütigung durch Japan zu erwarten hat, allerdings auch, daß nach dem Friedensschluß der Alten Welt unweigerlich der Kampf um das Reich der Mitte in neuen Formen anheben und die Krisenentwicklung des ostasiatisch-weltpolitischen Dramas erst zur entscheidenden Katharsis sich entwickeln wird.

Li-tai-pe

Nachdichtungen von Klabund

I

Thu-fu an Li-tai-pe

Man nennt dich unversiegbaren Tropfenfall
Himmelgleich —
Vor deiner Ferse Hall
Zerspellt des Kriegers Speer, zerfällt des Kaisers Reich.

Du bist die Sonne, der wir im Zenith begegnen.
Du bist Gewitter, wenn die Wolke kracht.
Als Tränen läßt du deine Verse niederregnen —
Es liest sie der Unsterbliche im Mondschein bei der Nacht,
Lächelt und weint und meint, Er habe sie erdacht.

2

Der Pavillon von Porzellan

In dem künstlich angelegten Teiche
Auf der Insel steht der Pavillon von grün und weißem Porzellan.
Man gelangt in seine gläsernen Bereiche
Über eines weißen Tigers Rücken, der sich hier als Brücke aufgetan.

Dort sitzen Freunde froh beim Weine. Licht
Ist der Gewänder Farbe, die sich nicht im Staub der Wochentage placken.
Die Freunde plaudern oder schweigen heiter. Einer schreibt ein Gedicht,
Streift die Ärmel zurück und wirft das Haupt in den Nacken.

Sieh: in dem Teich, in dem die Badebrücke, in den Wellen leise wehend,
Sich wie ein Halbmond wölbt, der Freunde trunknen Wahn!
Die Kleider zitternd! Auf dem Kopfe stehend
In einem Pavillon von Porzellan!

3

Der ewige Rausch

Herr, vom Himmel nieder in das Meer
Rast der große gelbe Strom in betäubendem Schwung.
Keine Welle weiß von einer Wiederkehr.
Herr, den Spiegel her: dein Schädel ist alt — nur deine Seufzer sind jung . . .

Noch am Morgen glänzten deine Haare wie schwarze Seide.
Abend hat schon Schnee auf sie getan.
Wer nicht will, daß er lebendigen Leibes sterbend leide,
Schwinge den Becher und fordre den Mond als Kumpan.

Schmeiß die Taler zum Fenster hinaus, es wird sie schon wer zusammenschippen.
Im Schlafe fällt kein Vogel aus dem Nest.
Heute will ich auf einen Hieb dreihundert Becher kippen!
Schlachtet den Hammel und sauft und freßt!

Glockenton am Morgen, Trommel im Krieg, Reis im Haus sind entbehrlich —
Ach, Brüder, laßt uns auf einen Rausch, der kein Ende nimmt, hoffen!
Vergangenheit ist tot. Die Zukunft ungefährlich.
Unsterblich nur ist Li-tai-pe . . . wenn er besoffen.

4

Abschied

Das Gestern, das mich flieht, kann ich nicht halten.
Das Heute drückt mich wie ein Frauenschuh.
Die kleinen Wandervögel schon entfalten
Die Flügel herbstlich ihrer Heimat zu.
Ich steige auf den Turm, die Arme weit zu dehnen,
Und fülle meinen Becher nur mit Tränen.

Ob ich, ihr großen Dichter, euer werde?
Ich bin gekrönt, wenn mich ein Vers von euch umflicht.
Und meine Füße stampfen wohl die Erde,
Doch ach zum Himmel tragen sie mich nicht.

Wer kann den Springbrunn mit dem Degen spalten?
Wie Öl schwimmt oben auf dem Wein die Not.
Das Gestern, das mich flieht, kann ich nicht halten.
Ich werf mich in ein steuerloses Boot;
Das Haar dem Winde flatternd preisgegeben,
Wird mich die Woge auf und nieder heben.

Das russische Gesicht

Von Rudolf Kayser

I

Rußland mag noch so sehr mit Frankreich und England verbündet sein, der alte Unterschied zwischen ihm und Europa bleibt bestehen, gerade in Hinsicht auf den Krieg. Die Hegemonie über Europa kommt für Rußland kaum in Betracht, es kämpft nicht um Ausdehnung an Kraft und Besitz auf Kosten Deutschlands. Der russische Nationalismus ist aggressiv in ganz anderem, wenn man will: geistigerem Sinne: die russische Staatsidee dürstet nach Triumphen, nach Ebenbürtigkeit mit den im Glanz des kulturgeschichtlichen Arkrediertseins strahlenden Westmächten.

Der russische Staat sieht Fortschritte nur da, wo sie seinem nationalen Egoismus dienen, nicht, wo sie Entstehendes fördern. „Das Schicksal Rußlands hängt von Rußland allein ab." Es liegt im Bestehenden: in seiner Kirche, in seinem Regime, in seinem Charakter. Sie sind ihm die Mächte, bestimmt, die Welt zu erobern.

Daher gibt es auch keine — Reaktion innerhalb Rußlands. Denn Rußland selbst ist Reaktion gegenüber Europa; seine revolutionären Parteien propagieren nicht Rußland, sondern Europa; sie wollen ihr Vaterland westlich machen. Es ergibt sich somit das Paradoxon, daß diejenigen, die für die Verbesserung ihres Landes am meisten wagen, ihm innerlich am fernsten stehen. Es liegt eben im Wesen aller politischen Theorie, daß ihre Realisierung von selbst zu einem Zusammenstoß mit der unter völlig anderen Bedingungen lebenden Nation führt. Doch nirgends scheint der Abstand zwischen dem Daseienden und dem Seinsollenden größer und der Widerstand gegen eine radikale Umwälzung stärker zu sein als in Rußland, das völlig auf der nationalen Volkheit beruht.

Bezeichnend ist, daß die Aufstände des Jahres 1905 wohl einige Zugeständnisse erzielten, aber weder das Herrscherhaus noch das Regierungssystem stürzten, noch die Volksseele aufs äußerste aufwühlten. Im Gegenteil: man schuf den heimlichen Bedrückern gesetzliche Macht durch Einsetzung eines Parlaments, das Proletarier und nichtrussische Nationalitäten nahezu ausschließt.

Die sogenannte Revolution war eben mehr die Angelegenheit von Einzelheiten als der Ganzheit. Die aufständischen Bauern und Arbeiter verlangten soziale Reformen und Verbesserungen des Regimes, nicht aber das ungeheure Erlebnis einer neuen politischen Ordnung. So blieb als die einzige radikale Partei, die mit dem Gefühl der auf das Ganze gehenden Leistung erfüllt war, die oppositionellen Intellektuellen. Sie errichteten sich durch ihre umfassenden Forderungen den gewaltigsten Widerstand: die gesamte Nation, einschließlich derer, die neben ihnen um partielle Ziele kämpften.

2

Ihr Weg ist ein ausgesprochen unrussischer und wird auch von denen, die nicht die Scheuklappen der Unwissenheit tragen, als solcher empfunden. Schon Dostojewski bekämpfte ihn, als er die ersten Sterne über ihn aufgehen sah. Er lehnt jede Möglichkeit ab, Rußlands Zukunft durch europäische Ziele zu bestimmen. Die Geschicke seines Vaterlandes sind ihm für alle Zeiten durch Autokratie und Orthodoxie festgelegt. Das russische Schema überträgt er (in seinen politischen Schriften) auch auf die europäischen Fragen.

Hierbei ist weniger die politische Blindheit und die Unwissenheit um die bestimmenden historischen Kräfte erstaunlich, als die Tatsache, daß er durch diese Attitüde von vornherein Rußland, wie er es sieht, gegen Europa ausspielt und es für die internen Angelegenheiten der Westmächte als Maßstab benutzt. Er versucht, die Geschichte Europas nach christlich-theokratischen Zielen umzubiegen. Weiter bestimmt ihn der Anblick der homogenen Autokratie Rußlands, alle Parteibildungen Europas als Ausflüsse des Antichrists zu verdammen. So verurteilt er besonders die Uneinigkeit und die Revolution Frankreichs, die es zum Opfer des „bösen Geistes" des Unglaubens machen. Er stellt geradezu die Behauptung auf, daß Partei und Vaterland sich ausschließen.

Die Ahnungslosigkeit um westliche Dinge erreicht bei Dostojewski dort ihren Höhepunkt, wo es sich um die Durchdringung von Russentum und Europäertum handelt. Er ist sich der (nationalen) Relativität des politischen Links und Rechts gar nicht bewußt und nimmt die Bejahung oder Verneinung von Rußland oder Europa als Bejahung oder Verneinung schlechthin, mit Unterschlagung des betreffenden Koeffizienten. So kommt er zu seinem „Paradox", daß die stürmischsten Westler Rußlands auch die überzeugtesten Slawophilen seien; denn sie schließen sich den verneinenden Elementen Europas an und beweisen damit ihr starkes Russentum, das instinktiv die europäische Kultur verneint und verabscheut. Dostojewski setzt also voraus, daß die radikalen Elemente des

Westens, die Bestehendes bekämpfen, damit Europa negieren, ganz analog Rußland, wo die Opposition Rußland verneint, verneinen muß.

Es wäre ein Irrtum, in diesen Anschauungen nur Zeichen des eigensinnigen, eckigen, besonderen Gehirns Dostojewskis zu sehen; sie sind vielmehr sehr persönliche Ausprägungen eines typischen und allgemeinen Denkens, das in der Politik gipfelt. Es gehört nämlich zu den größten Merkwürdigkeiten Rußlands, daß es wie keine westliche Nation sein Denken starr auf das Politische richtet. Eine Philosophie im Sinne unserer Universitätsdisziplin ist wenig verbreitet. Dafür werden die ethischen Probleme auf das heftigste diskutiert und in die Richtung des Sozialpolitischen und Religionsphilosophischen gedrängt, immer aber in besonderer Hinsicht auf Rußland*). Man sagte sogar, daß die Russen alle philosophischen Systeme nach den Grundlagen des Sozialismus zu durchforschen pflegen.

3

Der Russe lebt bei weitem stärker als der Europäer in den Fragen um Staat und Kirche, Gesellschaft und Gott. Sie nehmen die Stellen ein, die bei uns Kunst und Wissenschaft behaupten. So bekommen auch die Ereignisse des politischen Lebens für den Russen eine ganz neue Bedeutung: in Hinsicht auf das religiöse und geschichtliche Ziel. An diesem Punkte leuchtet der Gegensatz zwischen Europa und Asien auf, in einer überaus lebendigen Wirklichkeit der Mitte, was aber nicht Vermittlung zwischen den Extremen bedeuten soll. Hierzu ist Rußland völlig außerstande.

Wir Europäer sehen Veränderungen in den materiellen und spirituellen Provinzen, die allerhand Wirkungen und Folgen verbreiten. Um diese Veränderungen nicht als sinnlose Einzelheiten bestehen zu lassen, sondern als Notwendigkeiten zu organisieren, erfanden wir als Hilfsgröße den Fortschrittsbegriff. Doch die Entwicklungslehre ist in ihren beiden Ausprägungen, der hegelischen und der biologischen, nichts als ein Modus des typischen europäischen Denkens der Effikazität, der Verrichtung, des Funktionalismus. Die Grundkonzeption der westlichen Philosophie ist die des Produzierens, des Funktionierens, des Bewirkens und Bewirktseins; die Welt soll aus Gründen und Ursachen verstanden werden. Es kommt dem europäischen Geiste fast ausschließlich auf die Zusammenhänge der Dinge an, will sagen auf Wahrheit.

*) Deswegen nennt Th. G. Masaryk sein umfassendes Werk über das geistige Rußland „Zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie" (Jena, Diederichs 1913). Ihm verdankt der Verfasser viele Belehrungen.

Daher hat die europäische Philosophie bis in die kühnsten Metaphysiken hinein einen Hang zum Mechanismus.

Während der Westen die Einheit in der Mannigfaltigkeit zu gewinnen strebt, setzt der Orient die Einheit des Seins über die Mannigfaltigkeit, als metaphysisches Ziel des Menschen, als sein religiöses Erlebnis. So ist die gesamte orientalische Philosophie religiös-teleologisch, einem absoluten Ziele hingegeben. Das Ich strebt zum All-eins, das Atman zum Brahma. Daher ist das Erkennen nicht Selbstzweck, sondern Notwendigkeit durch Gott. „Gottes Gnade ist die Ursache der Erkenntnis," so verkündet Sakara, der Philosoph des Vedanta.

Auch der Russe lebt ganz orientalisch in der Idee der teleologischen Ordnung, welche er seinem Charakter gemäß vor allem politisch sieht: in der Theokratie. Doch die Verwirklichung der Theokratie denkt er sich im europäischen Sinne auf Grund des Daseienden, genauer: durch Rußland. Er will dem einmal gesetzten Ziel nicht zustreben, sondern: das für ihn am nächsten Bestehende: die eigene Nation und der Staat werden mit ihm identifiziert. Die Transzendenz wird immanent gemacht, das Ziel in die Mitte des Bestehenden gelegt. Dies ist die Wurzel des russischen Messianismus: die theokratische Ordnung, verwirklicht und der Welt manifestiert durch Rußland, den Zaren und die orthodoxe Kirche.

Dieser Messianismus ist der Ausgangspunkt für das typische Denken Rußlands: das Slawophilentum, dessen Opposition im neunzehnten Jahrhundert das nach Europa strebende und den Fortschrittsbegriff akzeptierende Westtum wurde. Beide Richtungen beherrschen die Geister als das Ja und das Nein gegenüber dem russischen Sein.

4

Das Slawophilentum ist bei weitem mehr als eine bloß nationale Richtung, als Jingoismus und dergleichen. Es ist vor allem keine Sache der Interessenpolitik, sondern: eine Denkangelegenheit. Es ist eine praktische Philosophie, die sich nicht auf das politische Gebiet beschränkt. Es hat sich genau wie das Westlertum am deutschen Idealismus geschult; als seinen Paten betrachtet es Schelling, das Westtum Hegel.

Natürlich versucht es eine nationalistische Politik zu stützen. Das Programm des russischen Absolutismus, die sogenannte Uvarovsche Formel: „Unsere gemeinsame Aufgabe besteht darin, dahin zu wirken, daß die Bildung der Nation in dem vereinten Geiste der Orthodoxie, Autokratie und Nationalität vor

ſich gehe" – es bildet auch das Leitmotiv des ſlawophilen Denkens, variiert und beleuchtet durch die Verfeinerungen und Gipfel der deutſchen Philoſophie. Das Slawophilentum iſt ein öſtlicher, unſcharf formulierter, mit theokratiſcher Myſtik belaſteter Nationalismus, in deſſen Mittelpunkt die orthodoxe Kirche ſteht. Er richtet ſich ausſchließlich auf Rußland; mit dem Panſlawismus, der eine widerſpruchsvolle, raſſentheoretiſche Akademikerweisheit iſt und als ſolche wenig politiſch (ihn als Urſache des Weltkrieges anzuſprechen, iſt auf jeden Fall unſtatthaft), hat er nichts zu tun. Das Slawophilentum iſt die ſtärkſte und aggreſſivſte Herausforderung Europas.

Nicht nur die Konfeſſionen, ſondern auch die ſtaatlichen Organiſationen des Weſtens gelten dem Slawophilen als minderwertig. Er ſtellt ſich daher auch feindlich zu den erſten Verſuchen einer Europäiſierung Rußlands durch Peter den Großen. Die ziviliſatoriſchen Künſte des Weſtens und ihre Wirkungen auf die Kultur macht er rouſſeauiſch für den „Verfall" verantwortlich und ſieht die Rückkehr zur Natur auf dem Wege nach Rußland. Der Begründer des Slawophilentums, Kirejevski, hält die Orthodoxie für das einzig wahre, abſolute Chriſtentum, das dem Rationalismus Europas unerreichbar, ja feindlich iſt; der ruſſiſche Staat ſei ein Volksſtaat, der aus der engſten Menſchengemeinſchaft hervorgegangen iſt, während die europäiſchen Staaten aus Eroberungen und Beutekriegen, aus Römertum, entſtanden ſeien. Genau ebenſo halten die anderen Häupter der Richtung die Weſtſtaaten für nichts als Niederſchläge von Machtdurſt und Gewalt, den ruſſiſchen Staat aber für die ſchützende Organiſation der Rechtgläubigen. Die Slawophilen und ihre Nachfolger leben in den Vorſtellungen des vorpetriniſchen Rußlands, in der alten theokratiſchen Utopie eines dritten Roms, das iſt Moskau.

Iſt Slawophilentum Myſtik, Romantismus und Unwiſſenheit um die realen Kräfte, ſo iſt das Weſttum jugendlich heller politiſcher Rationalismus. Nicht wie ſein Gegner ſucht es ſcholaſtiſch das Beſtehende zu ſtützen, ſondern es macht mit Begriffen Revolutionen, entthront mit einer verwegenen Logik Gott und den Zaren. Natürlich gibt es zwiſchen dem radikalen Weſtler und dem radikalen Slawophilen unzählige Nuancen, Kompromißler, Zweideutige. Sie kommen nicht in Betracht.

Die Weſtler ſind die überzeugteſten Europäer und laſſen ſich ihre Überzeugung etwas koſten. Sie kommen von den jüngeren Hegelianern her; genau wie bei uns die Mitarbeiter von Ruges Halliſchen Jahrbüchern und die Jungdeutſchen. Für Alexander Herzen iſt Hegel (der preußiſche Staatsphiloſoph!) die „Algebra der Revolution". Neben Hegel huldigen ſie dem franzöſiſchen,

individualen, vormarxistischen Sozialismus und dem materialistischen Positivismus. Sie sind die Ahnen der heutigen revolutionären Bewegung in Rußland.

Die Westler kämpfen um den Staat, nicht um die Kirche. Daß auch sie religiöse Fragen diskutieren, ist eine russische Determination, daß sie keine Nationalisten sind und nicht an Rußlands Messiastum glauben, versteht sich von selbst.

Neben Alexander Herzen, der häufig in seinen Ansichten schwankte, ist der heftigste Vorkämpfer der Richtung Belinski, ein jugendlich freier Kopf, ein Litterat. Er kennt sehr gut die Schwächen seines Meisters Hegel, besonders seiner Geschichtsphilosophie. „... bei aller Achtung für euer philosophisches Philistertum melde ich gehorsamst, daß, wenn es mir auch gelänge, auf die höchste Stufe der Entwicklung hinaufzukriechen, ich auch dort euch ersuchen würde, Rechenschaft zu geben über alle Opfer der Lebensverhältnisse und der Geschichte, über alle Opfer der Unfälle, des Aberglaubens, der Inquisition Philipps des Zweiten uff., oder ich werfe mich von der Oberstufe herab, kopfüber. Ich will das Glück nicht einmal umsonst, wenn ich nicht beruhigt werde über jeden einzelnen von meinen Mitbrüdern dem Blute nach." Er führt der hegelischen Philosophie den Sozialismus zu. Als schlimmstes Hindernis in der Europäisierung Rußlands erkennt er das, was die wichtigste Stütze des Slawophilentums ausmacht: die Mystik: „Es lebe der Verstand und die Negation! Zum Teufel die Tradition, Formen, Zeremonien!" Er, der adlige Russe, hat den Mut (wie Masaryk berichtet), als Kampfruf auf seine Fahne zu schreiben: „Ich bin von Natur aus ein Jude."

Aus dem Westtum entwickelten sich Anarchismus und Nihilismus; von Hegel wird zu Feuerbach und Stirner geschritten. Hierdurch vollzieht sich ein gewisser Bruch mit den ursprünglichen Prinzipien: man beginnt nunmehr, auch Europa teilweise zu verwerfen. Der phantastische Anarchismus Bakunins verkündet die Pandestruktion: „Die Lust der Zerstörung ist zugleich eine schaffende Lust." Der Geist der Revolution wird geweckt. Doch andererseits wird eine gewisse Annäherung an Rußland deutlich; bekannt ist, daß die Marxisten Bakunin des Nationalismus beschuldigten. Eine latente Neigung zur Mystik ist bei mehreren zu spüren.

Den Realismus und Nihilismus und den besonderen (agrarischen) Sozialismus der Narodniki kann man als russische Konsequenzen des europäischen Radikalismus ansprechen. Bezeichnend für Rußland ist, daß das Nihil nicht im Metaphysischen (Schopenhauer) oder Erkennungstheoretischen gesehen wird,

sondern ausschließlich wieder im Politischen, in der absoluten Autokratie, im russischen Staate, so daß die Forderungen des Nihilismus auf die durchgreifende politische Revolution hinauslaufen. Es kam die alleinige Herrschaft des materialistischen Positivismus (dessen Dynamithaftigkeit nicht zu unterschätzen ist) hinzu, um jedes Bestehende und Gewordene für Rußland abzulehnen und das völlig Neue als Rettung zu proklamieren. So setzt auch hier die Utopie ein; statt der Wege werden die Ziele verkündet; der absolute Skeptizismus wird der Antrieb zum hemmungslosen Wollen; von Reformversuchen wird zum Aufbau neuer ideeller Welten geschritten.

5

In Hinsicht auf die heutige Situation des geistigen Rußlands kann mithin gesagt werden, daß sowohl das Slawophilentum wie das Westtum sich überlebt haben. Man hat aufgehört, an ein Primat Rußlands oder Europas zu glauben; beider Unzulänglichkeit ist zur Gewißheit geworden; der Skeptizismus herrscht auf allen Fronten. Doch diesem Skeptizismus wohnt ein Wille zur Selbstüberwindung inne, wie ihn Europa nicht kennt. Der Messiastraum ist ausgeträumt, und aus den Augen des vergötterten Westens schimmert Sterilität. Das neue Reich der Utopie und des Wollens beginnt. Diese maßlose Willenskraft Rußlands ist es, die Nietzsche als die stärkste Bedrohung eines phlegmatischen Europas empfand.

Zur Kennzeichnung der jüngsten Situation seien zwei Namen genannt: der Dichter Fedor Sologub, der eine sozialpolitische, der Philosoph Wladimir Solovjeff, der eine religiöse Utopie schrieb. Sologubs „Totenzauber" (deutsch von Frisch bei Georg Müller in München) ist eins der gewichtigsten Bücher des jungen Rußlands, in einer edlen, wenn auch in der Zusammensetzung nicht ganz notwendig scheinenden Mischung aus fin de siècle-Feinheiten, Politik und technisch-mystischer Phantastik. Mir scheint, daß öfters Hautreize Bewußteres verdrängen; ein modernisiertes Rousseautum tritt manchmal hervor. Der Inhalt? Ein benervter, doch intensiver Wille edelster Jünglinge und Mädchen zuckt nach vorne, fort von Rußland, von Autokratie und Orthodoxie „zu der stürmischen Vermessenheit des Entstehenden". Einer sagt: „Das Leben selbst, das wir schaffen, ist eine Vereinigung von Elementen des realen Daseins mit phantastischen und utopischen." Das ist ein Programm. Sologubs „Legende im Werden" ist ein Buch der doppelten Wahrheiten: zunächst der russischen und der europäischen, vor allem aber der seienden und der seinsollenden. Der Verfasser unterscheidet die lyrische, die Wirklichkeit zerstörende, das Neue

aufbauende Erkenntnis und die ironische, die die bestehende Welt demütig hinnimmt, dadurch aber ihre Widersprüche aufdeckt und sie der Gerechtigkeit und Zerstörung ausliefert.

Wladimir Ssolowjeff gilt als Rußlands größter Philosoph, als der einzige im europäischen Sinne*). Er propagiert eine freie Theosophie als Synthese von Theologie, Philosophie und den positiven Wissenschaften. Wie alle Russen hält er die praktische Philosophie für wichtiger als die theoretische. Im übrigen erklärt er das theoretische Denken durch sich selbst ad absurdum geführt.

Es ist unwichtig, ob Ssolowjeff in seinen Beweisen Fehler begangen hat, wichtig allein sind die Konsequenzen, die er aus seinem Skeptizismus zieht. Sie führen zu seiner eigenen Philosophie, die er selbst als Mystizismus und wichtigstes Element der freien Theosophie bezeichnet.

In politischer Beziehung lehrt er eine freie Theokratie, in der sowohl Kirche wie Staat ihr Recht finden sollen. Die bestehenden Zustände läßt er nur als Durchgangsstadien gelten. Die Revolution lehnt er ab. Er betont, daß die sozialen Gruppierungen nichts Absolutes seien; daher könne man auch keinen Staat als eine irgendwie endgültige Organisation ansehen, keine Nation als führende. Der reife Ssolowjeff bekämpft jeden Nationalismus (seine Anfänge sind slawophil). Die Völker seien nicht um ihretwillen, sondern für alle da; daher sei der nationale Haß Kannibalismus, eine zoologische Tatsache.

Trotzdem leugnet Ssolowjeff keineswegs die nationalen Unterschiede; die Nationalität ist ihm vielmehr ein innerer Besitz, eine wertvolle Eigenschaft des Individuums, die sich nicht abtrennen läßt, genau wie die Eigenschaft des Blutes, der Familie. Das Gebot der Menschenliebe umschließt das Gebot der Nationalitätenliebe, da die Menschen nicht ohne Nationalitäten existieren, ebenso wie die Nationalitäten nicht ohne Individuen. Daher könne auch Rußland nicht die alleinige Verwirklichung des Christentums bedeuten, die das Ziel der gesamten Menschheit sei.

Aus diesen Anschauungen heraus schrieb Ssolowjeff seine Phantasmagorie vom Antichrist, die im Politischen mehr als Phantasie eine Art Gewißheit birgt. Dem zwanzigsten Jahrhundert (dessen Schwelle er selbst nicht mehr überschritt) weissagt Ssolowjeff den größten aller Kriege, dessen letzte Ursache der Panmongolismus, der Machtdurst Japans sei. Das einundzwanzigste Jahrhundert würde die Vereinigten Staaten Europas schaffen, aber dann unter die

*) Eine deutsche Auswahl seiner Schriften erscheint bei Diederichs in Jena, eine französische gab J.-B. Séverac in der Sammlung „Les grands philosophes français et étrangers" (Paris, Louis Michaud 1910) heraus.

Herrschaft des Übermenschen, des Antichrists geraten. Nach dessen Sturz würde das Reich Christi beginnen.

Ssolovjeff hatte die feste Überzeugung, daß jede Richtung der Weltgeschichte ihr Ziel in unserer Gegenwart erreicht hätte, daß eine völlig neue Zeit anheben müsse. Sterbend äußerte er: „Die Professoren der Weltgeschichte sind überflüssig geworden. Der Gegenstand, über den sie vortragen, hat für die Gegenwart seine lebendige Bedeutung verloren ... das ist alles vorbei —."

6

Wir wissen nicht, welche Veränderungen der Weltkrieg im russischen Geiste hervorruft, nicht einmal, ob er in den linken Lagern begrüßt oder verdammt wird. Sicher aber ist, daß er von Rußlands Regierenden ausging, von verzweifelten Beschützern des verfallenden Slawophilenerbes, von berechnenden Propagatoren von Dummheit, Verbrechen und Aberglauben. Immerhin mag auch den Gegnern das gewaltsame Aufreißen des Volkes aus lethargischer Passivität für ihre Ziele willkommen sein. Es dürfte aber kein Zweifel darüber bestehen, daß nur eine Schwächung des Staates dem neuen Geiste nützen kann.

Mag der Krieg als solcher die jungen Strömungen auch hemmen, ihre Bedeutung, die vor allem in ihrem Willen liegt, bleibt bestehen und nicht für Rußland allein. Behalten wir klaren Kopf auch angesichts der tobenden Soldateska des Feindes, verwechseln wir russischen Geist nicht mit Kosakentum. Hier drängt ein Volk mit tierischer, blanker Bauernkraft und großer Leidenschaft des Denkens in seinen führenden Köpfen zur politischen Neuformulierung und sozialen Fundamentierung. Seine geschichtliche Rückständigkeit bildet gleichzeitig ein Überholen Europas: für Rußland kommt das Zwischenreich des Kapitalismus nicht mehr in Betracht (eine der wichtigsten Thesen der Narodniki), aus dem Europa noch keine Rettung sieht. So können die neuen Ziele des Ostens vielleicht auch auf eine Umbiegung der Lebensrichtung des Westens wirken. Denn als der jetzigen Umwälzung lebendigstes Faktum besteht: die Notwendigkeit eines neuen und synthetischen Europas.

Vom Elsaß

Von F. Lion (Mülhausen)

Das Elsaß: nicht nur ein deutsches Land, sondern eines der deutschesten. Denn während die Hauptstadt des Reiches selbst, Wien, erst als das alte Reich seinem Ende entgegenging, im achtzehnten Jahrhundert in Musik zu klingen anfing, waren die drei frühen Hauptzentren deutscher Kultur: Mitteldeutschland mit Wittenberg (eine Erbschaft, die später Weimar übernahm), Flandern und das Elsaß. Was hat sich damals alles in dem Pfaffengäßlein, wie das schmale Gebiet zwischen Rhein und Vogesen gern genannt wurde, an Deutschestem gehäuft: das Münster von Straßburg und die Bilder von Schöngauer und Grünewald, der Tristan von Gottfried von Straßburg halbvollendet in die Wolken wie das Münster ragend und, gleichsam als derbgroteske Schimäre dazu, Fischarts Flohhatz und bunt zusammen der Mystiker Eckart und Sebastian Brant, der patriotische Phantast Moscherosch und Tauler im Münster predigend. Aber gerade in dieses Münster und längs der Ill kais mit den nürnbergisch anmutenden Häusern und an alten Gewerbslauben vorbei zieht le grand Roi ein ... Dreiviertel Jahrhundert später verbringt ein anderer französischer König, Voltaire, einige Monate in Colmar. Une ville moitié allemande, moitié française et tout à fait iroquoise, urteilt er. Wobei die „französische Hälfte" sich offenbar auf die französische Beamtenschaft bezieht, die in Colmar als der Gerichtsstadt residiert und von der die Einwohnerschaft durchaus getrennt lebt. Denn man spricht deutsch im Elsaß, man lebt deutsch und kümmert sich nicht im geringsten um die Eingewanderten. Brachten die Revolution und ihre Ideen eine Wendung? Das Elsaß empfand, besonders als die Revolution die Kirche angriff, so antirevolutionär, daß man in Paris schon die Gefahr einer Vendée an der Ostgrenze ins Auge faßte. Erst unter Napoleon tritt es aus seinem Abseits, aus seinem unfreundlichen Schweigen heraus: heroische Ritte durch die Welt, der Straßburger Kleber in Ägypten, der Colmarer General Rapp in Aspern und Danzig. Das Volk ist halb verlockt, wie übrigens der ganze Rhein es damals war, oder wie Jean Paul, Goethe und später Heine ... Restauration und Louis-Philippe-Regime, und die elsässische Industrie blüht auf, eine durchaus französische Oberschicht entsteht. Mit welcher sich nach der 1848er Revolution aus staatserhaltenden Gründen der katholische

Klerus, die große elsässische Macht des Klerus, patriotisch verbündet. So daß also schließlich und endlich gegen 1860, am Vorabend des Krieges, das Elsaß französisch zu empfinden beginnt. „Die Befreier kommen!" Wer? Befreier? Und man erlebt das Groteske, daß das deutscheste Land germanisiert werden muß.

Ein Grenzlandschicksal also. Ein Elsaß, nicht wie Peter Schlemihl des Schattens beraubt, sondern im Gegenteil mit einem Doppelschatten versehen, — hin und her geschüttelt, zu tief deutsch, um je französisch werden zu können, zu lange französisch, um sich leicht in das Deutsche wieder zu finden, daher nicht einfach, wie es Deutschland, als es den „Bruder" begrüßen wollte, erwartet hatte, aber ebensowenig einfach im romantischen Sinn der französischen Revanche, sondern doppelt, vielfach, in wechselnde Farben gekleidet. Ein tragikomischer Bajazzo also? Man sollte sich einmal bemühen, in der fieberhaften Buntheit des Landes das Echte vom Unechten, das Ernste vom Spielerischen, das Tragische vom Komischen zu lösen. Denn beides ist da, Komödie und Tragödie. Das Elsaß ist durch die Historie, aus seiner Natur heraus, zu einem kleinen Welttheater erhoben worden.

Die Komödie

Die ersten elsässischen Druckereien und Webereien waren Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu der Zeit der Indienne-Rokoko-Mode entstanden. Die Fabrikanten freilich waren vorerst nur eine Art höherer Handwerker, brav und recht in den Zünften eingereiht. Erst am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, als für die neuen Maschinen bedeutende Kapitalien erforderlich sind, bilden sie einen Stand für sich, isoliert, abgehoben. Noch isolierter, fast geschlossen, als dann durch die Gewinne während der Kontinentalsperre eine Reichtumsbildung im großen einsetzt. Es sind jetzt keine Handwerker mehr, es sind Großbourgeois. Und da der deutsche Feudaladel des Elsaß zum großen Teil in Altdeutschland residiert und der französische Rokoko- und Empireadel natürlich als ständigen Wohnsitz Paris vorzieht, so werden bald diese Großbürger die eigentliche elsässische Aristokratie. — Wie sollte diese ganz unter französischer Herrschaft entstandene neue Klasse politisch empfinden? Etwa deutsch? Das Werdende liebt das Gewordene, und die äußere Gestalt der deutschen Kultur wirkt zweifellos weniger verlockend als die vollendete Gestalt der französischen. Dazu kommt, daß das Geschäft über die Vogesen wies. Und schließlich kam gerade damals in Frankreich das Louis-Philippe-Regime herauf, das Paradies der Industriellen. Kein Wunder also, daß diese Herren außer ihren gut deutschen Familiennamen bald sonst nichts Deutsches mehr an sich hatten. Sie

sitzen in der Pairs- oder Deputiertenkammer, ihre Söhne dienen als Offiziere in der französischen Armee, die französischen Regierungsbeamten nehmen an ihren Festen teil, die Damen lassen sich in Paris kleiden; Sprache, Haltung, Manieren sind durchaus französisch, auf vollkommenste Weise. Als nun nach 1870 die deutsche Regierung im richtigen Instinkt, daß gerade diese Klasse zu gewinnen wäre, ein Notablenregime einsetzt, verschmähen es die Herren keineswegs, die neuen Regierungstüren und -treppen kennen zu lernen. Aber wenn man sich an dieser Türe vom Regierungsrat verabschiedet, und dieser andeutet, daß er gern die Bekanntschaft von Madame machen würde, so heißt es, Madame sei unwohl oder sei gerade verreist. In Wirklichkeit stimmt weder das eine noch das andere, aber sie würde sich eher scheiden lassen, als bei einem deutschen Beamten zu verkehren, ganz davon abgesehen, daß sie kein Wort deutsch kann. Die Herren thronen im Landesausschuß und haben ihr pied-à-terre in Paris. Sie haben eine doppelte Buchführung: auf der einen Seite den Schein politischer Loyalität, auf der anderen kulturelles Protestlertum. Ein Tartüffestückchen also, eine etwas machiavellistische Komödie.

Der Einfluß dieser langsam gewordenen, mit Stadt oder Dorf verwachsenen Aristokratie ist im Elsaß so groß, daß er in Altdeutschland, wo das Fabrikantentum in den wenigen Gründerjahren ganz fertig aus dem Boden heraufschoß, kaum begriffen werden kann. Man denke fast an den Einfluß der Signorie in Venedig oder des Hofes in einer kleinen deutschen Residenz. Da sind die Parvenüs, die, wenn sie neu in den Kreis der Industriellen treten, wie der bourgeois gentilhomme die Manieren des Hofes, rasch die französische Sprache und Manieren erlernen müssen. Da ist die ganze Klientel der Aristokratie, vom Arzt und Advokaten bis zu den mit Bewunderung zum „patron" aufschauenden Bureauangestellten. Und die vielen Wohltätigkeitsvereine und die Läden von Mode- und Luxuswaren, wo Madame die beste Kundin ist und man sich bemühen muß, bei ihrem Eintritt mit seinem besten Französisch zu bedienen. Ach, dies beste Französisch ist, da man zu Hause den grobgemütlichen deutschelsässischen Dialekt gebraucht, noch lange nicht das beste, sein Akzent ist berühmt geworden. Und ebenso ist die kleinbürgerliche Nachahmung der französischen Manieren so ungeschickt, so täppisch wie nur möglich. Aber gerade aus diesem Nichtkönnen, aus der Distanz zum französischen Wesen, welches als das Vornehme an sich erscheint, entsteht eine tiefere Sehnsucht, eine heimliche Liebe. Bei diesen aristokratisierenden Bürgern und Kleinbürgern, welche Verachtung der Manieren der deutschen Eingewanderten, die, so durchaus unaristokratisch, höchstens bei Antrittsvisiten in Mietskutschen herumfahren! Welche Ziererei des Souvenirs,

welche Spitzfindigkeiten und Seufzer des Patriotismus! Eine ganze kleine Marivauxkomödie! Man trete in einen Vortragssaal ein: Causerie von Richepin. Vorn die Aristokraten, hinten die Aristokratisierenden. Es wird vornehm getuschelt. Man fühlt sich vereinigt durch die „Idee". Der Kunstfreund tritt ein, ein Herr, tänzelnd, mit ewigem Lächeln und mit tausend Anekdötchen versehen, der für Beethoven sowie für Statuetten, für die Erleuchtung der Völker sowie für ein côtelette en papillote schwärmt. Also durchaus Rokoko? Vielleicht! Und jedenfalls, und wie der ganze Saal: Provinz der Provinz. Halt! Still! Richepin erscheint. Und man klatscht, in ihm die Heimat begrüßend, mit den Fingerspitzen.

Eine Germanisation dieses Bürgertums geschah trotzdem. Sie kam nicht durch die Schule, deren Erinnerung sich bis in die Jünglingsjahre so leicht verwischt, auch nicht durch die deutsche Gesellschaft, von der man durchaus getrennt lebt, erst recht nicht durch die kleinen Ärgernisse, Verfügungen und Schikanen, sondern von einer Seite, von der es nicht zu erwarten war: durch das Parteileben. Der Ernst, welcher darin liegt, die Leidenschaft, welche man hineinlegen kann, bildeten ein Gegengewicht zu jenen aristokratisierenden gesellschaftlichen Spielen. Während überall die Parteien zerteilen, wirkten sie im Elsaß zusammenfassend und alle in einem Sinn: germanisierend. — Rasch wurde die nationalistische Partei gegründet. Weniger um selbst eine große Partei zu bilden, als um die anderen in ihrer Wirkung zu stören. Schon der Titel Nationalismus: eine Maske. Steht wirklich nur elsässischer Partikularismus dahinter oder das frühere Protestlertum? Jedenfalls gibt man sich weniger leidend als dieses, fröhlicher, eitler, aggressiver. Die exponierten Führer der Partei sind nicht die Aristokraten selbst, sondern Kleinbürger, die in ihren Salons fetiert werden, Schriftsteller, Journalisten, Karikaturisten. Und damit die commedia dell' arte vollkommen sei, trägt noch jeder einzelne beim Spiel eine Maske: Wetterlé, der streitbar-geistreiche Abbé des achtzehnten Jahrhunderts, ein anderer als Diplomat subtil „Doppelkultur" dozierend, und für den Zeichner Waltz die schwarze Larve eines Pseudonyms Hansi. Der gemeinsame Kampf gilt dem Pangermanismus. Und auch dies ein Wortspiel, eine Maske. Denn unter den Alldeutschen versteht man alle und alles Deutsche. Man ist wie gesagt aggressiv. Aber das Stück heißt trotzdem: „Die Beleidigten" oder „Die Verfolgten". Der Vorhang geht auf.

Die Tragödie

Doch wo bleibt der Chorus der Massen, jene Arbeiter, die bei irgendeinem

Streik vor 1870, um sich recht in Gegensatz zu den Herren zu setzen: Vive la Prusse! gerufen hatten, und die Bauernschaft, die, beide zusammen, zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen? Diese sind nicht in der Causerie von Richepin zu treffen, sie lesen weder Nouvelliste noch Journal d'Alsace, sie interessieren sich höchstens für das elsässische Dialekttheater und seine derben Schwänke. In den Straßburger Wirtschaften, wo Bauern und Kleinstädter einkehren, sitzen sie an den langen Tischen vor endlosen Gängen, breit in Reihe, laut und gutmütig grob, wie in alten deutschen Zünften. Ein ältestes Deutschland! — Welches plötzlich nach 1870 dem neuesten Deutschland gegenübergestellt wurde. Und hier, bei dieser Begegnung, setzt etwas ein, das nichts mit den Leiden und Spielen der elsässischen Komödianten gemein hat, etwas unendlich Tieferes, Bedeutsameres, Geheimnisvolleres; ein Einandergegenüberstehen und Sichnichterkennen, ein Verändertsein und fast unwilliges Sichabwenden und doch die Fühlung des Geschwisterlichen.

Ein neues Deutschland hatte 1750 begonnen. Siebzig Jahre nach der Loslösung des Elsasses. Preußen steigt damals auf. Für das losgelöste Elsaß bleibt der Name Friedrichs des Großen ebenso klanglos wie die Erhebung von 1814 und das Jahr 1866. Und ebenso fern blieb ihm die innere geistige Verwandlung, die diese politischen begleitete. Im Osten nämlich, an der anderen Grenze, unter dem fortwährenden Kampf und übermächtigen Druck der Slawen war der preußische Geist entstanden: ein Starrstehen wie auf einen Posten und zur Ausschau gestellt, eine düstere Ritterlichkeit, eine Askese ohne irgendwelche Zeugenschaft von außen, ein „Ich soll" nachtquellend aus dem eigenen Inneren, feind aller Lässigkeit und allzu süßen Träumen, kurzum der kategorische Imperativ, die Moral für die Moral, daher wie alles, was den Anspruch des Absoluten erhebt, verzehrend, unfreundlich, streng, aber gewaltig in der Leistung. Wie stellte sich Deutschland dazu? Es wußte noch bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ebensowenig von diesem Geist wie etwa das Elsaß um 1870. Es hatte den slawischen Druck nicht direkt an sich selbst empfunden, die türkische Gefahr mit wienerischer chevaleresk-legerer Bravour erledigt, und im Westen, von Frankreich, hatten ja noch keine übermächtigen Angriffe, sondern eher ein agacierendes Anlocken und Abzerren gedroht. Dieses Deutschland blieb allen Ungebundenheiten und Freiheiten, der germanischen Freiheit, der evangelischen und der ständischen hingegeben. Gegen 1750 macht sich die erste Änderung bemerkbar. Sei es, daß die Inkarnation des preußischen Geistes im friderizianischen Genie hinreißend, oder sei es, daß die innere Gefahr, der französische Rokokogeist, der Kultur und obere Stände ergriffen hatte, auf-

schreckend und zurückstauend wirkte. Es erschien neben Friedrich: Lessing, der in einer Komödie und noch mit Lächeln, aber schon mit offenbarer Sympathie den kategorischen Imperativ im Major Tellheim auf die Bühne brachte ... Deutschland selbst aber zögerte noch lange. Nach 1814 kam sogar noch die romantische Bewegung, die zwanglose Phantasie, das Unpreußischste, das man sich vorstellen kann. Erst als der Versuch einer romantisch-demokratischen Reichsgründung mißlungen war, gab man sich hin, erkannte Preußen. Aus der Vermischung der deutschen Phantasie und Vorstellung und des preußischen Willens entstand die Welt des Reichs.

Und das Elsaß? Das Elsaß, welches von allen diesen Nöten und Verwandlungen nichts wußte? Es war ein ältestes Deutschland geblieben ... Wenn nach 1870 Deutsche des siebzehnten Jahrhunderts als Eingewanderte gekommen wären, so hätten sie sich sofort ruhig und als unter ihresgleichen an jene langen Zunfttische setzen mögen. Auch wenn es Mozart-Deutsche mit Reverenzen, naiven Sentimentalitäten und Kadenzen gewesen wären oder spätere Jean-Paulsche Originalschwärmer, so hätte sich das Einverständnis bald eingestellt. Aber diese Alt-Deutschen, in Wirklichkeit Neu-Deutschen, die da kamen, waren durchaus anders. Sie haben Dienst, sie stehen stramm, grüßen formal, empfinden hierarchisch, befehlen schärfer, gehorchen stummer. Ein jeder ist ein wenig Preuße geworden. Und wenn auch unter dieser Wappnung die frühere Art leicht aufzudecken war und sich übrigens beides nicht, wie auch das Ausland jetzt glaubt, widerspricht oder ausschließt, so herrschte doch ein erstes Erstaunen. Im Elsaß behält man in Wirtschaften den Hut auf dem Kopf, stellt sich nicht mit Namen vor, hat eine Neigung für das Ungebundene, für das Nichtparieren, für derben „Flohhatz"scherz, weinselige Offenheit, Satire ... Jedermann erinnert sich jener Vorkommnisse in der alten Reichsstadt Zabern, welche zum Symbol für den Gegensatz wurden. Als der Streit vor die Tribüne des Reichstags kam, zögerte dieser lang zwischen dem ältesten Deutschland, das er selbst einmal gewesen war und lieben mußte, und dem neuen, welches ihn, den Reichstag, erst wieder geschaffen hat. Und er entschied sich so, wie er sich entscheiden mußte ... Damals aber ging der tragische Schauer über das Elsaß. Nicht daß das Volk an irgendein Franzosentum, an Hochverrat an sich selbst gedacht hätte, aber es war ein beidseitig schuldloses Nichterkennen unter Blutsgeschwistern, ein hilfloses Voreinanderstehen: Wer bin ich? Wer bist du? und ein Zweifeln an allem.

So trägt das Elsaß, von der Geschichte zum kleinen Welttheater erhoben,

die beiden Masken der Komödie und der Tragödie. Dieses Land mit dem von Natur einfachsten Volk und einer Natur, die vor lauter Einfachheit fast dem Worte widerstrebt, ganz in Buchenwäldern, in Veilchen auf den Hängen und gelben Tulpen in Weingärten, kurzsommerig, fast ohne Winter, nur Frühling und Herbst, und mit den langen napoleonischen Pappelgängen in der Ebene und der Sumpfniederung um Straßburg, über das das Münster einen allseitigen Schatten wirft.

Wird der Krieg jene beiden Masken, Verzerrungen des Gesichts noch tiefer eingraben? Wer dem Franzoseneinzug in Mülhausen beigewohnt hat, wer die durch den Belagerungszustand Verärgerten hört oder die Komödie der immer wieder gern geglaubten Gerüchte verfolgt, möchte so glauben. Aber schließlich bedeuten die Frauen und die Alten und Daheimgebliebenen nicht das Elsaß. Dieses steht im Feld, schlägt sich dort draußen, wo nicht nur die politischen, sondern auch die psychologischen Probleme jetzt gelöst werden. Die Rückkehr jenes jungen Elsaß ist abzuwarten. Vielleicht hat es das deutsche Erlebnis von 1750 bis 1870 nachgeholt.

Das geistige Spanien und Deutschland

Von Miguel de Unamuno

(Rektor der Universität Salamanca)

Vorbemerkung

Miguel Unamuno in Salamanca — dessen Meinung über spanisch-deutsche Geistesbeziehungen seine deutschen Freunde eingefordert haben — gilt in seinem Vaterlande als einer der ersten Männer der Nation, so wie er über Spanien hinaus einer der schöpferischen Denker des modernen religiösen Pragmatismus ist. Die Kenner des Philosophen und dieser selbst mögen eine solche beiläufige Bezeichnung nicht zu sehr bestreiten. Sie diene hier nur zur nächsten Aufklärung mehrerer bei der Sache künftig nicht verbleibenden Leser. Sie will die beiden Kennzeichen einer Gedanken- und Gefühlswelt hervorheben, deren eines gleichbedeutend mit dem Kennzeichen alles „Religiösen" ist, mit der fundamentalen und voraussetzungslosen Richtung auf das Unvergängliche. Das andere aber ist jenes fundamentale voraussetzungslose Ausgehen von dem Tätlichen des realen Menschen und seines Nutzens, in dem

Falle Unamunos jenes hochgradigen Nutzens unserer Fortdauer in einem künftigen Leben.

Denn um das künftige Leben dreht sich nach Unamunos Psychologie die ganze geistige Welt. Das Bedürfnis künftig fortzuleben ist für den Menschen nur in der Religion zu befriedigen. Christus ist vor allem der Bürge der Auferstehung. Aber aus dem Zusammenstoß dieser metaphysischen und Gefühlsnotwendigkeit mit ihrer sinnlichen und gedanklichen Unmöglichkeit entsteht die große Leere und Zerrissenheit der produktiven Menschen (des Deutschen Kleist z. B.), entsteht das „Tragische Lebensgefühl", aus dessen Verwirrung alle menschlichen Werke, zuletzt die mythische Religion neu hervorgehen. — Als einem spanischen Träger dieser schöpferischen Exaltation ist Unamuno besonders dem Don Quijote auf seiner Fahrt nachgefolgt, in dem „Leben Don Quijotes und Sanchos", Unamunos bedeutendstem Werke nach dem „Tragischen Lebensgefühl".

In solchem zähen Festhalten an dem sinnlich Gegebenen und dem ebenso starken Willen, das Abstrakte, ja Absolute, konkret zu machen, ist Unamuno zugleich hochkatholisch und skeptisch modern. Er selbst will sich aber darin auch noch als nationaler Spanier betrachtet wissen. Aus einem gewissen literarischen Hang heraus nicht unfrei von einer großartigen und „spanischen" Nachlässigkeit vollzieht darum Unamuno allemal die unmittelbare Gleichsetzung des Geistes mit dem Helden der großen Seelen, dem Ritter von der ärmlichen Körpergestalt — mit Don Quijote.

Ist nicht Don Juan Tenorio bis herab zu allen Miguels der Szene für uns das Symbol des „Orangen und Gitarren"-Spanien? Nun, unser quijotesker *geistiger* Miguel belehrt uns darüber in dem hier abgedruckten Briefe ganz unzweideutig. Fast möchten wir sagen, noch deutlicher, als wir es nötig haben. Der Darsteller Spaniens in dem großen Weltschauspiel, dem christlichen „Auto", ist Don Quijote, so wie die Helden und Ideale der rasselnden Ritterstücke Moltke und Bismarck sind. Die spanische Tradition kennt nicht die großen Königsdramen. Was will Shakespeares bombastischer „Heinrich der Fünfte" anderes sein, als „eine Feuerzunge" usw., die ephemere Taten in Frankreich verkündet! Allein Calderons „Standhafter Prinz"? Er verbündet (politisch gesprochen) seinem Vaterlande Marokko, durch seinen bloßen Charakter — und auf dem Misthaufen.

Jedoch in einem verkennt Unamuno in seinen Vorwürfen in auffälligem Maße das Gefühlsklima, den seelischen Wärmegrad unseres Deutschlandes. „Kants Schritt von der reinen Vernunft zur praktischen" (den Unamuno für hauptsächlich logisch hält) ist nicht weniger „quijotesk", als Unamunos eigener

übermäßiger Schritt von dem „tragischen Gefühl" zu dem großartigen Mythenunsinn quasi kantisch, lutherverwandt, und ebensowohl tiefprotestantisch wie urkatholisch ist. Denn auch der lutherische Protestantismus baut nur auf dem tertullianischen „Afrikaner" trotz seine Kirche auf. Auch er hebt wie jedes gläubige Herz jenes Allerheiligste: „quia absurdum est" in die Höhe, das „Weil ich mit meiner Einsicht nicht weiterkann und dennoch bin". Ich bin — noch weiterhin als ich denke. Nur löst sich hier das „Dennoch" in die entgegenreichende „Gnade" auf. — Ave Quijote, animae germanicae te salutant —

Hierin — und vielleicht noch in einigem Niedern — hat unser spanischer Korrespondent unser Deutschland doch etwas zu eng und allzu äußerlich genommen! Wenn beispielsweise Kant noch in der Anlage seines großen Werkes Pedantenzüge zeigt, so war er als Friderizianer nicht nur, sondern als Gelehrter und Denker des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt, ein wenig zu „technisch", und zuwenig „poetisch-schöpferisch". Jene Zeit mag dem Fremden, aber auch nur diesem so leicht als die deutsche Zeit erscheinen, weil eben die historischen Vormächte des Volkes eben aus dieser Zeit stammen! Aber schon Kants geistiger und größerer Sohn Fichte ist in diesem Sinne ganz untadelig, sehr erhaben und gleichwohl tieflutheranisch. Er hat Kants religiöse Richtung ungleich „quijotesker" beurteilt, als es vermutlich jemals ein neuerer Spanier in seiner Literatur getan hat.

Aber vieles, was uns Unamuno sagt, wollen wir, wenn auch ungern, zugestehn. Es scheint uns darum besonders lehrreich, weil es aus einer reineren als einer bloß politisch-neutralen Quelle stammt. Wir wollen das alles sehr gerne zum Nutzen einer bestimmten Klasse von Deutschen gelesen wissen, die — im Krieg und Frieden und bei fremden Völkern besonders — Deutschland immer ebensosehr zum nächsten Nutzen wie zum weiteren Schaden gereichen.

Paul Adler

*

Der Spanier, der über die Haltung des geistigen Spanien in der gegenwärtigen Kriegszeit berichten will, kann sich nicht beklagen, daß sein Vaterland bei einem der europäischen Völker eigentlich verhaßt sei. Spanien ist einfach in ganz Europa, und so auch in Deutschland, unbekannt. Geistig gesprochen kennt niemand Spanien, beachtet niemand den Spanier. Ein gewisser Mensch beklagte sich einst in einer Gesellschaft über einen ihm gegenüber versäumten Gruß. Der Andere entschuldigte sich damit, den Freund nicht gesehen zu haben. „Ich habe Ihre Anwesenheit einfach nicht bemerkt," sagte er. Diese nämliche

äußerste Unhöflichkeit des Hochmuts wendet Europa im Verkehr mit uns an. Man übersieht uns. Die Spanier, die im Auslande leben, bringen einen tiefschmerzlichen Eindruck von den törichten Meinungen heim, die sie dort immer wieder, selbst von den Höchstgebildeten, über uns zu hören bekommen. Spanien gilt als ein schönes — vielleicht einst geistig hervorragendes — Land, das Land der Südfrüchte. Die Spanier selbst sind ein heißblütiges Volk; und ähnliches. Wir kämpfen gegen eine Karikatur der Operntexte.

Dieser Mangel an geistigen Beziehungen zu uns, diese Unbeziehungen erklären es, daß dann auch der Krieg das spanische Volk in zwei einfache Teile gespalten hat: in „Germanofilos", Deutschenfreunde oder eigentlich Franzosenfeinde, und in „Germanofobos", Deutschenfeinde. Doch sind die Ursachen dieser glatten Trennung viel mehr von einer inneren und spanischen, als von äußerer Bedeutung. Diese Parteiung ist nichts als eine neue Gestalt unseres allzeit schlummernden Bürgerkrieges. Ihre Deutschenfreundschaft haben fast alle Angehörigen der spanischen Rechten ausgesprochen: die Reaktionären und Klerikalen, die streitbaren Kirchenleute. Doch will das durchaus nicht besagen, daß diese Leute Deutschland wirklich kennen. Was sie antreibt, ist nur ihr Haß gegen das „jakobinisch" gesinnte Frankreich neben einem gewissen eigenen Gefühl für das Befehlshaberische und die Ordnung. Und andererseits erklärten sich gegen Deutschland fast alle freisinnigen und radikalen Parteien. Und man muß leider gestehen, daß gerade jene Spanier, die in Deutschland gelebt haben, oder die wenigstens deutsche Zeitungen zu lesen imstande sind, in ihrer allergrößten Zahl der deutschen Politik unrecht geben. Ich vermag nur dieses Faktum anzuführen, ich vermag es hier nicht zu erklären. Im Gegensatz dazu erkennen wir, mit Deutschland oder mit der deutschen Geisteswelt bekannten Spanier, gerne an, wie vieles wir dieser deutschen Kultur, der deutschen Wissenschaft, der deutschen Dichtung, der deutschen Strenge und Gründlichkeit verdanken.

— Die inneren Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland sind in der Vergangenheit keine sehr engen gewesen, schon wegen der örtlichen Lagen. Bis auf die jüngste Zeit herab kam zu uns alles Deutsche auf dem Umwege über Frankreich. Wir hielten uns an jene deutschen Geister, die gerade in Frankreich beifällig aufgenommen waren. Fast alles beispielsweise, was bei uns von Übersetzungen „aus dem Deutschen" umläuft, ist derart mittelbar aus dem Französischen oder aus dem Italienischen übertragen. Bis vor ganz wenigen Jahren gab es in Spanien nicht leicht Leute, die des Deutschen mächtig waren. Heute ist das allerdings anders geworden, vor kurzem sprach man noch von einer in Spanien verbreiteten „Germanomanie". Doch im allgemeinen unter-

lagen wir mehr französischen, italienischen und selbst einigen englischen Einflüssen. Ich für meine Person glaube sogar, daß zu den von dem Spanier am leichtesten aufzunehmenden Literaturen die englische neben der italienischen gehört. Ich denke nicht, daß irgendein deutscher Romanverfasser in Spanien jemals das Ansehen eines Walter Scott, eines Dickens und einiger anderer Engländer zu gewinnen vermag. Indessen gibt es auf dem Gebiete des reinen Denkens eine merkwürdige Tatsache; es ist die Gunst, deren sich bei uns während des ganzen vergangenen Jahrhunderts der deutsche Philosoph Chr. F. Krause durch Vermittlung unseres Don Julian Sanz del Rio erfreute — ich vermute aus den folgenden Gründen. Die eigentliche Philosophie ergreift jedes Volk nur an seiner Oberfläche, als ein Kulturschaum, während des Volkes Grund in der Religion liegt. In dieser Art können die katholischen und romanischen Nationen nicht leicht jenen Schritt Kants von der „Reinen" zur „Praktischen Vernunft" nachmachen. Denn die Wurzeln dieser deutschen Philosophie sind protestantisch, sie gehen auf Luthers Anschauungen von dem Glauben zurück. Ohne diese Wurzel konnten zu uns ebensowenig Hegel, Schelling und Fichte verpflanzt werden. Krause hingegen enthielt in seinem allerdings weit weniger eigentümlichen System einiges Mystische, durch Vermittlung des Pietismus ursprünglich Katholische, und so konnte seine Lehre in unserem Spanien Wurzel fassen, wo, ähnlich wie in Belgien, alle Leute und selbst unwissentlich die Atheisten eigentlich katholisch denken. Aber von diesem Einzelfall abgesehen haben deutsche Denker bei uns nur sehr mittelbar und aus der Ferne hergewirkt. Man liest hier seit kurzem Naturphilosophen wie Haeckel, in entsetzlichen Vulgärübersetzungen, und man liest die Großsprechereien des unglücklichen, schwachen Nietzsche. Aber auch diese Antiphilosophien haben wir nur aus Frankreich bezogen, wo sie wegen ihres Hasses gegen das Christentum gerade aufgegriffen wurden.

In den letzten Jahren sind sehr viele von unseren jungen Leuten zu Studienzwecken nach Deutschland gegangen, doch haben sie außer ihren Spezialkenntnissen nicht immer gerade das Beste von dem mitgebracht, was sie dort finden konnten. Augenblicklich bekehren sich von ihnen gerade die Begabteren, obwohl sie durch lange Zeit an einer sehr absprechenden und sehr trockenen Gestalt der modernen Kultur krankten. Sie kehren zu den spanischen Gefühlsformen zurück. Und sie sind einigermaßen verdrießlich gegen ganz Europa und gegen Deutschland im besonderen (wo einige von seiten berühmter Professoren darüber ausgeforscht wurden, ob die Spanier in der Tat die gute Tischzucht haben u. ä. Es bleibt bei dem: man wünscht uns nicht zu kennen.

Unsere Arbeit an der Gegenreformation — unter einer habsburgischen Oberherrschaft, wie nicht vergessen werden darf! — hat uns des Mitgefühls und selbst der Beachtung von ganz Europa beraubt, insbesondere jener des protestantischen Nordens. Man betrachtet uns noch heute durch die Brille der absurden Legende von Philipp dem Zweiten. Mit ihr hat sich selbst Schiller verunreinigt. Dann haben die deutsche Romantik und die französische unser Land seltsam beliebt gemacht; doch ist uns solche Vorliebe meistens unheilvoll gewesen. Denn Schlegel entdeckte zuerst für das gebildete Europa unseren Calderon, Grillparzer entzündete sich an unserer Bühne, Hebbel rühmte Calderons „unvergängliche Symbole" und einige Heinesche Bemerkungen über den Don Quijote sind seither von niemandem, oder vielleicht nur von Turgenjew, übertroffen worden. Noch Schopenhauer schätzte unseren willensstarken Charakter sehr hoch ein, aber Treitschke hatte von uns wie von so vielen Dingen die deutschesten Anschauungen: „So haben die Spanier, dieses begabte Volk, für die Idee der Alleinherrschaft der Kirche sich verblutet. Es ist ein grandioser Idealismus, den man nicht ohne schaudernde Bewunderung betrachten kann usw." Im Grunde, das wissen wir, sind wir für die Mehrzahl der Gebildeten nichts als Vergangenheit, eine geschichtliche Zierat und eine Rückschau. Jedermann glaubt, daß wir seit dem siebzehnten Jahrhundert nicht mehr vorhanden sind.

Ich gestehe hier, daß die Franzosen uns schlecht behandeln. Aber sie behandeln uns immerhin. Die Italiener kennen uns sogar hinreichend. Und in England sind in letzter Zeit einige Schriften voll tiefer Sympathie für uns veröffentlicht worden. Ich verstehe hier unter „sympathy" nicht so das Gleichgefühl, sondern vielmehr mit dem griechisch-englischen Ausdruck die Fähigkeit, ein fremdes Volk so zu sehen, wie dieses Volk sich selbst sieht. Doch da muß ich ein freimütiges Geständnis machen. In den vierundzwanzig langen Jahren, in denen ich in der alten Stadt Salamanca an einem einigermaßen sichtbaren Platze lebe, sind an mir Franzosen, Amerikaner und Engländer vorbeigezogen, allein nur sehr wenige Deutsche. Das heißt, die Deutschen entsenden zu uns vor allem ihre Handelsvertreter, die zwar sehr gut spanisch lernen, die aber begreiflicherweise für unsere geistigen Eigentümlichkeiten nur geringes Gefühl haben. Sie unterrichten sich über die spanische Landeskunde und Wirtschaftslehre; ihnen verbirgt sich die spanische Seele. Sie scheinen uns vielmehr überhaupt keine Seele zuzugestehen. Eine andere Gattung von Reisenden möchte ich als Reisende in wissenschaftlichen Geschäften bezeichnen. Sie kommen, irgendein geschichtliches Detail aufzustöbern, und man bedenkt nicht, welchen Schaden für den Austausch lebendigen Geistes diese ärmlichen Virtuosen der

wissenschaftlichen Methode bilden. Was uns Spanier am meisten schmerzt, uns, die wir unsere Seele voll großer Anläufe und Bestrebungen wissen, ist, mitanzusehen, wie uns diese Gelehrten als eine Art Experimentiertierchen aus dem Gebiete der Sprachlehren behandeln, in „Untersuchungen", die man mit reicher „Literatur" versieht und mit der Geringschätzung des Dozenten für seinen speziellen Stoff anstellt. Wir empfinden es, daß wir diesen Deutschen gerade für das Mikroskop gut sind. Wenn man von uns aber hier und da etwas vermeldet, so geschieht es wegen irgendeiner beiläufigen Sache, wir gelten durchaus als Mitläufer; aber von dem uns eigentümlichen Geist verlautet nichts. Alle unsere noch so kleinen Entdeckungen zu unseren klassischen Autoren werden übernommen, doch niemand bekümmert sich darum, daß es auch heute noch spanische Dichter gibt, die den Künstlern der anderen Völker nicht nachstehen. Über den Cid, da bleibt nichts Jüngstkritisches unverborgen; ist es aber jemand bekannt, daß wir in Antonio Machado heute einen großen Dichter besitzen, und in Baroja neben unseren „altspanischen Schelmenromanen" einen großen zeitgenössischen Erzähler?

Im Jahre 1871 erschien in Stuttgart die zweite Auflage eines Buches über „Das heutige Spanien" von Gustav Roesch. Dieses Buch schöpft aus der spanischen Revolution von 1869 viel Gutes für unser Land, doch nur deswegen, weil sich sein Verfasser damals einbildete, daß Spanien in einigen Jahren lutheranisch werden müsse. Ich selbst bin später auch noch zitiert worden als der Rektor, der gegen die katholische Kirche in Spanien aufgetreten wäre. Man war hocherfreut, daß ein Rektor der uralten Universität Salamanca solches wagen könne. Doch wußte man nicht, daß Spanien zu den Ländern mit den weitesten Gewissensfreiheiten zählt. Man wußte nicht, daß alles dies von der angeblichen spanischen Unduldsamkeit eine bloße Erfindung ist, groteske Einbildungen um den für Europa ganz dunkeln Ferrer. Der aber dieses aussagt, ist, wie man bereits gesehen hat, durchaus kein Klerikaler, ja er kann sich nicht einmal einen rechtgläubigen Römisch-Katholischen nennen. Damals, nach Ferrer, ermüdete ganz Europa in seinen Zeitungen nicht, uns die fünfhundert Jahre alten Geschichten vorzuwerfen, und in Deutschland zeichnete sich neben einigen anderen der Professor Ostwald in der Systematik von solchen Tatsachen aus, die ihm selbst unbekannt sein mußten.

Was wir sind, was wir vor uns selber in unserem Innern sind, unser Spaniertum, unser Afrikanertum, wenn man so will, das geht auf diesem Wege verloren. Es ist, als ob wir Spanier allein keinen lebendigen Volksgeist, kein volkstümliches Weltgefühl, keine Weltanschauung mehr kennten. Vielleicht

ist diese spanische Anschauung in einigem verdunkelt, nebelhaft unbestimmt, doch ist sie zweifellos von dem die modernen Völker beherrschenden Willen stark verschieden. Wenn wir also etwas in dem gemeinen Sinne der europäischen Zivilisation unternehmen, ist man mit uns zufrieden, wie mit einem Zögling, dem man die Schulter klopft und zu dem man spricht: „Gut, mein Junge, für einen Spanier bist du recht gelehrig." Ihr aber dort oben schätzet unseren Geist zu gering; ihr verkennt unsere Kategorie. Möge diese euch auch in der Art gering erscheinen, so ist sie doch die unsere. Wir werden unsere Kräfte nicht nach außen wenden, wir unterstreichen weder mit einem Heere noch mit einer Flotte die Stellung unserer geistigen Arbeiter. Ich sage nicht: unserer „Wissenschaftler", denn das Wissenschafteln im eigentlichen Sinne kennen wir in Spanien nicht. Unser Denken ist kein eigentlich gelehrtes; es ist ein mehr geheimnisreiches und dichterisches Denken, davon abgesehen, ist es sicherlich nicht viel. Wir lassen gerne andere Leute Erfindungen für die Gewerbe machen. Wir sind überzeugt, daß das elektrische Licht, an seinem Orte erfunden, auch an unserem nicht schlechter leuchtet. Die Begabung der Polytechniken ist uns nicht verliehen. Immerhin gibt es in der Welt noch höhere Dinge als diese technischen Wissenschaften. Und vielleicht ist der letzte Zweck des Denkens nicht so sehr, die Welt aufzuklären, sondern der, sie vom Standpunkt eines Schöpfers, eines „Poeten" zu bilden, ist also ein eigentliches Ziel. Gewiß, und niemand in der Welt ist so unwissend, daß er nicht irgend etwas, und zwar etwas Wesentliches und Letztes, keine bloße Randbemerkung, dem Wissenden übermitteln könnte!

Wir, die Gebildeten Spaniens, haben das gelehrte Deutschland aufgesucht, um von ihm seine gesteigerte Technik, seine entwickelten Verfahren zu erlernen. Wir sind Deutschland nicht undankbar, sondern außerordentlich dankbar für all das Einzelne, was es uns offenbart hat. Wir bleiben davon überzeugt, daß es bei uns eine sogenannte Wissenschaft kaum gibt, daß insbesondere unsere wissenschaftliche gewerbliche Technik nur eine ärmliche Quacksalberei ist. Aber in der Welt der Dichtungen und der Leidenschaften, auf dem Gebiete der Erzählungen, der Verskunst, des Theaters, der Malerei, sind wir nicht geringer als unsere andern Zeitgenossen, stehen wir hinter dem deutschen Volk nicht zurück. Deutschland hat uns in vielem belehrt und wird uns vielleicht noch vieles lehren; das eine verstehen wir aus uns selbst. Recht innerlich zu fühlen, recht eigentümlich zu träumen, recht leidenschaftlich zu streben.

Heute, da wir neutral sind, verwöhnt man uns ein wenig — von der einen wie von der andern Seite. Wir aber verlangen nur, daß man uns ge-

recht werde. Wir verlangen nur das Eingeständnis, daß wir in den meisten Fächern zwar Schüler bleiben müssen, in unserer eigenen Art jedoch unbedingt die Meisterschaft erreichen. Wir möchten in keiner Weise zugeben, daß man uns zivilisiere; wir wollen uns nicht als einen Stamm malerischer Halbwilder behandelt sehen, wir wünschen, daß man von uns nicht länger als von dem heißblütigen Volk rede, von Gitarrespielern unter Orangebäumen, und von den Leuten, die jeden Sonntag in die Messe gehen und mit Messerstichen ihre Politik treiben. Wir verlangen, daß man uns nicht bloß zu Handelszwecken zu finden wisse, oder wegen der Schmöker in unseren Bibliotheken, blind in beiden Fällen gegen das, was uns heute ausmacht. Wir hören uns also nicht gerne nach Treitschke ein „begabtes Volk" nennen. Aber selbst wenn ein Land, Deutschland zum Beispiel, im Ganzen und im Meisten hoch über Spanien stünde, so behagte es uns trotzdem nicht, uns von jedem Geschäftsmanne dieses Landes über die Achsel ansehen zu lassen. Das Afrikanertum, das man uns vorwirft, schreckt uns nicht, in Anbetracht solcher Männer wie Cyprian, Augustinus, Tertullianus, welche alle Afrikaner waren. Der Baedeker (eine der hauptsächlichen Quellen Europas über uns) nennt uns „empfindlich"; wir sind es nur gegenüber der Unkenntnis. Nein, wir wollen uns nicht von dem ersten besten modernisieren lassen. Wir können nicht zugestehen, daß irgendein sich zum Christentume bekennendes Volk, sei es dieses oder jenes, sich berufen glaube, die übrigen christlichen Völker zu beherrschen oder es ihnen vorzutun. Dies gilt für uns gleichmäßig gegen jeden Imperialismus auf beiden Seiten. Wir Spanier geben unter keinen Umständen den Judaismus eines von Gott in der Welt auserwählten Volkes zu.

Nicht mehr als das Folgende kann ich in diesen Zeiten sagen, da der Krieg jeden Nationalstolz, auch den der neutralen Völker, verstärkt, und wo die alte Meinung von den Völkern ersten und zweiten Ranges dahinschmilzt. Nicht mehr als das Folgende kann ich im Augenblicke vor dem gelehrten Deutschland sagen, namens des geistigen Spaniens, und obwohl der Spanier dem Deutschen so vieles verdankt. Ich glaube: ebendasselbe, was heute uns Spanier als ungeeignet zum Kampf um die Vorherrschaft erscheinen läßt, ebendasselbe wird uns morgen, nach Überwindung des Technischen und Organisatorischen, zu neuen Gestaltungen der Kultur besonders befähigen. Denn ich persönlich nähre noch die Hoffnung, daß uns dieser Krieg eine Wandlung jenes schrecklichen letzten Zeitabschnittes herbeiführen möchte, jenes Abschnittes der Nachfahren, der Nachspürer, der Syndikate und Ingenieure, des „Kathedersozialismus" und des gelehrten Militarismus, das Ende jener schrecklichen geisttötenden

Zeit, in der die Sucht des Bestehenden und die Wissenschaftlichkeit den Einzelnen aus der Welt ausgelöscht haben. Und wenn Spanien irgendeine Aufgabe in der Welt hat, so ist es diese: darzustellen diesen Einen im Kampfe um den Himmel Gottes, diesen Einzigen in der Welt, den Menschen vor den Dingen, den Geist vor dem Bilde, und das Streben gegenüber dem Nutzen. Wir sind das Vaterland des irrenden Ritters, des Helden der Niederlage, Quijotes, dem jenes höchste menschliche Wissen zu eigen war, die Kunst, sich besiegen zu lassen und den Sieger zu überwinden. „Über alles in der Welt" — reicht nur der Staat Gottes! In ihm ist König der Mensch, das heißt Christus, der die Gleichheit aller Menschen lehrt.

Spanien will christlich-neutral fühlen.

Die Fürstin

Erzählung von Bruno Frank

I

Das Vorwerk, wo Matthias' Vater als Inspektor bedienstet war, gehörte zu einem riesigen, fünfzehntausend Morgen großen Gute, das Wälder, Seen und unüberblickbare Kornfelder umschloß, weit im Osten des Reiches. Bis Matthias sieben Jahre alt war, bekam er niemals den Gutsherrn zu sehen, aber dann eines Tages mußte er mit den anderen Kindern Spalier stehen, als der Graf, der solange in der Hauptstadt Offizier gewesen war, seinen Einzug hielt.

Man hatte Matthias und seine kleine Schwester am Tage vorher kräftig gebadet und am Morgen selbst noch eine Reinigung mit ihnen vorgenommen, die sich ins Delikatere erstreckte, und nun standen sie von früh neun Uhr bis gegen elf Uhr beim Schloß im Spalier und wagten kaum miteinander zu flüstern. Endlich kam der Wagen von der Station, in weitem Bogen umfuhr er den Fischteich, man konnte ihn lange sehen, und alle Gesichter wanderten langsam mit der Kurve. Er erreichte die ersten Kinder, alle riefen Hoch, und vom offenen Sitze schaute ein junger Herr mit braunem, ziemlich mißmutigem Gesicht über sie hinweg nach dem Walde. Matthias' Vorstellung von dem, was der Graf tun müsse, war unklar gewesen, aber die Art, wie jener nun auf die ganze großartige Zurichtung antwortete, brachte einen tiefen Eindruck auf sein Knabengemüt hervor. Er kniff die kleine Susa, die neben ihm stand, unwillkür-

lich in den Arm, so daß sie anfing zu weinen, worauf er tief erschrocken, sehr liebreich, aber doch zerstreut begann, sie zu trösten.

Seine Blicke waren auf das freie Rondell vor dem Schloßportal gerichtet. Dort hielt der erste Verwalter barhaupt eine Rede, die man nicht hören konnte. Der Graf war aus dem Wagen gestiegen und lehnte am Schlag. Als der Verwalter fertig war, nickte er, griff an seinen grauen weichen Reisehut und ging die Treppe hinauf.

2

Matthias' Vater hatte sich um die Waschungen nicht gekümmert, die der großen Begebenheit vorausgingen. Als er hinzugekommen war, hatte er gelacht und etwas Lustiges gesagt, das die Kinder nicht verstanden. Er war ein stattlicher und vergnügter Mann, der nichts von Förmlichkeiten hielt und den alle gern hatten. Die Mutter pflegte ihn, auch wenn kein besonderer Grund vorlag, wie erschrocken aus ihren dunklen, schwärmerischen Augen anzusehen. Sie war außerordentlich gottesfürchtig und menschenfürchtig. Seit der junge Herr nach Hause zurückgekommen war, hatte sie eine Art, ihn in ihrer Mischsprache „Pun grof" zu nennen, die den Kindern ehrerbietige Schauer über die Seele jagte. Wenn der Vater sie so hörte, ahmte er ihr gutmütig nach, — „Pun grof", sagte er, machte fromme Augen und blies die Backen auf, dann aber nahm er die Mutter zärtlich um die Schultern.

Als Matthias größer war, merkte er, daß sein Vater sich über den Gutsherrn ein wenig lustig machte. Er kam etwa vom Herrenhause zurück und erzählte ernsthaften Tones eine Unterredung: „Der Graf meint ja, wir könnten ganz einfach die Karauschenzucht eingehen lassen und mal zur Abwechslung Forellen in den Teich setzen. Ich sagte, das ginge ja schließlich . . ." Aber am Ende seines Berichtes fing er an zu schmunzeln, er schlug sich aufs Knie, und zuletzt lag er nach rückwärts in seinem Sessel und lachte aus vollem Hals. Susa fürchtete sich und sah zu ihrer Mutter hin. Aber Matthias war in sich nicht einig. Er bewunderte seinen Vater und fand es großartig, daß jemand sich innerlich so frei hielt, allein irgendwo in seinem Herzen bestand ein dunkles Gefühl, das ihn hinderte, so recht mitzulachen, auch als er schon anfing, die Torheiten des Grafen würdigen zu können.

In anderen Stücken freilich folgte er durchaus dem Vater nach — ungewiß, ob überall zu seinem Heil. Ihm war eine Natur eigen, der die Leitung der Religion vielleicht von besonderem Segen gewesen wäre. Doch er sah seinen Vater von kirchlichen Dingen sich abkehren, und er tat es ihm gleich. Bei dem

Inspektor entsprang wohl diese Unbekümmertheit jener Empfindung so manches tüchtigen und fröhlichen Menschen, der sich aller Sermone und heiligen Lieder glaubt begeben zu können. Aber es spielte hinein, daß ihm die Kirchenläuferei als eine ganz besonders polnische Angelegenheit erschien — und alles polnische Sonderwesen, wie es sich in der Gegend störend breit machte, war ihm ein Greuel. Auch mochte er den Pfarrer nicht leiden.

Gewiß ist, daß diese persönliche Abneigung bei dem jungen Matthias kräftig mitsprach. Als heranwachsender Knabe erinnerte er sich noch wohl, wie ihn die ersten Meßgänge an der Hand der Mutter mit einem dumpfen und süßen Vergnügen erfüllt hatten. Aber als er gerade anfing, die Augen richtig aufzutun, wurde der neue Geistliche in das Gutsdorf versetzt, und bei dessen erster Predigt befestigte sich in Matthias jene Empfindung, die an Haß grenzte. Der Mensch dort oben hatte ihm nichts angetan und würde ihm möglicherweise niemals etwas antun. Aber er verdiente Haß, das war dennoch wahr. Er predigte mit einer rauhen, bellenden Stimme, seine Augen waren klein und trüb und von ungutem Ausdruck, und wenn er mit einer Ermahnung, einem Flehen an die Gemeinde sich wandte, so hob er seine tierisch dicken Fäuste nicht wie ein fromm um Frömmigkeit Bittender, sondern wie ein Schlächter. Er war vermutlich nichts Anderes als ein Bauerntölpel, der wenig in sein Kleid paßte; aber für den jungen Matthias war er nichts Anderes als ein böser, ein gemeiner Mensch. Es wurde seiner Mutter bald schwer und dann unmöglich, ihn in die Kirche zu bringen . . . Auch die Zeit vor der ersten Kommunion und die erste Kommunion selber änderten nichts. Matthias schauderte ein wenig, als er die Hostie aus der Hand dieses Menschen empfing. Aber dies blieb von jenem Tage sein einziger Eindruck.

Da sein Vater mit ihm übereinstimmte, so brauchte Matthias sich von dem Geistlichen nicht unterrichten zu lassen. Es wäre das Natürliche gewesen und wurde mit einer Dringlichkeit angeboten, die man höflicherweise kaum abschlagen durfte; dennoch wurde die Gefahr umgangen. Matthias würde sich also mit dem begnügen, was ihm der Schullehrer beizubringen vermochte, und er würde um ein Jahr früher in die Kreisstadt zur Schule geschickt werden.

Denn Matthias' Vater hatte seine bestimmten und ehrgeizigen Pläne mit dem Knaben. „Inspektor soll er mir nicht werden," sagte er, als der Kleine noch im Röckchen herumlief. Und seit mehreren Jahren nun stand es fest, daß Matthias die Forstakademie besuchen und sich so eine schöne und sogar vornehme Karriere aufschließen sollte. Matthias war das zufrieden, er hatte den Wald gern wie alle gutartigen Kinder. Übrigens wurde er wenig gefragt; als

er dahin gelangte zu denken, war alles längst beschlossene Sache. Und er hatte zunächst nur Annehmlichkeiten von diesem Plan: denn auf dem Vorwerk, ja auf dem ganzen Gute verlieh es ihm eine gewisse Würde, daß er dazu bestimmt war, in einigen Jahren „nach Eberswalde" zu gehen . . . Die Männer, die im Winter am Abend manchmal bei seinem Vater zusammenkamen, fingen an, ihn zu bemerken, sie zogen ihn auf mit seinem Studium, und sie taten das mit Achtung. Er saß, ohne daß ihn jemand ins Bett wies, oft ziemlich lange bei ihnen wach und hörte ihren Geschichten zu.

Eine, die der Verwalter eines kleinen benachbarten Gutes mitbrachte, beschäftigte ihn geraume Zeit. Auf jenem Gute wurde, nach alter schlechter Sitte, ein Kettenhund gehalten, ein großer schwarzer Neufundländer. Unter dem Dach des Ökonomiegebäudes hatte man, die ganze Front entlang, einen Eisenstab angebracht und an ihm mittels eines verschiebbaren Ringes eine lange Kette, und dem Neufundländer war auf diese Weise die Möglichkeit gelassen, die Länge des Hauses hinauf und hinunter zu jagen. Da er ein ziemlich begriffsstutziges Tier war, so bildete er sich stets von neuem ein, er sei frei, und brach stets von neuem in ein wildes Geheul aus, wenn er die Wahrheit einsah. So raste er nun Nächte lang halb toll hin und her. Der Inspektor — eben der, der die Geschichte erzählte — hatte seinem Herrn Vorstellungen gemacht; es war unmöglich für ihn und seine Frau, bei dem Höllenlärm zu schlafen, außerdem tat ihm der arme Köter leid. Im Grunde war ja auch, so fügte er hinzu, gar nicht viel zu bewachen, — eine Bemerkung, die von allen mit Vergnügen aufgefaßt wurde, denn man wußte, daß es mit der Besitzung nicht zum besten stand. Der Herr, der lange sein eigener Verwalter gewesen war, hatte sie hoffnungslos heruntergebracht. Eines Abends nun, wie er, wohl ein bißchen betrunken, aus der Kreisstadt nach Hause kam, fiel es ihm ein, zum Ökonomiegebäude hinüberzugehen, um seinem Wachhund einen guten Abend zu wünschen. Im Frack, den Überzieher überm Arm, geht er auf die Scheune zu. Der Hund läuft ruhelos, heulend, an seiner langen Kette hin und wider. Wie er den Urheber seines Unglückes kommen sieht, bleibt er stehen. Und dann springt er an ihm empor, aber nicht zu einer Liebkosung. Mit einem einzigen Ruck reißt er ihm von oben bis unten den rechten Arm auf, so daß zerfetztes Fleisch durch den Frackärmel herausquillt. Dann legt er sich nieder, als sei er nun, zum ersten Mal, beruhigt . . .

„Das Sonderbare ist," sagte der Erzähler, „daß der Herr durchaus keine Wut bekommen hat. Er hat den Hund auch nicht etwa erschießen lassen, sondern losbinden, und nun geht der seit einigen Tagen ganz vernünftig um die Häuser herum. Der Herr sieht ihn von seinem Krankenbett aus durchs Fenster."

Matthias, der in einer wilden Erregung zugehört hatte, ging hinaus und rief den Hund seines Vaters. Es war ein tapferer, struppiger Terrier, von der Airedale-Rasse, nicht mehr jung; er schlief schon in seiner Hütte. Aber er ermunterte sich und kam mit tolpatschigen Sprüngen durch die Dunkelheit auf Matthias zu. Matthias hockte sich bei ihm nieder und nahm ihn um den Hals. Er sagte: „Guten Abend, Wächter. Dir geht es gut, nicht? Dir tut keiner was . . ." Er nahm den Hund sacht bei seinen weichen Ohren und ließ sie durch die Hände gleiten, mit einer begeisterten Rührung, die ihn beinahe hätte schluchzen lassen. Wächter schüttelte sich, geniert von der ungewohnten Nähe. Aber zartfühlend, um das wieder gutzumachen, legte er dann eine tröstende Pfote auf Matthias' Arm.

3

Mit fünfzehn Jahren bekam Matthias noch einmal Schläge von seinem Vater. Bei einer Jagd hatte er gesehen, wie der Graf einen ungeschickten Treiber mit dem Kolben seiner Flinte traktierte, und schäumend kam er heim. Er sprach während des Nachtessens exaltiert von nichts Anderem und vergaß sich schließlich so weit, vor den Eltern mit der Faust auf den Tisch zu hauen und etwas von „verfluchter Preußenwirtschaft" zu sagen. In diesem Augenblick schlug ihm sein Vater ins Gesicht. Ruhig und sachlich erteilte er ihm vier fürchterliche Ohrfeigen. Er haßte das großpolnische Gehetze, das sich, wie er wußte, mit sklavenmäßiger Unterwürfigkeit von Mann zu Mann vertrug, und in der Familie jedenfalls wollte er mit dem Treiben nichts zu tun haben. Er für seine Person kam aus Niederschlesien, und seine Frau, mochte sie braune Haut und dunkle Augen haben, war eben seine Frau. Immerhin fing sie und fing Susa bei der ungewohnten Szene zu weinen an; Matthias stand auf und legte sich im Dunkeln auf sein Bett.

Ein halbes Jahr später heiratete der Graf, und auf dem Gut wurde drei Tage lang getanzt und getrunken. Am Abend des dritten Tages saß Matthias bei den Arbeitern eines entfernten, des nördlichen, Vorwerks. Es waren fast lauter Polen, und sie sangen. Die großen Worte der Lieder und der Branntwein stiegen Matthias zu Kopf, und er sagte den Polen begeistert und eindringlich, er gehöre zu ihnen. Weil er der Sohn seines Vaters war, den man als einen so scharfen Gegner der „Sache" kannte, so merkte man auf sein wirres Gerede und ermunterte ihn.

Die Kellnerin, die bediente, ein großes starkes Frauenzimmer, das man zur Aushilfe hatte kommen lassen, sah ihn mit Bewunderung an. Matthias war

über seine Jahre gewachsen, er war weiß von Haut, mit schwarzem dichtem Haar. Seine Augen, ebenfalls dunkel, leuchteten vom Trinken und vom Reden. Schließlich fiel ihm ein, daß er nach Hause müsse, und daß der Weg ziemlich weit sei. Aber wie er zur Tür hinaus war, kam die Kellnerin um das Gebäude, faßte ihn ohne irgend etwas zu sprechen um die Hüfte und zog ihn mit sich zurück durch die hintere Tür. Es war nicht viel Zeit, in der Schankstube rief schon jemand nach neuem Schnaps. Hinter der Anrichte lag ein Verschlag mit einem primitiven Bett, wo das Mädchen die Nacht zubringen sollte. Sie warf Matthias, mehr als daß sie ihn legte, über den Strohsack, riß ihm die Kleider auf und nahm, in rasender Eile, Besitz von ihm. Dann brachte sie ihn eilig wieder in Ordnung, küßte ihn unter der Tür noch einmal tief in den Mund und schob ihn hinaus. Die Leute drinnen schrieen nach ihr, und der Schankpächter schlug an die Bretterkammer.

4

Es war als sei damit eine Pforte aufgestoßen. Wie auf Verabredung fielen die Mädchen des Gutes nun über ihn her. Er blieb wirklich nirgends mehr sicher vor ihnen. Dies schmeichelte ihm nicht, Eitelkeit war nicht in seinem Wesen, und bald ertrug er es schwer. Vielleicht war er nicht tugendhafter als andere heranwachsende Knaben, aber sein Sinn war früh schon auf eine bestimmte Art wählerisch. Dennoch wußte er nicht recht zu widerstehen. Das Weibervolk dort in der Gegend war — eine Folge gewiß der Blutvermischung — recht zügellos, und sie scheuten sich nicht, ihn ohne Umstände anzupacken. Und obgleich ihm das zuwider wurde, so erlag er gleichwohl fast jedem dieser schamlosen Angriffe, es war sogar eben ihr Unverhülltsein und ihre Frechheit, was ihn erliegen machte, und er wußte das und schauderte davor, als vor einem schlimmen Geheimnis.

Er fragte seinen Vater eines Tages, ob es nicht möglich sei, ihn statt erst im kommenden Frühjahr schon jetzt, schon im Herbst zur Kreisstadt auf die Schule zu schicken. Der Vater, der seit einiger Zeit weniger fröhlich war und zur Seltsamkeit neigte, sah den bleichen Sohn scharf und unverwandt an und sagte nach einer Weile langsam: „Gut, werden sehen, mag sein, mag alles sein . . .“ Matthias behielt von diesen nicht ganz gewöhnlichen Worten einen Schauder auf dem Rücken, aber nach einigen Tagen, man hatte Erkundigungen eingezogen, wurde alles endgültig nach seinem Wunsche bestimmt.

Er hatte nur einen Monat noch zu warten: man schrieb Anfang September. Die Jagd ging auf, und eines Tages, wie Matthias müßig im Walde umher-

ging, sah er vor sich in einiger Entfernung den Grafen und die Gräfin mit zwei Hunden. Sie standen still. Die Frau hatte einen angeschossenen Hasen bei den Löffeln gefaßt, der unter ihrem Griff hin und her zappelte. Matthias konnte nicht hören, was gesprochen wurde, aber es war deutlich, daß sie dem Grafen einen schlechten Schuß vorwarf, den er wohl aus großer Nähe getan hatte. Der Graf stand in verlegener Haltung neben ihr. Schließlich, nachdem die Frau ihre Vorhaltungen beendet hatte, warf sie das Tier zu Boden, bückte sich und gab ihm mit einem kurzen Stoß den Rest ... Matthias sah an ihrer Bewegung, daß sie ein Jagdmesser zwischen die Nackenwirbel stieß; eigentlich genügte ja ein Schlag mit der flachen Hand. Die Gräfin war eine nicht sehr große, doch straffe junge Dame, mit hellem Haar über einem fast weißen Gesicht, mit Augen, wie aus blauem Stein. Matthias hatte sie nur zwei, drei Mal aus der Nähe gesehen und jedes Mal mit Herzklopfen. Schon sehr bald erzählte man auf den Gütern eigentümliche Geschichten: von Nächten, die der Graf in Unterhosen an ihrer Tür verbracht haben sollte; von einem schlecht gegürteten Steigbügel, den sie ihm vor Leuten ins Gesicht geschleudert habe, so daß sein Zahnfleisch anfing zu bluten; und mehr dergleichen.

Matthias vergaß niemals ihre stolze und boshafte Haltung vor ihrem zerknirschten Gatten und den zugleich nachlässigen und hastigen Stoß, mit welchem sie dem zuckenden Hasen zum Tode verhalf.

5

In der Kreisstadt zeigte es sich, daß Matthias' Vorstudium mangelhaft und seine Lernfähigkeit mäßig war. So öffnete sich ihm eine Zeit sehr strenger Arbeit. Das Logis, das man für ihn ausgewählt hatte, wurde nach dem Ablauf des ersten Jahres allzu kostspielig erfunden, und man gab Matthias einem Hilfslehrer in Pension, der für seine Mansardenstube geringere Forderungen stellte.

Dieser Hilfslehrer, ein kränklicher und meist mißlauniger junger Mann, war bereits verheiratet und zwar mit einer kleinen blonden Frau von ordinärer Hübschheit, der Tochter eines Weißwarenhändlers aus der Stadt. Sie hatte weiche, kurze, fette Händchen mit niemals sauberen Nägeln, und sie lag beim Essen mit dem Gesicht in ihrem Teller; Matthias brachte ihr wenig Neigung entgegen. Er war der einzige Pensionär des Ehepaares und benahm sich mit äußerster Bescheidenheit. Sogleich nach dem Abendessen pflegte er gute Nacht zu wünschen und auf seinem Zimmer beim Schein von Kerzen, deren Preis er sich zusammensparte, noch zu lesen. Ein Buch, das er kaum beendigt immer von neuem begann, waren die Memoiren des russischen Revolutionärs Kra-

potkin; der Band war das Eigentum eines Kameraden, und Matthias bat von Monat zu Monat, ihn ferner behalten zu dürfen.

Eines Abends kam die Lehrersfrau ohne weitere Umstände zu ihm ins Zimmer. Sie gab sich wenig Mühe, einen Vorwand zu erfinden, erzählte, daß ihr Mann in eine deutschnationale Versammlung gegangen sei, und stellte sich lüstern blinzelnd vor Matthias hin. Er versuchte mit Stottern, beängstigt, ein Gespräch zu beginnen, aber sie kam vollends heran, sah ihm von unten her in sein schönes Gesicht und begann, sich wie eine Katze an ihm zu reiben. Doch diesmal war die Mischung von Mitleid und gedemütigter Lust, die er in solchen Fällen zu empfinden pflegte, schwächer als sein persönliches Widerstreben. Er packte die Frau bei den Schultern, schob sie ein Stück weit zurück und schüttelte den Kopf. Er sagte: „Ich bitte, gehen Sie hinunter, Frau Adam, oder ich weiß, was ich morgen früh tun werde."

Aber kaum hatte sie nach einem rachsüchtigen Blick die Tür geschlossen, so faßte ihn eine sonderbare Art von Beschämung. Er empfand seine Weigerung und besonders seine verzweifelte Drohung als etwas sehr Gemeines. Ohne daß er wohl vermocht haben würde, dies in klaren Worten auszudrücken, — es erschien ihm grausam und verwerflich, eine Kreatur, die ihren blinden Trieben unterlag, derart zurückzustoßen. Ich darf es sie nicht entgelten lassen, daß sie mir nicht gefällt, dachte er in seinem Knabenherzen, und ohne sich viel zu besinnen, warf er das Buch, das er noch immer hielt, auf den Tisch und ging im Finstern die Treppe hinunter.

Aus dem Schlafzimmer kam ein Lichtschein. Er klopfte und öffnete, ohne zu warten. Die Lehrersfrau saß, mit nackten Brüsten bereits, auf dem Bettrand. Er warf sich vor ihr hin, legte den Kopf auf ihre Kniee und flüsterte: „Oh verzeihen Sie, verzeihen Sie!"

Sie, ganz verwundert, nahm ihn auf und hielt es für angebracht, nun ein wenig „ideal zu tun", wie sie es in ihrem Inneren nannte. Sie saßen dann nebeneinander, und eben hatte die Frau begonnen, von ihrer Liebe zu erzählen, die sie bereits am ersten Tag nach seiner Ankunft für ihn empfunden habe, als sie zusammenfuhr, schrie und Matthias hastig unter das Ehebett stieß.

Der Lehrer kam herein, hustend und schlechter Laune. Er erzählte, daß er den Tabaksrauch und die unentschlossenen Reden nicht länger habe vertragen können. Die Frau, bösen Gewissens, suchte ihn mit einer zärtlichen Energie aufzuheitern, die er erstaunt und geschmeichelt aufzunehmen schien. Nicht lange, so schlief er . . .

Aber der große Junge lag in Staubwolken unbeweglich wach und zerriß sich

sein Herz mit Vorwürfen. Er war keineswegs der Mensch, der die Fähigkeit besessen hätte, sich zu trösten und zu beruhigen, obwohl sein Gewissen gerade in diesem Falle hätte rein sein dürfen. Zerknirschung und grenzenlose Demut zogen in seine Seele ein . . . Auf ein Zeichen wagte er endlich mit ungeheuerer Vorsicht, sich der Tür zu nähern, und ohne daß der ermattete Lehrer ihn hörte, gelangte er hinaus und auf sein Zimmer.

Aber nun begann eine Zeit des Leidens für ihn. Matthias machte sich für die Frau zu einer Sache, die sie nach Wunsch gebrauchen konnte, und vor dem Mann erniedrigte er sich, aus Sehnsucht nach Buße, zu hündischer Unterwürfigkeit. Das Ergebnis war natürlich, daß er verachtet wurde; doch er selbst verachtete sich mehr.

Eines Mittags, wie sie beim Essen saßen — er nahm sich immer wenig und vom Schlechtesten — klingelte es, und da es kein Mädchen gab, stand Matthias auf, um zu öffnen. Es war eine Depesche, an ihn selber adressiert. Sein Vater rief ihn nach Hause, die Mutter liege im Sterben. Matthias fuhr mit der Kleinbahn, sodann mit dem Wagen, aber er kam schon zu spät. Es war eine galoppierende Schwindsucht gewesen, und da die Mutter sich schwach, doch frei von Schmerzen fühlte, so hatte man erst am Tage zuvor den Arzt kommen lassen.

Als der Wagen vors Haus fuhr, wußte Matthias alles; man hatte ihm die Nachricht vom Feldrand aus zugerufen. Er fand seinen Vater neben der Leiche sitzen, trübselig und sehr gealtert, mit schmutzigen hohen Stiefeln, die er gewiß zwei Tage lang nicht abgezogen hatte. Susa, in einem hübschen schwarzen Kleid, sehr frischgewaschen, hantierte lautlos im Hause herum. Wie Matthias sie umarmte, fühlte er, daß sie eine Frau geworden war, und er erschrak ein bißchen darüber. Er setzte sich neben seinen Vater und sah auf das Gesicht der Toten, das tief befriedet und vollkommen leer war. Er fühlte keinen Schmerz und eine gewisse Scham über diesen Umstand. Auch kam es ihm zum Bewußtsein, wie wenig er sich in dieser vergangenen Zeit in Gedanken mit seinem Elternhause abgegeben hatte . . . Freilich bot man ihm wenig Anlaß, man ließ ihn fast ohne Nachrichten. Was aber hatte ihn denn erfüllt — außer jenen Vorgängen, an die er jetzt nicht denken wollte?

Er suchte im Schweigen, und er fand wenig mehr als gewisse große und begeisternde Worte seiner Bücher. Gerechtigkeit, dachte er, Wohltun . . . Freiheit . . . Und sie machten sein Herz schlagen und erwärmten es mit einem ungewiß flammenden Feuer, während seine Augen starr und ohne Blick auf dem braunbleichen Sklavengesicht seiner Mutter hafteten.

6

Am Tag des Begräbnisses, eine Stunde, ehe der Sarg sollte fortgetragen werden, kamen der Graf und die Gräfin zur Beileidsvisite. Der Graf sprach einige zerstreute und gnädige Worte zum Vater und sodann auch zu den beiden Kindern, die regungslos standen. Er zuckte nervös mit der einen Hälfte seines Gesichts. Matthias fand ihn im Ganzen zu seinem Nachteil verändert, besonders fiel ihm auf, daß in dem braunen Gesicht die Hautpartie um die Nase sich abgebleicht, ja erstorben weiß zeigte. Übrigens sah er nur aus einer Art von Pflichtgefühl mitunter auf den Gutsherrn hin, die Gegenwart der Frau erfüllte ihn ganz.

Sie saß, während die anderen sprachen, völlig unbeteiligt auf dem ledernen Sofa, einige Blumen auf ihrem Schoße, und gebrauchte das Lorgnon, doch offenbar nur, um irgend etwas zu tun. So betrachtete sie aus ihren Steinaugen zuerst ein Bild an der Wand, dann den alten breiten Eichenschrank, endlich den blauen Kachelkranz des Ofens; und alle Teile seines elterlichen Hausrats schienen Matthias unter ihren Augen ärmlich zu werden und zu verbleichen.

Plötzlich spürte er, daß sie ihn betrachte. Wenig hätte gefehlt und er wäre an die Wand getaumelt, von der er in Entfernung stand. Was er in diesem vergangenen Jahr erlebt hatte — wenn auch noch so sehr ohne seinen Willen erlebt — hatte sein Blut zugänglich gemacht: ihm war, als müßte sein Herz vor dieser kalten schönen Dame zerbersten. Er wußte es dumpf schon längst, und brausend bestätigte es dieser Augenblick, daß hier sein Geschick sei, nicht in dieser Frau wohl, aber in solchen Frauen. Er fühlte sich ohnmächtig und süß vernichtet.

Rücksichtslos tat sie, in die gedämpften Worte des Vaters hinein, eine Frage an Matthias. Sie fragte: „Wie ist das, kommen Sie hierher zurück, wenn Sie mit Ihrer Schule fertig sind?" Zu spät wagte Matthias zu glauben, sie habe sich an ihn gewendet. Er fand keinen Anfang, er stotterte, verwirrte sich. Sie sah gelangweilt von ihm weg, und da ihre Augen von ungefähr auf die Blumen in ihrem Schoße fielen, stand sie auf, schritt durch die schmale Tür ins Nebenzimmer, wo der geschlossene, verhängte Sarg sich befand, und man sah sie die weißen Blumen auf den Flor legen. Sie verharrte einen Augenblick, Matthias' Augen folgten der festen schlanken Kontur ihres Rückens, sie kehrte zurück, reichte allen die Hand und ging — wie selbstverständlich gefolgt von ihrem Manne.

„Er haut die Leute jetzt," sagte Susa, während sie unter der Tür stand und dem davonrollenden Wagen nachsah.

„Wen haut er?"

„So die Leute . . ." antwortete sie vage, „wenn einer etwas falsch macht." Matthias fühlte, daß er sich empören müßte; davon geschah nichts. Er trat neben Susa hin und erkannte in der Ferne noch den schwarzen Stutz des kleinen seidenen Hutes — an einer Biegung des Weges, der sich gleich darauf in den schon winterlichen Wald verlor.

„Wir denken ja nicht an die Mutter," sagte er laut, ohne daß er es wollte.

„Nein," erwiderte Susa mit klarer Stimme.

Er blickte sie an; ja, sie war ein Weib mit ihren sechzehn Jahren. Eine Stunde darauf, während in der kleinen Kirche der Sarg eingesegnet wurde, folgte Matthias ihren Augen. Sie tauchten mit versunkenem Glanz in die eines jungen Menschen, der abseits an der Wand lehnte; er war hübsch und gewöhnlich, und der Blick, den er zurückgab, unverhüllt verlangend.

Während die Mutter eingesegnet wird! dachte Matthias, und wieder wollte er sich vorschreiben, zornig zu werden. Doch er erinnerte sich gewisser Auftritte in der Lehrerswohnung und sah schwach und gedemütigt auf seine gefalteten Hände hinunter.

Nach der Beisetzung war er allein zu Hause; er saß auf dem Ledersofa der Wohnstube, dort wo die Gräfin gesessen hatte, und starrte vor sich hin, mit einer bitteren Leere im Herzen. Etwas kratzte an der Tür, er öffnete dem Hunde. Wächter war sehr gealtert, zum mindesten ging er auch in sein vierzehntes Jahr. Seine Augen wiesen eine klebrige Nässe auf, und wie Matthias ihm den Rücken streichelte, kam die Hand an eine offene Wunde, deren Ränder zeigten, daß sie längere Zeit schon bestand, sich nicht mehr schließen konnte. Matthias schauderte ein wenig zurück, denn er neigte zum Ekel, und der Hund, als ob er in ihm läse, blickte ihn trübselig an.

„Ja," sagte Matthias, „es war zu leicht, dich zu lieben, als du noch schön warst." Er kniete nieder, zog das Tier zu sich heran und berührte die Wunde mit seinen Lippen. In diesem Augenblick ging die Tür auf, und Matthias sah den Vater im weiten Gehrock, den Seidenhut in seiner Hand, die in schwarzer Baumwolle steckte. „Wächter ist krank," sagte Matthias verwirrt.

„Alt. Er benagt sich schon selbst," sagte der Vater, „man muß ihm Gift zu fressen geben."

„Gib ihn mir mit, die Lehrerin hat immer Abfälle, er kann unter meinem Bett schlafen."

„Meinetwegen," sagte der Vater, der an etwas Anderes dachte.

7

Die Lehrersfrau duldete das alte Tier, aber mit Ärger, und Matthias, in unbestimmter Angst, zeigte es wenig. Er kaufte ihm Milch von den wenigen Pfennigen, die zu seiner Verfügung waren, und ließ es des Nachts neben seinem Bett auf dem Kopfkissen liegen, dessen Überzug er beim Schlafengehen abnahm. Er erreichte durch seine Pflege, daß dem Airedale die Rückenwunde noch einmal zuheilte.

Eines Abends war die Frau wieder einmal allein zu Hause, und Matthias, wie er es pflichtmäßig tat, ging hinunter, um ihr Gesellschaft zu leisten. Mürrisch empfing sie ihn, und als er sanft nach dem Grund ihrer Laune fragte, erklärte sie ihm mit einem Wort von gemeinem Klang, sie fühle sich schwanger, und das Kind sei gewiß nicht von ihrem kranken Manne.

Matthias erschrak bis auf den Grund seiner Seele; aber dann, nach einem Schweigen, sprach er zu ihr aus heiliger Pflicht die liebreichsten und schönsten Worte. Sie antwortete mit erneuten Giftreden, sie steigerte sich in Wut und versetzte ihm zuletzt einen Schlag. Matthias neigte nur das Gesicht ein wenig. Da stieß sie mit den Füßen nach ihm und spie ihm alle Schmutznamen ins Gesicht, die in ihr aufgespeichert lagen.

Es kamen für Matthias fast unertragbar harte Wochen. Der Mann ahnte zwar nichts, aber die Aussicht auf diesen Zuwachs schien ihn verzweifelt zu machen, und Matthias bot sich jeder Laune als Ziel. Er wollte es so. In seiner tiefen Unberatenheit hatte er sich eine schwere Schuld zurechtgelegt, die abzubüßen sei. Alles in ihm drängte zur Buße — zu einer Buße, die lichtlos war, weil er sich keine Verheißung gegenwärtig zu halten wußte. Die Religion mit ihren Erleichterungen war ihm ja fremd geblieben.

Matthias schränkte jedes seiner Bedürfnisse auf das Strengste ein. Er trank keine Milch und keinen Milchkaffee ferner, sondern einzig ein wenig Wasser, er nahm von den mageren Schüsseln noch weniger, als er gewohnt war; er gönnte sich nicht mehr die dünne Matratze seines Bettes. Sein Kissen war ja längst dem Hunde abgetreten, der stets darauf wartete, als auf sein Recht; nun aber zog Matthias, wenn er seine Kammer verschlossen hatte, an jedem Abend seine Matratze fort und breitete die Leinwand auf das nackte Drahtgeflecht, dessen Vorsprünge und Buckeln darunter hervortraten, wie Rippen unter einem Leichentuch.

Matthias' Jugend triumphierte, er schlief dennoch, obgleich sein Rücken schwielig wurde. Er machte es sich zur Aufgabe, in jeder Nacht drei Mal auf-

zuwachen, um nach Wächter zu sehen, der ihn matt anblinzelte und ihm die Hände leckte. Er zog sie fort . . .

Eines Nachmittags im Februar, als er nach Hause kam, fand er das Tier sehr krank, es heulte leise und hohl und erbrach sich. Matthias hatte die Lehrerin im Verdacht, die nun im vierten Monat ihrer Schwangerschaft stand, und deren Launen, statt ins Sanfte und Entsagungsvolle zu gehen, sich mit jedem Tage verschlimmerten. Am anderen Morgen ganz früh starb der Hund in Krämpfen. Matthias zertrennte eines seiner weißen leinenen Hemden und band den Leichnam ein.

Und nachdem er sich im Keller ein Werkzeug genommen hatte, trug er die Last auf seinen Armen durch die grauen und leeren Straßen und begrub sie unter dem Schnee in der harten Erde eines Hügels vor der Stadt. Die Arbeit war nicht leicht und er hatte sich, wie sie beendet war, für den Schulbeginn zu eilen. Die Frau sagte beim Mittagbrot: „Ich danke Gott, daß das Vieh weg ist, der Geruch war nicht mehr auszuhalten. Er war darmkrank."

Matthias fühlte sich einsamer. Er war zu arm, als daß er hätte Kameraden finden können und mögen. Von daheim kamen freilich einige Briefe. Selten ein ungelenker und leerer von der Schwester, seltener einer vom Vater, und diese waren am wenigsten angetan, Matthias zu erwärmen oder zu erfreuen. Aus ihnen erkannte er, daß Susa im Rechte war, wenn sie einmal schrieb: der Vater wird ganz wunderlich. Des Vaters Briefe beschäftigten sich niemals mit Matthias' Ergehen, sie enthielten auch kaum ordentliche Nachrichten vom Gute, vielmehr waren sie erfüllt mit Klagen und geärgerten Redensarten über geringe Vorkommnisse, die nicht wert waren, einen Mann auf Gedankens Länge zu beschäftigen.

Da Matthias seine Bücher schwerer und schwerer verstand, mußte er die Abende zu Hilfe nehmen. Die schlechte, dunkel beschirmte Lampe, die man ihm widerwillig überlassen hatte, erleuchtete schwach nur einen Teil seines Tisches, und wenn Matthias die ermüdeten Augen in die Finsternis des Zimmers aufhob, so war ihm oft, als stünde oder schwebte er verlassen in einer ungeheuren Dunkelheit . . . Ja, einmal, wachträumend, fühlte er sich in einer stürmischen und kalten Nacht an einem Kreuze hängen, wütenden, flammenden Schmerz in der Brust. Er erschrak aufs äußerste über diese Vorstellung, die seinem Denken wenig geläufig war. Es bedeutete eine Erlösung, als, auf einfache Art, alles um ihn zusammenstürzte.

8

Seitdem ihr Zustand sie veränderte, hatte die Frau angefangen, Matthias

auf eine neue Art zu mißbrauchen. Sie verlangte, war sie allein mit ihm in der Wohnung, Pflegedienste von komplizierter und seltsamer Art und genoß dabei das Glück häßlicher Seelen, sich ohne Gefahr despotisch zeigen zu dürfen. Aber einmal, als sie unbedeckt lag und sich von Matthias warme Kompressen auflegen ließ, mit denen sie wieder und wieder unzufrieden war, kehrte die Szene zurück, die sich vor vielen Monaten abgespielt hatte. Der Lehrer kam zeitig nach Hause. Matthias stand, in der Haltung eines aufmerksamen Arztes, über das Bett gebeugt, als jener schon in der Türe erschien.

Es wäre für die Frau vielleicht möglich und gewiß naheliegend gewesen, einfach zu erzählen, sie habe sich in einem Anfall von Schmerzen nicht anders mehr zu helfen gewußt und habe nach Matthias gerufen. Aber sei es, daß ihr diese Lüge nicht genug Sicherheit zu bieten schien, sei es, daß ihre natürliche und noch gesteigerte Bösartigkeit triumphierte, sie griff es anders an. Sie gab sich mit unglaublicher Geschwindigkeit die Haltung eines überrumpelten und beleidigten Weibes und erklärte, daß Matthias, der ohne Zweifel einer gewissen argen, ihr unerklärlichen Lüsternheit und Neugierde seines Herzens folge, bei ihr eingedrungen sei, um sich am Anblick ihres Zustandes zu weiden. Dies geschehe, fügte sie hinzu, nicht zum ersten Mal. Doch wiederholt habe er sich so scheinheilig gebärdet, daß sie ihn nicht durch einen Verrat habe verderben wollen.

Der Lehrer, dem die Sache im Grunde wohl gleichgültig war, begriff, daß es seines Amtes sei, in Zorn zu geraten. Er war bereit, seine Frau unverdächtig zu finden, die allzuoft in hämischer Weise von dem Bauernjungen gesprochen hatte. Und zudem sah er den schweigenden Matthias durchaus in der Haltung eines Schuldigen dastehen: sehr rot, gesenkten Blicks und die Hände krampfhaft ineinander ringend.

Adam fühlte, daß er den jungen Menschen ohne Gefahr schlagen könne, und er trat auf ihn zu. Aber selbst in dem Zustand von Zerknirschung, in dem sich Matthias befand, und obwohl ihn Scham und Trübsal schwächer machten als ein Kind, lähmte er durch seine Gestalt und bessere Art den feigen kleinen Mann, der sich damit begnügte, ihn zu beschimpfen und ihn schließlich auf seine Kammer zu weisen. Die Frau saß halb aufrecht in ihrem Bett und, Gott weiß wie sie es fertigbrachte, sie weinte.

Noch ehe er seine Dachkammer betrat, war es Matthias deutlich, daß nun alles zu Ende sei. Er übte keinerlei Kritik an dem Vorgefallenen, er versuchte keineswegs, sich innerlich aufzulehnen. Sein ursprüngliches und allgemeines Sündenbewußtsein übermannte ihn vollends vor diesem Geschehnis, das eigentlich nichts bedeutete.

Derart ungeheuerlich stand es vor ihm, daß die vollkommenste äußere Veränderung ihm nur als natürliche Folge erschien. So beargwöhnt, so beschuldigt, so befleckt vermochte er nicht zu bleiben. In solchem Zustand verfolgte man nicht eine begonnene ehrenvolle Laufbahn. Hier war nichts zu vertuschen, nichts zu verbessern.

Es galt zu fliehen. Er würde aus dieser Stadt entfliehen, die seine Schande gesehen hatte, er würde aus der Fürsorge seines Vaters entfliehen, die er nicht länger verdiente. Schon als er seine Stubentür hinter sich schloß, hatte er den Gedanken, sich am kommenden Tage wie gewöhnlich unter seine Klassengenossen einzureihen, wie eine Unmöglichkeit von sich geschoben.

Vieles mochte sich freilich in dem mischen, was ein Entschluß nicht wohl heißen konnte. Vielleicht griff seine Seele aufatmend nach dem schimpflichen Anlaß, schimpflicheren Leiden in diesem Hause zu entgehen, und wahrscheinlich war es auch wieder eine Sehnsucht nach Leiden, womit ihn die Weite verlockte. Es war ihm zu niedrig ergangen, und es war ihm nicht schlecht genug ergangen, wohl lag es so; und die dumpfe Vorstellung von der entfernten großen, gleichgültigen Stadt, in der er, schlecht zum Kampfe gerüstet, um sein Leben würde zu kämpfen haben, erfüllte ihn mit einem Schauer, dem die Lust nicht fehlte.

Matthias ließ alle Teile seiner Habe, deren er nicht zu bedürfen glaubte, in der Mansarde zurück, nahm seinen Sonntagsanzug in ein Tuch und das Unentbehrlichste in ein Bündel und ging die Treppe sacht hinunter. Die Nacht würde er im Stadtwalde verbringen und am anderen Tag ganz früh den überflüssigen Anzug zum Trödler tragen . . . Er ging um zwei Gassen, dann über das Flüßchen und stand unter Bäumen.

Es war eine Mainacht, warm, halbhell vom Monde. Matthias suchte eine versteckte Bank, legte sein Bündel an ihr eines Ende, bettete sich und sah durch Blätter in den milchigen Himmel auf. Schritte kamen, man lachte, man küßte sich, trat zu ihm her. Matthias lag schon mit geschlossenen Augen, er war nahe am Schlummer, er hörte das Mädchen sagen: „Komm fort, da liegt ein Strolch."

9

Er war kein Arbeiter, er kam aus gesicherten Umständen, und also war er nicht geschickt, sich in der Großstadt den bescheidensten Platz selber zu finden. Er litt zunächst nicht darunter. Benommen ging er und ins Leere träumend in den Straßen herum, ohne etwas Bestimmtes zu wollen, aß

irgendwo eine Semmel, wenn es ihm einfiel, und schlief, auch hier in Berlin, irgendwo unter dem Sommerhimmel.

Ein einziges Mal betrat er irgendwo eine Wirtschaft, ließ sich Milch geben und verlangte Schreibzeug, um seinem Vater Nachricht zu senden. Ihm war zu Mute, als seien sie durch eine ungeheuere Öde voneinander getrennt. Ja es erschien ihm im Grunde nicht sehr glaubhaft, daß noch ein Brief zu seinem Vater gelangen könne . . . Er ahnte recht.

Jene Wunderlichkeit, die von der Schwester erwähnt worden war, hatte damals seinen Vater fast schon zerstört. Noch tat er seinen Dienst, aber er sprach kaum mehr und hatte begonnen zu trinken. Einige schoben dies auf alte Kopfwunden, die von einem Hufschlag herrührten, und die sich nun, wie man meinte, so spät erst geltend machten. Andere dachten mehr an den Tod seiner Frau. Auch der Wendung, die es mit Susa genommen hatte, wurde ihr Teil zugeschrieben.

Aber hierin jedenfalls irrte man. Denn als Susas Geliebter in den ärgsten Tagen davonging, als sie dann schließlich sein Kind gebar, war der Großvater so zärtlich, als er mit einem zu Recht geborenen nur hätte sein können, spielte halbe Tage an seinem Bettchen und ließ es gerne im Haus. Von Matthias sprach er niemals, es blieb ungewiß, ob er seinen Brief gelesen hatte, und wenn er ihn gelesen hatte, ob er ihm Bedeutung gab. Auch über das, was ihm von fremder Seite schriftlich gemeldet wurde, verlor er kein Wort. Susa las im Geheimen die Anklage des Lehrers und schwieg dann wie der Vater; sie hatte am eigenen Schicksal zu tragen.

Selbst eine so unfähige Herrschaft, wie der Graf sie vorstellte, mußte zuletzt bemerken, wie es mit dem Verwalter stand, und wenig mehr als ein Jahr nach der Geburt des Kindes verließen sie zu dritt das Gut und verzogen in eine mittlere Stadt weiter nach Westen hinüber. Susa pflegte dort ihren Vater, sklavenhaft dankbar für seine Duldung, ganz ohne böse Launen, sooft sie auch zu verstehen gewesen wären, und sie begrub ihn mit Tränen. Damals war ihr Knabe acht Jahre alt und sie selbst eine fast schon verblühte Frau. Sie fand gleichwohl einen, der sie heiratete, einen Kellner, dem in der langweiligen Stadt ihr ein wenig fremdes Wesen gefiel. Doch als er sich mit einem kleinen Kaffeehause selbständig gemacht hatte, schadete die eingeschlossene Luft, in der sie jeden Nachmittag und halbe Nächte zubrachte, ihrer Lunge, und es blieben ihr wenige Jahre. —

Matthias überkam, als die schönen Tage von regnerischen und kühlen abgelöst wurden, die körperliche Not und etwas, was einem Bewußtsein seiner

Lage wenigstens ähnlich sah. Ungewiß dennoch, was er begonnen hätte, wenn nicht ein Erlebnis, das ihm schlimme Erinnerungen heraufbeschwor, seinem träumenden Sinn zu Hilfe gekommen wäre.

Als er nämlich eines späten Nachmittags im tröpfelnden Regen die Invalidenstraße hinunterging, um einen ihm bekannt gewordenen Logierkeller im hohen Norden aufzusuchen, bemerkte er, daß ihm jemand folgte, und sich umwendend, sah er sich Aug' in Auge mit einer umfangreichen älteren Weibsperson ohne Hut, die asthmatisch keuchte. Sie warf bedeutungsvoll den Kopf zurück, winkte und fragte ohne Umschweife, ob ihm daran gelegen sei, sich ein Stück Geld zu verdienen. Matthias nickte.

„Sie sollen nichts dafür arbeiten," sagte sie leise und geschäftig, „im Gegenteil — es wird ein Pläsier sein für einen jungen strammen Kerl. Wir haben ein flottes Mädchen herbestellt. Zwei sehr feine Herren sind da, Ausländer, solche, die nachher noch ein Stück Geld extra springen lassen . . ." Und nach einigem Fragen verstand Matthias, daß er dazu ausersehen sei, bei einer geheimen Schaustellung von besonderer Art mitzuwirken. Er machte finstere Augen und ließ die Alte in der Seitenstraße stehen, in die sie ihn gezogen hatte. Unterm tröpfelnden Regen stand sie da, die Hände auf den Hüften, erstaunt und wütend, und schimpfte leise hinter ihm drein.

Aber am andern Vormittag meldete sich Matthias auf einem Arbeitsamt der inneren Stadt.

10

Es wurde fast sogleich für ihn gesorgt, denn ein Beamter der großen Straßenbahngesellschaft wählte ihn unter denen aus, die in einem der Depots bei einer Hauptreinigung mithelfen sollten. Die Arbeit war auf drei Tage berechnet. Schon am zweiten taten Matthias die Kniee weh vom Hinkauern, seine Hände waren aufgerissen durch das kalte Wasser der Putzlumpen und Waschеimer, und er hustete vom aufgewirbelten Staub. Am vierten Tag saß er mit seinem Geld in der Tasche müd und ohne viel Hoffnung wieder auf der alten Bank. Doch er hatte hier Glück, es war klar.

Man ließ ihn in den Verschlag kommen, wo der Vorsteher an einem Tische zu sitzen und Formulare auszufüllen pflegte. In seiner Gesellschaft fand Matthias einen fetten glattrasierten Mann von Aplomb, der seinen runden Hut auf dem Kopfe behalten hatte und Matthias überlegen musterte. Er fragte: „Haben Sie in Häusern gedient . . . ich meine: in guten Häusern?"

„Ich habe überhaupt noch nicht gedient."

„So, aber der Herr Sekretär hat mir doch erzählt ... Sie sind ja wohl nicht Arbeiter, das sieht man."

Und auf eine Ermunterung des Vorstehers beschrieb Matthias ungefähr, was er sei. Der Rasierte blinzelte: „Ja — da sprächen Sie also zum Beispiel Französisch und wüßten, wie man sich so im allgemeinen benimmt?" Matthias erklärte gedrückt, daß er es wisse. Und nach einer kleinen Viertelstunde war es ausgemacht, daß er zunächst auf Probe den Posten als zweiter Diener dort erhalten sollte, wo der gewichtige Mann als Kammerdiener bedienstet war. Schon am folgenden Tage sollte er sich im Grunewald zur Stelle melden.

Sein künftiger Meister ging. Mit der Klinke in der Hand sagte er noch, über die Schulter zurück: „Sie werden natürlich unsere Livree tragen."

„Gewiß," sagte Matthias.

II

Die Villa, in die sich Matthias als Bedienter versetzt fand, ein nicht ganz neues, aber geräumiges und bequemes, in etwas irriger Renaissance erbautes Haus, war von weiten Gartenanlagen umschlossen und sah mit den Türmchen der Front auf einen tiefer liegenden kleinen See. Hier wohnte und beschäftigte sich nach Laune ein Herr von etwa fünfunddreißig Jahren, dessen Vater irgendwo im Rheinland eine rotleuchtende eisenlärmende Hölle regierte.

Wenn dieser Vater, der alte Louis Camphaus, der selbst noch Arbeiter gewesen war, zu seiner Erholung nach Düsseldorf hinüberfuhr und im Breidenbacher Hof frühstückte, und es kam die Rede auf seinen Sohn, so nannte er ihn nicht ohne Stolz seinen Kunsthistoriker. Dieser Titel war nur schwach verdient.

Der Sohn Camphaus sammelte allerdings, und zwar hatte er es zu einem hübschen kleinen Museum englischer Miniaturen gebracht. Er besaß Arbeiten von Smart und von Engleheart und aus den früheren Zeiten solche von Flatman, Dixon und den Olivers. Aber das verschaffte ihm vielleicht nicht mehr innere Beziehung zur Kunst, als hätte er in der verwendeten Zeit auf seiner Chaiselongue geschlafen.

Auch waren die Miniaturen nur ein Gegenstand zweiter Ordnung für ihn. Im Wesentlichen beschäftigte er sich mit Frauen. Er war so reich, daß er geliebt wurde, und zwar durchaus auch von solchen Frauen, denen es nicht einfiel, von seinen Reichtümern profitieren zu wollen. Geldmacht und Luxus ohne Grenzen sind Eigenschaften, die in Liebesdingen zum Mindesten ebenso zählen, wie Vorzüge des Herzens oder des Äußern — besonders dann natürlich, wenn ihr Verwalter persönlich nicht geradezu das ist, was die Frauen unausstehlich nennen.

Ferdinand Camphaus war es durchaus nicht. Sein brünettes, korrektes Gesicht über dem wohlgewachsenen, nur ein wenig zu massigen Körper durfte angenehm heißen; in seinen Berliner Jahren hatte er gelernt, sich zu kleiden und zu betragen. Er galt für freundlich und sympathisch. In seinem Herzen war er gewiß nicht gut und nicht böse, aber die Welt lächelte ihm, und so zeigte er die gleiche Miene.

Vom zweiten oder dritten Tage an war es im Wesentlichen Matthias' Funktion, vor den ankommenden Frauen die Tür zu öffnen und ihnen beim Ablegen und Anlegen der Überkleider behilflich zu sein. Selten, daß es sich am gleichen Nachmittag um nicht mehr als einen solchen Besuch handelte, das intime Dasein des Hausherrn konnte eines Stundenplans nicht wohl entbehren . . .

Und Matthias öffnete, in seiner anliegenden, dunkelbraunen Livree mit vergoldeten Knöpfen, die Tür des Vestibüls vor vielen, vielen Frauen. Er sah ihre Wagen in das Gartenportal einbiegen und das große Rondell umfahren, und manchmal, während seine Blicke durch die Glasscheiben hindurch der Kurve folgten, erinnerte er sich dunkel jener Auffahrt vor dem Schloßgebäude des heimischen Gutsherrn.

Herr Camphaus wurde von Frauen besucht, die im eigenen Gefährt kamen — aber wenige wagten das —, Matthias öffnete vor gemieteten Automobilen, vor schlechten Droschken, doch auch vor Fußgängerinnen, die der kurze Weg von der Straßenbahn her bereits außer Atem gebracht hatte, und denen er im Vestibül die bespritzten Stiefelchen abreiben mußte. Ebenfalls hatte er, wenn François zur Stadt geschickt worden war, mitunter den Tee zu servieren, und es kam vor, daß er dabei unkonventionellen Szenen beiwohnte.

Aber von keiner dieser Frauen, die er so nahe sah und mit den Händen streifte, hätte er das Mindeste auszusagen gewußt, er hätte höchstens, wäre es ihm in den Sinn gekommen, etwas Gemeinsames festgestellt: alle miteinander hätte er gewöhnlich genannt. Von vornherein war es ihm deutlich, daß seines Brotherrn Erfolge Schein und Einbildung sein mußten. Er wußte ja, er, Matthias, wie billig der Erfolg bei jenen Frauen ist, bei denen es sich nicht lohnt, daß man Erfolg habe. Hierin setzte er sich völlig gleich mit seinem Herrn . . . Herr Camphaus war töricht genug, sich täuschen zu lassen, er war selbstzufrieden, er war hoch erfreut über eine Existenz, der die Liebe dieser Geschöpfe zweiten Rangs Bedeutung verlieh . . . Wahrhaftig, die Leute im Dienerzimmer, François, der Koch, der Chauffeur und die beiden Stubenmädchen, sie befanden sich im Rechte, wenn sie ihm, alle miteinander, eine übrigens leidlich gutmü-

tige Verachtung widmeten. „Der Dicke", sagten sie, und die Bezeichnung schien Matthias sonderbar treffend, ja erschöpfend.

Er selbst freilich bezeichnete Herrn Camphaus niemals so, dies war nicht in seiner Art. Seine Art war vielmehr so, daß er dem reichen Manne mit um so größerer Inbrunst diente, je mehr er ihn bei sich herabsetzen mußte. Ja, eines Tages nach Tisch, als er Sherry servieren sollte und Herrn Camphaus in seinem Klubsessel sitzen sah, eines der soliden Beine über das andere geschlagen und so ganz ein Bild unschuldigen törichten Behagens, da ergriff Matthias ein Drang, dem er nur schwer zu widerstehen vermochte: vor dem verdauenden Gebieter niederzufallen, seine Lackschuhe mit Tränen zu nässen und ihn um Verzeihung anzuflehen. Um Verzeihung dafür, daß er ihm nicht so niedrig diente, wie es recht war zu dienen. Um Verzeihung dafür, daß er sich ihm gleichstellte. Um Verzeihung dafür, daß er ihn zu genau kannte und im Stillen über seine Freuden zu lächeln wagte.

12

Gleichwohl gab es Besucherinnen, und nicht wenige, die in der Hauptstadt ihren Rang hatten, und deren Neigung wohl zählen konnte. Eine Schauspielerin war unter ihnen, die sich mit ihrer sehr besonderen, überaus intellektuellen Kunst so berühmt gemacht hatte, daß sich fast niemand mehr darüber klar wurde, wie sehr ihrem Spiel der Nerv des eigentlichen Lebens fehlte. Sie war eine schlanke, scharfzügige, höchst lebhafte Dame, der Camphaus mehr Respekt erwies, als zu spenden in seiner Gewohnheit lag. So versäumte er niemals, sie bis zur Vorhalle hinauszubegleiten und zuzusehen, wie Matthias ihr den Mantel umlegte . . .

Auch in diesen Minuten noch pflegte sie ihren Freund mit ihrer tiefen, stets etwas klagenden, doch ungenierten Stimme zu unterhalten, und noch während sie den letzten Knopf ihrer Handschuhe schloß, waren es geistige, waren es problematische Gegenstände, mit denen sie sich monologisierend beschäftigte. Camphaus beschränkte sich im Allgemeinen darauf, höflich zu lächeln und den Kopf zu neigen, und man konnte den Eindruck gewinnen, als genüge ihr diese Art der Partnerschaft vollkommen. Unter dem Portal noch sprach sie ihr letztes kluges Wort, bezeichnete aber mit keinem den Abschied, winkte nur mit der Hand und bestieg das telephonisch herbeigerufene Automobil . . .

Matthias sah einige Male, wie Herr Camphaus nach solchen Abschieden mit einem gemäßigten Grinsen in sein Zimmer zurückging, und während er sonst die Einzelheiten seiner jetzigen Umgebung nicht allzu präzis wahrnahm, be-

rührte ihn diese eine sehr peinlich. Er fühlte ein Unrecht in Herrn Camphaus' diskreter Heuchelei und Mitleid mit der so hintergangenen beredten Dame. Als sie wieder erschien, begann er sie, als erste nach so vielen, verstohlen anzublicken.

Und es war, als hätte die Schauspielerin nur auf irgendwelche noch so geringen Zeichen der Aufmerksamkeit bei dem jungen Diener gewartet. Denn nun, eines Nachmittags, verstummte sie ganz plötzlich mitten in einem ihrer gescheiten Sätze, hob das Lorgnon zum Auge, und ohne sich durch Herrn Camphaus' Gegenwart geniert zu zeigen, betrachtete sie den Kopf des Dieners über der braunen engen Livree so, als machte sie da eine ganz neue Entdeckung. Auch, als sie das Glas hatte sinken lassen, sprach sie nicht mehr, winkte flüchtig von der Tür zurück und verschwand, vorbei an Matthias, der den Schlag öffnete, stumm im Wagen.

Aber das nächste Mal ging sie einen Schritt weiter. Nachdem ihr der Mantel angelegt und Matthias zurückgetreten war, schüttelte sie erst bewundernd den Kopf, und dann, als erklärte sie ein Gemälde, halb zu Herrn Camphaus gewendet, sagte sie: „Ein herrliches Menschengesicht!"

„Hübsch, ja, hübsch," sagte Herr Camphaus, küßte ihr die Hand und ging rascher als sonst in die Zimmer. Er war kein Spielverderber, und seine Neigung für die kluge Frau hielt sich in Grenzen.

„Schön sind Sie," wiederholte sie zu Matthias, der mit errötetem Gesicht vor ihr stand, „wissen Sie, daß Sie schön sind, Mann?" Matthias antwortete natürlich nichts. Aber er versprach dann, flüsternd, zu kommen.

15

Im Grunde war Frau Gontard wohl nicht für allzu greifbare Abenteuer geschaffen, die ganz des Geistigen und ganz der Komplikationen ermangelten; sich von einfacher Schönheit dergestalt hinnehmen zu lassen, lag schwerlich in ihrer Natur. Vielleicht hatte sie sich nur aus einer Art von Verpflichtungsgefühl auf dieses Wagnis so hastig eingelassen — dem Verpflichtungsgefühl einer Frau, die so überlegen ist, daß sie sich aus Überlegenheit auch derlei Episoden gestatten muß . . . Jedenfalls fühlte sie sich erleichtert, ja dankbar und beglückt, als ihr nun immerhin nicht ein ganz gemeiner Lakai, nicht einfach ein stattlicher Tölpel gegenübersaß; und eine halbe Stunde, nachdem Matthias eingetreten war, hielt sie bereits sein Schicksal zart und klug zwischen ihren mütterlichen Händen.

„Mein armer Freund," sagte sie, „mein armer Freund," und blickte ihn liebevoll an. Und allerdings war es eine Lust für sie, ihn zu betrachten.

Matthias sah frisch und wohl aus, weil er aus Scheu vor Spott sich den reichlichen Mahlzeiten im Dienerzimmer der Villa nicht zu entziehen vermochte. Aber zu robuster Gewöhnlichkeit war keine Anlage in ihm, und der etwas traurige Ernst seiner Augen dominierte durchaus in seinem Gesicht. Sein feiner Mund, knabenhaft voll noch und weich geschweift, doch keineswegs üppig, sein sanft gebildetes Kinn konnten rühren. Über der weißen, nicht sehr hohen Stirn lagerten die Haare reich und locker in ihrer Schwärze, und daß sie seitlich, über den Schläfen, sehr kurz gehalten waren, so kurz daß die Haut durchschimmerte, gab dem idealischen Gesicht einen Rahmen von Korrektheit, der den Eindruck des Zarten und Hilfsbedürftigen nur vertiefte.

Aber viel mehr noch rührte Frau Gontard dieser arme blaue Anzug, den Matthias nun statt seiner Livree trug, dieses Knabengewand, dessen Beinkleider und Ärmel zu kurz und dessen Ellbogen glänzend waren, und dem sie ansah, wie emsig es vor dem Besuche gebürstet worden war. Und hinabgleitend am Ärmel, verweilten ihre Augen auf Matthias' Handgelenken, die hervorsahen. Sie waren nicht besonders fein, doch wohl geformt ohne ein Rückbleibsel jener Entwickelungskrankheiten, die den Kindern der Armen selten erspart sind, und sie setzten sich fort in Händen, die lang und schmal und ebenmäßig erschienen und die zitterten, während Matthias so unter Frau Gontards Blicken saß . . .

Sie erhob sich, sie warf mit einem weiten Schwung die losen Ärmel ihres Teekleides zurück und hüllte sein Knabenhaupt in ihre Arme.

Sie blieben lange schweigend. Dann bat sie: „Erzähle mir von dir." Aber da er wegließ, was er empfand, und nur von dem sprach, was er gesehen hatte, so wurde seine Erzählung dürftig und kurz. Vielleicht wäre er im Stande gewesen, mit weit mehr Farbe zu berichten, auch war es ihm klar, daß sein Leben in einem tieferen Betracht nicht zu den gewöhnlichen zählen könne; dennoch verabsäumte oder verschmähte er, etwas Besonderes daraus zu machen. Auch dieser Frau gegenüber fehlte es ihm an allem Willen, sich selbst ins Licht zu setzen, sie zu bestechen, zu gewinnen. Wohl fühlte er, daß Frau Gontard etwas Anderes sei und daß sie es besser mit ihm meine als die Frauen, die ihn bis heute besessen hatten. Doch auch sie war keine von denen, die, wie sein Blut träumte, wahrhaft den Preis und Wert des Lebens bildeten. Niemals würde er freiwillig, ganz aus sich heraus, an diese Frau gedacht haben.

Dennoch taute etwas auf in ihm, wie er sie nun mit Güte reden hörte und in ihre freundlichen und belebten Züge sah; und sein Mitleid, jenes Mitleid, das stets in ihm bereit lag, begann sich auf seine eigene Person zu wenden.

Frau Gontard war keineswegs enttäuscht von dem, was sie vernommen hatte, und sie war lebhaften Geistes genug, selbst etwas daraus zu machen, wenn es an und für sich zu wenig schien. Sie dachte über Matthias nach und verwandelte sich in die Menschen seiner Erzählung, und das Herz wurde ihr groß in der Brust. Sie wußte Matthias Dank für diese Empfindungen, die er ihr verschaffte, und sie gewann ihn aufrichtig lieb in diesen Minuten, selbständig und ohne daß er viel hätte dazutun müssen. Die hellen Augen ihres blassen und scharfzügigen Gesichtes sahen aufmerksam auf eine Stelle der Teedecke nieder, sie hielt Matthias' weiche, kühle Hand in ihrer festen, warmen und sagte von Zeit zu Zeit: „Ein armer, lieber Junge . . ." Matthias spürte einen schönen, süßen Schmerz in der Brust; er lehnte mit geschlossenen Augen den Kopf fester gegen das Rückenpolster des Sessels.

14

Frau Gontard bewohnte den ersten Stock eines der ruhigen und vornehmen Häuser, die es im älteren Teil des Berliner Westens noch gibt. Ihre fünf Zimmer, von denen drei auf einen schönen Garten sahen, waren ohne viel Sorgfalt möbliert und ganz ohne jene meist ein wenig albernen Koketterieen, die von den Frauen der Bühne bevorzugt werden. Es fehlten sogar die beliebten Kostümphotographieen in anspruchsvollen Rahmen; und ein Bild der Duse, von dem sich Frau Gontard nicht völlig trennen konnte, war, ruckweise, nach geheimnisvollen Anfällen von Selbstkritik und Hoffnungslosigkeit, vom Arbeitszimmer immer weiter gewandert und hing jetzt in einem kleinen Eckſalon, den Frau Gontard nicht liebte.

Hier suchte sie das Bild mit dem leidenden Göttinnengesicht mitunter auf, sogar im Winter, obgleich der Salon ungeheizt lag, und stand eine Weile davor. Sie las die italienischen Worte der Dedikation: „In neidloser Bewunderung." Das glaube ich — neidlos, dachte sie böse und traurig, und dann kehrte sie mit der ganzen Zähigkeit ihres Volkes zum Studium einer Rolle zurück.

Sie war gleichwohl eine berühmte Frau. Es hatte sich gelohnt, daß sie erst ihre Eltern in Mannheim, wohlhabende und wohlwollende Spießbürger, mit dieser Leidenschaft für die Bühne erschreckte, und daß sie eine dennoch geschlossene, vorteilhafte Verbindung mit einem Berliner Großkaufmann dieser Leidenschaft wegen zerschlug. Mit dem Beginn ihrer dreißiger Jahre, nicht früher, war sie zur Anerkennung gelangt, aber nun würde sie den Ruhm festhalten, dies schien gewiß.

Frau Gontard war klug genug, um zunächst das zu erstreben, was die Natur ihr freistellte. Niemals war es ihr Ehrgeiz gewesen, vom Theater herab als Weib zu glänzen. Sie fand sich häßlich und hatte einigen Trost daran, bedeutend zu sein. Fast von Beginn an war es die gereiftere und war es die geprüfte Frau, die sie darzustellen unternahm, und obwohl ihr das Letzte, Unerlernbare fehlte, so blieb ihr doch überzeugende Kraft genug, um ein williges und selbst hauptsächlich auf den Intellekt gestelltes Publikum mit hoher Achtung zu erfüllen. Nur war sie sich und dem Publikum gegenüber allzu kritisch, um sich an diesen Erfolgen jemals rein erfreuen zu können. Was sie hervorrief, das waren noch nicht die Wirkungen, die sie hätte hervorrufen mögen. Im Herzen gab sie den wenigen Kritikern recht, die sich nichts aus ihr machten. Sie war im Stande, des Sommers bei einer Erholungsreise vor den Darbietungen eines Bauerntheaters, wo vor allem die Frauen mit Aufrichtigkeit sich selber spielten, in Tränen des Neides und der Hoffnungslosigkeit auszubrechen. Ruhm genügte ihr noch keineswegs, sie moquierte sich ein wenig über den Ruhm. Seelen umzuformen, dies galt es.

Sie ließ sich gerne von anderen Kanzeln hören als der Bühne; wenig Veranstaltungen zu mildtätigem Zwecke gab es, denen sie sich nicht mit Eifer, mit wahrer Hingabe gewidmet hätte, und als sie vernahm, daß eine gewerkschaftliche Vereinigung Vortragskurse für Arbeiterinnen einzurichten gedachte, war sie unter den Ersten, die ihre Zeit und Arbeitskraft umsonst zur Verfügung stellten. Die Frauen und Mädchen der Arbeiter kamen, lernfreudig und geschult zu hören, wie man in dieser Schicht es heute ist, und Frau Gontard hielt den Ernst dieser blassen, im blassen Gaslicht eines Schulfestsaales zu ihr emporgewendeten Frauengesichter höher wert als den Beifall einer Premierenmenge. Sie tat Gänge in die armen Bezirke des Nordens und des Ostens, sie gab ihr Geld hin. Sie war von Natur nicht ungütig, das ist selten in ihrer Rasse, aber eine geheime Verzweiflung über die Unzulänglichkeit, über die Unfruchtbarkeit ihrer Effekte machte etwas aus ihr wie eine Heilige des Effekts.

Sie suchte mitten im Berühmtsein, im brandenden Erfolg mit ängstlichen Füßen einen Fleck Erde, auf dem sie wahrhaft stünde, und dieses Tasten führte sie aufwärts. Sie wurde feurig und gut aus Sehnsucht nach Glut und Güte. Als ihr Matthias begegnete, war sie fünfunddreißig Jahre alt.

15

Er stellte sich nun an jedem Sonntag bei ihr ein und mehrere Male, wenn sie gerade nicht auftrat, auch des Abends nach seinem Dienst. Zuerst staunte

sie ein wenig darüber, mit wieviel Selbstverständlichkeit er diese Beziehung zu einer Dame der Welt zu erleben schien, er, ein Knabe von neunzehn Jahren, er, schließlich doch ein Lakai, der seinen Dienstrock ausziehen mußte, ehe er kam ... Aber bald hörte sie auf, die Dinge so zu betrachten.

Nein, er war ganz und gar kein Lakai; der sanfte Gleichmut, mit dem er die Geschehnisse aufnahm, stand ihm an. Alle Sehnsucht, aller sublime Ehrgeiz ihres Herzens fand hier einen Anlaß, hervorzutreten ... Nein, sie erwartete in ihrem Arbeitszimmer, dessen Charakter aus Komfort und Unwirtlichkeit sonderbar gemischt war, keinen Bedienten, sondern sie erwartete ein wunderschönes, reich beanlagtes, aber ungeformtes Menschenwesen, das zu formen ihre heilige Aufgabe war.

Reich beanlagt — er war es für sie. Vielleicht wäre es schwer gewesen, eine einzige Äußerung zu finden, zu nennen, mit der an Matthias ein reicher Geist sich wirklich gezeigt hätte. Aber grenzenlos war die Hingabe dieses Geistes, seine Unterwerfung, sein Glaube, sein Wille anzuerkennen und sich anzupassen, und seine Fähigkeit dazu. Er hatte bisher, der arme Junge, so wenig ein Leben der Erkenntnis geführt, daß ihm nun das Einfachste und das Zusammengesetzteste gleich fern oder gleich vertraut war, und daß es für ihn keinen Anlaß gab, sich über irgendeine menschliche Besonderheit zu verwundern oder zu entsetzen. Er wäre schon aus Herzensgüte duldsam gewesen; er war es zunächst aus Unwissenheit.

Diese eigentümliche Freiheit, die er bewies, befestigte mehr als vieles Andere Lenas Neigung; es schien nicht nötig, diesem kaum Erwachsenen mit vorsichtigen Erklärungen zu kommen, und Abstände, Abgründe, vor denen sie sich gefürchtet hatte, waren nicht da. Ein Nachmittag, an dem Lena auf eine sonderbare unter ihren Rollen zu sprechen kam, war wohl besonders entscheidend.

Diese Rolle, auf die sie sich laut vor ihm besann, war von einer tragischen Liebe voll, — tragisch war diese Liebe, weil sie sich auf Frauen richtete und zumal auf eine Frau, eine kalte, unverstehende, gnadenlose. Frau Gontard überhastete sich, während sie von ihrer unglücklichen Gräfin erzählte, sie wurde rot, sie wagte nicht, Matthias anzubl[illegible]n. Sie sagte: „Kannst du mir folgen, Lieber, wirklich, es hat etwas Grandioses, glaube mir. Denke, diese Frau, die andere, die unerbittliche, sie endet furchtbar, sie wird als eine Dirne zuletzt ermordet, und wie sie in ihrem Blute liegt, kriecht die Liebende noch, gleichfalls im Sterben, auf den Knieen zu ihr heran und sagt ‚Mein Engel — laß dich noch einmal sehen — ich bin dir nah — bleibe dir nah — in Ewigkeit ...' Ich weiß nicht, siehst du, wie herrlich das ist ..."

Matthias saß ruhig da und antwortete nicht, und Lena krümmte sich in der Angst, nun doch den Abgrund aufklaffen zu sehen, der sich dann nicht mehr schließen würde. Bin ich nicht doch eine Närrin, fragte sie sich stumm. Mit wem verbringe ich meine Tage? Habe ich am Ende schon die Capricen der unzurechnungsfähigen Frauen in den Wechseljahren? Und sie lauschte angstvoll in das Schweigen der Stube hinein. Oh, schließlich war es vielleicht besser, er sprach nichts, als daß er etwas Rohes oder Törichtes vorbrachte; eigentlich hatte sie dankbar zu sein für dieses Schweigen . . .

Endlich sagte Matthias – und dies war es, was er als einziges Ergebnis aus ihren Worten gezogen hatte, aber sie war glücklich, es zu hören – er sagte: „Es ist immer schlecht, jemand zurückzustoßen, der einen liebt."

16

„Höre," sagte Lena eines Tages, so, als behandle sie eine Nebensache, „eigentlich kannst du nun bei diesem Herrn nicht länger bleiben . . . meine ich."

Sie sprach in recht wegwerfendem Tone von diesem Herrn, und ein etwas angriffslustigerer Hörer hätte das, im Stillen mindestens, wahrscheinlich mißbilligt. Matthias dachte daran nicht, und es wäre genau betrachtet auch unrecht gewesen.

Diese Beziehung, wie manche andere, zählte nicht sehr in Frau Gontards Leben. Zu völlig ging sie der Regel nach in den Anstrengungen ihres Berufes auf. Aber von Zeit zu Zeit, wenn sie sich in irgendeinem sehr weltlichen Zirkel sah, und es ihr zum Bewußtsein kam, welch ein Netz von Liebesintriguen und Liebesspielereien rund um sie gewoben wurde, fiel es ihr ein, da ein wenig mitzuweben. Sie besann sich darauf, daß sie eine Frau war und eine noch ziemlich junge Frau, und daß auch sie dieser pochend lebendigen Gesellschaft zugehöre, deren Unterströmungen ihr fühlbar wurden. Ja, dachte sie, ich gehöre wohl mit dazu, aber was ist mit mir . . . ich versäume meine Zeit . . . es ist ja eine Ewigkeit her . . . Und sie begann aus jener gewissen Art von Pflichtgefühl, darum, weil „es" ja wohl zu einem vollgelebten Leben gehörte, sich umzuschauen, zu suchen . . .

Sie suchte ohne besonderen Eifer, ohne ein tieferes Interesse, und ihre Wahl war stets einigermaßen zufällig; Herr Camphaus gehörte noch zu denen, die auszuzeichnen verständlich scheinen konnte. Übrigens pflegte sie nicht gerade mit Hingabe geliebt zu werden, wie alle Frauen, die fühlen lassen, daß ihnen die Liebe keine Hauptsache ist. Und ein Mann hatte es leicht, herauszufinden, daß sich sogar das Antwortbedürfnis ihrer Nerven, um von Besserem zu schwei-

gen, anderswo erschöpfte, als in seinen Küssen. Es war sehr hübsch, mit Frau Lena des Nachmittags eine Stunde zu verplaudern, und es bedeutete natürlich auch für den einen und für den anderen eine Genugtuung, sich mit einer Dame von Namen verbunden zu wissen. Aber wenn irgendein Umstand der Beziehung ein Ende setzte, so pflegte sich die Lösung ohne schlimme Kämpfe zu vollziehen. Man küßte der Frau die Hand ... Traf man sich wieder, so war das Vorgefallene fern und etwas unwahrscheinlich. Meist war gar nicht so viel vorgefallen.

Auch Camphaus fühlte sich nicht gerade tragisch erschüttert, als Lena sich zurückzog. Und da er ein gesitteter und vor Behaglichkeit gutmütiger Mann war, so galt es ihm als selbstverständlich, daß er sie mit den Umständen dieses Abschieds niemals kompromittieren würde. Er sah sich seinen Diener gelegentlich einmal genauer an und fand ihn schön. In seiner gemütlichen Gleichgültigkeit war er ohne Vorurteil und gab Frau Gontard recht, er erleichterte Matthias den Dienst auf alle Weise, ließ ihn beinahe nach Gutdünken das Haus verlassen und wartete, ohne übrigens gespannt zu sein, auf die Kündigung. Und als Matthias sie eines Julivormittags beim ersten Frühstück gesenkten Hauptes vorbrachte, nahm er mit freundlichen Worten sogleich an. Das fiel ihm um so leichter, als er sich ohnehin zu einer Sommerreise in den Norden rüstete und seinen Haushalt für mehrere Monate aufzulösen gedachte.

Alles ordnete sich auf das Beste. Frau Gontard sagte: „Du wirst dich, mein Lieber, hier in der Nähe in einer Pension einmieten — nicht für lange, denn auch wir wollen ein wenig reisen. Wir wollen ans Meer gehen. Ist dir das recht?"

„Das alles ist so sonderbar," antwortete er leise und hob einen verwirrten Blick zu ihr auf, „ich habe nicht das Gefühl, als tue ich das Rechte."

„Du tust das Rechte, Matthias," sagte sie — „oder erkläre mir, bitte, was besser für dich wäre ... Siehst du, daß du es nicht weißt." Und nach einem kleinen Zögern: „Es wird dich doch um's Himmels willen nicht genieren ..."

„Doch," antwortete Matthias, „eigentlich wohl."

Das war nicht völlige Wahrheit. Er hatte von außen her einen ungewissen Begriff gewonnen, daß diese Art das Leben einzurichten, nicht statthaft sei. Aber er wäre von sich aus nicht zu solcher Meinung gelangt. Es war ihm ja nicht um Müßiggang, nicht um Luxus zu tun, es war ihm ja um nichts zu tun. Und eben, weil seine Wünsche nicht danach standen, weich zu schlafen und wohl zu speisen und an einem schönen Strande zu spazieren — konnte er dies alles nicht darum gerade annehmen?

Es stand wahrhaftig nicht so mit ihm, daß er Arbeit gescheut hätte. In seiner

Schule hatte er ehrlich hinter den Büchern gesessen, er hatte, rasch müde zwar aber ohne alles Widerstreben, die Bahnwagen gereinigt und in der Villa Hausdienste geleistet; nun wurde von einer gütigen Dame, die sich an seiner Gesellschaft freute, verlangt, er solle die Hände ruhen lassen; es war nicht abzusehen, warum er sich gerade hiergegen sträuben müsse. Und es tat so wohl, sie reden zu hören, nach diesen Monaten im Dienerzimmer mit François und den Stubenmädchen. Es war wie eine neue gute Luft, ja, es war eine Befreiung. Und für immer würde es ja nicht sein, es bedeutete einen Übergang . . .

„Wenn Sie es so wollen . . ." sagte er leise und freundlich. Und wie sie es wollte, bezog er in jenem Pensionat nicht weit von ihrer Wohnung ein Zimmer, ließ sich einige Anzüge anmessen und Wäsche zuschicken und nahm ein Kuvert von ihr in Empfang, das eine bei weitem größere Summe enthielt, als zur Deckung jener Anschaffungen nötig gewesen wäre.

„Ein eleganter junger Herr jetzt," sagte sie mit Lachen, „ein bißchen zu elegant für mich alte Frau."

„Sie sind keine alte Frau," erwiderte er, „Sie sind so wundervoll."

Er war aufrichtig, aber es war ihre Güte, die er pries. Wohl hätte er noch immer die Früchte dieser Güte gern entbehrt, ja sie hörten keinen Tag auf, ihn leise zu ängstigen. Er fuhr, stockend, fort: „Es ist so schön, wie Sie sich gegen mich betragen. Ich wollte wirklich, ich wäre etwas wert, um Ihnen recht danken zu können."

Zu Anfang August fuhren sie in ein kleines Seebad auf Rügen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Efraim Frisch. Verlag Georg Müller München-Berlin
Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

Bismarck

Bilder aus der deutschen Geschichte

Von Frank Wedekind

Drittes Bild

Zusammenkunft in Schönbrunn

22. August 1864

Personen

von Bismarck-Schönhausen, preußischer Ministerpräsident
Graf Rechberg, österreichischer Minister des Äußeren
Geheimer Hofrat Freiherr von Biegeleben
Ein Bedienter

Szenerie: Graf Rechbergs Arbeitszimmer im Schönbrunner Schloß. Schreibtisch und Rokokomöbeln. Rechts Eingangstür, links Tür zum Schlafkabinett. Im Hintergrunde zwei hohe Fenster mit dem Ausblick auf den mondbeleuchteten Park. Es ist elf Uhr nachts. Kerzen brennen. Auf dem Schreibtisch eine Studierlampe mit grüner Glocke.

Erste Szene

Rechberg (achtundfünfzig Jahre alt). Bismarck

Bismarck – Der heutige Tag gehört zu den schönsten Tagen meines Lebens.

Rechberg – War es nicht ein Fest, mitanzusehen, wie sich unsere beiden Herrscher ihrer erfolgreichen Waffenbrüderschaft freuten?

Bismarck – An Ihrem Kaiser nahm mich der nämliche Ausdruck gewinnender Offenheit gefangen, der mir an Seiner Majestät schon vor zwölf Jahren auffiel. Dazu hat sich ein bewundernswertes Feingefühl für die politischen Strömungen unserer Zeit gesellt.

Rechberg – Ihr König hat das Herz unseres Monarchen auf Jahre hinaus durch die Gradheit der von Seiner Majestät ausgesprochenen Erklärungen gewonnen. Und eine Rüstigkeit! Ich traue dem hohen Herrn wahrhaftig zu, daß er noch einmal in höchsteigener Person zu Felde zieht.

Bismarck – (am Fenster) Ihre Zimmer sind noch schöner gelegen als die meinigen zu ebener Erde. Dieser Blick!

Rechberg – Als Absteigequartier jedenfalls annehmbar. Mein Herr befiehlt fünf Uhr früh Vortrag. Da ist es unmöglich, von Kettenhof herüberzukommen. Aber Sie fühlen sich doch gut untergebracht?

Bismarck – Danke. Auf meiner Hochzeitsreise vor siebzehn Jahren ging ich mit meiner Frau da unten im Park spazieren. Klarer Mondschein wie heute. Wir drangen in den reservierten Garten und gelangten mit heimlichem Behagen am Verbotenen bis an die Glasfenster, hinter denen jetzt mein Schreibtisch steht.

Rechberg – Ich kann Ihnen sagen, ich empfinde es als hohe Genugtuung, daß wir zwei alte Rivalen vom Bundestag her, Sie und ich, nach all den unsagbaren Kämpfen heute vor unseren engbefreundeten Herrschern die Weiterführung des gemeinsamen Werkes in vollkommener Ruhe besprechen konnten.

Bismarck – Zugleich beginnt aber für uns, wie ich heute vor den hohen Herren schon zu erwähnen Gelegenheit nahm, der schwerste und bedeutendste Teil unserer Aufgaben.

Rechberg – Darin bin ich vollkommen Ihrer Ansicht.

Bismarck – Der Aufgabe, unter Gleichberechtigung Preußens und Österreichs der gesamten deutschen Politik eine feste einheitliche Leitung zu geben.

Rechberg – Wenn wir es dem übrigen Deutschland gegenüber nicht an der nötigen Leutseligkeit fehlen lassen, wird uns das nicht allzuschwer fallen. Die Verwaltung der eroberten Herzogtümer übertragen wir einem Kollegium, in welchem außer Österreich und Preußen auch der Deutsche Bund mit einem gleichberechtigten Kommissar vertreten ist.

Bismarck – Ich halte ein solches Zugeständnis für unnötig, nachdem der Deutsche Bund auf den Dänischen Schlachtfeldern nicht mitgekämpft hat.

Rechberg – Dann wollen wir jetzt um so rascher die Erbfolgefrage entscheiden und dem Land einen Fürsten geben.

Bismarck – Die vorliegenden Erbansprüche bedürfen noch der gründlichsten Prüfung.

Rechberg – Wie unzählige Male wurden die schon geprüft! Wäre diesen Nachmittag nicht die unumwundene Erklärung Ihres Monarchen gefallen, bei Gott, ich könnte glauben, Sie dächten von neuem daran, die Länder einfach Preußen einzuverleiben.

Bismarck – Mir ist keine Erklärung Seiner Majestät in Erinnerung.

Rechberg — Ihr König erklärte auf Ihre eigene an Seine Majestät bezüglich der Annektion gerichtete Frage: Ich habe ja gar kein Recht auf die Herzogtümer.

Bismarck — Da liegt ein Mißverständnis vor!

Rechberg — Worauf unser Kaiser äußerte, daß schon vermöge der europäischen Lage der Herzogtümer eine Vereinigung mit Preußen sehr bedenklich wäre — ausgenommen natürlich, wir erhielten zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes einen Teil Schlesiens, vor allem die Grafschaft Glatz.

Bismarck — Davon kann natürlich gar keine Rede sein.

Rechberg — Dann kann natürlich auch von einer Abtretung der Herzogtümer an Preußen gar keine Rede sein.

Bismarck — Durch Wortgeklingel wird der Zwist sicherlich nicht ausgetragen.

Rechberg — Sie werden mich doch nicht gleich wieder auf Pistolen fordern?

Bismarck — Daran dachte ich allerdings nicht. Aber ich frage Sie: Ist denn das preußisch-österreichische Bündnis eine Erwerbsgesellschaft, die ihren Gewinn nach Prozenten verteilt? Setzen wir den Fall, Mailand fällt Euch mit unserer Hilfe in die Hände. Wir würden uns mit einer Geldentschädigung begnügen. Unser Bund gleicht einer Jagdgesellschaft, bei der jeder Teilnehmer seine Beute nach Hause trägt.

Rechberg — Entsinnen Sie sich vielleicht, wie Sie in Frankfurt am Bundestag eines Tages zu mir kamen und ich Ihnen eine Depesche zu lesen gab, die ich eben von meiner Regierung erhalten hatte, und in der ich aufgefordert wurde, öffentlich zwar mit Ihnen zu stimmen, unter der Hand aber alles zu tun, um Ihren Antrag zu Fall zu bringen?

Bismarck — Davon weiß ich absolut nichts.

Rechberg — Sie versicherten mir damals, bevor ich meine Ungeschicklichkeit noch selber gewahr wurde, Sie würden vergessen, was Sie gelesen hatten. Deshalb erinnern Sie sich auch des Vorfalles nicht. Ich hatte die beiden Depeschen verwechselt. Die für Sie bestimmte hatte ich, während ich ins Nebenzimmer ging, um den Rock zu wechseln und Ihnen vollauf Zeit zur Einsichtnahme zu lassen, in der Tasche behalten.

Bismarck — Jetzt schwant mir so etwas.

Rechberg — Sie haben über dieses, unter Diplomaten unverzeihliche Versehen meines Wissens unerschütterliches Schweigen beobachtet. Sie haben von dem Inhalt des geheimen Schriftstückes, das Sie zu lesen bekamen, bei keiner Gelegenheit auch nur indirekten Gebrauch gemacht. Dadurch, Herr von

Bismarck, haben Sie sich eines ganz außergewöhnlichen Vertrauens bei mir bemächtigt und — ob Ihnen daran liegt oder nicht, ich muß es so nennen — meine Freundschaft erobert.

Bismarck — Lassen Sie mich Ihnen erwidern, daß ich es als hohe Genugtuung empfinden würde, wenn es mir gerade am heutigen Tage gelänge, mich solcher Gefühle würdig zu erweisen oder sie, annähernd wenigstens, zu verdienen.

Rechberg — Das können Sie, indem Sie Österreichs Eintritt in den Deutschen Zollverein fördern. Österreich läßt sich von Euch nicht länger als Ausland behandeln. Ich bestehe darauf, daß Artikel 25 unseres alten Handelsvertrages in den neuen Vertrag hinübergenommen wird.

Bismarck — Artikel 25 stipuliert, daß binnen heute und zwölf Jahren über die Zollvereinigung zwischen Österreich und Preußen Verhandlungen gepflogen werden sollen. Ich halte eine Zollvereinigung zwischen beiden Reichen heute noch für geradeso unmöglich, wie sie mir bei Abschluß des alten Vertrages erschien. Einen Grund, warum darüber keine Verhandlungen gepflogen werden sollen, sehe ich allerdings nicht.

Rechberg — Ich danke Ihnen von Herzen. Wenn in der Zollvereinsfrage heute auch noch kein Fortschritt erzielt wird, so darf unsere Position doch jedenfalls um kein Atom schlechter werden. Und nun zum, wie Sie sich ausdrückten, bedeutendsten Teil unserer heutigen Aufgabe: unser unbedingtes Schutz- und Trutzbündnis gegen Napoleon!

Bismarck — Meine Nerven sind durch die Festlichkeit des heutigen Tages schon etwas stark mitgenommen. Wenn Sie sich der Mühe unterziehen wollten, die wichtigsten Punkte unseres Bündnisvertrages, Sicherung von Österreichs Grenzen und so weiter, wie wir sie mit unseren Monarchen durchgesprochen haben, zu fixieren — ich würde Ihnen noch im Schlaf dafür danken.

Rechberg — Ich gehe sofort ans Werk. Preußen und Österreich müssen zusammenhalten, dann kann ohne unsere Erlaubnis kein Schuß in Europa abgefeuert werden.

Bismarck — Für die nächsten drei Tage ist Jagd angesagt. Da darf ich nicht ins Blaue schießen. Erlauben Sie mir daher, mich für heute zu empfehlen.

Rechberg — Napoleon wird durch die innere Opposition zum Krieg nach außen gezwungen. Ohne äußere Erfolge kann er die Opposition im eigenen Lande nicht lang mehr niederhalten. Dann gibt es Krieg in Europa und wir können Frankreich niederschlagen.

Bismarck — Eine Frage drängt sich mir auf. Der Artikel 25 über Zoll-

vereinsverhandlungen ist inhaltlos. Ich muß mich füglich wundern, wie Sie einem so schattenhaften Zugeständnis Wert beilegen können.

Rechberg — Ihnen gegenüber spiele ich mit aufgedeckten Karten. Verlieren Sie Preußens Vorteil nicht aus dem Auge! Ich bin, wie Sie wissen, der Vertreter des preußischen Bündnisses bei uns. Völlige Ergebnislosigkeit in der Zollvereinsfrage könnte meine Stellung als leitender Minister — ich gestehe es offen — unhaltbar machen.

Bismarck — Gute Nacht.

Bismarck ab. Rechberg geht zum Tisch und rührt die Tischglocke. Ein Bedienter tritt ein

Rechberg — Lassen Sie anspannen. Ich fahre noch hinein.

Der Bediente ab. Rechberg geht in sein Schlafkabinett, kommt in Hut und Überrock zurück und setzt sich an den Schreibtisch. Er besinnt sich und schreibt:

Punktation eines unbedingten Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Österreich und Preußen.

Schönbrunn, den 22. August 1864.

Punkt 1: Österreich und Preußen schließen ein unbedingtes Schutz- und Trutzbündnis, dessen Ziele sind:

Punkt 2: Erstens verpflichtet sich Preußen, Österreich bei Verteidigung seiner außerdeutschen Besitzungen, insbesondere Venetiens, Istriens und Dalmatiens, bewaffnete Hilfe zu leisten.

Punkt 3: Preußen und Österreich verfolgen gemeinsam eine aktive Politik zur Kräftigung des monarchischen Regimentes in Deutschland und zur Bekämpfung der Revolution.

Da es klopft — Herein!

Der Bediente tritt ein und meldet — Herr Geheimer Hofrat Baron von Biegeleben lassen bitten.

Rechberg — Bitte schön.

Der Bediente läßt Baron von Biegeleben eintreten. Graf Rechberg geht ihm entgegen

Rechberg zum Bedienten — Ich brauche den Wagen nicht mehr.

Bedienter ab

Zweite Szene

Rechberg. Biegeleben

Rechberg legt Hut und Überrock ab — Eben wollte ich zu Ihnen fahren. Ich wußte ja nicht, ob Sie meine Bitte, zu mir heraus zu kommen, noch rechtzeitig zu Hause vorfinden würden. Ich hatte den Auftrag gegeben, Sie auch außer Hause aufzusuchen. Leider konnte kein Bescheid erteilt werden, wo Sie zu fin-

den gewesen wären. Es handelt sich nämlich um Festlegung der größten Errungenschaft, die Österreichs Politik seit Jahren erzielt hat.

Biegeleben – Ich höre, ich höre.

Rechberg – Mit Bismarck verabredete ich heute ein gegen Frankreich gerichtetes unbedingtes österreichisch-preußisches Schutz- und Trutzbündnis. Der Entwurf dazu muß diese Nacht noch ausgearbeitet werden. Die Monarchen wünschen ihn beim Frühstück vorgelegt zu erhalten. Ich ersuche Sie um die Freundlichkeit, mir bei diesem Werke, wenn es Sie auch einige Stunden Schlafs kosten mag, behilflich zu sein.

Biegeleben – Mich scheinen meine Ohren zu trügen. Ein unbedingtes Schutz- und Trutzbündnis Österreichs mit Preußen gegen Frankreich? Ich fasse mich an die Stirne und frage mich: Was hat uns Frankreich neuerdings angetan?

Rechberg – Napoleon betreibt aufs dringendste die endgültige Losreißung Venetiens. Der Kaiser legt deshalb Wert auf sofortigen Abschluß. Auf Napoleon ist kein Verlaß, äußerten Majestät, da er bei jedem Schritte mehrere Absichten zugleich verfolge. Ich selbst bin von Napoleons Absichten durch ganz besondere Verbindungen unterrichtet.

Biegeleben – Die besonderen Verbindungen, deren sich Exzellenz belohen zu können das Glück zu haben glauben, bestehen vermutlich aus dem von Herrn von Bismarck besoldeten Klindworth! Und welche Absicht verfolgt Herr von Bismarck mit der Befestigung unseres Bündnisses? Kann ein Zweifel obwalten? Die völlige Erstickung unseres Einflusses bei den deutschen Mittelstaaten!

Rechberg – Hat nicht erst der Fürstentag dargetan, wie trügerisch unser Einfluß auf die Mittelstaaten ist? Unser Bündnis bezweckt die gemeinsame Herrschaft in Deutschland zur Herbeiführung der deutschen Einheit!

Biegeleben – Wohl gemerkt unter Gleichberechtigung Preußens! Hörst du es, Metternich? Hörst du es, Schwarzenberg? Die ihr Deutschlands Einheit in der Vorherrschaft Österreichs verkörpert zu sehen euch nicht entbrechen konntet! Aber Herr von Bismarck glaubt selbst an die Gleichberechtigung, die er uns anpreist. Er, aus dessen Munde Staatsmänner das Bekenntnis vernahmen, daß er einen Diplomaten bei uns abberief, weil der Mensch nicht lügen konnte.

Rechberg – Dieses Scherzwort hätte sich Bismarck mir gegenüber nie erlaubt, wenn es seiner wirklichen Denkungsart entspräche. In Bismarcks Ehrlichkeit setze ich keinerlei Zweifel, um so mehr in seine Besonnenheit. Hätte Bis-

marck eine sorgfältige diplomatische Erziehung erhalten, er könnte vielleicht einer der ersten Staatsmänner werden. Er ist mutig, voll Feuer, aber unfähig, seine Parteianschauung irgendeinem Grundsatz höherer Ordnung zu opfern. — Nun lassen Sie uns beginnen.

Biegeleben — Nie und nimmer gebe ich mich zum Entwurf dieses Bündnisvertrages her! Da sei Gott vor, daß ich zum Unheil meines Vaterlandes demselben Manne die Hand biete, der schon den Frankfurter Fürstentag zum Scheitern gebracht hat.

Rechberg — Der Frankfurter Fürstentag, zu dem Sie das Programm hinter meinem Rücken entwarfen, hätte uns Hals über Kopf in den Krieg gehetzt. Weder Preußen noch die Deutschen Fürsten hätten sich ein Zugeständnis an Deutschlands Einheit anders als mit Feuer und Schwert entreißen lassen.

Biegeleben — Wenn Eure Exzellenz sich von der Zuversicht durchdrungen wissen, daß der unabweisbare Krieg mit Preußen dadurch verhindert wird, daß wir auch mit Frankreich in schlimme Händel geraten, dann heißt das freilich mein unbegrenztes Vertrauen in Österreichs militärische Überlegenheit auf eine harte Probe stellen.

Rechberg — Aus Ihnen spricht nur die Empörung darüber, daß es Ihnen nicht gelang, mit Hilfe des Frankfurter Fürstentages an meine Stelle empor zu steigen!

Biegeleben — Meine Schuld ist es wahrhaftig nicht, daß Majestät in dieser Angelegenheit zuallererst meine bescheidene Wenigkeit zu Rate zu ziehen geruhten. Wohingegen Eure Exzellenz dero übelwollende Teilnahme an dem ruhmvollen Tage nur dadurch erzwangen, daß Sie unserem Monarchen den Stuhl vor die Türe setzten, wie Majestät sich auszudrücken geruhten.

Rechberg — Als ich vom König von Hannover in Frankfurt den Ausruf hörte: Will uns denn Österreich kaputt machen! — da sah ich die weiteren Verhandlungen allerdings nicht ohne Befriedigung scheitern.

Biegeleben salbungsvoll — Kein Wohlmeinender hätte es getadelt, wenn unter freier Mitwirkung des Bundes mit dem guten Willen aller Beteiligten ein des Beifalls der Regierungen wie der Untertanen würdiges Werk in Frankfurt geschaffen worden wäre.

Rechberg — Ist es vielleicht auch meine Schuld, daß sich unser Kaiser in Frankfurt mit Ihrer schwülstigen Redeweise nicht hat abfinden können, und Ihre Ansprache an die Fürsten mit den Worten zurückwies: So rede ich doch in meinem Leben nicht!

Biegeleben — Wollen Eure Exzellenz die Hand aufs Herz legen und die

einfache schlichte Frage beantworten: Gesteht Herr von Bismarck unseren Beitritt zum Zollverein zu? — Wehe uns, wehe uns, wenn er es weigert! Denn was ist die Folge? Österreichs vollständige Ausschließung aus dem Deutschen Bunde!

Rechberg aufgebracht — Ich habe als Gesandter das Wohl meines Vaterlandes in drei Weltteilen gefördert! Ich lasse mich bei Leitung der Geschäfte von Ihnen nicht schulmeistern!

Biegeleben — Es liegt mir wahrlich ebenso fern, gewisse Vorzüge bemeldeter Leitung zu bestreiten, wie ich die großen Schwächen derselben hier näher zu erörtern die Absicht hege.

Rechberg — Wie können Sie sich vor Ihrem Vorgesetzten eines solchen Tones erdreisten!

Biegeleben — Als sachkundiger Referent für deutsche Angelegenheiten im Ministerium des Äußeren bin ich mir der gebieterischen Pflicht bewußt, meinen Standpunkt klar zu betonen: strenge Wahrung der hohen politischen Mission unseres Reiches im Geiste des Fürsten Metternich!

Rechberg schwermütig — Dem Geiste Metternichs hoffe ich zum mindesten so nahe zu stehen wie Sie und andere. Ich besuchte den Fürsten gleich nach meinem Eintritt ins Amt, wenige Tage nach der Schlacht von Magenta. Der Fürst ist gewissermaßen in meinen Armen verschieden.

Biegeleben — Wir hatten unsere weltgeschichtliche Würde doch wahrlich schon kläglich genug verleugnet, als wir uns von diesem Herrn von Bismarck zum gemeinsamen Einbruch in Dänemark betören ließen.

Rechberg — Für die Mitherrschaft über Schleswig-Holstein, die wir dadurch gewannen, können wir uns doch jetzt wenigstens Venetien sichern.

Biegeleben — Und verlieren, wenn wir die Mitherrschaft an den Herzogtümern in Tausch geben, auch noch den letzten Reibungspunkt, der uns mit unserem Rivalen Preußen geblieben war. Gelangen schmählich und schlechthin neben dem rabiaten Preußen ins Hintertreffen.

Rechberg zusammengesunken — Wo bleiben bei uns die Kräfte und wo ist der gute Wille, um etwas Großes auszuführen. Es arbeitet ja in Österreich immer einer gegen den andern. — Sich ermannend — Sollte ich Preußen vielleicht die Ehre gönnen, Schleswig-Holstein allein zu befreien?!

Biegeleben — Auf diese Frage sei es mir vergönnt, Eure Exzellenz an die Worte zu erinnern, die der Abgeordnete Schindler neulich in der zweiten Kammer sprach: Mit Trommelwirbel und Schalmeien führten wir unsere guten Regimenter in die Herzogtümer ein. Aber mit welcher Melodie werden wir sie herausführen!

Rechberg — So zerreißen die Fanatiker der Staatskanzlei jähzornig und ratlos die feinſten diplomatiſchen Fäden.

Biegeleben — Befehlen Exzellenz ſonſt eine Arbeit?

Rechberg ſchüttelt den Kopf

Baron von Biegeleben geht ab. Graf Rechberg ſetzt ſich zum Schreibtiſch und lieſt:

Punktation eines unbedingten . . .

Für ſich — Nie iſt man der Stimmung am Hofe gewiß.

Pauſe

Er lieſt — Punkt I: . . .

Für ſich — Ich ſtehe mit meinen einflußreichſten Beamten in Widerſpruch.

Pauſe

Er lieſt — Punkt II: . . .

Für ſich — Mit meinen Anſchauungen einſam inmitten des von mir geleiteten Miniſteriums. — Weder preußenfeindlich noch franzoſenfreundlich.

Pauſe

Er lieſt — Punkt III: . . .

Für ſich — Meine Kollegen werden mich über Bord ſchieben.

Auslandsbrief

Von Ludwig Brinkmann (Madrid)

I

Sie ſtellen ſo viele Fragen, beſter Freund, daß ich kaum weiß, womit anfangen. Und ſie ſind auch zuweilen ſchwer zu beantworten; die große Zeit ſtürmt mit ſo vielen, ſo mannigfachen Eindrücken auf uns alle herein, daß es unmöglich erſcheint, ſie zu ſammeln, zu ordnen, zu analyſieren. Aber, um es gleich vorwegzunehmen: Ihre wichtigſte Sorge, die von dem Standpunkte des vorſichtigen Fabrikanten und gewiſſenhaften Kaufmanns verſtändlich iſt, die um die wirtſchaftliche Zukunft Deutſchlands, vermag ich nicht zu teilen.

Wir, die wir notgedrungen und zu unſerem Schmerze untätig bleiben müſſen, während ſich rings um uns Tat auf Tat drängt, wir haben vielleicht zu viel Zeit, uns unſeren Sorgen hinzugeben. Sehe ich es doch, trotz aller verſtandesmäßigen Zuverſicht, an mir ſelbſt. Es wundert, erſchrickt mich faſt: es iſt

etwas Gedrücktes, Gequältes, Verzerrtes in der Grundstimmung meines Innern. Da ist keine Freude, sondern Bekümmernis; kein Rausch des Enthusiasmus, sondern eine unerklärliche Melancholie . . .

Wie anders hatte ich es doch vermutet! Sie erinnern sich, daß ich mich lange mit Studien über das Boulogne-Jahr 1805 beschäftigte (hat der Krieg mit England und die Landung auf seiner Insel schon seit geraumer Zeit in der Luft gelegen?) — Studien, die sich naturgemäß auf das ganze Vierteljahrhundert vom Sturm auf die Bastille bis zur Schlacht bei Waterloo ausdehnen mußten. Wie oft dachte ich bei mir: der Glückliche, der diese große Zeit miterleben konnte! Welch mächtigen Impulse mußten nicht jahraus jahrein seine Seele in Schwingungen versetzen, zur Größe heranbilden, da das eherne Gewicht der Weltgeschichte alle kleinlichen Dinge des Täglich-Persönlichen auf ihr rechtes Maß, auf das Nichts zusammendrückten.

Doch das Schlimme ist, daß man sich von den Nichtigkeiten des Alltags nicht befreien kann. Uns, die wir infolge der britischen Seeräubermaximen, die auch vor der Person nicht Halt machen, in halber Gefangenschaft sitzen, bleibt ja kaum etwas anderes zu tun übrig, als nach wie vor unseren Geschäften nachzugehen, indem wir vielleicht durch unsere Treue im Kleinen der heiligen Sache am besten dienen; aber welche tägliche, stündliche Qual bereitet doch diese berufliche Tätigkeit! Unsere Geschäfte sind wie ein Garten, den wir mit der ganzen Liebe und Hingebung, deren wir fähig sind, bestellt, gehegt und gepflegt haben; bei der Ernte freuten wir uns der neuen Saat, und die liebliche Blüte verhieß schon die reiche Frucht. Aber jetzt? Die kargen Reste, die der gestrige Nachtfrost noch verschont hat, zerschmettert heute der Hagelschlag; gefräßige Raupen zerstören das Laub, und der Maulwurf zernagt die Wurzeln; und die einzige bange Frage ist, nicht *wieviel*, sondern: wird überhaupt noch *etwas* zurückbleiben?

Und das, trotzdem wir in einem dem Schlachtgetümmel ferngerückten, einem neutralen Lande leben! Aber die Not des Krieges ist auch hier fühlbar; die Kaufkraft ist erlahmt; die fälligen Zahlungen gehen nur schwierig ein; die noch vor dem Ausbruche des Krieges meist mit geringem Nutzen abgeschlossenen Geschäfte wickeln sich zu Verlusten ab, da mit einem Schlage alle Lieferungen gegen jede vorherige Berechnung teurer geworden sind; vor allen Dingen ist es aber oft unmöglich, eine Anlage fertigzustellen, da unsere Waren von plötzlichen Ausfuhrverboten betroffen sind; das wenige aber, was zu uns gelangen könnte, wird von den Engländern abgefangen. Natürlich erregt das gewaltigen Verdruß unter den Kunden, deren Betrieb dadurch gestört, oft lahm-

gelegt wird; und mehr als einmal hört man den Stoßseufzer verbissener Wut: hätte ich nur in Frankreich oder England gekauft, dann wäre mir das nicht passiert! Worauf uns nichts als die Antwort übrigbleibt: Sie wenden sich an die falsche Adresse; wären die Briten keine Seeräuber, dann ginge es Ihnen und uns allen besser! — Aber mit all solch anmutigem Wortgefechte kommt weder für den einen noch für den anderen etwas Praktisches heraus!

Die Erfahrung von nunmehr drei Vierteljahren hat uns allerdings die Freude und den großen Trost beschert: mit der britischen Eroberung des deutschen Weltmarktes ist es nichts! Mit ein paar Propagandabriefen von London aus, womöglich in englischer Sprache, deren Lächerlichkeit oft zwerchfellerschütternd ist, ist es nicht gemacht; da kaufen die Leute doch lieber noch bei uns die Waren, die wir, auf welchem Wege es auch immer sei, aus Nordamerika oder sonst woher trotz des Krieges beziehen. Dazu ist die Kauflust, wie ich schon vorher sagte, so gut wie ganz abgestorben; wer nur irgendwie kann, behilft sich mit seinen gegenwärtigen Mitteln, so gut es gehen will, weiter, bis bessere Zeiten eingetreten und unsere guten Maschinen wieder zu den alten günstigen Bedingungen erhältlich sind; und die Unterseeboot-Blockade hat zum allermindesten das Gute gebracht, daß man den Briten nicht mehr glaubt, sie seien überhaupt in der Lage, ihre Waren hierherzuschaffen. Auf jeden Fall sind wir alle der Ansicht, daß es den Engländern ebensowenig wie in diesen neun Monaten auch in neun Jahren nicht gelingen wird, hier ins Geschäft zu kommen. Und damit hat sich einer der erträumten großen Kriegserfolge schon als eine Fehlgeburt herausgestellt. In Parenthese: ich glaube, mit den anderen Erfolgen, besonders der Vernichtung der deutschen Seemacht, wird es geradeso gehen.

Doch von diesem starken Troste abgesehen, ist unsere Geschäftsführung eine ewige Schererei vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die Last der Verdrießlichkeiten, die der Beruf mit sich bringt, ist jetzt nicht von der Hoffnung und der Voraussicht des Erfolges getragen; sie scheint fast um ihrer selbst willen da zu sein, — das zermürbt, das erbittert!

Dazu kommt, daß man nur halb bei der Sache ist. Denn alles Sinnen und Trachten ist ganz naturgemäß von den weltumgestaltenden Begebenheiten dieser Tage in Anspruch genommen. Aber wir erfahren, erleben das alles nicht unmittelbar, sondern nur durch die trüben Gläser der Kriegsliteratur im weitesten Sinne, von der Tagespresse bis zu den tiefgründlichsten, aber leider ach so belletristischen Abhandlungen. Ihr in der Heimat habt allerdings den Vorteil, daß ihr das Tatsachenmaterial noch ziemlich unverfälscht und vor allen Dingen regelmäßig vorgesetzt erhaltet, daß man euch die Sachen mundgerecht

zubereitet und auch die bitteren Pillen versüßt; aber zu uns kommen die deutschen Nachrichten unregelmäßig, mit großer Verspätung, oder gar nicht (Postsäcke zu stehlen, verstößt nicht gegen den britischen Ehrenkodex); dagegen bringt man uns mit jedem Frühstück ohne Ausnahme die französischen Siege; mit dem Mittagbrot die russischen Triumphzüge; die britischen Heldentaten mit dem Abendessen, von allen serbischen, belgischen usw. Ruhmesmeldungen als Nachspeise gar nicht zu reden. Wenn man auch skeptisch sein möchte — die große Sorge um das Vaterland macht uns alle zu Feiglingen; wer möchte den Tag in frohem Vertrauen verbringen, der am Morgen die Nachricht von einer verlorenen Schlacht und dem Untergange von Zehntausenden unserer unvergleichlich braven Mitbrüder erhalten hat? Zur Sorge die Erbitterung! Denn täglich und stündlich von der französischen und englischen Schandpresse beleidigt zu werden, läßt uns alle Stimmungen von der reinen Empörung bis zur ausgelassensten Heiterkeit durchmachen — aber es sind doch niemals angenehme Empfindungen!

Doch auch unsere deutsche Kriegsliteratur vermag keine Freude zu bereiten. Es wird soviel über Dinge, die uns gar nicht interessieren, und leider, leider auch soviel Falsches geschrieben! Oft zuckt es in der Hand, die Feder zu ergreifen, zu entgegnen, zu widerlegen — — aber schließlich würde man auch nur Literatur schaffen, die nicht besser als die andere ist, die uns so wenig befriedigt. Denn jetzt gibt es nur eine einzige, wirklich aktuelle Literatur: die Darstellung der kriegerischen Ereignisse, die Analyse der strategischen Gedanken nach Ursache und Wirkung und die Kritik ihrer Durchführung, kurz, die reine Kriegsgeschichte; die aber halten uns, fast wie in einem gemeinsamen Einverständnisse, die sämtlichen Generalstäbe aller kriegführenden Mächte vor, und nicht immer sind die Notwendigkeiten dieser undurchdringlichen Zurückhaltung klar zu erkennen.

Trotzdem: ganz trocknet uns die Tinte doch nicht im Fasse ein. Wir haben hier ebenfalls unsere literarische Aufgabe: die Aufklärungsarbeit in diesem Lande. Und wir haben damit bereits schöne Erfolge erzielt; auf jeden Fall kann hier niemand sagen, wenn er uns beschimpft, er habe es im guten Glauben getan; die Mittel besserer Erkenntnis sind ihm reichlich geboten worden. Das Schlimme ist nur, daß die Menschen sich nicht von der Vernunft, sondern von ihren Interessen leiten lassen; und wessen Interesse es ist, ein Feind Deutschlands zu sein, den wird die Göttin der Wahrheit selbst nicht zur Vernunft bringen können. Und ach, Deutschland hat so viele, viele Gegner! Alles, was dümmer, fauler, gewissenloser als es selbst ist, ist sein natürlicher Feind, und das ist

(soll ich sagen: gottlob?) die immense Majorität! Aber den Arzt für Kranke zu spielen, die nicht geheilt sein wollen, ist ein verdrießliches Geschäft. Wir wenden uns daher meist an die Gesunden, an die große Partei der Deutschfreunde in diesen Landen, in der Absicht und Hoffnung, daß sie nicht krank, von der britisch-französischen Lügenpest nicht angesteckt werden möchten.

Und damit wissen Sie alles, was wir hier leisten. Mit sehr beschränkten Mitteln arbeiten wir für unsere wirtschaftlichen und politischen Interessen im fernen, fremden Lande; aber es macht das alles keine rechte Freude, es ist nicht das Richtige; in diesen Zeitläuften gibt es einfach nichts anderes zu tun, als das allein Wichtige, nämlich trotz unserer Jahre auch das Gewehr, das wir Friedenssoldaten seinerzeit nicht ohne Befriedigung beiseite stellten, wieder zu ergreifen, uns in das kämpfende Volk einzureihen und mit dreinzuschlagen. Sie haben ganz recht; was uns an Fixigkeit der Beine abgeht, das haben wir an der Ruhe und der Sicherheit des Auges gewonnen.

2

Aber das ist uns nicht vergönnt. Der Gefangene hat zuviel Zeit. Er handelt zu wenig und denkt zu viel nach. Doch das Nachdenken soll aus dem Handeln hervorgehen und nicht aus der Untätigkeit.

Sie fürchten, daß das ganze Weltgebäude aus den Fugen gegangen, daß eine Umwertung aller Werte eingetreten ist. Sie leiten aus der Zerstörung des Völkerrechtes durch die Briten die Folgerung ab, daß es für den Kaufmann überhaupt keine Grundsätze mehr geben wird, auf denen sich ein Geschäft von Land zu Land aufbauen läßt. Denn wie kann eine segensreiche, friedliche Tätigkeit möglich sein, wenn Vergewaltigung der Person und Raub des Eigentums jeden Augenblick wieder Recht werden kann, sobald sich der Neid unserer Nachbarn wieder einmal einfallen läßt, einen räuberischen Überfall gegen uns zu planen?

Bezüglich der Frage des Völkerrechtes müssen wir freilich umlernen. Es hat natürlich alles, auch unter dem Anschein des jähesten Wechsels, seinen inneren Zusammenhang. Dieser Krieg ist einzig in seiner Art, und einzigartig sind seine Methoden, einzigartig seine Kriegsregeln, die man gewöhnlich mit Völkerrecht zu bezeichnen pflegt, das aber doch kein mit uns geborenes Recht ist (bedeutet doch der Kriegszustand das Gegenteil und die Aufhebung des Rechtszustandes), sondern mehr den Charakter einer Spielregel hat, ein Abkommen gegenseitiger Konvenienz, dessen Durchbrechen nicht außer Recht stellt, sondern nur Gegenmaßregeln nach sich zieht. Das ganze Völkerrecht halte ich dem Duellkomment

für verwandt; die Kombattanten einigen sich vorher darauf, welche Kampfesregel gelten soll, und schimpflich ist nur die nachträgliche Verletzung des Abkommens. Aber einen gleichsam gottgewollten Komment gibt es nicht; den kann sich jeder zurechtlegen, wie er will, das heißt, wie es mit seinen Interessen übereinstimmt. Jede der Parteien hat natürlich das Bestreben, Handlungen als dem Völkerrechte entsprechend zu proklamieren, die ihr wohl nützen, aber nicht dem Gegner; wer die See beherrscht, wird den Seeraub als durchaus loyale Kriegführung ansehen; wer in der Luft wehrlos ist, wird das Bombenwerfen aus der Höhe als Kannibalismus unter Zeter- und Mordiogeschrei brandmarken. Die sittliche Entrüstung über verletzte Völkerrechtsparagraphen ist, wie alle Heuchelei und Lüge, nur ein Teil der Kriegführung selbst. Das moralische Brüllen hat der britische Löwe stets zur Vollkommenheit verstanden. —

Jeder Kriegszweck schreibt auch seine Kriegsregeln, sein eigenes Völkerrecht vor. In den Religionskriegen beispielsweise war es die Aufgabe, aus ideellen, aber häufiger noch aus praktischen Motiven, ein Volk zum Anschluß an eine Religionsgemeinde zu zwingen; also wurde in jedem eroberten Dorfe die Kirche umgemodelt und die Gemeinde hineingetrieben; wer am alten Glauben nackensteif hängen blieb, wurde von Gottes und Rechts wegen niedergemetzelt. — Den Religionskriegen folgten historisch die Eroberungskriege im Sinne der politischen Eroberung (im Gegensatz zum privaten Beutezuge, beispielsweise des Normannenherzogs Wilhelm und seiner Barone). Dabei ließ man jeden nach seiner Fasson selig sein; es kam nur darauf an, die Staatsform im eroberten Lande zu ändern, eine Provinz von einem Staatsverbande zu lösen und einem anderen anzugliedern; eine eigentliche Bedrückung des feindlichen Landes war nicht der Zweck, sondern höchstens ein unvermeidliches Übel, namentlich um dem erobernden Staate die Kriegführung so billig als möglich zu machen. Daher tragen die politischen Kriege vom ersten spanischen Erbfolgekriege (1701 — 1714) bis zum zweiten (1870 — 1871) einen relativ humanen Charakter; man führte nur von Staat zu Staat den Krieg, ließ aber die Privaten ungeschoren.

Der Krieg unserer Tage ist aber seinem Zwecke nach eine Neuerscheinung, eine Folgerung unserer modernen wirtschaftlichen Weltordnung. Noch niemals in der Geschichte ergriff ein Volk die Waffen, um ein anderes wirtschaftlich zugrunde zu richten, ihm die Wurzeln seiner inneren Kraft abzuhauen, es als Mitbewerber auf dem Weltmarkte auszuschalten. Das ist natürlich ein Verbrechen. Genau wie es ein Frevel ist, religiösen Anschauungen mit dem Bajonett zu Leibe zu gehen, ist es einer, die wirtschaftlichen Tugenden, Fleiß, Sparsamkeit, Organisationstalent und Erfindungsgabe mit Granaten und Torpedos

beschießen zu wollen. Es ist nicht nur ein Verbrechen, es ist auch eine Dummheit und nur ein Beweis mehr für den geistigen Tiefstand und krassen Materialismus der britischen Nation. Denn Geist läßt sich nur mit geistigen Waffen bekämpfen. Das hat gewiß auch Herr Grey verspürt. Mit den alten Kriegsregeln war hier nichts zu machen; er mußte neue aufstellen und sie anwenden. Aber darin blieb er folgerecht; und ich kann ihn deshalb, wegen seines neuen Völkerrechtes, von einem abstrakten Standpunkte aus, nicht tadeln.

Sagen Sie selbst, was würden Sie tun, wenn Sie den Krieg um den Welthandel zu führen, wenn Sie sich, wie Herr Grey, die Aufgabe gestellt hätten, Deutschland als Handels- und Industriemacht, als den gefährlichen Konkurrenten durch Gewaltmaßregeln zu beseitigen? Mit den Mitteln des rein politischen Krieges zwischen Staat und Staat ist dabei nicht durchzukommen; denn den günstigsten Fall angenommen, unsere Feinde hätten unseren militärischen Zusammenbruch, ähnlich dem Frankreichs vor vierundvierzig Jahren, erreicht: was wäre dadurch im Sinne der größeren Aufgabe Greys erzielt worden? Wir hätten unsere Kolonien eingebüßt, die aber, vorerst wenigstens, für unsere wirtschaftliche Machtstellung weniger in Frage kommen; wir hätten Ost- und vielleicht auch Westpreußen und Elsaß-Lothringen verloren, also auch nicht gerade die für unsere Weltwirtschaft wertvollsten Provinzen; eine weitere Gebietsminderung würde sicherlich nicht im Interesse Englands liegen, da seine weise Vorsehung ein allzu mächtiges Wachstum des großmäuligen Kanalnachbars und des asiatisch-europäischen Kolosses nicht erlauben kann; zudem würde auch der Gebietsverlust in seiner Bedeutung als Markt durch den engeren Zusammenschluß mit der Donaumonarchie mehr als ausgeglichen werden. Blieben noch die eigenen und ein Teil der fremden Kriegskosten, also ein scharfer Steuerdruck; aber wir könnten das Heer-, Marine- und Kolonialbudget freiwillig oder gezwungen erheblich verringern, so daß die finanzielle Mehrbelastung wohl schmerzlich fühlbar, jedoch nicht zermalmend sein würde. Was hätte Herr Grey dadurch erreicht? Die deutsche Tüchtigkeit auf wirtschaftlichem Gebiet wäre dadurch nicht untergraben; in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister; vielleicht würde gerade der schwere Schicksalsschlag den deutschen Kaufmann und Ingenieur zu noch viel unermüdlicheren, viel genügsameren und daher viel erfolgreicheren Konkurrenten auf dem Weltmarkte machen. Und im übrigen wird ja Herr Grey wohl kaum jemals ernstlich an die vollständige militärische Niederwerfung Deutschlands geglaubt haben.

Ohne allzuviel in kriegerischen Abenteuern aufs Spiel zu setzen, mußte man dem deutschen Handel selbst, also einer nicht politischen Funktion des Volks-

lebens, zu Leibe gehen, Krieg nicht mit dem Staate führen, sondern mit den Privaten und ihrem Besitze; die von den Deutschen beherrschten Märkte mußten durch den Krieg den Briten erobert werden. In den von der Koalition verwalteten Ländern schreitet man zur Vernichtung aller deutschen Unternehmungen; die Inhaber und Leiter werden verhaftet und vom Verkehr mit der Welt abgeschnitten; die Geschäfte selbst werden unter Kontrolle gestellt, die gewöhnlich damit endet, daß, häufig unter Vernichtung der Bücher, die Unternehmen aufgelöst, die Aktien verschleudert und deren Erlöse beschlagnahmt werden, in England allein für 1700 Millionen Mark. Den eigenen Staatsangehörigen wird jeder Verkehr mit den Deutschen verboten. Alle Besitztitel und Anrechte der Bürger feindlicher Nationen werden mit einem Federstriche für null und nichtig erklärt, natürlich nicht unter Rückgabe der dafür bezahlten Gebühren, wie es mit dem Patentraube der Fall ist; Straßenraub ist dagegen quijotische Ehrenhaftigkeit. Den deutschen Märkten im neutralen Auslande ist natürlich nicht so leicht beizukommen, aber auch hier versuchte Herr Grey das Menschenmögliche; alle Schiffe sind Opfer der Kaperer; alle Waren, die aus Deutschland kommen oder für Deutschland bestimmt sind, werden auch auf neutralen Schiffen als Konterbande beschlagnahmt; jeder Deutsche, der sich aufs Meer hinauswagt, wird abgefangen und eingesperrt; selbst den Nachrichtenverkehr sucht man auf alle und jede Weise zu unterbinden; alle Kabeldepeschen müssen die britische Zensur in London passieren; von den gestohlenen Postsäcken sprach ich schon. Dagegen eröffnet man den ungeheuerlichsten Lügenfeldzug in der edlen Absicht, das Deutschtum und damit auch den deutschen Handel in Mißkredit zu bringen. — Wirklich zweckdienlich werden indessen diese Maßregeln nur dann, wenn ihre Wirkungskraft von möglichst langer Dauer ist, damit den Abnehmern unserer Waren Zeit gelassen wird, sich auf die veränderte Sachlage einzurichten, das heißt, ihren Bedarf bei den englischen Lieferanten zu decken, und diese wieder sich den neutralen Verhältnissen anpassen; was ja auch von den Briten selbst so klar und oft genug zum Ausdruck gebracht wird: „Dieser Krieg dauert drei Jahre! Also führen wir denselben nicht allein mit rasch verpuffenden Explosivstoffen, sondern mit den langsamer, aber ebenso sicher wirkenden Mitteln der finanziellen Erschöpfung, des Mangels an allen der Industrie notwendigen Rohstoffen und des Hungers!"

Sie sehen, daß die Art und Weise der britischen Kriegführung logisch ist, eine Konsequenz des einmal vorgefaßten Planes und daher auch an sich nicht unmoralisch; das Unmoralische liegt in dem Grundgedanken dieses Krieges.

Damit ist Herr Grey und sein Volk auf die verhängnisvoll schiefe Ebene

geraten. Der Wirtschaftskrieg muß natürlich alle Regeln des sogenannten Völkerrechtes umstürzen, muß auch die Privaten in ihrer Person und ihrem Besitze treffen: da kann man natürlich nicht dabei stehenbleiben, sich auf die für diese räuberische Handelspolitik interessanten Persönlichkeiten zu beschränken, sondern wird jede Privatperson gefangen, jeden Privatbesitz in Beschlag nehmen. So wird dieser moderne Krieg ein Volkskrieg im wahrsten Sinne des Wortes. Daher sind aber auch seine Folgen so schwer und so verhängnisvoll; daher geht es auch nicht mehr um die staatliche, sondern auch die wirtschaftliche und kulturelle Existenz. Nicht eine Regierung ist der Feind, sondern eine Kulturgemeinschaft; der Krieg wird nicht mehr auf dem politischen, sondern auch auf dem wirtschaftlichen und schließlich auf moralischem Gebiete ausgefochten, durch Lüge und Verleumdung. Von dem ganzen stolzen Bau des Völkerrechtes ist nur die eine Bestimmung übriggeblieben, nämlich daß es verboten ist, die Gefangenen abzuschlachten; zu dieser letzteren Konsequenz scheint man übrigens lediglich deshalb noch nicht gelangt zu sein, weil England dabei das schlechtere Geschäft machen würde; und diese Leute sehen nun einmal alles als Geschäft an.

3

Ein Glück ist, daß die Briten bereits selbst einzusehen angefangen haben, daß ihr ökonomischer Krieg jämmerlich verloren ist. Ein wirtschaftlich hochentwickeltes Volk läßt sich nicht dadurch vernichten, daß man ihm seine Zufuhren, seinen Außenhandel abschneidet; gerade der Krieg mit seinen tausendfachen Bedürfnissen ersetzt die fehlenden Märkte; industrielle Begabung läßt aus dem heimischen Boden vielfach Erzeugnisse erwachsen, die bislang Bequemlichkeit und Sparsamkeit aus der Ferne herbeizuholen gewohnt war. Haben die paar Kriegsmonate nicht erstaunliche Leistungen hervorgebracht? Müssen Herrn Grey nicht die Knie schlottern, wenn er unter vielen anderen nur an die eine wirtschaftliche Großtat denkt, die unser Volk in äußerster Kriegsnot fertiggebracht hat und die sich an den Namen des Stickstoffmonopoles knüpft? Im Bezuge eines Rohstoffes, der uns 200 Millionen jährlich kostete, sind wir mit einem Schlage vom Auslande unabhängig geworden! Die Chilenen mögen sich für diesen Ausfall bei den Briten bedanken. — Kupfer? Solange Aluminium, Eisen und Zink im Schoße unserer Erde wachsen, werden unsere elektrischen Motoren ungestört ihren Gang weiterlaufen. Ich hoffe sogar, daß wir auch in dieser Beziehung in Zukunft vom Auslande weit unabhängiger als bisher sein werden. Ich glaube, es war nur Bequemlichkeit und ein wenig falsch angewandte Sparsamkeit, daß wir unsere elektrischen Konstruktionen mit einer

solchen Kupferverschwendung ausführten, die Bewicklung der Maschinen und Transformatoren, die Ausführung der Schaltapparate und Leitungen aus Aluminium, Eisen und Zink bislang vernachlässigten. Vermutlich ist unsere ganze blühende Elektroindustrie denkbar ohne Verwendung eines einzigen Gramm Kupfers. Selbst Patronenhülsen werden unsere Techniker aus Eisen anzufertigen lernen, wenn es nötig sein sollte. — Petroleum? Man schließe sich an das nächste Elektrizitätswerk an, dann braucht man keine Öllampe mehr. — Baumwolle? Ein paar Kriegsjahre werden unsere Hemden und Hosen noch aushalten, sollte wirklich ein großer Mangel eintreten. — Die aus dem Süden kommenden Genußmittel, Kaffee, Tee, Tabak, wie sie alle heißen mögen, können wir uns wohl eine Zeitlang verkneifen oder durch Surrogate ersetzen; Zichorienwurzeln und Kastanienblätter kann man wohl einmal aus Patriotismus konsumieren; wie wir beide noch auf der Schulbank saßen, haben wir es auch ohne Patriotismus oft genug versucht, Kastanienblätter zu paffen, und siehe da, es ging! Ganz abgesehen davon, daß sich kleine Mengen wertvoller Waren immer auf allen möglichen Wegen ohne Kollision mit englischen Raubschiffen werden beschaffen lassen. — Futtermittel? Aber die künstliche Eiweißherstellung ist bereits auf gutem Wege!

Nein, Herr Grey, wir brauchen das Ausland nicht! Und hast du es dir unterdessen erobern können? Sieh dir doch einmal deine Handelsstatistik an. Wie sehr hast du dich verrechnet. Daß während des Krieges auf dem europäischen Markte nichts zu machen sei, das hast du wohl vorausgesehen; aber daß die Kaufkraft der ganzen Welt in Mitleidenschaft gezogen würde, daß deine Inseln selbst Mühe genug haben werden, den eigenen Bedarf zu decken, daß dir auf den fremden Märkten, soweit sie aufnahmefähig blieben, ein überaus starker Konkurrent entstehen würde, dem die europäische Katastrophe mit einem Male freie Hand gab, dein geliebter transatlantischer Vetter und Munitionslieferant, das hast du alles in seiner ganzen Bedeutung dir nicht träumen lassen. Und wenn einmal der Frieden wieder da ist, wirst du, trotzdem du alles geraubt hast, was nicht niet- und nagelfest war, in weltwirtschaftlicher Beziehung keinen Schritt weitergekommen sein — aber höchstwahrscheinlich eine ganze Reihe von Schritten zurückgemacht haben, da wegen Mangels an Vertrauen, wegen deiner Verbrechen gegen Treu und Glauben London aufgehört haben wird, das Bankhaus und der Stapelplatz der Welt zu sein. Und wie es mit dem Weltmarkte nach dem Frieden ausschauen wird, davon erhältst du jetzt schon einen kleinen Vorgeschmack durch das Eingreifen Japans in die chinesischen und Amerikas in die mexikanischen Angelegenheiten. —

Damit kam ich bereits zu der Frage, die Sie am meisten interessiert: wie wird sich unser deutsches Wirtschaftsleben nach dem Kriege entwickeln? — Zunächst möchte ich vorwegnehmen, daß ich an eine unbeschränkte Fortdauer des Krieges mit England und daher seiner wirtschaftlich lähmenden Konsequenzen nicht glaube. Ich kann mir kaum etwas Besseres denken, als daß Herr Grey auch nach einem Waffenstillstande mit Frankreich und Rußland auf eigene Rechnung und Gefahr den Krieg fortzusetzen planen möge; denn endlich werden wir Albion überwinden! Dann werden unsere Myrmidonen die Züge Alexanders wiederholen, den Traum Napoleons Wirklichkeit werden lassen! Wir besetzen dann Ägypten, wir marschieren durch Persien auf Indien, und wenn wir gleichzeitig, auf dem Kriegszuge, die Eisenbahnverbindung bauen müßten! Doch ich will Ihre Zeit nicht mit Zukunftsphantasien rauben; ich wollte nur andeuten, daß auch England nicht, wie vor hundert Jahren noch, den Krieg endlos verlängern kann; daß wir, wie er auch immer ausfallen mag, auf den Frieden in absehbarer Zeit rechnen können.

Dann aber wird ein ungeahnter wirtschaftlicher Aufschwung kommen, eine Hochkonjunktur eintreten, wie sie unsere Wirtschaftsgeschichte bislang noch nicht gekannt hat! Ich gebe jede Ihrer Befürchtungen von vornherein zu: den erhöhten Steuerdruck für Verzinsung und Amortisation der Kriegsschulden und vielleicht auch für verstärkte Rüstungen — aber im schlimmsten Falle werden die öffentlichen Lasten, die bislang auf uns ruhten, noch um weitere zehn Prozent vermehrt werden, was auch zu ertragen ist, weil es ertragen werden muß. Auch habe ich einige Zweifel, ob wir in den nächsten Jahren gar so viele Dreadnoughts und Superdreadnoughts werden auf Stapel legen; diese englische Erfindung scheint sich nicht gerade sonderlich bewährt zu haben. Des ferneren befürchten Sie, daß wir viele Märkte verlieren werden; auch darin will ich Ihnen, mit starker Einschränkung, recht geben. England, das sich bislang seiner alles beherrschenden Sonderstellung rühmte, wird in zwei fundamentalen Dingen sich gleichmäßig in die Reihe der übrigen Großmächte stellen, wird die allgemeine Wehrpflicht und den Schutzzoll einführen müssen. Dann ist es allerdings mit der Königin des Handels vorbei; denn nur der Freihandel vermag die Waren der Welt an sich zu ziehen und ihre Verteilung zu bestimmen. — Aber unsere Ausfuhr nach England wird vermutlich abnehmen. Auch die nach Frankreich und Rußland wird wahrscheinlich zurückgehen, doch nur ganz wenig, da Franzosen und Russen auch schon vor dem Kriege nicht deshalb bei uns kauften, weil sie uns so sehr liebten, sondern besonders weil die eigene Industrie Rußlands im Vergleich zu den gewaltigen Bedürfnissen

des Riesenreiches sehr wenig leistungsfähig ist, was auf ein paar Jahrzehnte auch noch so bleiben wird. — Aber setzen wir Handelsverluste in England, Frankreich, Japan, Rußland voraus: sie werden durch die Gewinne auf den übrigen Märkten der Welt eingeholt und überwogen werden. Denn wie wir bis jetzt schon durch die Erfolge unserer Waffen an Ansehen gewonnen haben, werden wir nach dem Kriege an wirtschaftlicher Kraft dort zunehmen. Welcher Deutsche wird noch so kindisch sein, seine Kapitalien nach einem der Länder zu tragen, die wiederum unsere Feinde sein und nach den Geschäftsprinzipien des Right Honorable Sir Edward Grey sofort am ersten Kriegstage unser Eigentum beschlagnahmen, unsere wehrlosen Kaufleute ausrauben könnten; oder sich noch einmal mit Weib und Kind in einem von diesen Ländern niederzulassen, um bei der nächsten politischen Verwicklung in schimpfliche Gefangenschaft geschleppt, mißhandelt oder, wie es Frankreichs degenerierter Pöbel in hunderten von Fällen getan hat, meuchlings erschlagen zu werden! Nein! Für unsere Energie und unser Geld gibt es weit dankbarere Felder der Betätigung; um nur ein paar Beispiele zu erwähnen: die Türkei oder Spanien, Südamerika oder China; wir haben nicht nötig, unsere Leute und unser Geld unter die Räuber und Mörder zu schicken. Unser überschüssiges Kapital wird daher unsern Handel mit den Nationen unterstützen, die in weltwirtschaftlicher Beziehung für uns die wichtigsten sind. Aber Sie fürchten unsere Erschöpfung? Glauben Sie wirklich, wir werden erschöpfter sein als unsere stärksten Mitbewerber? Ich glaube überhaupt nicht an eine Erschöpfung; ich glaube vielmehr, daß wir ganz unvergleichlich an Kraft und Energie gewinnen werden. So schwer, so unsagbar traurig auch die entsetzlichen Blutopfer sind, die uns der von allen Seiten angezettelte räuberische Überfall verursacht — es trifft nicht in erster Linie die wirtschaftlichen Führer, so daß deren Wissen und Kenntnisse, soweit sie unersetzbare Schätze bedeuten, uns erhalten bleiben.

Was wird es denn nicht alles zu schaffen geben! Denken Sie nur an die gewaltigen Bedürfnisse, die die Wiederaufnahme der Friedensarbeit auslösen wird. Nur ganz wenige Beispiele: die Wiederherstellung des Kriegsmateriales, um Abnützung, Beschädigung und Verluste auszugleichen, die geleerten Magazine zu füllen und die Verbesserungen, die uns neue Kriegserfahrung gelehrt hat, einzuführen; der Wiederaufbau der zerstörten Landesteile oder der Ersatz der gekaperten Handelsflotte; vor allen Dingen aber der gewaltige private Bedarf. Denn bis jetzt hat jeder Geschäftsmann im wesentlichen liquidiert, das heißt, sein Lager ausverkauft, ohne es im gleichen Maße wieder aufzufüllen; selbstverständlich wird mit Eintreten des Friedens ein jeder die Lücken in seinen

Beständen wieder ergänzen müssen. Oder aber der verstärkte Konsum an Waren jeder Art; denn jedermann hat in der Ungewißheit und Not der Zeit mit der Befriedigung seines Bedarfes zurückgehalten; wichtige Anschaffungen auf freundlichere Zeitumstände verschoben, ganz besonders aber alles Entbehrliche fortgelassen, das natürlich sofort wieder zum brennenden Wunsche wird, sobald die allgemeinen Sorgen erleichtert sind. Die Industrien, die dem Luxus und dem Vergnügen dienen, werden ganz besonders beschäftigt sein; denn der Hang zu diesen Artikeln steht stets im gleichen Verhältnis mit der Arbeitslast, die auf dem Menschen ruht. Der bequeme Rentier braucht keine Zerstreuung, wohl aber der rastlos Tätige, der seine Nervenkraft täglich erschöpft.

Aber das Wichtigste von allen sind die neuen Wege und Aufgaben, die ganz allgemein zu fieberhafter Anstrengung veranlassen werden. Wieviel tausendfache Erfahrung ist nicht von uns in diesem Krieg gewonnen worden! Die Not dieser Zeit hat uns neue Wege finden lassen, Schwierigkeiten zu überwinden. Die allgemeine geistige Anstrengung, wie sie auf wirtschaftlichem Gebiete bislang noch niemals erzwungen wurde, wird eine Aussaat sein, die auf allen Gebieten wirtschaftlichen Schaffens ihre reichen Früchte tragen muß. Vieles, was der Krieg als Notbehelf gebracht hat, wird als dauernder Vorteil und Gewinn weiterbehalten werden; Sie brauchen sich nur der Bestrebungen und Einrichtungen zu erinnern, die uns von der Zufuhr aus dem Auslande unabhängig machen sollen. Selbst so manches bis vor kurzem brachliegende Land, das plötzlich seinen Beruf als Kartoffelacker entdeckt hat, wird in diesem gemeinnützigen Sinne weiter seine Dienste leisten. Der Ausbau dieser Neueinrichtungen, die Verwirklichung dieser neugefundenen Gedanken wird geistige Riesenkräfte auslösen und in Bewegung setzen.

Des ferneren wird durch den Krieg eine tiefgreifende Änderung in allen unseren Lebensbedingungen eintreten; wie auch immer der Friedensvertrag ausschauen mag: in manchem Sinne wird er die politische Weltkarte, die wirtschaftlichen Beziehungen von Nation zu Nation ändern. Dabei mag manches Bestehende entwertet werden und verloren gehen — aber vieles wird verbessert und neugeschaffen werden müssen. Auch in dem eigensten Rahmen unserer nationalen Tätigkeit wird sich manches zu ändern haben; ich denke zuversichtlich, um nur eine Aufgabe zu erwähnen, daß nun der große, so lange erwartete Augenblick gekommen ist, mit dem Elektrizitätsmonopol, von dem ich Ihnen so häufig sprach, Ernst zu machen, eine Schöpfung, die ihrerseits wiederum von Grund aus umwälzend auf unser ganzes Erwerbsleben einwirken muß.

Ein Unternehmungsgeist wird unser Vaterland erfüllen, wie wir ihn noch niemals sahen, auch nicht in den Gründerjahren nach dem letzten Kriege. Vergegenwärtigen Sie sich nur die Erwerbsgier, die die große, durch diese Katastrophe veranlaßte Vermögensverschiebung mit sich bringen wird. Zahllose Kaufleute, besonders die, die mit dem Auslande in Geschäftsverbindung standen, haben ihr Vermögen zum Teil oder ganz verloren; sie wird das Fieber ergreifen, das Verlorene möglichst rasch wiederzuersetzen. Oder die anderen, die der Krieg unvermutet zu großen Mitteln gebracht hat, durch Gewinn an Kriegslieferungen oder durch Erbschaft, werden auch zu Unternehmungen spekulativer Natur veranlaßt werden; wer viel hat, kann eher sein Geld in industriellen Werten anlegen, als jemand, der auf die Sicherheit seiner kleinen Rente bedacht sein muß.

Ob diese neue Wirtschaftsepoche ganz auf barem Gelde begründet werden kann, daran möchte ich auch zweifeln. Aber wenn das Gold fehlt, wird es der Kredit tun müssen, der dann natürlich wieder einmal aufs äußerste angespannt wird. Überhaupt wird alles teurer werden; in erster Linie das Geld selbst; dann aber auch die Arbeit, Gehälter und Löhne, und schließlich auch die Rohmaterialien. Die verstärkten Abgaben erwähnte ich schon. Doch das war noch immer so, bei jeder Hochkonjunktur; und wir haben deshalb doch keine schlechteren Geschäfte gemacht. Auf eine einfache Formel gebracht: der Geldwert wird sinken, schon im Zusammenhang mit der verstärkten papiernen Unterlage.

Wir brauchen uns also keine Sorgen zu machen; genau das Gegenteil von dem wird eintreten, was Herr Grey, als er zur Ausführung der großen Kombination Eduards des Siebenten schritt, beabsichtigte: Deutschland wird nicht wirtschaftlich niedergeschlagen werden, sondern im Gegenteil einen ökonomischen Aufschwung erleben, der alles bisher Erlebte und Gesehene in den Schatten stellt. Und das Verblüffendste wird sein, daß gerade das Mittel, das den wirtschaftlichen Ruin Deutschlands herbeiführen sollte, der furchtbare Weltkrieg, seinen ungeahnten Aufschwung veranlassen wird. Herr Grey ist also auch nur ein Werkzeug jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft. Das wird die schlimmste Niederlage sein, die Britannien jemals erlitten hat, daß es nur die Macht des Gegners förderte, trotz seiner außerordentlich erheblichen Geldopfer und den allerdings weniger bedeutenden Blutsopfern, mit denen es äußerst sparsam umgeht; denn lieber die Ehre verlieren, als das Leben, spricht Herr Grey. Zurück hinter die Zollmauern! Und damit ist es mit dem Weltmonopole vorbei!

Wir aber wollen mit Zuversicht in die Zukunft schauen und dafür sorgen, daß wir für unsern Teil gerüstet sind.

Aus den Kämpfen in den Karpathen*)

Von Carl Hagemann

Nicht weit von Lodz ließ man uns deutsche Züge besteigen, die hier seit einigen Tagen erst unter Leitung unserer Eisenbahner über die Schienen rollten. Nach einer Tagesfahrt durch Rußland ging es, hart an der Grenze entlang, durch den Südosten Schlesiens. In Kreuzburg wurden durch mitfühlende Rotekreuz-Damen eine Menge, in den letzten Tagen auf Vorrat geschriebene Briefe und Karten, mit Reichspostmarke und ohne Absendernamen, in den Bahnhofskasten befördert und damit die zur Verschleierung der Truppentransporte verhängte Feldpost-Briefsperre schnöde umgangen, so daß die Angehörigen zu Hause statt nach vierzehn, jetzt schon nach zwei Tagen Nachricht erhalten konnten.

Bald überfuhren wir dann unweit der Dreikaiserreich-Ecke die Grenze. In O. wurde der Transport von der österreichischen Verwaltung übernommen. Da gab es dann allerlei Formalitäten, denen der deutsche Bahnhofs-Kommandant ganz besondere Wichtigkeit beizumessen schien. Er war peinlich davon berührt worden, daß ich meine Leute gleich nach Ankunft des Zuges in die Verpflegungsräume hatte treten und mich selbst mit den Offizieren von einem gefälligen Bahnbeamten hatte in die Wartesaalrestauration führen lassen, anstatt hungrig — der letzten warmen Mahlzeit erinnerten wir uns aus dem polnischen Quartier — auf sein verspätetes Erscheinen (pflichtschuldigst, wie er meinte) an der Abteiltür zu warten. Die verschiedenen Unterschriften, die von mir als Transportführer unter allerlei Verpflegungs- und Fouragezettel gesetzt werden mußten, glaubte ich ebensogut, vielleicht sogar besser, am Tisch der Bahnhofswirtschaft vollziehen zu können, als draußen im Regen vor dem ungeschützt dastehenden Eisenbahnwagen. Eine Ansicht, die der österreichische Bahnhofs-Kommandant offenbar teilte. Nachdem er das vorwurfsvolle Gerede des deutschen Kameraden in weltmännischer Reserviertheit angehört hatte, erbat er sich mit der den österreichischen Offizieren eigenen herzlichen Verbindlichkeit die Zahlen der Batteriestärke, um den Transport bei der nächsten Verpflegungsstation rechtzeitig anmelden zu können, und war auch sonst in rührender Weise um uns besorgt.

*) Aus dem demnächst im Verlage Georg Müller, München erscheinenden Buche „Mit der fliegenden Division" des früheren Mannheimer Intendanten und jetzigen Batteriechefs.

Die Bevölkerung ist überhaupt sehr liebenswürdig zu uns. In Ungarn, das wir bald erreichen, noch mehr als in Österreich. Gleich das erste Quartier wird uns zum Ereignis. In einem hübschen und sauberen Städtchen am Karpathenfuße müssen wir ausladen und Unterkunft beziehen. Ich fahre mit den Geschützen und Wagen auf einen Schulhof, worauf der Bürgermeister und mehrere andere Beamte der Stadt dienstbeflissen für das Weitere sorgen. Meine Leutnants und ich sollen beim Bürgermeister selbst wohnen.

Im Vorgefühl, seit langem einmal wieder in kultivierten Räumen zu sitzen, von einem Tischtuch essen und aus feinen Gläsern trinken zu dürfen, folgen wir unserem freundlichen Wirt durch die abendlich belebten, von Militär aller Art und Grade überfüllten Straßen hin zu seinem, in einer verschwiegenen Seitengasse vor kurzem erst neu erbauten Heim.

Die Frau des Hauses empfängt uns. Mit viel Temperament, ungekünstelter Freude und einem Schwall magyarisch gesprochener Liebenswürdigkeiten.

Dann kommen gleich die Kinder herein. Die elfjährige Jolanka, ein etwas frühreifes, sehr drolliges Mädel von tiefem Brünett und ein wenig krankhafter Blässe, mit kurzsichtigen kleinen Augen — und die schöne blonde Irma, vierzehnjährig etwa: lieb, weich, schmiegsam, von zartsinniger Gefälligkeit und sehr klug, mit den derben Reizen einer frischen Jugend, so ganz in naiver Erwartung des Lebens. Erfüllung und Sehnsucht zugleich. Noch bildhaft, ungebrochen, und bei aller Anlage zum Weib und Menschen von hemmungsloser Unpersönlichkeit.

Der Herr Bürgermeister spricht zwar nur gebrochen, aber sehr viel Deutsch. Die Frau wagt sich dagegen nicht recht heran, versteht jedoch alles und fällt bei jeder unserer deutschen Anreden mit einer Flut magyarischer Worte über uns her. Wenn wir dann höflich mit dem Kopf nicken, ist sie vollständig zufrieden. Deshalb gibt es der Gatte auch bald auf, uns ihre Ansichten und Meinungen zu übersetzen, um so mehr, als er selbst seine liebe Not hat, den eigenen Gedanken die wenigstens einigermaßen treffende deutsche Form zu geben.

Die Kinder sind zunächst noch schüchtern. Sie getrauen sich mit dem in der Schule Gelernten ebenfalls nicht heraus, sondern tuscheln untereinander und sagen sich allerlei Lächerliches zu, oder laufen geschäftig hin und her und besorgen ziemlich unnütze Dinge. Nicht zuletzt wohl, weil sie sehen, wie der Vater mit dem nun einmal recht schwierigen Idiom in ständigem Kampfe liegt und unsere Geduld oft auf eine ihnen allzu hart dünkende Probe stellt.

Die Blonde geht deshalb in die Küche, um sich bei den Burschen über unsere

Namen und Dienstgrade zu unterrichten. So eine dienende Seele kann man schon eher einmal falsch ansprechen und dann gleichzeitig als Prüfstein eigener Kenntnisse verwerten. Die zählt nicht und fühlt sich obendrein noch geehrt. Außerdem möchte man doch gern wenigstens die elementarsten Daten über den ungewöhnlichen Besuch wissen. Da erfordert die Hintertreppe immerhin weniger Courage und führt oft nicht minder gut zum Ziel.

Der Weltkrieg hat unsere Sprache und Kultur in Ungarn offenbar zu einer neuen und besonders fruchtbaren Blüte gebracht. Alle lernen hier jetzt Deutsch: Kinder, Greise, die begeisterte Jugend und die Männer in sicheren Lebensstellungen — die Sprache Wilhelms des Zweiten, den sie halbgöttisch verehren. Die Volksschüler sind in den sechs Monaten so weit gebracht worden, daß man ihnen die Siege unserer Heere in deutschen Sätzen kundgeben kann. Und Leute, wie der Herr Bürgermeister, die vordem nie ein anderes Wort als Magyarisch sprechen wollten und zu sprechen brauchten, haben in derselben Zeit immerhin doch auch mancherlei gelernt.

War der gebildete Ungar in den letzten Jahren geradezu bemüht gewesen, sich gegen alles Germanische mit trotziger Gebärde abzuschließen, um einer weiteren Erschlaffung des eigenen Volkstums vorzubeugen und allzu starke Einflüsse des in letzter Zeit besonders zielsicher und selbstbewußt auftretenden und damit besonders gefährlichen deutschen Wesens und Wollens fernzuhalten — hatte man sich gerade mehr auf sich selbst besonnen und dabei der romanischen Art, die infolge ihrer geringeren Schwerkraft kaum allzu große Gefahr bietet, seine gelegentlichen Neigungen zugewendet, so sollte der Krieg mit all diesen guten Vorsätzen gründlich aufräumen.

Deutsch ist jetzt Trumpf. Uneingeschränkt, unwidersprochen. Mit der ganzen sympathischen Leidenschaftlichkeit des Magyaren gibt man sich den neuen Freunden hin und bewundert: berauscht sich am Bewundern. Der deutsche Kaiser steht im Bilde auf jedes echten Ungarn Tisch und gilt ihm und den Seinen als das höchste Ideal des modernen Fürsten schlechthin. Und Marschall Hindenburg hat seinen Rang längst neben, ja über dem Prinzen Eugen erhalten.

Nach dem Abendessen wurde der Flügel geöffnet. Dazu erschien ein herrlicher Bernhardiner, um sich von der ganzen Familie klopfen und streicheln zu lassen, ohne uns dabei auch nur im geringsten zu beachten. Hunde und Musik sind des Ungarn Lieblinge, erläuterte der Bürgermeister, während sich das schöne Tier mit Bedacht zu Füßen der Herrin niederlegte.

Dann mußte ich patriotische Lieder spielen: Gott erhalte Franz den Kaiser und dreimal die Wacht am Rhein, wo die Kinder jedesmal flammend mit-

sangen und der Alte, den Kristall mit erdbeerfarbigem Ungarwein in der erhobenen Rechten haltend, von seinem Sessel aufstand und nach Schluß der deutschen Kriegsfanfare dem befreundeten und verbündeten Lande und seinem Kaiser und Führer Bescheid tat.

Jetzt löste sich auch den Mädchen die Zunge. Jolanka fragte in offenbar wohlüberlegten Worten nach der Bedeutung des Eisernen Kreuzes, und Irma, die Vierzehnjährige, wünschte einen Straußischen Walzer. Ich spielte ihr ein paar Teile aus den Wiener Waldgeschichten und dann die Frühlingsstimmen, wobei die hinaufperlenden Eingangstakte und das leise Tropfen des absteigenden Hauptmotivs allerdings nicht in der Duftigkeit herauskamen wie sonst. Die Feldzugshände blieben mehr als das Letzte schuldig. Glücklicherweise brachte ich dann zum Schluß noch die ungarische Nationalhymne zusammen, die ich auf der Reise ein paarmal von Zigeunern gehört hatte.

So wurde es Mitternacht, als wir unsere Betten aufsuchten. Denn die gab es heute. Nach zehnwöchigem Strohlager streckten wir uns zum ersten Male wieder auf weißes Linnen.

Am nächsten Morgen mußte die Batterie mit Tagesanbruch abrücken. Der ganze Schulhof stand voller Menschen. Die kleinen Mädchen waren eine Stunde früher aufgestanden und bildeten den ausmarschierenden Kanonen regelrecht Spalier. Ein paar Lehrerinnen traten an mich heran und wünschten Glückauf für den Kampf. Die eine war Württembergerin. Sie unterrichtete die Kinder in deutscher Sprache und zeigte ihnen jetzt voller Stolz die deutschen Soldaten. Als aufgesessen wurde, rannen ihr die Tränen über das strahlende Gesicht. Die Mädchen winkten uns mit bunten Tüchern und Fähnchen zu und gaben der Batterie ein deutsches Hurra mit auf den Weg.

Eine leise Wehmut lag über dem Ganzen. Die Kinder waren merkwürdig ernst. Die Reife einer großen Zeit hatte sich längst auch auf ihre zarten Seelen gesenkt. Als ob sie alle wüßten, daß man draußen im Feld eigentlich doch nur für sie kämpft, für sie allein — daß ihnen, den Kindern, dereinst die frohe Saat aufgehen wird, die heute ein den Menschen so ganz und gar unverbindliches Geschick lange und blutig auszusäen im Begriffe ist. Wann je erlebte ich Rührenderes als diesen Ausmarsch. Die Hoffnung einer ganzen Stadt zog mit uns hinaus. Ins Gebirge, das diese Menschen so lieben und das der Feind, zum Teil wenigstens, hartnäckig besetzt hält. Doch die deutschen Soldaten werden es schon machen, wie sie es bisher noch immer gemacht haben. In diesem Glauben blieb man zurück.

*

Nach etwa einer Stunde Wegs erreichten wir den Fuß der Karpathen. Auf guter Chaussee ging es weiter das Gebirge hoch und damit ins Ruthenenland hinein.

Schon als wir tags zuvor in ... einfuhren, mußte ich an Heidelberg denken. Wie dort fallen auch hier zu beiden Seiten des Tals zwei letzte, mit herrlichem Laubwald bestandene Bergkegel unvermittelt zur Ebene hinab — wie dort sind lichtfarbige Häuser über die Hänge gestreut, bieten Weinberge mit zierlichen rotbraunen Winzerhütten und dunkelgelben Kieswegen ihre langgestreckten, terrassenförmig übereinandergelegten Felder der Sonne dar. Nur der Neckar fehlt: mit seinen rasselnden Kettendampfern, den Holzflößen, die lautlos hinterhergleiten, und den buntbewimpelten Lustbooten, auf denen Feste gefeiert werden, wie nirgendwo sonst, mit der alten verwitterten Bogenbrücke und der Schloßruine auf halbem Hang.

Und während ich, allein, der Batterie ein gut Stück voran reite, steigt langsam die Erinnerung an frühere Zeiten auf. An ein Leben voll leichten Sinnes, an köstliche Stunden in jungem Kreise, an idyllische Tage unter verträumten Laubgängen im Dorfkruggarten am Fluß und an schweigende Nächte — an Männer und Mädchen, an alte nie getrübte Freundschaft und an flüchtige Liebe. Es war einmal. Wie ein Märchen scheint mir das alles. Deutlich, aber ganz außerhalb meines eigenen bewußten Erlebens. Ich erzähle es mir selbst, wie einem Fremden. Jetzt auf dem Kriegszuge. In Kampf und Not. Und niemals sah ich klarer als heute: Es war ...

Die Batterie überfährt geräuschvoll eine morsche Brücke. Lastautos überholen uns mit heiseren Warntönen. Hoch auf spritzt der Straßenschlamm, den Pferden bis an die Ohren. Elende kleine Wägelchen mit abgetriebenen aber zähen Zwergponys kommen uns entgegengeschlichen. Ein halbes Dutzend Juden jeden Alters hockt darauf: zusammengepfercht in fettigen schwarzen Kleidern, mit Korkzieherlocken an den Schläfen und gehetzten Mienen. Sie sind mit ihren paar Lumpen vor den Russen geflohen.

Weiterhin hält ein österreichischer Fahrpark zur Seite. Eine gar seltsame militärische Karawane. Kleine hellfarbige Ochsen mit weitausladendem, sperrigem Gehörn schieben an höchst einfachen Trachten mit den Stirnen Proviantwagen aller Art und Größe, durch phantastisch angezogene, meist zerlumpte Männer geführt: durch ruthenische Bauern und im Lande ansässig gewesene Russen, unsichere Elemente also, die deshalb von Soldaten mit geladenem Gewehr begleitet werden müssen. Zu hundert und mehr fahren sie stumpfsinnig hintereinander her und bringen allerlei Lebens- und Futtermittel bis zur Paß-

höhe, von wo aus dann Tragetiere und Menschen über verschneite Saumpfade auf die Berge klettern, um die dort liegenden Truppen wenigstens mit dem Nötigsten zu versorgen.

*

Ein paar Tage liegen wir noch in recht guten Quartieren. Meist bei Juden, die sich zwar jeden Strohhalm bezahlen lassen, schließlich aber doch alles willig hergeben, was wir brauchen. Glücklicherweise kann die Batterie ihre Ausrüstung für den winterlichen Gebirgskampf noch einigermaßen ergänzen. Die Leute bekommen warme Unterkleider, Handschuhe, Muffs und Fußwärmer geliefert, die Fahrzeuge allerlei technische Hilfsmittel, wie Schlittenkufen, Bergstöcke, Steigeisen, Schneeschuhe und dergleichen, aufgepackt. Die Stiefelsohlen werden mit scharfkantigen Nägeln beschlagen und die in der Ebene bisher wenig gebrauchten Langtaue nochmals auf ihre Haltbarkeit geprüft. Auch lassen sich die Einwohner gern ein paar kleinere und größere Kastenschlitten abhandeln.

Dann geht es eines Nachts die Paßhöhe hinauf in Stellung. Noch vor Tagesanbruch sollen wir dort sein. Der feindliche Beobachtungsposten auf der . . .-Höhe kann einen Teil des Zufahrtsweges einsehen. Der Feind darf aber auf keinen Fall vom Einbauen neuer Verstärkungen Kenntnis erhalten.

Wir fahren in einem Seitental am Nordausgang des großen Dorfes . . . auf, wo bereits eine österreichische Gebirgs-Haubitz-Batterie und ein Kanonen-Zug werktätig sind. Seit vier Wochen halten sie mit ein paar recht verbrauchten Landsturmbataillonen hier die Linie. Wir sollen jetzt die für einen erfolgreichen Angriff viel zu schwachen Kräfte der Verbündeten auffüllen und dann gemeinsam mit ihnen die ausgezeichnet befestigte und beherrschende Stellung der Russen zu nehmen versuchen. Für diesen Zweck werden nicht weniger als fünf unserer Batterien neben den schon vorhandenen beiden österreichischen in das Seitental eingeschoben: gerade so viel, wie eben Platz haben.

Die Aufgabe der Artillerie ist hier oben im Gebirge theoretisch die gleiche, wie in der Ebene: nämlich den Sturmangriff zu unterstützen und die feindlichen Gräben möglichst leer zu schießen, damit die eigene Infanterie mit möglichst geringen Verlusten anrennen und die Gegner aus ihren Stellungen heraustreiben kann, dazu natürlich auch die feindliche Artillerie zu erkunden und zum Schweigen zu bringen. Theoretisch. Denn praktisch hat man es hier mit Geländeverhältnissen zu tun, die für erfolgreiche Artilleriekämpfe eine Menge Schwierigkeiten bieten.

Die noch größeren Schwierigkeiten hat aber doch wohl der Batterieführer, also der schießende Offizier, zu überwinden. Im modernen Artilleriegefecht, wo

die Kanonen gedeckt stehen, sieht selbst die Bedienung vom Feinde nichts. Nur der auf irgendeine Ausguckstelle hin vorgeschobene Offizier sucht einen möglichst restlosen Überblick über das Gefechtsgelände zu gewinnen; nur er kann die Einschlagstellen der Geschosse beobachten und die Schüsse einrenken, das heißt in ein richtiges Verhältnis zum Ziel bringen und damit dann Wirkung erzielen. Die Kanoniere in der Feuerstellung haben nichts weiter zu tun, als die durch den Fernsprecher kommandierten, in Form von Zahlengrößen gegebenen Korrekturen an den verschiedenen Richtapparaten einzustellen und das Rohr danach anzukurbeln, ihr Geschütz vorschriftsmäßig und mit der entsprechenden Geschoßart zu laden und abzufeuern. Auf den beiden Augen des irgendwo vorn im Gelände günstig versteckten Offiziers und auf der exakten Ausführung rein technisch-mechanischer Verrichtungen am Geschütz selbst beruht also, neben der Beobachtung gewisser Schießregeln natürlich, im wesentlichen der Erfolg der modernen Artillerie.

Die eigentliche Batteriearbeit ist nun bei tüchtigen und gutgeübten Leuten ein ziemlich konstanter, in der Ebene und im Gebirge annähernd gleicher Gefechtsfaktor, wozu in den Bergen eben nur gewisse Geländeschwierigkeiten kommen, die es nicht immer leicht machen, mit einer einzelnen Lafette gerade dahin zu gelangen, wo man stehen will und soll, um mit unserem Flachbahnschuß wirksam in Tätigkeit treten zu können: nämlich auf irgendeine Höhe. Da hat es die Feldhaubitze schon bequemer, deren Bogenschüsse meist eine Aufstellung in der Paßstraße erlauben und dabei doch die vorgelagerten Berge zu überfliegen vermögen.

Auf viel unsichererer Grundlage noch, als die eigentliche Feuertätigkeit, ruht im artilleristischen Gebirgskampf die Beobachtungsarbeit. Zunächst weil der schießende Offizier meist eine der vorderen höchsten Bergkuppen erklimmen und sich dadurch manchmal sehr weit, oft für Stunden von der Batterie loslösen muß, also auf lange, dabei schnell und provisorisch gelegte Telephonleitungen angewiesen ist. Vor allem aber, weil er im Gebirge mit den vielen Tälern, Mulden, Einschnitten und Erdspalten die Schüsse schwer auffinden und sie, wenn ihm das wirklich gelingt, nicht immer leicht mit dem betreffenden Gefechtsobjekt in Verbindung setzen kann — besonders bei hohem Schnee, in dem die Aufschlaggeschosse oft einfach verschwinden, ohne, auf größere Entfernung wenigstens, irgendeine Spur für das Auge zu hinterlassen, oder auch bei Nebel, wo sich die Sprengwolken der Brennzündergeschosse ebenfalls nicht genügend abheben.

Ich hatte es jetzt bei meinem ersten Gebirgsschießen noch gut. Die Leitung

wies den Kameraden von der . . . ten Batterie und mir ein auf halbem Hang, nicht allzuweit von der Geschützstellung gelegenes kleines Almenhaus als Beobachtungsposten an, während der Hauptmann der . . . ten Batterie auf der anderen Seite des Tales eine hohe Bergspitze zuerteilt bekam, die ihm täglich zweieinhalb Stunden Anmarsch kostete und eine fünf Kilometer lange Telephonleitung beanspruchte. Auch konnte ich die Geschütze nach der auf mein Zielfeld bereits eingerichteten österreichischen Batterie parallel stellen lassen, so daß ich die Schüsse nachher erst nicht noch lange zu suchen brauchte, sondern mit kleinen Korrekturen verhältnismäßig schnell auf das Ziel hinlenken konnte.

Der erste Tag der neuen Karpathen-Offensive verlief ruhig. Wir schossen uns auf die gegenüberliegende, stark befestigte Höhenstellung der Russen ihrer ganzen Seitenausdehnung und Tiefenlage nach ein und verbrachten die Stunden bis zur anbrechenden Dunkelheit in der schon von den Österreichern für unsere Zwecke benutzten und zweckentsprechend eingerichteten Hütte.

Vizewachtmeister R., seines Amtes Stadtbaumeister in H., dem wir im Laufe des Feldzuges schon so manche sachgemäße Behausung von primitiven Lehmhöhlen bis zu kunstvoll ausgebauten, schrapnellsicheren Unterständen danken, nahm noch eine gründliche Dichtung der Holzwände vor und sorgte für einen besseren Anschlag der Türen und Fenster. Dann kochten die Burschen auf dem ein wenig rauchigen, aber lustig prasselnden vorsintflutlichen Schwarmofen Kakao, wozu die auf Flankensicherung gewesene Seitenpatrouille die Milch beigebracht hatte, die sie einer oben am Berge einsam im Winterstall ihr Kleeheu wiederkäuenden Kuh abzapfen konnten.

Tags darauf ging dann auf der ganzen Gefechtslinie der Angriff vor sich. Unsere Brigade Infanterie sollte den zentralen Vorstoß leisten und dabei von den im Seitental aufgestellten Batterien nach Möglichkeit gestützt werden.

So begann denn noch bei Tagesanbruch eine Kanonade, wie sie der Feldzug, an akustischer Eindringlichkeit wenigstens, kaum vorher in dieser Stärke und Ausdehnung gekannt haben dürfte. Es schien, als ob das ganze Gebirge voll schwerer Gewitter steckte, die gleichsam automatisch mit einem Schlage auf eine sündige Menschheit losgelassen worden wären. Ein schreckliches Tosen und Brüllen und Sausen erfüllte die gelbgraue, schneegeschwängerte Luft. Jeder einzelne Schuß brach sich hundertfach an den kulissenartig voreinandergeschobenen Bergen und sandte den Knall bis weit in die Nebentäler hinein, wo er schließlich wie ganz ferner Lawinendonner verhallte. Der Luftdruck war unten im Tal — vor allem dort, wo die beiden schweren Haubitzbatterien ihr Salvenfeuer gegen die rückwärtigen Feindesstellungen schickten — so stark, daß sich

kein Mensch außer den arbeitenden Kanonieren hinauswagte, und die verängsteten Ruthenen auf der hohen Plattform ihrer sonderbaren Öfen heiße Gebete verrichteten, da ihnen die Hölle auf Erden zu drohen schien.

Den ganzen Tag heulten die Granaten unmittelbar über unsere Köpfe hinweg und überschütteten die jenseitigen Berge, deren sonst so blendend weiße Decke bald mit kreisrunden, schwärzlichen Flecken besät war: Preußische Geschütze ätzten den Karpathenhängen ihre Landesfarben ein. Wie seitliche Beobachter melden konnten, wurden hundert Meter breite Schützengräben, vor allem durch unsere schweren Geschosse, einfach zugeschüttet und mit den Toten auch die Wunden und so manche Kämpfer schauervoll begraben.

Meine Batterie hatte mit der ...ten in dem uns zugewiesenen Gefechtsstreifen dieselben Ziele, und lange Zeit wetteiferten wir im Bekämpfen der ungemein geschickt angelegten, zum Teil nur schwer sichtbaren Befestigungen der Gegner. Die russische Artillerie war bedeutend schwächer als die unsere, und dazu offenbar so unglücklich aufgestellt, daß sie uns im Seitental nicht zu fassen und der auf die feindlichen Stellungen vormarschierenden Infanterie ebenfalls nicht gefährlich zu werden vermochte.

Auch unsere Beobachtungsstelle konnten sie offenbar nicht erreichen. Schon mit bloßem Auge bemerkten wir eine ganze Zeitlang auf der uns unmittelbar gegenüberliegenden ...-Höhe zwei russische Offiziere, die immerfort durch ihre Ferngläser zu uns hersahen, ohne daß sie Miene machten, das Almenhaus mit ein paar Schrapnells zu beschicken. Wir waren eben nicht im begrenzten Schußfeld ihrer Kanonen und durften deshalb vollkommen frei herumstehen. Bis uns die Sache dann aber doch zu dumm wurde und ich mit dem auf die höchste Kuppe eingeschossenen Zug gegen die beiden großen Tannen halten ließ, die den Herren drüben als Nest dienten. Ob es ihnen Hals und Kragen gekostet hat, war nicht festzustellen. Jedenfalls wurden sie dort oben nicht weiter gesehen.

Je später der Nachmittag, um so mehr schien sich die Schlacht zu einer kosmischen Katastrophe auszuwachsen. Ein Vulkanausbruch muß etwa in dieser Weise über die Menschheit kommen oder ein Erdbeben. Die nicht unterkellerten, einfach dem Hang aufgesetzten hölzernen Ruthenen-Häuser tanzten förmlich nach der Höllenmusik der deutschen Kanonen. Die Fenster barsten, das Geschirr sprang von den Tischen, Vieh und Menschen schrien um die Wette, und selbst die ruhigsten unserer kriegsgewohnten Artilleriepferde zerrten an den Halfterriemen.

Als schließlich die telephonische Leitung der Nachbarbatterie gestört war, gab mir der höhere Artillerieführer auch noch das Kommando über die andere Ge-

fechtseinheit, so daß ich nunmehr die Gruppen zu acht Schuß hinüberrollen lassen konnte.

Nicht lange dauerte es dann mehr und wir sahen unsere Infanterie endlich aus dem letzten Bergwaldstück herauskommen und die freie Kuppe erklimmen. Und schon kam der telephonische Befehl, das Schießen sofort einzustellen.

Die Höhe war unser.

Eine beängstigende Stille umfing uns jetzt. Lange noch schien es allen, als ob wir taub wären. Allmählich erst kam uns das volle Empfinden für die Außenwelt zurück.

Als wir zu Tal gingen, war es schon ganz dunkel. Kein Sternenschein durchbrach das dichte Gewölk. Der Himmel hatte sich dem Treiben der Menschen verschlossen. Nur der Schnee leuchtete uns auf den Weg. Bei einfachem Mahl am derben Bauerntisch ging einer der erfolgreichsten Schlachttage des Feldzuges schweigend zu Ende.

*

Jetzt kamen Ruhetage für uns. Die Russen hatten sich weiter rückwärts in einer neuen Stellung festgesetzt, die diesmal insofern besonders günstig war, als wir in Ermangelung eines Seitentales nicht genügend Batterien einsetzen konnten und damit unserer artilleristischen Überlegenheit als bedeutsamen Gefechtsfaktors verlustig gingen. Zwei Drittel des Regiments lagen deshalb in Reserve. Und zwar wochenlag, da grimmige Kälte und ununterbrochenes Schneegestöber die weitere Durchführung der so glücklich eingeleiteten Offensive ungemein erschwerten.

Natürlich warfen die höheren Kommandostellen immer wieder die Frage auf, ob es nicht doch möglich sei, mit letzten Kräften und unter Zuhilfenahme geeigneter technischer Apparate, vor allem aber ohne jede Übereilung, Feldgeschütze auf die eine oder andere Höhe zu bringen. Zwar lauteten die Urteile aller zur Erkundigung ausgesandten Offiziere dahin, daß eine unzerlegbare deutsche Feldlafette auf so steile und hohe Berge, wie sie hier in Betracht kämen, nicht hinaufzuschaffen wäre. Namentlich bei der Länge der aufsteigend zurückzulegenden Strecken. Und ebenso urteilten die Infanteristen, denen doch am meisten daran gelegen sein mußte, uns zu ihrer Unterstützung oben zu haben.

Als aber eines Tages wieder einmal die Lage unserer Infanterie als besonders kritisch gemeldet wurde, erließ die Division kurzerhand den Befehl, daß das Reserve-Feldartillerie-Regiment ... mit einem Geschütz, noch besser mit einem Zuge, also mit zwei Geschützen, eine Stellung am jenseitigen oberen

Hang von Höhe ... einzunehmen und den von dort aus mit Flachbahngeschossen erreichbaren B-Abschnitt unter Feuer zu nehmen hätte.

Die Ausführung traf meine Batterie.

Eines Abends um neun Uhr kam ein reitender Bote und brachte den ebenso ehrenvollen wie heiklen Befehl. Noch in der Nacht wurden alle Vorbereitungen getroffen: die Pferde umgruppiert, die Mannschaften eingeteilt und die nötigen technischen Maßnahmen überlegt.

Früh um fünf Uhr stand die Batterie marschbereit.

Der junge Tag begann mit Unglücksfällen. Ehe wir überhaupt den Fuß der Berge erreicht hatten, rutschte ein Munitionswagen auf der miserablen Paßstraße die Böschung herunter. Ein anderer fiel sogar bald darauf in den von vorübergehendem Tauwetter stark angeschwollenen Sturzbach. Wenn nicht der Wachtmeister und einige beherzte Kanoniere ins Eiswasser gesprungen wären, um die Strangtaue durchzuschneiden, hätten die Pferde ertrinken müssen. Auf diese Weise gelang es aber, den Wagen wieder flott zu machen und die inzwischen weitergefahrene Batterie eben noch an dem Punkte zu erreichen, von dem aus der Aufstieg beginnen sollte.

„Op den hogen Barg schall de Knarre ropp, da ward nist vonne," hieß es sogleich am dritten Geschütz, als man der besonders steilen ersten Höhe ansichtig wurde. Das zweite und dritte Geschütz, die sich schon in Frankreich bei besonders schwierigen Gefechtslagen ausgezeichnet hatten, sollten es auch hier wieder machen. Und trotz aller Bedenken ging auch jetzt wieder jeder einzelne mit Eifer ans Werk. Was gemacht werden konnte, sollte auf alle Fälle gemacht werden. So hatten es die Landwehrmänner im Feldzuge noch immer gehalten.

Der Wachtmeister trifft jetzt in sachlich mustergültiger Weise, ohne Hast und Aufregung, dafür aber mit energischer Unerbittlichkeit, seine Anordnungen. Er hat auf offener Straße neue Wäsche angezogen und leitet in geliehener Drillichhose und Schnürschuhen die Durchführung der für alle Mitwirkenden — Pferde und Menschen — ganz neuartigen Kriegsaufgabe. Fünf der besten, von besonders tüchtigen Leuten geführten Gespanne werden mittels Langtaue so an die blanke Lafette gespannt, daß die Rohrmündung nach vorn zeigt und der Sporn bei plötzlichem Halt der Pferde als Bremse wirken kann.

Gleich der erste Hang steigt im Winkel von fast fünfundvierzig Grad an. Die mit Eisnägeln beschlagenen Pferde klettern aber wie die Katzen hoch. Es geht besser, als alle gedacht haben. Ob das jedoch auf einer vier Kilometer langen Wegstrecke so bleiben wird, auch wenn sich zwischendurch hier und da weniger steile Partien vorfinden, ist die offene Frage. Unsere Höhe liegt ..., das

Tal noch nicht ... Meter über dem Meere, so daß die zu überwindende Höhendifferenz mehr als siebenhundert Meter beträgt.

Auf etwa ein Drittel des Weges lassen dann auch die Kräfte der Pferde plötzlich nach. Sie bringen nur noch zwei bis drei Meter in einem Zug fertig, triefen von Schweiß und stehen mit schlagenden Flanken da.

Wir lassen deshalb ausspannen, die Tiere wieder zu Tal führen und eine neue Serie fertigmachen. Und zwar sechzehn an der Zahl. Dazu müssen jetzt die ganzen verfügbaren Batteriemannschaften und alle nicht eingeteilten Pferde ebenfalls mit hoch. Wir wollen alles irgendwie verfügbare Arbeitsmaterial beisammen haben, um unserer Aufgabe jederzeit neue Kräfte zuführen zu können. Und bald geht es am Werk weiter.

Je näher wir der Bergspitze kommen, um so höher liegt der Schnee. Auch wird der von Tragtieren und Proviantkolonnen einigermaßen ausgetretene Weg immer schmaler, bis er schließlich nur noch als Saumpfad hart an den Hängen entlangführt. In dieser Verfassung ist er natürlich unseren Zwecken nicht mehr brauchbar: die Spur der Lafette verlangte mehr als die dreifache Breite.

Wenn bisher nicht umsonst gearbeitet sein soll, müssen wir uns jetzt selbst unseren Weg über die Höhenkämme bahnen. Doch weigern die Gespanne in dem meterhohen Schnee das Anziehen. Er reicht ihnen bis über die Steigbügel hinauf und die Kanone ist fast ganz darin versunken. Das einzelne Pferd hat sich ein Schneeloch gestampft, aus dem es nicht heraus kann. Ihm fehlt der Weg. Und ohne Weg ist es nicht vorwärts zu bringen.

Da kommt der Wachtmeister, der bisher noch bei jeder Schwierigkeit die richtige Lösung gefunden hat, auf die Idee, sämtliche Mannschaften und die losen Pferde vorneweg gehen und einen Weg bahnen zu lassen. Und das hilft. Sobald die Tiere eine Spur sahen, ziehen sie an. So erklimmen sie noch am selben Tage etwa zwei Drittel der Höhe.

Am nächsten Morgen geht es dann mit frischen Kräften weiter, und nachmittags, um zwei Uhr etwa, steht das Geschütz am befohlenen Platz.

Allerdings war der Wachtmeister mehr als einmal nahe daran gewesen, die Sache aufzugeben. Zuletzt noch etwa hundert Meter vor dem Ziel, wo er melden mußte, daß die Pferde tatsächlich am Ende ihrer Kräfte wären. Ich stand mit dem Kommandeur der auf Höhe ... in Reserve liegenden Infanterie schon oben, um die letzte Phase des Aufstieges von dort mitanzusehen. Es gäbe, so meinte er, vielleicht noch ein Mittel: wenn uns das ganze Infanteriebataillon seine Hilfe leihen und das gerade beim Ausbessern des von der anderen

Bergseite heraufführenden Weges beschäftigte österreichische Arbeitskommando ebenfalls mit zufassen würde.

Da uns beides bereitwilligst zugestanden wird, soll es noch einmal aufs Letzte und Ganze gehen. „Sin wie bett hier here kohmen, nu will wie ook ganz ropp," sagte der Vorderreiter, als ihm einer der Infanteristen seine Bedenken äußerte. Und so denken alle und deshalb geht es.

Nachdem der österreichische Landsturm die oberste Neuschneeschicht wegbreit abgeschaufelt hat, treten die Fußmannschaften zu Sechsen nebeneinander an, schließen ganz dicht auf und bewegen sich mit ganz kleinen, aber festen Schritten vorwärts. Dann klopfen die acht Fahrer noch einmal den Hals ihrer Pferde, legen ihnen die Zügel auf die Mähnen und drücken die Gespanne, auf des Wachtmeisters Kommando, von vorn nach hinten vor. Ein ohrenbetäubender Lärm hebt jetzt an. Hunderte von Menschen sind von demselben Willen zum Erfolg beseelt. Ganz nahe am Ziel hat uns der eifersüchtige Geist dieses schönen Berges noch einmal ein energisches Halt geboten. Er will und muß mit einer letzten Kraftanstrengung überwunden werden. Alles schreit, brüllt und tobt durcheinander. Die Fahrer lassen ihre Peitschen über den Köpfen kreisen. Kanoniere laufen armfuchtelnd neben der Lafette her. Die Pferde röcheln, keuchen, dampfen und fallen gleichsam ins Geschirr hinein.

Zwei lange Minuten später steht das Geschütz auf Bergeshöhe. Nach einunddreiviertel Tagen anstrengender Arbeit.

Ich wollte jetzt eigentlich einen Ruhetag einschieben, die Pferde bei gutem Futter im Stall lassen und die Leute mit der besseren Herrichtung des Weges beschäftigen. Doch schon in der Nacht kommt ein neuer Befehl: „Die Division erwartet, daß auch das zweite Geschütz im Laufe des heutigen Tages mit Anspannung aller Kräfte in Stellung kommt, damit ein für morgen geplanter Angriff wirksam unterstützt werden kann. Die Batterie hat mit dem Heraufschaffen so frühzeitig zu beginnen, daß die Erwartung der Division erfüllt wird."

So geht es noch einmal an das Leuten und Pferden jetzt schon vertrautere Werk. Und bald nach Mittag ist auch das zweite Geschütz an Ort und Stelle. Nur fünf Stunden hat es gedauert. Mit zwanzig Pferden diesmal.

*

Weißgelb steht die Sonne tief unten am hellblauen Frosthimmel und wirft ihre schrägen Strahlenbündel silbern über die bleichen Firne. Und ein Schimmer von all dem Gefunkel fällt auch auf die beiden verwegenen Gesellen, die hier die Bergeseinsamkeit stören wollen und dräuend ihre Schlünde gen

Osten recken. Auch auf die paar Wehrmänner, die jetzt die ersten Granaten ins Rohr schieben.

„Drittes, Feuer!" „Viertes, Feuer!"

Und hundertfach bricht sich der Schall und läuft über die Höhen, an den Hängen entlang, und in die Täler: Als Gruß an die Infanterie, die unser helfend begehrt hatte — ein erster Anruf des Feindes.

Und jeder, der des Weges kommt — und gar viele müssen hier vorbei, um zu ihren Schützengräben oder von dort ins Tal zu gelangen — macht kurzen Halt und spricht ein paar freundliche Worte. Der Kommandeur unseres Jägerbataillons ist einer der ersten. Wie angewurzelt bleibt er stehen, als er die Kanonen gewahrt. Dann stößt er seinen Bergstock in den Schnee: „Wie seid ihr denn hier bloß hochgekommen, Leute?"

„Dat hat ook 'ne hannoversche Reservebatterie emaket," brummt der Gefreite F. in den Kriegsbart, wobei er die kurze Bismarckpfeife in den anderen Mundwinkel schiebt, die uns jeden Tag von neuem seine Grundstimmung kündet: daß er nämlich Gott, sonst aber nichts auf der Welt fürchtet.

* * *

Im Schneedorf.

Der Schlitten hält vor meinem Quartier. Ich wohne in der Dorfschule, einem ganz neuen und schmucken, für ruthenische Verhältnisse auch geräumigen Hause. Sie steht auf einer Anhöhe, dicht neben der kleinen schwärzlichgrauen Holzkirche mit dem bizarr geformten, etwas zu kurzen Türmchen, deren tiefvioletter Schatten auf dem Schneeberge liegt.

Im großen Klassensaal sind die Pferde untergebracht und sehen neugierig durch offene Fenster auf die Dorfstraße hinaus. In der Lehrerwohnung haben wir uns ein Gelaß als gemeinsames Wohn-, Schlaf-, Eß- und Geschäftszimmer herrichten lassen. Das andere bleibt leer, da sämtliche Fensterscheiben fehlen.

Die Unteroffiziere und Burschen schlafen in der Küche, wo über Tag unser Kriegskoch, ein flinker Bäckermeister aus Goslar, seine Künste spielen läßt. Es ist nicht immer ratsam, bei seinen Hantierungen zuzusehen. Wer mit zwei Aluminiumtöpfen, einer eisernen Bratpfanne, vier Emailletellern und vier Obertassen für seinen Hauptmann und drei zugehörige Offiziere die üblichen Mahlzeiten herrichten und servieren soll, kann dabei allerdings kaum mit den Allüren einer Hamburger Köchin zu Werke gehen.

Das weiß unser Koch natürlich am allerbesten und verlangt deshalb, daß

wir uns in das Unabwendbare und Unabänderliche fügen. Sagen darf man ihm überhaupt nicht viel. Konferenzen über den Küchenzettel geht er, sogar in ziemlich unmilitärischer Weise, aus dem Wege. Er liebt die Überraschungen und verlangt, daß man sich überraschen läßt. Auch möchte er seine Tätigkeit am Herd letzten Sinnes doch als eine Art freiwilliger Leistung angesehen wissen, wo ihm niemand so recht dreinzureden hat. Auch der Batterieführer nicht. Wenn es nachher nicht schmecken sollte, läge die Sache schon anders. Dann dürfte man ihn getrost zur Verantwortung ziehen. Solange er aber aus dem alle drei Tage angelieferten Batterieochsen seine zwölf bis vierzehn verschiedenen Gerichte zu erzielen versteht, glaubt er, wenn auch keinen Dank, so doch wenigstens seine Ruhe verlangen zu dürfen. Und da ihm alles durchweg gar köstlich gerät, kommt er so ziemlich unangefochten durchs Kriegsdasein hindurch, und kann sich dabei noch, über die Kameraden hinaus, ein gewisses Unentbehrlichkeitsgefühl leisten.

*

Die Füchse scharren im Schnee und schnubbern in die klare Winterluft. Der Vorderreiter vom ersten Geschütz, der heute fahren darf, kann die schönen Tiere kaum halten. Jeden Tag kommt ein anderer dran. Als ich vorgestern in einen der vielen Dorfställe trat, um mir die beiden Apfelschimmel, die schon in ihrem bürgerlichen Leben zusammen vor dem Kutschwagen gelaufen sind, zur Ausfahrt zu bestellen, hörte ich ganz hinten jemanden rufen: „Meine Schwarzen gehen auch im Schlitten." Also morgen die Schwarzen.

Heute aber sollen es die beiden Füchse machen, die der Gefreite D. beim ersten Munitionswagen an der Deichsel führt.

Es ist bitterkalt, aber schön. Kein Lüftchen regt sich. Und doch prickelt die Frostluft zunächst noch eine ganze Weile auf der stubenwarmen Haut. Die ganze Landschaft funkelt in der Sonne. Nur wenn man die Augen hin und wieder am gleichmäßig hellen Blau des Himmels ausruhen läßt, ist das Glitzern und Gleißen zu ertragen.

Die Pferde ziehen an. Der primitive Kastenschlitten schleudert zunächst noch ein paarmal hin und her. Dann geht's, wie im Fluge, die Hauptdorfstraße entlang und gleich hinter dem letzten Hause in das Nebental: immer hart am Hange der Berge hin. An der einen Seite fällt grobes Geröll steil zum Fluß hinunter, der, schon fast ganz vereist, nur noch als schmales Rinnsal zu Tal fließt. Auf der anderen streben unvermittelt die Berge auf.

Die Füchse müssen den Paß hinan galoppieren, wenn der ohne Bremse laufende Schlitten nicht den ungeschützten Abhang herunterrutschen soll.

Der Schnee liegt halbmeterhoch. Die schwarzen Föhren sind in ein dickes weißes Pelzkleid gehüllt und schauen regungslos auf uns herab. Eine Schar großer Raben fliegt aufgescheucht vom Wege hoch. Sonst stört kein Mensch, kein Tier den Todesfrieden dieser schimmernden Öde. Das Knirschen der schweren Eichenkufen, das leichte Schnaufen und der dumpfe Hufschlag der Pferde sind mit gelegentlichen Zurufen unseres ohne Peitsche fahrenden Artilleristen die einzigen Geräusche im weißen All.

*

Bald geht es auf gedeckter Brücke über den Fluß. Die österreichischen Doppelposten salutieren. Sie haben mit einer jungen Ruthenin geplaudert, die vor dem heransausenden Gefährt scheu zur Seite getreten ist und jetzt mit ihrem buntbordierten Rock, ihrer breiten flockigen Schaube aus weißgelbem Schafwollstoff und dem roten Kopftuch wie ein seltsam großer Eisvogel im Schnee steht. Teilnahmlos, wie angefroren. Kaum, daß sie die Lippen zu fremdartigem Gruß öffnet.

Was sind das für merkwürdige Menschen hier oben. Niemand kann recht sagen, wovon sie eigentlich leben. In dieser schönen Kärglichkeit vereister Gebirgszüge. Daß sie im Sommer den Hängen das Gras abernten, um ein paar Büffel großzuziehen, ist alles.

Dennoch sollen Wohlhabende darunter sein. Man kann ihre Töchter des Sonntags in reichem Staat zur Kirche pilgern sehen. Alle wohlgewachsen, mit feinen ovalen Gesichtern, mit großen Augen und blanken Zähnen.

Nachher pflegen sie dann noch lange in dichten Gruppen beieinander zu stehen. Ohne Männer zumeist und ohne viel zu sprechen. Die Dorfstraße ist so recht ihre Heimat nicht. Man muß diese Mädchen in den Bergen beobachten, wie sie die steilen Hänge herunterlaufen und federnden Schrittes mit nachtwandlerischer Sicherheit von Stein zu Stein springen. Hochgehobenen Kopfes, die Arme wie Schwingen bewegt: mit der bezaubernden Grazie ungefesselter Naturkinder.

Von uns aber weiß sonst niemand etwas von den Leuten hier. Niemand lernt sie kennen, lernt sie lieben oder verachten. Manche unter ihnen sollen zu den Russen halten und Spionier- und Führerdienste leisten. So geht ihnen alles aus dem Wege. Soldaten und Bevölkerung leben nebeneinander her. Und wir kämpfen doch in Freundesland und sind gekommen, die Feinde über die heimatlichen Grenzen zu werfen.

Hier stimmt also etwas nicht.

*

Auf der anderen Seite des Flusses sind gleich wieder Häuser. Am Dorfrande stapft ein ganz kleines Mädchen hochgeschürzt mit bloßen Beinen und Füßen durch hohen Schnee, mit viel zu großem Stecken hinter ein paar mageren Büffeln her.

Vor der Zauntür stehen Männer zusammen, scheinbar wortlos. Sie haben den flackernden Blick der Zigeuner. Mechanisch lüften sie den schmutzig-blauen, über den Kopf gezogenen Lammfellhut, ohne ihre kurzen Pfeifen aus dem Mund zu nehmen.

Am Bach prügeln schon ältere Frauen mit flachen, gestielten Hölzern ihre Wäsche rein. Als Seife dient ihnen der frisch gefallene Schnee.

Weiterhin sperren eine Menge Ochsen den Weg. Juden wollen sie zum Proviantamt treiben und nach dem Abzug der Russen wieder das erste Geschäft machen. Obwohl wir mitten in die stumpfsinnig dahintrottende Herde hineinfahren, so daß die Tiere nach allen Seiten davonlaufen, rufen uns ihre Führer doch ein paar freundliche Worte zu. Die Juden sprechen alle Deutsch und sind froh, daß es hier jetzt im Krieg vorangeht.

*

Augenblicklich hat ja wohl Sankt Moritz seine Zeit.

Sicher kann es aber dort nicht schöner sein als hier. Zwar sitzen wir nicht nach Dunkelwerden in tiefen Klubsesseln um niedrige Teetische bei weltlichen Weisen diskreter Streichorchester, sondern auf harten Holzbänken in der mit Stroh ausgelegten, notdürftig abgedichteten Bauernstube – zwar essen wir nicht unsere aufeinander abgestimmten sechs Gänge zu Mittag, sondern begnügen uns mit dem, was der Koch dem Batterieochsen abzuringen vermag, und freuen uns, wenn die Requisitionen findiger Unteroffiziere hin und wieder einmal einen jungen Hasen ergeben. Auch fehlen uns schöne Frauen und noch manches andere. An unsere einfachen Holzkastenschlitten kommt aber doch keins der luxuriösen Hotelgefährte heran. Und wie unsere Apfelschimmel können die Pferde sicher nicht laufen, und wie die Füchse und die Rappen auch nicht. Und diese Einsamkeit wird man dort niemals finden und diese Stille.

Wir genießen sie. Intensiv und mit einer gewissen Hast. Wer weiß, wie lange noch. Denn während die Artillerie größtenteils hinter der Front in Reserve liegt, da sie hier im Gebirge nur immer zu kleinen Teilen verwandt werden kann, tastet die Infanterie unaufhaltsam vorwärts. In langen Reihen zu Einem kriechen die Leute durch Täler und über Berge an die dicht unterhalb der Kuppen liegenden feindlichen Schützengräben heran, bis der Befehl zum

Angriff kommt. Nach unsäglich schwierigen Märschen über gefahrvolle Firnen müssen sie auch noch stürmen. Doch gibt es kein Halten für das Ganze, wenn auch der Einzelne versagt. Erschlafft oder verwundet. Dem Untergang geweiht. Denn wer hier oben in den Bergen von Kräften kommt oder in einer Weise getroffen wird, daß er nicht weiter kann, ist unrettbar verloren: er muß erfrieren.

Wir sind eben doch nicht in Sankt Moritz, sondern auf dem grausigsten Kampfplatz, den man ausdenken kann. Ein Winterfeldzug im Gebirge ist das Schrecklichste der Schrecken. Verführerisch schön und entsetzlich zugleich. Der weiße Tod schlingt molochgleich seine Opfer. Sonst ist's nur die Kugel, die mutvollen Kämpfern ein frühes Ziel setzt. Und nicht jede trifft und so manche Wunde heilt. Die frostklare Sternen-Schneenacht der Karpathen hat für die Söhne einer entzweiten Kulturmenschheit noch etwas anderes in Bereitschaft. In langen Schlaf senkt sie jeden, dessen mangelnde Widerstandskraft ihr verfallen ist. Sie bettet ihn weich und schön, aber kalt. Bettet ihn zu Tode.

Zwei legendäre Geschichten

Von Joachim Benn

Erwin

Erwin war ein Kind reicher Eltern. Er hatte das vierzehnte Jahr hinter sich, da sollte in der Schule, die er besuchte, ein unterrichtsfreier Tag sein, weil der Geburtstag des Kaisers war. Am Vormittag mußten die Schüler sich zu einer kurzen Feier einfinden. Hernach wollten die beherzteren unter seinen Klassengenossen noch eine Zusammenkunft unter sich haben, und sie luden Erwin ein, sich daran zu beteiligen.

Als die Feier vorüber war, schloß sich Erwin den Kameraden an, die sich im Trupp entfernten. Er wußte, daß sie ein Gastlokal aufsuchen wollten, obwohl es nach den Schulgesetzen verboten war; sein empfindliches Herz zitterte bei dem Gedanken, die Lehrer könnten es erfahren und sie bestrafen, so daß er es seinen Eltern sagen müsse. Aber ein schlechtes Gewissen hatte er dennoch nicht.

Sie kamen in eine lange, gebogene Straße, mit kleinen, ganz niedrigen Häusern. Durch eine Glastüre mit einem Schild darüber, auf das eine Glocke mit der einfachen Inschrift „Zur Glocke" gemalt war, traten sie endlich in eine kleine Gaststube. Ein so einfaches Lokal hatte Erwin, der die großen Restaurants seines

Vaters gewöhnt war, noch nicht gesehen: Im Hintergrunde stand ein Schrank mit Reihen von Gläsern; davor ein winziger Schanktisch. Zwischen ihm, der Tür und dem kleinen Fenster daneben hatten gerade noch drei nackte braune Gasttische Platz.

An einem saßen, als sie eintraten, zwei Soldaten bei einem Mädchen. Das Mädchen erhob sich, sobald es sie erblickt hatte, und begrüßte den ersten von ihnen, der ihr aller Anführer war, indem es ihm auf seltsam burschikose Art die Hand schüttelte. Danach machten die Schüler es sich um den einen Tisch bequem. Da er zu klein war, rückten sie noch den nächsten heran, und das Mädchen half ihnen dabei. Jeder bestellte sein Glas Bier; als Erwin sah, daß die anderen sich außerdem jeder Wurst und Brot geben ließen, tat er wie sie.

Mit den Sachen, die bestellt waren, erschien noch ein zweites Mädchen im Zimmer, winkte mit erhobener Hand schon von der Tür her, verteilte ihre Gläser und Teller im Kreise und setzte sich zu ihnen, während das andere sich wieder entfernte. Aus den Reden, die gewechselt wurden, erkannte Erwin, daß seine Kameraden hier häufige Gäste waren. Manchmal trank das Mädchen, das blond war, aus dem Glase von einem; als sie nach einer kurzen Rede zu Ehren des Kaisers ihre Gläser auf dem Tisch rieben, griff es auch nach einem und versuchte es ihnen nach.

Aber Erwin konnte der Wurst nicht Herr werden, die er bestellt hatte; auf seinem Teller lag noch etwas, als alle anderen leer waren. Das Mädchen sah es und fragte, ob sie davon nehmen dürfe; da er bejahte, griff sie nach der Wurst. Sie nahm auch das Stück Brot, das noch da lag, und biß hinein; als sie dabei gewahr wurde, daß sie einer der Schüler beobachtete, stieß sie es ihm in einer Verlegenheit mit raschem Stoß zwischen die Zähne, und gehorsam wie ein Tier begann er zu kauen.

Da spürte Erwin zum erstenmal in seinem Leben Begierde nach einer Frau. Er sah ihr rotes Zahnfleisch, und die weißen glitzernden Zähne darin. Er wünschte, er wäre es gewesen, dem sie das Brot in den Mund steckte, und verfolgte gierig, wie Bissen für Bissen weiter in ihrem Munde verschwand. Als sie, aus der Küche abgerufen, den Rest auf den Teller zurücklegte, ließ er ihn nicht aus dem Auge, und sobald er sich unbeobachtet glaubte, packte er zu und aß.

In diesem Augenblick erklang auf der Straße Glockengeläut; davon begannen die Wände der kleinen Stube zu wanken und durch einen Spalt herein brach ein Wildschwein. Es fuhr an allen vorüber mit solcher Wucht gerade auf Erwin zu, daß er auf den Rücken des Tieres zu sitzen kam; dann raste es, ohne in seinem Lauf nur einzuhalten, schon wieder davon. Sie standen sogleich vor einem Dom, den Erwin in dieser Stadt noch niemals gesehen hatte. Aus der geöffneten Tür

trat eben eine Schar von Priestern, voran einer in weißem Kleide. Sie machten sich daran, das Tier zu fangen, aber es schlug einen Bogen und entwich.

So kamen sie durch ein Tor hinaus auf die Landstraße. In der glastenden Sommersonne merkte Erwin plötzlich, daß er nackt war. Auch war er plötzlich Mann geworden, denn an Brust und Beinen wuchsen ihm lange schwarze Haare; seine Füße schleppten fast im Sande. Ihnen entgegen auf der Straße kam langsam heranschreitend eine große, schwere, nackte Frau; Erwin schrie auf vor Angst, sie könnten sie überrennen. Aber schon raste das Tier über sie hinweg, und so geschah es mit einer zweiten und einer dritten.

Da legte sich ihnen ein Wasser in den Weg. Es war breit, und das Tier bog mit seinem Reiter nach rechts aus. Dort war auch noch Wasser und so mußte es weiter ausbiegen; aber überall war Wasser, und als Erwin aufschaute, sah er, wie der Fluß sich eben als eine gewaltige lebendige Schlange hoch durch die Luft um sie bog. Da entschloß sich das Tier, zu springen; aber in dem Augenblick, als es sich am höchsten in die Luft hob, verlor es den Reiter von seinem Rücken: Er fiel, gerade über der Mitte des Flusses, und sich überschlagend versank er in der Flut.

Im selben Augenblick stand Erwin, wieder in Kleidern, auf einer Wiese. Ihm entgegen kam ein langer Zug von Frauen; als er sie ins Auge faßte, erblickte er seine Mutter. Als auch sie ihn erkannte, löste sie sich aus der Schar und trat auf ihn zu; er sah ihr ins Gesicht, das mit Falten bedeckt war, daß er sie kaum wiedererkannte. Sie antwortete auf seinen Blick: „Ich habe viel gelitten."

Da stiegen sie miteinander die Stufen eines Doms hinauf, der vor ihnen aus der Wiege aufwuchs. Sie traten durch die Pforte und knieten drinnen betend nebeneinander nieder. In diesem Gebet fühlte sich Erwin der Welt freundlich-schmerzlos verbunden wie noch nie zuvor. Es war ihm, als wenn er noch einmal in den Schoß seiner Mutter hineingenommen würde und beide zusammen in einen größeren Schoß, in dem sie glückselig versanken.

Elfriede

Sieben Tage und sieben Nächte hatte der Frühlingsdrache über dem Hause gelegen. Sein Schweif peitschte die Flanken des hohen Mietskäfigs, daß sie leise schwankend wie die Gondelwände eines Ballons mit allen Fenstern klirrten; währenddessen heulte sein Mund zu den Schornsteinen und jedem Spalt der beiden frei steigenden Mauern herein. Es war, als schrieen Geister, die

ruhelos kreisend in überfüllten Lüften miteinander kämpften, dann wohl, als weine ein Kind auf; dazwischen in regelmäßigen Abständen der dumpfdröhnende Laut, als stöhne ein im All draußen schwimmender Fisch unerträglichen Schmerz hinaus.

Elfriede lag die sieben Tage über auf ihrem Ruhebett. Ihre Hände ließen immer erregter die weichen, phantastisch bemalten Seiden durch die Finger gleiten, die sie als Decken, Behänge und Kleider so liebte. Aber zuweilen war ihr auch, als sollten die bunten Tücher endlich von ihr, und sie entkleidete den zarten, von vielen Generationen her verfeinerten Körper, daß sie zum erstenmal vor dem Spiegel sah, wie er, von rosigem Fleisch umblüht, auf dem sie die Striemen des Sturmes zu sehen meinte, von den Blumen der Brüste an mit immer zarterer Linie aufstieg bis zu den Schläfen, die die hellblauen Augen schmal begrenzten.

Sie glaubte, alles sei überstanden, als sich der Sturm legte, wie sich das Gebell eines Hundes in einer Hütte verkriecht. Wie irrte sie sich! Ein Röhrenwerk, unsichtbar dem Auge, schien plötzlich lauliche Luft, geheimnisvoll erregende Luftkörperchen durch die Straßen zu führen. Sie drangen bis in ihre Stube hinein und weiter, so wenig sie davon sah, durch die Wände ihres eigenen Leibes. Es geschah, daß Elfriede ihren Arm um die Schultern des Stubenmädchens legte, das sie in anerzogener Zurückhaltung noch kaum je berührt hatte, weil sie sich plötzlich allem verbunden fühlte. Den Freundinnen nahe zu sein, trieb es sie wohl weniger als sonst, doch auf Straßen und Gesellschaften fühlte sie sich, als ginge das Röhrenwerk durch ihn mit hindurch, jedem Manne so unmittelbar und schrankenlos hingegeben, daß sie immer tiefer errötete. Aber als sie in der Scham so ungewohnter Vertraulichkeit zum Vater kam, verstand der weißbärtige hohe Beamte an seinem Schreibtisch nichts von der Klage dieser Tochter und sie blieb allein in ihrer Bedrängnis.

Da beschloß Elfriede zu dem zu gehen, der der Freund der Stadt genannt wurde; er wohnte jenseits des Flusses. Sie mußte aus den Straßen ihrer Gegend, die sich wie große graue Mulden rundeten, durch engverwinkelte Gassen wandern und weiter durch einen großen Park. In den kaum begrünten Gängen, die im Lichte schräger Strahlenbahnen aufglänzten, traf sie auf schwarz Gekleidete mit entlebten Gesichtern, die, Ringe an den Fingern, sich eben vor Apparaten zurechtstellten, um sich photographieren zu lassen. Sie wußte nicht, warum es sie bei solchem Anblick durchschauerte, aber sie lief schneller und schon gewahrte sie die hohen Pappeln, die den Garten seines Hauses wie Zähne eines Kammes umzäunten.

Als sie sich näherte, stand er schon inmitten des Gartens ruhig auf der obersten Stufe seiner Terrasse. Stark, geschlossen und doch schlank wuchs er vom Boden

auf wie ein Tier des Waldes; sein Gesicht war gebräunt, als sei tiefer Sommer; seine Augen waren nicht wie sonst Augen von Menschen, sondern wie Wasser, aus denen unaussprechlicher Sinn heraufdunkelte. Einen Augenblick durchschwoll Haß sie, wie sie ihn so ruhig auf seiner hohen Stufe erblickte. — Er kennt keine Erregung — sagte sie sich mit ungewohnter Mißgunst; — er bedarf der Frau nicht — und sie spürte Jammer in ihrem Herzen. Doch beruhigte sie sein Anblick auch wieder, wie der Anblick einer Landschaft oder eines Tieres, das sie durchschreitet, beruhigt.

„Ich habe Sie erwartet," sagte er, als sie, gerafft zugleich und lässig, wie es ihre spät-zarte Art war, leise die Brust straffend, zu ihm emporstieg. Er ging ihr voran in einem schmalen, engen Gang, und sie tauchten in ein tieferliegendes Gemach. Es schien groß, voller Gegenstände, doch sie sah schon nichts mehr um sich herum, denn ihre Augen hatten eine riesige Vase erblickt, die, in gleichmäßig groß geschwungenem Bogen sich öffnend, hoch vom Boden aufragte. — Sie ist wie das Himmelsgewölbe — sprach sie zu sich, — ein Himmelsgewölbe, das sich nach oben öffnet — und wurde schon ruhig. — Sie ist wie eine Pauke, wie die Pauke aus einem Himmelsgewölbe — da vernahm sie den Paukenschlag auf dem Himmelsgewölbe und sank nieder.

Als sie die Augen öffnete, sah sie — aber war es nicht in ihr, so daß sie in ihr eigenes dämmerndes Innere hinabsah? — durch Gitterwerk in einen kleinen Käfig. Und schon reckte sich eine schmerzvolle Ahnung in ihr auf, denn in dem Käfig erging sich ein Wesen, wie sie sich so geheimnisvoll verwandt noch keines erblickt hatte, — nicht größer als zwei Spannen, phantastisch gewandet, ein Zwerg, halb Mensch, halb Tier. Es erging sich in seiner dunklen Höhle wie ein Eichhörnchen in seinem Käfig; aber seine Bewegungen wurden schneller und wurden bald bitterer Ernst, daß sich Elfriedes Körper straffte, als sei sie es, die sich dort bewegte, denn das Wesen begann in seinem Gefängnis zu toben.

Die Knie vorgebeugt, mit den Händen von hinten her die Haare zerrend, stürmte es in die eine Ecke; als habe es unendlichen Schmerz auszurasen, der in ihm drinnen sei, stürzte es schon wieder zurück, warf sich, schweigend immer, ein Schatten, nieder und stieß den Kopf, von beiden Armen umkränzt, viele Male blitzschnell auf den Boden. Nicht genug damit, warf es seine Umkleidung ab, ein Mensch nun wie andere, so klein es war, kroch, als müsse es sich durchsuchen, zerfleischen und auflösen, durch den Mund zu sich selber hinein, bis es den Kopf mit dem Ausdruck der alten Qual durch den Nabel herausdrängte. Es verwandelte sich, furchtbarer Schrecken für Elfriede, plötzlich in einen Kranich, ließ, darin Erlösung findend, immer neue Gestalt an sich hinabregnen,

Otter und Luchs, Hecht und Molch, bis es, wieder Menschengestalt, doch von neuem mit dem Kopf gegen die Wand stürmte.

„Es tut so weh," schrie Elfriede, als sei sie es selbst, die da gegen die Wand stürzte; da war ihr, als erweiche sich etwas in ihrer Brust und ihre Brust öffne sich; zugleich sah sie, wie das Wesen auf der Bühne innehielt und einem Vogel nachsah, der aus seiner Brust auffliegend sich auf den Ast eines Baumes über ihm setzte. Der Vogel begann auf seinem Platze zu singen; Elfriede und der Zwerg lauschten ihm, aus der Tiefe ihres Wesens her horchend. Und wie sonst ein Vogel durch Wälder und Wiesen fliegt, die an ihren Platz gebunden liegenbleiben wie angeflickt, so blieb nun dieser Vogel auf seinem Aste sitzen, und Wälder und Wiesen, Berge und Täler kamen auf ihn zu, schwankten in gespenstischem Zuge, um auf ihn zu lauschen. Er sang weiter, und die Tiere kamen in langem Zuge herbei, Löwen und Stiere, Pferde und Lämmer, Schlangen und Tauben, zu Paaren geordnet. Da kamen auch die Menschen, Männer und Frauen vielerlei Völker, vielerlei Stände, lauschten dem Vogel und entfernten sich langsam.

Plötzlich erblickte Elfriede sich selber in dem Zuge der Menschen, aber nicht allein; neben ihr ging ein Mann, ein schmaler, hochgewachsener Mensch, blond, mit zarten, doch sicheren Bewegungen. Sie lösten sich von dem Zuge, blieben zurück, indem sie länger zu dem Lied des Vogels hinaufhorchten, und legten sich in enger Umarmung nebeneinander auf die Wiese nieder. In diesem Augenblick erkannte Elfriede den Mann; es war ein junger Offizier, der mit anderen, kaum von ihr beachtet, zuweilen auf den Gesellschaften ihres Vaters erschien, bei denen an Stelle der verstorbenen Mutter die Schwester des Vaters präsidieren mußte.

„Vater," schrie Elfriede und errötete, wie sie auch in diesen Tagen noch nicht errötet war, bedeckte sich an ihrem ganzen Körper mit Blut wie mit einer Lache und hob hilflos die Arme. Aber als sie die Augen öffnete, stand nicht der Vater vor ihr, sondern der fremde Freund. Er stand hoch und ernst, stark, geschlossen und doch schlank vom Boden aufwachsend wie ein Tier im Wald; seine Augen waren wie Wasser, aus denen unnennbarer Sinn heraufdunkelte. „Sie wissen den Grund Ihrer Unruhe," sagte er lächelnd, wie wohl Wald in Sonne mit leichten Wogen von Zweigen lächelt. Sie erhob sich, an das Gewölbe der Vase geklammert, grüßte scheu und ging, von ihm geleitet.

Als sie zurückblickte, wie er von den hohen Stufen her ihr nachsähe, war ihr, als wenn er mit dem Haus und mit dem Garten um sich herumzuschwanken beginne und in sich zusammensänke: Da stand ein Hirsch in der Entfernung von ihr, äugte unter dem Gezweig seines Geweihes zu ihr herüber und trank aus dem Wasser, das als Bach in der Waldwiese schnell an ihm vorüberschwamm.

Töten als Sport

Von Bernard Shaw

Der lange vor Ausbruch des Krieges geschriebene Aufsatz berührt ein Thema, das heute besonders aktuell ist. Kritik der kriegführenden Völker aneinander ist in diesen Tagen viel und oft wohlfeil genug geübt worden. Um so lehrreicher, von jemand, der wie Shaw die Eigenschaften seiner Landsleute mit größter Treffsicherheit aufs Korn nimmt, etwas über den kriegerischen Charakter im Gegensatz zum sportlichen zu vernehmen. Es trifft natürlich nicht nur Engländer.

Sport ist ein sehr schweres Thema, wenn man darüber ehrlich sprechen will. Der Menschenfreund hat es leicht dagegen zu predigen und jeder Narr kann seinerseits über die herrlichen Vergnügungen in frischer Luft und die Tugenden, die der Sport zeitigt, schwärmen. Aber weder die Predigten noch die Schwärmereien werden von Tatsachen unterstützt, im Gegenteil, sie werden von diesen meistens in heftigster Weise widerlegt. Sportsleute sind nicht grausamer als andere Menschen; Menschenfreunde nicht menschenfreundlicher. Die sportlichen Vergnügungen sind Ermüdungen und Mühseligkeiten; niemand verläßt aus Wollust oder Durst nach dem Blute eines jungen Fuchses sein Bett vor Sonnenaufgang an einem nebelfeuchten Wintermorgen und reitet in Dunkelheit, Kälte und Regen hinaus. Der Menschenfreund und der Sportsmann sind oft ein und dieselbe Person, die nichtsdestoweniger zwischen Fasanen und Tauben, Hasen und Füchsen, zahmen Fohlen vor dem Karren und wilden auf der Heide, zwischen Hummern oder Gansleberpastete und Beefsteaks, eine unübersteigbare Grenze ziehen und vor allem zwischen Menschen und niedrigeren Tieren. Denn Menschen, die die Darstellung einer Treibjagd krank macht, zucken mit keiner Wimper über die Kindersterblichkeit in Lisson Grove oder die Hintergäßchen von Dundee.

Es ist klar, daß die Sportswelt ein Glashaus ist, in das wir lieber keine Steine schleudern sollten, außer wenn wir darauf vorbereitet sind, daß das niederstürzende Glas uns in das eigene Antlitz schneidet. Meine eigenen Bestrebungen, als Kritiker und Sittengeißler Menschen und Dinge lächerlich zu machen, sind so grausam, daß ich meinen Platz behaupten und einem tüchtigen Sportsmann den Rang ablaufen kann, wenn es sich darum handelt, nach dem Muster der meisten Zahnärzte, vielen wertvollen Menschen Schmerz zu bereiten. Ich kenne manchen Sportsmann und keiner ist ein Wilder,

ich kenne manchen Menschenfreund und jeder ist ein Wilder. Kein Buch über den Sport atmet einen so grimmigen Geist wie ein Buch über Humanität. Kein Sportsmann möchte den Fuchs oder den Fasan so gerne erlegen wie ich ihn, wenn ich ihn so etwas tun sehe. Gefühllosigkeit ist nicht grausam; Dummheit ist nicht grausam; die Vorliebe für körperliche Übungen und Kraftproben ist nicht grausam. Sie können dennoch mehr zerstören und Leiden bereiten und tun es auch, als alle Nervenkrankheiten aller Neros. Sie sind aber charakteristische Merkmale ganz liebenswürdiger und freundlicher Menschen, die meistens zahme Haustiere gut leiden mögen. Andererseits ist die menschliche Empfindsamkeit ungeduldig, ärgerlich, unbarmherzig und mörderisch. Marat war ein hypersensitiver Menschenfreund, von Beruf ein Arzt, der in den vornehmen Kreisen Englands erfolgreich praktizierte. Was Marat für Marquisen empfand, das empfinden mehr oder weniger die meisten Menschenfreunde für die Sportsleute. Möge deshalb kein Sportsmann, der diese Seiten liest, mich der Heuchelei oder des Anspruchs anklagen, ein liebenswürdigerer Mensch zu sein als er, und die Güte haben, mir zu vergeben, daß ich mit dem Versuch der Schilderung beginne, wie ich den Sport empfinde.

Vor allem wird der Sport sehr bald langweilig, wenn er nicht im Töten gipfelt. Tut er das aber, so empfinde ich dabei dasselbe wie bei dem Morde eines menschlichen Wesens. Eher sogar mehr als weniger. Denn genau so wie die Ermordung eines Kindes abscheulicher ist als die Ermordung eines Erwachsenen (wohl deshalb, weil das Kind so hilflos und der soziale Treubruch deshalb so gewissenlos ist), so ist der Mord an einem Tier ein Mißbrauch der Überlegenheit des Menschen den Tieren gegenüber. Zum Beweise erlischt der Widerwille, wenn das Tier mächtig und gefährlich und der Mensch unbewaffnet ist und wird durch Glückwunsch ersetzt. Aber selbst recht menschenfreundliche und gebildete Leute scheinen unfähig zu begreifen, warum ich mir über die Gefühle der Tiere Sorgen mache. In illustrierten Zeitschriften habe ich die entsetzlichsten Bilder guten Glaubens als anziehend veröffentlicht gesehen. Darunter war eines, das ich gerne vergessen möchte: die Abbildung einer Polarexpedition, die eine ermordete Bärin und ihr lebendes Junge darstellte, das sie zur Erfüllung ihrer mütterlichen Pflichten bewegen wollte. Ich habe die Photographie eines Verbrechers gesehen, der von einem chinesischen Henker in tausend Stücke geschnitten wurde, aber im Vergleich damit fand ich sie unterhaltend. Ich war auch Zeuge, wie einem großen Publikum die photographische Aufnahme eines Nordpolforschers zur Unterhaltung vorgeworfen wurde, die darstellte, wie er sich anschickte, einen Schlittenhund niederzuknallen,

um sich Nahrung zu verschaffen, während dieser, ohne den leisesten Verdacht über die Absichten seines Freundes aus dem Menschenreich, fröhlich an ihm hinaufsprang. Wäre der zum Tode verurteilte Hund ein Mann oder eine Frau gewesen, so hätte ich, wie ich glaube, weniger Sinn für den Verrat gehabt. Ich behaupte nicht, das sei vernünftig, ich stelle es nur ganz einfach als eine Tatsache fest. Es war ganz klar, daß der Vortragende keine Ahnung von dem Eindruck hatte, den das Bild auf mich machte, und soweit ich es beurteilen konnte, war seine Zuhörerschaft genau so gefühllos; denn wenn Alle so wie ich empfunden hätten, wäre wenigstens ein sehr deutlicher Schauer, wenn kein hörbarer Widerspruch vernehmbar gewesen. Nun war das aber keine Sportangelegenheit. Es war einfach eine Notwendigkeit den Hund zu erschießen. Auch ich hätte ihn unter denselben Umständen erschossen. Aber ich würde die Notwendigkeit als entsetzlich empfunden und sie der Zuhörerschaft als eine schmerzliche Episode geschildert haben — etwa wie das Hausen von Kannibalen unter Schiffbrüchigen — und nicht wie einen Scherz. Ich muß nämlich hinzufügen, daß viele der Anwesenden einen kleinen Spaß darin erblickten. Ich spreche den Vortragenden von dieser äußersten Gefühllosigkeit frei, das Erschießen des Hundes war im Vergleich zu dem, was er ertragen hatte, eine Kleinigkeit. Und ich tadele ihn nicht, daß er es, damit verglichen, für eine Nebensächlichkeit hielt. Aber wir, die wir nichts ertragen hatten, mußten das Hundeschicksal doch als hart und einer Entschuldigung wert empfinden.

Ich sehe mich zu der Schlußfolgerung genötigt, daß mein Sinn für unsere Verwandtschaft mit Tieren größer ist, als die meisten es nachempfinden können. Es macht mir Freude, mit Tieren in einer Art Jargon zu sprechen, den ich für sie erfunden habe, und es kommt mir so vor, als würde es auch sie freuen, wenn man mit ihnen spricht, und als würden sie auf den Ton der Unterhaltung eingehen, selbst wenn sie den geistigen Inhalt bis zu einem gewissen Grade auch nicht erfassen können. Ich bin ganz überzeugt davon. Da ich das Experiment mehrmals an Hunden angestellt habe, die unter meiner Obhut (als ein Teil der Einrichtung) in gemieteten Häusern blieben, weiß ich, daß ein als Vieh behandeltes und daher sozial unentwickeltes Tier (genau so wie menschliche Wesen unter denselben Umständen sozial unentwickelt bleiben), wenn man mit ihm wie mit einem Mitgeschöpf spricht, in sehr kurzer Zeit freundlich und umgänglich wird. Dieser Vorgang wurde von einigen tadelnswerten Hundebesitzern als ein Verzärteln der Hunde geschildert und aufrichtig bedauert, denn zu meiner Freude muß ich sagen, daß es leichter ist so zu tun als es zu unterlassen, abgesehen von den Brutalitäten, deren manche Leute fähig sind.

Aber ich finde es unmöglich, sich mit Tieren unter anderen Bedingungen zu verständigen. Ferner gereicht es mir zu einer außerordentlichen Befriedigung, wenn ich sehe, daß ein wilder Vogel mir zutraulich begegnet, wie es manchmal die Rotkehlchen tun. Es freut mich, ein mir feindlich gesinntes Tier zu versöhnen, ja mehr noch: ein unversöhnliches Tier verletzt mich. Im Zoo gibt es einen griesgrämigen Mähnenlöwen, der dich in Stücke reißen wird, sobald sich nur halbwegs die Gelegenheit dazu findet. Dort ist aber auch ein sehr hübscher mähnenloser Löwe, mit dem man sorgloser spielen kann als mit den meisten Bernhardinerhunden, denn er scheint nichts als viel Aufmerksamkeit und Bewunderung zu verlangen, um in die beste Laune versetzt zu werden. Ich empfinde für diese beiden Löwen nicht, was der Zimmermann für zwei Stücke Holz empfindet, wovon das eine hart und knorrig und das andere leicht zu bearbeiten ist, noch was ich für die beiden Motorräder empfinde, wovon das eine lärmend und gefährlich und das andere vollkommen in Ordnung ist. Meine Empfindung für die beiden Löwen ist genau dieselbe wie für zwei äußerlich verschiedene, aber ähnliche Menschen. Den einen mag ich und den anderen mag ich nicht. Wenn sie frei gelassen und erschossen würden, ich würde in dem einen Fall traurig sein und im andern sagen: es geschieht dem Vieh schon recht. Das ist ganz klar Mitgefühl. Und es scheint mir, daß das Plädoyer des Menschenfreundes ein Plädoyer für die Erweiterung der Skala des Mitgefühls ist. Die Grenzen des Mitgefühls sind verwirrend. Leute, die es in hohem Maße für Tiere haben, scheinen es einer andern Menschenklasse gegenüber vollkommen zu entbehren. Sie werden ihre Hunde buchstäblich gütig töten, während sie sich gegen ihre Dienerschaft mit so unerhörter Rücksichtslosigkeit benehmen, daß sie ihren häuslichen Stab jeden Monat oder öfter wechseln müssen. Oder sie hassen Pferde und lieben Schlangen. Man könnte Seiten mit solchen inneren Widersprüchen füllen. Die Lehre aus diesen scheinbaren Widersprüchen ist die, daß das Mitgefühl sowohl eine Sache des Widerwillens als der Zuneigung ist. Kein Mensch wird die Maschine zerstören wollen, die ihn mit ihren Zahnrädern erwischt und ihm ein Bein ausreißt. Aber mancher Mensch hat aus einem viel nichtigeren Grund zu töten versucht. Die Maschine, die nicht unser Mitgeschöpf ist, kann weder geliebt noch gehaßt werden, dagegen aber unser Mitgeschöpf, der Mensch.

Wir wollen dieser Sache auf den Grund zu gehen versuchen. Die Behauptung, daß unsere Mitgeschöpfe nicht getötet werden dürfen, ist sinnlos. Sie ist außerdem einfach unwahr und das Gegenteil ist wahr. Wir wissen, daß der Buddhist den Weg, den sein Fuß betritt, vorher kehren läßt, damit er kein In-

sekt zertrete, aber wir wissen nicht, wie dieser Buddhist sich benimmt, wenn er eine Fliege fängt, die ihn eine Stunde lang nicht schlafen ließ, und wir wissen, daß er seine Nachsicht auf gewisse giftige Schlangen nicht erstreckt. Wenn Mäuse in dein Haus kommen und du sie nicht tötest, werden sie schließlich dich töten. Wenn sich auf deiner Farm Kaninchen fortpflanzen und du sie nicht ausrottest, wirst du schließlich ohne Farm dastehen. Wenn du in deinem Park Wild züchtest und es nicht verdünnst, wird das schließlich dein Nachbar oder die Behörde für dich besorgen. Wenn dir das Leben eines Moskitos heilig ist, der Malaria und dem gelben Fieber wird deshalb dein Leben nicht heilig sein. Ich hatte eine Begegnung mit einer Otter, in deren Verlauf sie wütend nach meinem Stock schlug. Ich ließ sie unverletzt ziehen. Aber als Mutter von kleinen Kindern würde ich bei der Begegnung mit einer Kobra im Garten für la mort sans phrase stimmen, nach dem Beispiel vieler Menschenfreunde und Ehrenmänner, die das nicht im Falle einer Schlange, sondern im Falle eines Königs von Gottes Gnaden getan haben.

Ich sehe nicht, wie man auf logische oder geistige Art um die Theorie herumkommen kann, daß die Evolution (nicht Zuchtwahl, bitte ich zu bemerken) eine wohl erwogene, beabsichtigte Zerstörung der niederen Lebensformen durch die höheren bedingt. Es ist ein gefährliches und schwieriges Amt, denn im Verlauf der Zuchtwahl mögen die niedrigen Formen für das Bestehen der höheren notwendig geworden sein. Und der Wildhüter, der alles niederknallt, was seine Fasane oder deren Küchlein bedrohen könnte, benimmt sich ebenso töricht wie ein arabischer Narr, der Pferde und Kamele erschießt. Wo aber der Mensch auftritt, muß das Riesenfaultier so sicher verschwinden, wie der Fuchs, wenn der Geflügelzüchter kommt, falls nicht die Jagd den Verheerungen des Fuchses ein Ende macht. Es ist ebenso unnütz, für den Tiger, den Wolf und die Giftschlange einzutreten, wie für die Spirochäten oder die Starrkrampfbazillen. Wir müssen diese Versuche in der Schöpfung ehrlich als verfrüht und verhängnisvoll bezeichnen, und es ist ein Teil der Mission der späteren und erfolgreicheren Versuche diese als unwirksam zu erkennen und absichtlich zu zerstören. Jedenfalls sollten wir vorsichtig sein und uns fragen, wie wir eigentlich von dem unbestreitbaren allgemeinen Gesetz, wonach die höheren Lebensformen die niedrigeren auslöschen oder begrenzen müssen, vor irgendeiner Instanz zu der Rechtfertigung der Hinmordung menschenfeindlicher Tiere oder der Hinmordung einer niedrigen Menschengattung durch eine höhere gelangen wollen. Immerhin, wenn auch alle gerechten Einwände erhoben werden, bleibt die Tatsache bestehen, daß täglich ein Vernichtungskrieg von Menschen gegen Rivalen um

den Besitz der Erde notwendigerweise geführt wird und daß ein gesitteter Menschenfreund und Vegetarier, der niemals Gelegenheit hat, irgend etwas außer einer Mikrobe zu töten, über die Gefühllosigkeit schaudern mag, mit welcher ein Farmer Ratten, Kaninchen und Maulwürfe, Raupen und Marienkäfer und noch viele andere entzückende Geschöpfe tötet, obgleich er doch an Stelle des Farmers genau dasselbe tun oder zugrunde gehen müßte.

Wenn dem aber so ist, warum nicht aus der Notwendigkeit ein Vergnügen und aus dem Vergnügen eine Tugend machen, wie die Sportsleute es tun? Ich glaube, vom Standpunkt der Tiere gibt es dagegen keinen Einwand; das müssen wir wohl zugeben. Im Gegenteil, es ist ganz leicht nachzuweisen, daß sie einen positiven Vorteil vom Töten als Sport haben. Die Fuchsjagd hat die lebenden Füchse vor der Ausrottung bewahrt und wenn die Zivilisation nicht wäre, die die Fuchsjagd ermöglicht, würde der Fuchs noch immer von Rudeln von Wölfen gejagt und getötet. Ich bin mir dessen so sehr bewußt, daß ich an anderer Stelle einmal vorgeschlagen habe, man möge während gewisser Monate im Jahr auf Kinder Jagd machen und sie erschießen, weil sie dann durch die Sportsleute der Grafschaften ebenso verschwenderisch gefüttert und sorgfältig gehütet würden wie Fasane. Die Überlebenden würden dann eine viel bessere Nation abgeben als unsere augenblicklichen Produkte der Hintergäßchen. Und ich gehe noch weiter. Ich behaupte, daß die Abschaffung öffentlicher Hinrichtungen sehr schlimm für die Mörder gewesen ist. Vor dieser Zeit taten wir genau das, was unsere Sportsleute jetzt tun. Wir machten aus der Notwendigkeit Mörder auszurotten ein Vergnügen und aus dem Vergnügen eine Tugend. Hängen war ein so beliebter Sport wie Wettrennen. Gewaltige Menschenmassen drängten sich zu dem Schauspiel und zahlten für die Plätze gewaltige Preise. Man hätte am liebsten auf das Resultat der Hinrichtung gewettet, wenn es im geringsten ungewiß gewesen wäre. Die Verbrecher hatten, was alle Verbrecher lieben: ein großes Publikum. Es gab eine Wallfahrt nach Tyburn (Richtplatz im Westen von London). Er bekam zu trinken, er durfte eine Rede halten, falls er es konnte, und wenn er es nicht konnte, wurde die Rede für ihn gehalten und veröffentlicht und in großen Mengen verkauft. Aber abgesehen von alledem garantierte ihm die Anwesenheit des Publikums einen anständigen Verlauf seiner Hinrichtung, während er jetzt in einem grauenhaften Geheimnis zugrunde geht, was auch allem Mißbrauch des Geheimnisses Tür und Tor öffnet.

Ob nun das erschlagene Geschöpf ein Menschenwesen ist, oder was wir sehr gehässig ein Vieh nennen, keinesfalls kann man daraus dem Sport einen

Strick drehen. Gestützt darauf, daß der Sport grausame Menschen interessant macht und der Beute zuträglich ist, kann selbst Grausamkeit sich rechtfertigen, soweit das Opfer in Betracht kommt.

Der richtige Einwand gegen den Sport ist der, den der weise und mit Recht berühmte Puritaner erhoben hat, der gegen den Bärenfang durch Fallenstellen protestierte, nicht weil er dem Bären Schmerzen bereite, sondern weil er den Zuschauern Freude mache. Er hat richtig erkannt, wie unwichtig es ist, daß wir Genußmenschen, und wie ungeheuer wichtig, daß wir Ehrenmänner seien. Wie sich der Bär geäußert hätte, wenn er eine Stimme in der Frage gehabt hätte, kann nur vermutet werden. Seine Treiber hätten einwenden können, daß sie ihn in den Pyrenäen auf den ersten Blick getötet hätten, wenn sie nicht dadurch würden Geld verdient haben, daß sie ihn auf der Reise nach England am Leben erhielten, damit er dort in die Fallen gerate. Er verdanke also der englischen Einrichtung des Bärenfanges mehrere Monate freier Kost und Unterkunft. Der Bär hätte allerdings antworten können, daß die Treiber in den Pyrenäen niemals auf ihn Jagd gemacht haben würden, wenn es den Bärenfang in England nicht gäbe, und daß er in diesem Fall seine Tage auf eine freie und natürliche Weise in der Heimat hätte beschließen können. Wir wollen um des lieben Friedens willen zugeben, daß dieser Punkt strittig ist. Was von keinem Menschen, der jemals einen Sport dieser Art gesehen hat, bestritten werden kann, ist die Tatsache, daß der Mensch, dem er Genuß bereitet, von ihm erniedrigt wird. Wir ködern jetzt keine Bären mit Fallen (ich weiß nicht genau warum), aber wir jagen Hasen. Ich lebte eine Zeitlang am Südabhang von Hogs Back, und jeden Sonntagmorgen wurden in Hörweite Hasen gejagt. Und ich bemerkte, daß es ganz unmöglich war, das Geheul der aufgeregten Terriers vom Geheul der Sportsleute zu unterscheiden, obgleich die Stimme eines Menschen der eines Hundes so wenig wie der einer Nachtigall gleicht. Der Sport macht sie alle gleich, Menschen und Terriers, alle zu einem gewöhnlichen Nenner der Bestialität. Diese Töne stimmten mich nicht menschenfreundlicher; im Gegenteil, ich fühlte, daß ich als ein verantwortungsloser Despot mit einem Artilleriepark zu meiner Verfügung gesagt hätte (namentlich als ich die Sportsleute auf ihrem Weg zum Sport sah): diese Menschen sind unter das menschliche Niveau gesunken und wären besser tot. Seid so gut und mäht sie mir nieder.

Tatsache ist, daß es immer einen Widerwillen gegen diese entmenschlichenden Sportarten gegeben hat, bei welchen man den Tötenden sehen und der sichtbaren Jagd teilhaftig werden kann — kurz, gegen die Sportgattungen,

bei welchen die Menschen zu den Erregungen der Raubtiere zurückkehren. Einige wurden durch das Gesetz abgeschafft, darunter der Bärenfang und der Hahnenkampf. Beides Sportarten, bei welchen die Zuschauer von geschützten Plätzen aus Zeugen der Erregung der kämpfenden Tiere sein konnten. In den bei uns üblichen Sportarten kommt diese Erbärmlichkeit viel seltener vor. Beim Jagen und Schießen des Fuchses ist eine raubtierartige Erregung nicht ein notwendiger Teil des Sportes und wird in der Tat von vielen, die ihn ausüben, verabscheut. Eingefleischte Fuchsjäger sind bestürzt gewesen und ließen ihre Jagd tagelang sein, wenn sie zufällig einen Fuchs in seinem letzten Verzweiflungsstadium auf der Flucht vor den Hunden gesehen hatten. Ein Anblick, der vermieden werden kann und von den Jägern oft vermieden wird, aber den sie zufällig eines Tages auch ohne zu jagen haben können. Solche Leute jagen, weil sie für Sammelplätze und Galoppaden durch das Land als gesellige und gesunde Unterbrechungen des Landlebens schwärmen. Sie sind stolz auf ihren Reitergeist und ihre Geschicklichkeit im Einhalten einer Linie. Sie lieben Pferde und Hunde und körperliche Übung und Wind und Wetter und sind sich der Tatsache nicht bewußt, daß ihre kostspieligen und gut ausgerüsteten Rennställe und Meuten Pferdegefängnisse und Hundegefängnisse sind. Es hat keinen Zweck zu behaupten, diese Damen und Herren wären Teufel in Menschengestalt; das sind sie sicherlich nicht. Indem sie vermeiden, Todeszeugen einer Kreatur zu sein, sehen sie nur die schöne Seite des Jagdvergnügens, ohne sich mitschuldig am Schlimmsten vom Bösen zu machen. Deshalb neigt sich die Wage zu ihren Gunsten.

Das Schießen ist vornehmer als die Hetzjagd. Es kommt dabei darauf an, daß man mit seinen Waffen geschickt umzugehen versteht. Wer sich darin hervortut, wird nicht ein guter Hühnerschlächter, sondern ein guter Schütze genannt. Wenn ich ihn, wie das oft der Fall ist, beseitigen möchte, geschieht das nicht, weil ich fühle, wie grausam oder entartet er ist, sondern weil ich in ihm mit dem sehr unangenehmen Lärm seiner Explosionen etwas Schädliches sehe und weil die Verwandlung eines interessanten erfreulichen schöngefärbten Lebenswunders, das ein Fasan darstellt, in einen schmutzigen, urschönen Kadaver eine unerträgliche Dummheit ist. Aber wenigstens kläfft er nicht wie ein Terrier und schüttelt sich nicht vor widerlicher Aufregung und ruft nicht Bookmakers tolle Wetten zu. Sein Ausdruck ist der eines Menschen, der eine schwierige Operation mit einem Präzisionsinstrument ausführt, ein überaus menschlicher Ausdruck, ganz unvereinbar mit der Blutgier in den Augen und dem Zähnefletschen, die einen Menschen in ein Raubtier verwandeln. Und dies ist der

Grund, warum man unmöglich geschicktes Schießen oder Fuchsjagden als so verabscheuungswürdig empfinden kann, wie Kaninchenhetzen, Hasenjagden mit Stöbern (kleinen Jagdhunden) oder Otternjagden.

Und dennoch hängt das Schießen, was seine Duldung anbelangt, ebensosehr von der Gewandtheit als von der Kaltblütigkeit ab, mit der es vollführt wird. Es mag unlogisch sein, daß man einem Menschen das Schießen eines Fasans verzeiht, ihn aber wegen des Schießens einer Möwe verurteilt, aber es ist eine nackte Tatsache, daß man einen Menschen, der Möwen schießt, als Unhold empfindet, und man läßt ihn das bald fühlen, wenn er es an Bord eines öffentlichen Schiffes zu tun versucht, während der Schnepfenjäger keinen solchen Widerwillen erregt. Auch muß auf die „Zielscheibe" mit Geschicklichkeit geschossen werden, wenn man das Höchstmaß an Duldung genießen will, und selbst dann fällt es einigen von uns nicht leicht zu vergessen, daß mancher Vogel sehr schwer verstümmelt werden mußte, ehe der Jäger die Vervollkommnung seiner Geschicklichkeit erreichte. Der verstorbene König Eduard der Siebente schoß unmittelbar nach seiner Genesung von einer schweren Operation, welche die ganze Nation in eine ängstliche Sympathie für ihn stürzte, einen Hirschen, der sich davonschlich, um genau an einer solchen inneren Entzündung zu sterben, als es die gewesen, der sein königlicher Mörder glücklich entronnen war. Viele Leute lasen den Bericht ohne die geringste Bewegung, andere hielten es für natürlich, daß der König sich als guter Schütze schämen sollte, daß er nicht imstande war, zu töten. Aber sie alle wiesen die Zumutung als einen sentimentalen Unsinn zurück, daß er wegen des Hirsches irgendwelche Gewissensbisse empfinden sollte. Hätte er aber statt dessen absichtlich ein Weibchen geschossen, dann wäre jeder verblüfft und angewidert gewesen. Die Gewohnheit wird die Menschen mit jeder Ungeheuerlichkeit versöhnen und die Mode wird sie dazu bringen, jede Gewohnheit anzunehmen. Die englische Prinzessin, die auf dem spanischen Thron sitzt, geht zu Stiergefechten, weil es spanische Mode ist. Zuerst bedeckte sie ihr Gesicht und erregte dadurch wahrscheinlich Unwillen, jetzt ist sie zweifellos eine „connaisseuse" des Sportes. Weder sie noch der verstorbene König Eduard können zu den grausamen Ungeheuern gezählt werden. Im Gegenteil, sie sind augenfällige Beispiele, wie die Macht grausamer Einrichtungen sich die Unterstützung erzwingt und schließlich den Schutz und sogar die Freude von Menschen mit vollkommen normalem Wohlwollen erringt.

Aber nicht deshalb nenne ich das Schießen vornehmer. Es fasziniert sogar Menschenfreunde, nicht nur weil es ein Spiel der Geschicklichkeit im Gebrauch des genialsten allgemein angewendeten Instrumentes ist, sondern weil das

Töten durch Geschicklichkeit auf weite Entfernung eine Macht ist, die den Menschen eher gottähnlich als menschenähnlich macht.

„Oft hab' ich die getroffen,
die ich niemals sah, und sie zu Tod getroffen"

sagte der Staatsmann zu Jack Cate (der ihn pünktlich hängen ließ). Und etwas von diesem Sinn der Macht, von dieser Prahlerei befeuert jeden Jungen, der eine Wurfgabel, und jeden Mann, der ein Gewehr trägt. Das ist der Grund, warum das Interesse für Waffenkundige tiefer als das Interesse für Criketschläger und Golfklubs sitzt. Es ist keine Frage der Geschicklichkeit oder der Gefahr. Die Menschen, die mit Kameras nach Afrika gehen und Photographien, ja sogar Kinematographien der gefährlichsten Tiere herstellen, beweisen viel mehr Geschicklichkeit und Nerven als die Herren, die uns mit ihren eigenen Bildnissen anekeln, die sie zeigen, wie sie auf dem Leib der gewaltigen Tiere sitzen, die sie gerade mit Explosivkugeln getötet haben. Es ist üblich die „Hochwildjagd" so wie den Soldatendienst im Feld als einen Beweis von Charakter und Mut zu verherrlichen, obgleich jedermann weiß, daß es zu Hunderttausenden Menschen gibt, die solche Feuerproben bestehen, darunter auch solche, die Angst hätten, in Bond Street mit einem unmodernen Hut spazierenzugehen. Worauf es bei dem Geschäft aber in Wirklichkeit ankommt, ist weder Charakter noch Mut, sondern die Geschicklichkeit im Töten. Und je größere Feiglinge und kraftlosere Schwächlinge wir sind, desto wichtiger ist uns diese Geschicklichkeit. Die Fähigkeit unsere Feinde zu töten, ohne mit ihnen in ein Handgemenge zu kommen, ist für uns eine Sache von Leben und Tod. Die Folge davon ist, daß unsere wichtigste Spielregel in der Behauptung besteht, daß etwas unser Feind sei und getötet werden müsse. Schon die Behauptung, daß man töte, gewährt einige Befriedigung, ja das Schauspiel anderer Leute, die diese Behauptung aufstellen, ist ein Ersatz dafür, den man sich gerne etwas kosten läßt. Man kann sich als Gegenstand vernünftiger Betrachtung nichts Lächerlicheres vorstellen als ein Scheingefecht in Earls Court zwischen einem Stamm nordamerikanischer Indianer und einer Truppe von Cowboys, die beide als theatralische Spekulation von Buffalo Bill importiert wurden. Von jedem vernünftigen Standpunkt aus war es absurd und unglaublich genug, diese erwachsenen Menschen sich wie Kinder benehmen zu sehen, wie sie herumgaloppieren und leere Patronen aufeinander abschießen und so tun, als ob sie tot umfielen: aber es scheint reiner Wahnsinn, daß Tausende von anständigen Bürgern in mittleren Jahren und ältere mit ihren Frauen, alle vollkommen nüchtern, dafür zahlen sollten, um dabei zuzusehen. Dennoch ereignet sich das nicht nur in Lon-

don, sondern täglich in Kinomatographentheatern und alljährlich bei militärischen Manövern. Und welcher ehrliche Mensch wagt zu behaupten, daß ihm diese Schaustellungen keinen Spaß machen? Ich gewiß nicht. Sie rufen genug von meinem knabenhaften Entzücken an Bühnenkämpfen und an den Geschichten von Kapitän Mayne Reid wach, um mich zu bewegen, dabei vom Anfang bis zum Ende auszuharren, so bewußt ich mir auch über die Dummheit der Sache bin.

Man schelte mich nicht, weil ich statt dessen, was ich fühlen sollte, das ausspreche, was ich fühle. Unsere Gewohnheit zu behaupten, daß die Dinge, von denen wir glauben, daß sie uns anwidern und mit Entsetzen erfüllen sollten, uns auch tatsächlich anwidern und mit Entsetzen erfüllen, und daß Menschen, die gegen alle Vernunft und allen Anstand darin eine Art Befriedigung finden, erbärmliche, uns ganz unähnliche Wichte sind — während, was jedermann bemerken muß, sie und wir einander wie die Kartoffel gleichen — macht es unmöglich, die Sportfrage wie jede andere Frage im richtigen Lichte zu betrachten. Man mag mit Rudyard Kipling über den Krieg oder mit Oberst Roosevelt über den Sport nicht einer Meinung sein, aber man hüte sich vor der Behauptung, der Krieg interessiere und rege einen nicht mehr auf, als Druckerschwärze, oder der Gedanke, einen springenden Tiger mit einem wohlgezielten Schuß zur Strecke zu bringen, interessiere einen nicht mehr als der Gedanke ans Zähneputzen. In ihren theoretischen Ansichten mögen die Menschen wie die beiden Pole getrennt sein, in ihren wirklichen Nerven- und Gefühlsbewegungen sind sie „zusammenhängende Glieder" eines Körpers und zwar in viel größerem Maße, als sie es gerne eingestehen. Der Grund, warum ich keine Geduld mit Oberst Roosevelts mühseligen scharenweisen Rhinozerosmorden in Südafrika habe, liegt nicht darin, daß ich mich nicht für Waffen, Schießkunst und Töten interessiere, sondern darin, daß mein Interesse für das Leben und die Schöpfung noch größer als mein Interesse für den Tod und die Zerstörung ist und ich genügend Mitgefühl mit einem Rhinozeros habe, um es entsetzlich zu finden, daß es zum Zeitvertreib getötet werden soll.

Man bedenke einen Augenblick, was man in der Regel empfand, wenn ein irländischer Bauer seinen Hausherrn erschoß oder ein russischer Großfürst in Stücke gerissen wurde, oder was bei der Lektüre von Marats Ermordung durch Charlotte Corday. Einerseits klatschten wir dem Mute, der Geschicklichkeit, der Entschlossenheit des Mörders Beifall; wir frohlockten über die dem Tyrannen erteilte Lektion und die Überwältigung der starken Unterdrücker durch die schwachen Opfer. Andererseits waren wir aber über den Gesetzesbruch durch

den Mörder des Angeklagten, auf Grund des unter keiner öffentlichen Kontrolle stehenden Ribbon Lodge (Ortsverein der irischen Bandmänner), entsetzt, ebenso wie über die Hinrichtung des Großfürsten ohne Gerichtsverfahren, Verteidigungsgelegenheit, und auch über den Verdacht, daß Charlotte Corday in ihrer Gier nach dem Blut von Unterdrückern Marat zu ähnlich war, als daß sie das Recht haben sollte, ihn zu töten. Solche Fälle sind äußerst verwickelt, mit Ausnahme jener einfachen Opfer des politischen oder Klassenvorurteils, das Charlotte Corday für eine Heilige hält, weil sie einen Radikalen getötet und die Ribbon-Leute für Teufel, weil sie ordinäre Kerle waren, die es wagten, einen Landedelmann zu töten. Aber wie uns diese Fälle auch berühren mögen, bleibt doch immer jenes besondere Interesse an individuellem Töten und daher auch das Interesse für das an der Wurzel des Schießsportes sitzende Interesse für die Mittel und Waffen, durch welche Individuen ihre Feinde töten können.

Alles läuft schließlich auf das Mitgefühl und den Appetit nach fruchtbringender Tätigkeit und einer edlen Lebensführung hinaus: da kann man an sonst nichts appellieren. Keine Vorschrift kann dieses Bedürfnis berühren. Es hat keinen Zweck in einem Atem zu sagen: Du sollst nicht töten, und im andern: Du sollst keiner Hexe zu leben gestatten. Menschen müssen getötet werden, und Tiere müssen getötet werden, ja noch mehr, man muß ganze Tierarten und Menschentypen ausrotten, ehe die Erde für anständige Menschen eine annehmbare Siedelung sein kann. Aber unter den Menschen, die man wird hinauspeitschen müssen, befindet sich der Sportsmann: der Mensch ohne Mitgefühl, der so primitive und in seinen Geschmacksrichtungen so urteilslose Mensch, daß die Zerstörung des Lebens ihm ein Zeitvertreib ist, der Mensch, dessen Horizont begrenzt ist wie der seines Hundes. Er ist nicht einmal grausam. Sport ist teilweise Gewohnheit, zu der er erzogen wurde, und teilweise Dummheit, die immer an der Verschwendungssucht und am Mangel an Sinn für die Wichtigkeit und die Herrlichkeit des Lebens gemessen werden kann. Die entsetzliche Finsternis nnd der Schmutz der Töpferwarenstädte wird im Zusammenhang mit einem tierischen Geldhunger durch die Gleichgültigkeit gegen eine dumme Verschwendung von Sonnenlicht, Naturschönheit, Reinlichkeit und frische Luft verschuldet. Eine Treibjagd wird von der Gleichgültigkeit gegen die Schönheit und das Interesse für das Leben und den Gesang der Vögel und der Gefühllosigkeit gegen brechende Augen und blutbefleckte Kadaver in Verbindung mit einer kindischen Freude am Schießen veranstaltet. Alle Menschen, die Schönheit und Leben auf diese Weise vergeuden, sind durch Mangel an Mitgefühl charakterisiert. Es fehlt ihnen nicht nur das Gefühl des heiligen Franziskus,

wonach die Vögel unsere Blutsverwandten sind, sondern sie wären auch äußerst entrüstet, wenn ein Tagelöhner oder Wildhüter irgendeinen Anspruch darauf erheben würde, zu ihrer Rasse zu gehören. Sport ist entweder ein Zeichen von Überhebung oder von blöder Konvention.

Und das führt zu der Annahme, daß Sport die Beschäftigung einer kriegerischen Rasse sei. Selbst wenn es Kriegerrassen gäbe oder ihre Existenz geduldet werden könnte, wären es nicht Rassen von Sportsmännern. Die rothäutigen tapferen Skalpjäger Nordamerikas waren die dem Sport denkbar möglichst ergebene Rasse. Sie wurden so leicht erobert wie die Auerochsen, die sie jagten. Die Franzosen können sich auf jeden Zoll Geschichte größeren Ruhmes brüsten als irgendeine andere Nation, aber bis vor kurzem waren sie wegen ihrer Mangelhaftigkeit als Sportsmänner die ständige Zielscheibe englischer Humoristen. Im Mittelalter, als sie wie Sportsleute und Gentlemen kämpften, wurden sie durch kleine verhungerte Engländer aufgerieben, die sportsmännische Methoden vorsichtig vermieden und ein emsiges Geschäft aus dem Töten machten (das sie an einer Dorfscheibe geübt hatten). Es gibt unzählige Mittel, um sich an Gefahren zu gewöhnen, ohne irgend etwas zu töten, außer gelegentlich sich selbst. Der Motozyklist hat mehr Gefahren zu bestehen als der Fuchsjäger; und das Motorfahren scheint im Vergleich zur Luftschifffahrt ganz gefahrlos. Ein Kopfsprung von einem hohen Sprungbrett wird einen Menschen ebenso ernstlich gefährden wie ein Steinwall in einem Jagdgefilde. Die Annahme, daß man keine Soldaten haben wird, wenn man keine Sportsleute hat (als ob mehr als der kleinste Bruchteil der Armeen der Erde jemals aus Sportsleuten bestanden hätte) ist ebenso absurd, wie die Zumutung, daß Einbrecher und Straßenräuber ermutigt werden sollten, weil sie abgehärtetere und kühnere Soldaten abgeben dürften als anständige Menschen. Da die Menschen jedoch törichterweise solche Behauptungen aufstellen, muß man sie wohl oder übel erwähnen, um sie ins richtige Licht zu setzen.

Die Frage läuft nun darauf hinaus: welches ist der höhere Mensch? Der Mensch, dessen Zeitvertreib der Totschlag oder dessen Zeitvertreib schöpferisch oder beschaulich ist? Ich selbst hege darüber keinerlei Zweifel, da ich von Natur aus auf der schöpferischen und beschaulichen Seite stehe. Das Schlachten ist ebenso notwendig wie das Straßenkehren, aber der Mensch, der es nicht nur überflüssigerweise gerne, sondern auch soviel wie möglich tut, indem er Lebewesen eigens für das Schlachten züchtet, scheint mir nicht viel anständiger als einer, der die Straßen beschmutzt um des Vergnügens willen sie dann zu kehren. Ich glaube, daß die Evolutionslinie dazu führt, die Geburt von Ge-

schöpfen zu verhindern, deren Leben nicht nützlich und erfreulich ist, und daß die Zeit kommen wird, in der ein Herr, den man dabei erwischt, wie er sich mit einem Gewehr unterhält, ebenso kompromittiert sein wird, wie jetzt der, den man dabei erwischt, wie er sich mit einer Peitsche auf Kosten eines Kindes oder eines alten, lahmen, mit Geschwüren bedeckten Pferdes unterhält. Der Sport ist ebenso wie der Mord ein blutiges Geschäft und der Sportsmann wird nicht immer wie jetzt imstande sein, diese Tatsache hochnasig abzuleugnen.

Aber es ist noch etwas anderes zu berücksichtigen. Wenn das Töten heroische Erregungen in uns auslösen soll, darf es nicht bloß des Spaßes halber geschehen. So interessant das Töten eines Menschen durch den anderen auch sein mag, ist es entsetzlich, wenn es bloß des Spaßes halber geschieht (der Fall des Sportsmannes) oder um den neidischen Haß des minderwertigen Menschen gegen den wertvollen zu befriedigen (der Fall Kains). Als Charlotte Corday Marat erdolchte und Hamilton von Bothwellaugh Murray erschoß, wurden sie durch unerträgliche soziale Ungerechtigkeiten, für die das Gesetz ihnen keine Gegenmittel an die Hand gab, dazu getrieben. Als Brutus und seine Mitverschwörer Cäsar töteten, hatten sie sich eingeredet, Rom dadurch zu erretten. Als Samson den Löwen tötete, hatte er allen Grund zu der Überzeugung, daß der Löwe sonst ihn getötet hätte. Man nehme an, Charlotte Corday hätte Marat zur Übung manueller und anatomischer Geschicklichkeit erdolcht, oder Hamilton hätte zur Erprobung seiner Schießkunst Murray gestürzt. Das Entzücken über ihre Taten würde mit einem Male größer, nicht kleiner, als wenn sie sie aus Liebe zum Töten begangen hätten. Jack der Aufschlitzer war einer der schauderhaftesten Narren. Aber der Zauber, den der Mord auf ihn ausübte, muß aus Entsetzen und Grauen und fürchterlicher Entartung des in seiner natürlichen Veranlagung gütigen Instinkts zusammengesetzt gewesen sein. Er war ein scheußlicher, aber heißblütiger Mörder. Die Vollendung an Gefühllosigkeit wird nicht eher erreicht, bevor nicht ein Leben geopfert, und oft grausam bloß als Geschicklichkeitsprobe geopfert wird. Peter der Große, der sich damit unterhielt, seinen Sohn zu Tode zu martern, war ein empörendes Ungeheuer. Aber so vollkommen unmenschlich war er nicht, als er dieses Verbrechen beging, wie zur Zeit, da er sich für eine Hinrichtungsmaschine für Verbrecher interessierte, die er auf seinen Reisen in einem Museum gesehen hatte, und vorschlug, einen Mann aus seinem Gefolge hinzurichten; nur um die Maschine arbeiten zu sehen. Nur schwer konnte er bewogen werden zu begreifen, daß es gegen diesen Vorgang noch einen Gefühlseinwand zugunsten seiner Opfer gab, der das Experiment unmöglich machte. Als er seinen Sohn

folterte, wußte er, daß er eine Erbärmlichkeit beging. Als er auf Kosten des Lebens eines seiner Untergebenen einen Versuch anstellen wollte, war er sich nicht bewußt, irgend etwas zu tun, das nicht jedem Edelmann als etwas Selbstverständliches erschienen wäre. Und hierin war er schlimmer als erbärmlich, er war unzulänglich, dumm, weniger als ein Mensch. Genau so ist der Sportsmann, der pfiffig und kalt, ohne den geringsten Sinn für seinen Mord und mit keinerlei persönlichem Gefühl, auf Vögel schießt, tatsächlich vom Wege des Heils weiter entfernt als der Schütze, der menschenfreundlich genug ist, aus seinem Sport einigermaßen den eigenen Sinn für Grausamkeit herauszulesen. Es ist widerlich, wenn man sein Mitgefühl so verdorben hat, daß es in eine Freude an Grausamkeit und Mord verwandelt wurde, aber gar kein Mitgefühl haben, ist etwas weniger als selbst Mörder sein. Der Mensch, der rot sieht, ist vollkommener als der Mensch, der blind ist.

Die Trivialität des Sportes macht ihn durch den Unterschied zwischen der Gefahr und der Anstrengung seiner Ausübung und den schweren Folgen seines Resultates, zu etwas viel Dümmerem als das Verbrechen. Der Faulenzer, der nichts Besseres weiß als zu morden, überschreitet die Grenzen unserer Geduld. Wenn ein Mensch die schwere Verantwortung des Tötens auf sich nimmt, sollte er das nicht zum Zeitvertreib tun. Ein Zeitvertreib ist für freie Stunden sehr notwendig. Denn obgleich ein tätiger Mensch immer eine Beschäftigung finden kann, kommt doch ein Augenblick, an dem seine Gesundheit, ja seine Existenz davon abhängen mögen, daß er nichts auch nur von der geringsten Wichtigkeit tue, und dennoch kann man nicht stillsitzen und Daumen drehen. Überdies verlangt es einen nach körperlicher Übung, man braucht einen müßigen Zeitvertreib. Nun findet der Teufel für müßige Hände immer irgendein Unheil, wenn der Müßige sein Gewissen einschlafen läßt. Aber er darf es eben nicht einschlafen lassen. Es gibt eine Menge unschuldiger, müßiger Zerstreuungen, man kann Detektivgeschichten lesen, Tennis spielen, ein Automobil steuern, wenn man sich eins leisten kann, man kann fliegen. Der Teufel mag vorschlagen, daß es ein wenig interessanter wäre, zu töten. Aber sicherlich wird nur eine beleidigende Gleichgültigkeit gegen die Heiligkeit des Lebens und gegen die Qualen der Schmerzen und der Angst, in Verbindung mit einer ungeheuerlichen selbstsüchtigen Gier nach Sensation, einen Menschen dahin treiben, den teuflischen Vorschlag anzunehmen, wenn der Sport für ihn nicht als eine gesellschaftliche Einrichtung organisiert wäre. Selbst wie die Dinge liegen, gibt es jetzt so viele andere empfehlenswerte Zerstreuungen, daß die Wahl des Tötens für den Wählenden mehr und mehr zu einer Schmach wird. Die Leichtfertigkeit der Wahl ist

unentschuldbar. Töten, wie es der Wilddieb tut, und sein Opfer verkaufen oder verzehren, heißt wenigstens vernünftig handeln. Aus Haß oder Rache töten, heißt wenigstens leidenschaftlich handeln. Töten, um der Gier nach dem Tode zu frönen, heißt zumindest niederträchtig handeln. Vernunft, Leidenschaft und Niederträchtigkeit, sie alle sind menschliche Eigenschaften. Aber töten und die ganze Zeit über ein guter Kerl sein, bloß um die Zeit totzuschlagen, wenn es ein Dutzend harmlose, ebenso empfehlenswerte Wege gibt, das heißt, sich wie ein Trottel oder wie ein dummes, alles nachblökendes Schaf benehmen.

Es steht außer Frage, daß der weite Horizont und die vertiefte Erkenntnis, die alle Lebewesen am Gemeinwohl des Mitgefühls, folglich an der Freude an fruchtbringender Tätigkeit und fröhlichem Dasein teilnehmen läßt, die Menschen weiterbringen muß, als dies törichte Vollbringen unliebenswürdiger Taten durch Menschen, die nicht im geringsten unliebenswürdig sind.

(Übersetzt von Siegfried Trebitsch)

Reisebeschreibung

Von Robert Walser

Während du, lieber Freund, mir schreibst, daß du das Vergnügen gehabt habest, durch staubige, heiße Gegenden zu laufen, die deinen Schönheitssinn wenn nicht geradezu verletzten, so doch auf keine Weise zufriedenstellten, bin ich imstande, dir mitteilen zu können, daß ich eine Fußreise gemacht habe, die mich durch das schönste grüne Bergland führte. Du hast auf deiner Wanderung Rokokoschlösser und -gärten gesehen, ich auf der meinigen Felsen, grüne Weiden voll der verschiedensten Gräser, Kräuter und Blumen, Kühe auf der schönen, hochgelegenen Weide, einsame liebliche Bauernhäuser, Wälder voll Buchen und Tannen und Städte voller Paläste. Die Felsen, mein Lieber, schimmerten im hellen Sommermorgen- und -mittagslicht und unter all der süßen frischen Bläue eines heiteren Himmels wie weißes Papier. Anmutig lagen hie und da Felsstücke im Grün der Matte verstreut, eine reizende Malerei, das kann ich dir ruhig sagen. Überhaupt fehlte es im großen Naturgemälde, im lebendigen Weltbild, durch welches ich als wandernder Naturschwärmer marschierte, an herrlichen, wenn nicht göttlichen Einzelköstlichkeiten und seltenen Kostbarkeiten keineswegs. Ich lief von meinem Kloster, wo ich, wie du weißt, zurzeit vor-

übergehend wohne, am frühen Morgen mit einem erheblichen, sehr nennenswerten Stück Jurakäse in der Tasche munter weg, um über die Berge nach S . . . zu laufen. Was zwischen dem Ausgangsort und dem Wander- oder Reiseziel liegt, waren erstens Berge, zweitens nochmals Berge und drittens noch einmal Berge. Ich lief immer bergab und bergauf, fiel bald in eine Schlucht oder Abgrund oder Tal hinunter, um unmittelbar nachher wieder aufwärts in den Himmel oder wenigstens auf eine steile Höhe hinaufzuklettern. Es war ein fortlaufendes Sinken und Aufsteigen, ein Hinunterfallen oder -stürzen und Hochemporstreben, ein Klimmen, Klettern, Mich-an-Asten-Halten, ein Rutschen über Geröll herab und ein Rock- und Hemdkragen-Abziehen, weil es mir in der Beengung der Kleider zu heiß wurde. Meinen wüsten, steifen, alten und eleganten, d. h. ehemals einmal eleganten, jetzt aber schäbigen Hauptstadthut trug ich in der Hand, und so lief ich, und mit mir flogen oder segelten die Meerschiffe, Luftschiffe, d. h. die großen weißen Wolken am meergleichen und blauen Himmel, der sich wie eine blaue, heiter schwebende und schwimmende Seligkeit über meinem vom Laufen rotbraunen, rostigen und sonnverbrannten Kopf ausbreitete. Es war heiß, das Laufen war mühsam, aber wie war die Welt schön. O wie schön ist das Reisen zu Fuß, mein Allerbester. Hier laß mich ein wenig Atem holen und im Schildern, Malen und Schreiben eine kleine Erholungspause machen.

*

Erde und Himmel harmonierten zusammen mit ihren hellen frohen Farben wie die Stimmen eines süßen, lieben Liedes, Volksliedes, Kunstgesanges oder lieblichen, glücklichen Konzertes. Die grüne Erde und der blaue Himmel umarmten einander und hingen aneinander, waren ein zusammenhängendes Schönes, lösten sich gegenseitig in ein Glück, in ein Entzücken auf und belebten und beglückten und beseelten einander wie zwei Liebende, die sich zu ihrer unaussprechlichen Freude eng umschlungen halten, die sich zu ihrem namenlosen Vergnügen und zu ihrer namenlosen Erheiterung küssen. Blau und Grün und Weiß und das zarte verlorene Gold der Sonne waren ein einziger Kuß, eine einzige Wonne, eine einzige Lust. Du siehst, ich schwärme, aber ich müßte mich ja schämen, soviel Schönes und Gutes und Reines gesehen und genossen zu haben und dabei nicht geschwärmt, geschwelgt zu haben. Von Zeit zu Zeit stieß ich, wie ich mich erinnere, einen leisen oder lauten Jubelschrei aus, ganz wie ein kleiner dummer Junge oder wie ein nicht ganz mehr Gescheiter. Zum Glück stand ich in keinem hauptstädtischen Salon, wo dergleichen als komisch und lächerlich würde gegolten haben, sondern auf freier, weiter, luftiger,

froher, heller, grüner, fröhlicher, sonniger und unabhängiger Wiese, Weide oder Matte in einer Gegend, wo niemand ist, der ein Interesse haben kann, einem auf das Benehmen zu gucken, ob's ein gutes und feines oder ein schlechtes und dummes Benehmen sei. Mir war, wie ich so davonlief, ein Satz, Gump oder Luftsprung lieber als alles gute Betragen, welches an sich überhaupt, weil es nichts schafft und nichts tut, nicht gar viel Wert besitzt. Leben, schaffen, etwas vor sich hertreiben, meinetwegen auch tüchtig faulenzen, ja, das lasse ich mir gefallen. Zum Kuckuck mit den vortrefflichen Manieren, die aus einem klaren und redlichen Menschen einen Esel, einen Gimpel machen wollen. Verzeih, lieber Freund, die Abschwenkung und laß dir jetzt sagen, d. h. habe die Gewogenheit, mir zu erlauben, dir zu sagen, daß ich nachgerade, indem ich so fleißig ins Blaue, Helle und Grüne hinausmarschierte, etlichen, nicht geringen, vielmehr verhältnismäßig großen Durst litt, aber ich war ganz froh, daß ich Durst hatte, daß ich nicht nur in einem fort zu genießen und vor Spaß fast verrückt zu werden brauchte, sondern daß ich auch ein wenig mit Leiden und Entbehrungen kämpfen durfte. Eine Wanderung muß auch mit einer Portion Mißhelligkeit und Anstrengung verknüpft sein. Das Angenehme würde unangenehm werden, wenn es nicht durch Unannehmlichkeit da und dort wieder aufgefrischt und durchwürzt würde. Die helle warme Luft, der frische bezaubernde Wind, der gleich einer Liebkosung und Schmeichelei über den Bergrücken strich, die lachende Aussicht, die schönen Bäume, die grasenden friedlichen Tiere mit ihren idyllisch tönenden Glocken am Halse, der Frieden, die Freude, der Wohlklang und die göttliche, entzückende Freiheit, ferne und nahe Sennhütten, das Gezwitscher der Vögel, der dunkle Wald mit dem jungen Grün, Duft und Klang und Farbe: Mensch, gib zu, daß ich von Glück sprechen und dir melden darf, daß ich mich im besten Sinn gehoben, getragen, befriedigt und beseligt fühlte. Ich warf mich an einem hübschen Plätzchen unter einer hohen Tanne auf das weiche Moos, ins Gras, zog meinen verborgenen Schatz, nämlich den saftigsten aller Käse aus der dunklen Höhle oder Tasche ans Tageslicht und aß und frühstückte wie ein regierender Graf.

*

Ich habe ein Uhrmacherdorf gesehen, von dem ich weiter kein Wesens machen will, obschon es ein noch immer genugsam hübscher und netter Anblick war. Aber ich sah dann ein Dorf, das in seinem Tal lag wie ein schöner wunderbarer Traum im andern, oder wie der tiefe beglückende Gedanke im andern; denn, nicht wahr, immer ist neben einem Traum oder neben einem Gedanken ein anderer. Etwas Schönes und Vielsagendes ist nie allein, ebenso wie etwas Schlechtes

und Unglückliches nie allein ist. Alle Dinge treten verworren, ineinander verstrickt, miteinander verbunden auf. Die Erscheinungen sind eine Kette und die Welt ist ein merkwürdiges Verhängnis. Oho! da philosophiere ich schon wieder. Weg damit, das will nicht recht zu meiner heiteren und kecken Reisebeschreibung passen, die den, der sie liest, mehr unterhalten und belustigen als niederdrücken und nachdenklich stimmen soll. Wenn ich ein Zeichner oder Maler wäre, so hätte ich auf dem Wege gewiß allerlei gezeichnet, skizziert, ab- und nachgebildet, um es mit nach Hause als reizende und bleibende Erinnerung zu nehmen und zu tragen, etwa ein Gehöft, ein altes bröckelndes Stück Mauer, weidendes Vieh, einen Bauer, eine Dorfansicht, einen alten Kirchturm, einen bloßen Weg, der sich in einem Stück Wald zart verliert, eine Frau, einen Acker, oder nur eine einzelne Blume, ein Blatt, einen Käfer oder einen Schmetterling, ein Huhn in einem Hühnerhof, eine hochaufragende Felsenpartie, schimmernd in blendend heller Sonne, eine Tanne, eine Buche, eine Holzhütte, eine Ruine, einen Bach, ein blühendes Gestrüpp voll Vögleingezwitscher, wobei zu gestehen ist, daß auch der fertigste Zeichner und Künstler das himmlische liebe Singen und Summen und Girren eigentlich nicht abzuzeichnen und wiederzugeben vermag. Alles war so schön, was ich sah, und ich sah so viel und konnte mich an all dem Vielen, an all dem Schönen und Sehenswerten gar nicht sattschauen. Vier wütende Hunde bellten mich auf einer stillen, sonnigen Dorfstraße frech, lieblos und unfreundlich an. „Nun, es sind Hunde. Man muß es ihnen nicht verübeln," sagte ich mir, zog ein wenig das Bein ein, da ich mir schon wie am Bein gepackt vorkam, ging weiter und kam zu einem unter prächtigen Tannen reizend gelegenen Brunnen, daran ich so recht aus Herzenslust und nach Wohlgefallen, Belieben und Gutdünken meinen angesammelten, bis dahin treulich zusammengesparten Durst löschen und austilgen konnte. Herrlich ist es, auf beschwerlichen Reisen und Märschen an solch einen kühlen Ort zu kommen, wo man die Getrocknetheit und alles Heiße im frischen Wasser baden, den Kopf ins Wasser tauchen und sich ganz mit frischem Mut und mit frischer Kraft überschütten kann.

o

Ich wünschte, daß du dabei gewesen wärest, nämlich oben auf dem höchsten Gipfel des weitausgedehnten Gebirges, wohin ich nach etlichen Ruhepausen und mit Zusammenraffung aller Kräfte gelangte. Herrlich ist es dort oben, der Himmel glich einem feurig-blauen Strom, einem Meer von daherfließenden blauen Gluten, und ein so rauher Wind wehte mich aus Westen an, daß ich nach kurzer Zeit blaue Hände bekam. Herrlich, sage und wiederhole ich, ist es auf hoher Berge felsigen Kanten, von denen aus man in die Ferne und in die

abgrundähnliche Tiefe schauen kann. Tiefe und Weite sind von überwältigender Hoheit und Schönheit, von wilder und zugleich heiterer Majestät. Berge sind Könige, und der, der auf einem schönen Berge steht, kommt sich wie ein König vor. Ich stand aber zunächst nicht wie ein Fürst, Feldherr, Befehlshaber oder König da, sondern sank wie ein müder Kerl auf den grünen Boden, um die zerstreuten Kräfte wieder einigermaßen zu sammeln. Eine mächtige Wolke schlich mit fabelhafter Geschwindigkeit daher, legte sich über den Bergrücken, hüllte augenblicklich alles ein, derart, daß alles schwarz vor meinen Augen war und ich keine Handbreit mehr um mich zu schauen vermochte. Bald aber war wieder alles hell und freundlich licht. In der Tiefe dehnte sich in zarten, verschwommenen Farben die Ebene mit ihren Flüssen, Seen, Dörfern und Städten, Feldern und Wäldern aus, alles so zierlich, so klein und doch so unendlich groß mit seiner wunderbaren, lichtdurchzitterten Ferne. Alle Berge standen herum wie ehrwürdige, riesenhafte Gestalten aus der sagenreichen Geschichte. Stelle dir die Luft, die Pracht, die Freiheit und die Schönheit vor, vor allem die wunderbare Bergluft, die einzuatmen ein Glück ist. Stelle dir eine weitausgedehnte grüne Platte vor, die entzückend in die Tiefe abstürzt, und deren Grat oder oberster Rand so gezeichnet ist, daß man glaubt, ein Ungewitter oder sonst etwas Ungeheures habe diesen Schwung, dieses Gemisch von Zartheit und Wildheit hergestellt und heraufbeschworen. Es hat etwas im höchsten Grad Elegantes und Schlankes und wieder etwas Dämonisches, Schreckeinflößendes. Nachdem ich mich erholt hatte, fing ich an, den Berg hinabzutanzen. Es nahm, riß mich nur so mit, warf, schleuderte mich abwärts, ging mit mir davon, nahm Reißaus, packte mich und warf mich ohne lang zu fragen den Absturz herunter. Ich kam in einen Wald, der ganz wie von der Sonnenglut verbrannt aussah. Mein Gesicht glühte, brannte. Ich bildete mir ein, ich sei in Spanien oder irgendwo in Zentralamerika. Was brauche ich Weltreisen zu machen nach dem fernen und fernsten Ausland, die mir lange nicht so viel zu bieten vermögen wie das Spiel meiner lebhaften Phantasien. Die Einbildungskraft ist größer als die Erde, und eines Menschen Gedanke führt weiter hinaus ins unbekannte Weite und in alles Geheimnisvolle als Eisenbahn und Luxusdampfer, wo sich der Reisende doch nur wieder mit Reisenden abgibt und mit kleinen hausbackenen Gesprächen, statt mit rätselhaften und unglaublich hohen und schönen Dingen.

*

Es fällt mir ein, daß ich bei meinem Schreiten über blumige Bergmatten die schönste Gelegenheit gehabt hätte, für deine Frau, die ich von mir freund-

lich und herzlich zu grüßen bitte, den zierlichsten Blumenstrauß zu pflücken. Aber ehe die Blumen der Empfängerin zu Händen gekommen wären, würden sie alle ihre Zier, ihren tauigen Wunderglanz, ihre entzückende Frische, leichte und zarte Schönheit, ihren Reiz und ihren Duft völlig verloren haben. So laß mich denn meinen Bericht fortsetzen und dir sagen, daß ich unten, zu meines Giganten oder Berges Füßen, in ein so heißes, blendend helles, reiches, feuriges, an allen Ecken brennendes Dorf hineinkam, wie ich noch nie in meinem Leben den Fuß in eins setzte. Das Dorf brannte nicht buchstäblich, aber es glühte eine prächtige spanisch-mexikanische Sonne darin. Die Grasebene glühte, die Häuser standen wie in einem weißen Flammenmeer da, über die Felder wehte ein brennend heißer und doch wieder kühler Wind. Ich war vor einer halben Stunde noch oben in Nordland, d. h. auf dem frischen, kalten Bergrücken gewesen, und jetzt mit einmal so in dem Süden drinnen, in der Sonnenglut und im Feuer. Reizend stand auf einem Felssprung ein verwittertes ritterliches Schloß mit trotzigen, rauhen Zinnen und Türmen, und die Türme waren ein flüssiges Feuer, loderten im Mittagslicht. Alle Gegenstände schienen sich in einer Wärme, in einer Glut, in einer Schönheit zu verzehren, und die Gesichter der Dorfbewohner waren braun und schwarz. Freilich gab es auch Gesichter hinter Fenstergardinen und in schattigen Gärten, die ein zartes Blaß zeigten, die bleich waren wie stilles, sanftes Mondlicht, Bilder von der anderen Seite der Welt, durchgeistigte Gesichter, die an Melancholie, Entsagung und an Verzagen erinnerten. Rüstig, wie es einem wackeren Wandersmann ziemt, ging ich vorwärts, kümmerte mich nicht allzuviel um Einzelnes, sondern hing immer voll Vertrauen am luftigen, weit umherblitzenden und schimmernden Ganzen. Wer in der weiten Welt umherzieht, hat das Weite im Auge, hängt mit seinen Gedanken und mit seinen Augen am Großen. Das Kleine und Einzelne fliegt an ihm vorüber.

*

Versetze dich, lieber alter Kamerad, in dieses Leuchten, in diese Helligkeit, in dieses Feuer, in diese Welle von Hitze, in diese Welt von sprühendem, heißem Leben, und schreite jetzt mit mir aus und komme bald darauf mit mir in eine wunderbare, kühle, dunkle und stille Schlucht hinab, die ein von Felsenstufe zu Felsenstufe hinabstürzender reizender Bach mit seinem murmelnden und melodienreichen Geräusch erfüllt, das ganz nur kühles, feines und zartes Rauschen und Rieseln ist, ganz Zurückhaltung, ein Ort der Ruhe, Kühle und Stille, und du wirst mit mir so, wie wenn wir verzaubert worden seien, stillstehen und um dich blicken und lange Zeit damit verbringen, aufmerksam auf die lieb-

liche Wassermelodie zu lauschen. Ich war in einen Traum hineingekommen, wo alles eine ganz andere und fremde Farbe hat. Der Ort hat eine göttliche Romantik, einen unaussprechlichen Zauber, einen in der Tat hohen Grad von seltener Naturschönheit. Vorhin alles heiß und laut und glitzernd hell, jetzt alles still, kalt und in halbe Helligkeit gehüllt, derart, daß Nacht und Tag, Morgen und Abend sich miteinander zu streiten scheinen. Man weiß nicht, ob man träumt oder ob man wirklich lebt. Man bildet sich ein, man schlafe, und sehe im Schlaf, im Traum eine entzückende Schlucht, und höre im Schlaf die muntere Stimme des Baches, der sein silberiges, zauberisches Wasser von Terrasse zu Terrasse wirft, der da bald zischt und schäumt und sich überschlägt, und bald sich in Nischen und Felsenbecken, in geheimnisvollen dunklen Grotten zu kleinen stillen Seen ansammelt. Man meint, man lebe im Zauber, im Wort- und Ton- und Klanggehalt eines Liedes, das von solch einer kühlen, stillen, zaubervollen Schlucht singt, und man meint, man lese in einem schönen, edlen Buch, welches an einer bestimmten Stelle den Leser in solch eine schöne, liebe, kühle und dunkle Schlucht hinabführt, um ihn zu bannen und auf die beste Art zu fesseln an des Zaubergemäldes heimlich-umstrickende Schönheit. Wie ich so stand und lauschte, bildete ich mir wie von ungefähr oder wie ganz von selbst ein, ich sei ein Held und ruhe hier, umrauscht von erquickenden und erfrischenden Wasserfällen, von den Anstrengungen und Gefahren langer, abenteuerlicher Fahrten und Reisen aus. Eine edle, schöne Frau, meinte ich, müsse jetzt kommen, still aus dem Gebüsch hervortreten, mit seltsamer, fremdartiger Geste, und mich fragend betrachten. In dieser Schlucht sein, mein Freund, bedeutet soviel als denken, man werde nie mehr wieder daraus herausgehen, nie mehr wieder sich entfernen von so traulicher, verbindlicher Stelle, von so süßer und angenehmer Träumerei, von so holden Melodien, von so reizvollem Aufenthaltsort. Wie frischer Schnee schimmerte das weiße Wasser mit seinem spritzenden Strahl in der dunklen, grünen Umgebung, zwischen den uralten, moosumschlungenen, grandiosen Felsblöcken, die umherlagen wie die unerschütterlichen Beweise einer seltsamen, fragwürdigen Vergangenheit. Die Schlucht selber war wie eine zarte, sorgsame, stille und leise Frage. Von hoch oben aus dem unsichtbaren Himmel drang hie und da ein kleiner heller Lichtstrahl in den dunklen, feuchten Frieden dieser lieblichen Unterwelt hinab, einen Zweig oder eine Felsenkante vergoldend. Sonst alles gleich dunkel, gleich still und gleich ruhig. Das immerwährende Geplauder des Baches vermehrt noch die Stille und den süßen Hauch von Frieden, die durch die Schlucht wie Frauen dahinschleichen, welche weiche, lange, schöne Gewänder anhaben und mit großen,

liebevollen und zugleich verwunderten Augen den Wanderer oder Besucher anschauen, der hier betroffen stillsteht. Obenzu ist die Schlucht mehr wild und trägt den Charakter der unerbittlichen Natur, nach unten zu aber läuft alles Wilde aus und bricht sich in einer gartenhaften Zartheit, sanft wie reife Kunst und edles Denken wird hier das Bild, man muß, indem man es anschaut, den Atem anhalten, und man wünscht, daß es keinen Wandel, keine Zeit und keine Veränderung in der Welt mehr gebe, damit man hier für immer stillstehen, stehend schlafen, horchen, empfinden und träumen könne und immer dieses himmlische Wassergeplauder und leise Blättergeflüster vernehmen und mit dem Ohr trinken könne.

*

Wenn es jetzt anfängt ein wenig zu wirtshäuseln, so vergib mir. Ich ging nämlich, nachdem ich aus dem Schluchtentraum und -zauber herausgetreten war, für den ich lange nachher noch immer eifrig glühte und schwärmte, in eines der niedlichsten und nettesten ländlichen Wirtshäuser, die man sich auf der Welt zu denken vermag. Ich wäre meiner Meinung nach ein starker und bedeutender Dummkopf gewesen, wenn ich in die liebliche, einladende Erfrischungshalle nicht hätte hineingehen wollen. Zum Glück war ich kein Tropf, der sich lange besinnt, sondern ich trat voll schönen Vorurteils, voll Vertrauen und ohne mich im mindesten zu besinnen, hinein und bestellte etwas zu trinken. Es kam ein guter, leichter, klarer Weißwein heran, dem ich die Ehre wohl anzutun wußte. Glaube nicht, Bruder, daß ich den Schoppen oder halben Liter ungetrunken lange auf dem Tisch stehen ließ. Es folgte rasch ein zweiter, denn auf Märschen oder Eilmärschen weiß man einen guten, vernünftigen Tropfen zu schätzen. Reizend lag ja schon das Wirtshaus so mitten drin im Grünen und im Freien. Goldene Abendsonnenstrahlen huschten über den kleinen, behaglichen Garten hinweg in die ringsum liegenden üppig blühenden Wiesen. Ein Priester oder Abbé saß auch da, und die Wirtin schien mir eine sehr freundliche Frau zu sein. Mitten im Gärtchen stand ein rötlich- und weißlich-blühender runder Apfelbaum, der wie ein Kind, das auf den Sonntag prächtig herausgeputzt worden ist, in die Welt hineinblickte. Alles Ersichtliche war von träumerischem Gold umsäumt, wie ein schönes, ernstes Bild von seinem zarten Goldrahmen, um es noch köstlicher zu machen mit der Umrandung und Umfassung. In der nächsten Nähe stand der edle, dunkelgrüne, stille Wald mit goldenen und silbernen Tannenspitzen. Wunderbar und mit vernehmlicher Wehmut sangen aus den Bäumen heraus die Singvögel, daß der wilde, süße Gesang in die ganze umliegende goldene Abendwelt hinausschallte und -schmet-

terte. In einer Wehmut liegt immer eine tiefe Freude, denn die Wehmut ist ja der Glanz, der über allem Schönen liegt. Die Sonne warf rosige Wonnen an das Wirtshaus, und Leute spazierten vor dem Lust- oder Wirtshausgarten still vorbei, indem sie etwa einen Blick in die wirtshäuselige Herrlichkeit hineinwarfen. Mich lockte es bald, aufzubrechen und weiterzugehen, denn ich vermochte vor lauter Glück, Liebe, Freude, Behaglichkeit und Erglühen vor soviel Schönem gar nicht stillzusitzen. Ich zahlte und ging, und indem ich wegging, ging ich neuen Zaubereien, neuen unerhörten Schönheiten entgegen. Die schönen Bilder und Gesichter traten mir selber von sich aus entgegen, nahmen mich bei der Hand, zogen mich zu sich hin, schauten mich an mit unergründlich tiefen und lieben Augen. Alles war in Güte und Freundlichkeit, in Abendschönheit und süße, sanfte Unverständlichkeit getaucht, gebadet. Alles war feucht von tiefen und schönen Farben, über allem lag ein Abendhauch und -glanz, ein Schönheits- und Wehmutszauber. Ich verging beinahe vor Schauen und Fühlen. Die Luft war blaß, mild und goldig und voll Getön. Abendlieder hallten von Zweig zu Zweig, und die weißen, sauberen Wege besaßen einen Hauch von zartem Erröten. Über den dunklen Wäldern schwebte da und dort leises Abendrot wie eine flehende, süße Bitte, wie ein Vergöttern und Liebkosen. Die Gärten standen voll Abendfeuer, voll sinkenden Sonnenscheins und voll duftender Blumen. Das Gras duftete weit und breit in die feuchte, weiche Atmosphäre. Mir war es, als sei ich in einer Kirche und sollte beten, so voll Glück, Freude und schauerndem Dank war ich. Aus allen grünen Gebüschen heraus drangen leise Jubelstimmen wie zum Lobe Gottes. Vogelstimmen sind Gottes Stimmen. Alles war ein Schwimmen, ein Fließen, ein Tönen. Ich kann es dir nicht beschreiben. Es ist unbeschreiblich. Es tönt in Mozarts himmlischen Melodien.

*

Du hättest die schmucken Bauernhäuser so inmitten der üppigen weißlichen Blütenbäume stehen und liegen sehen sollen, und du würdest dich unendlich tief über den Anblick gefreut haben. Du hättest mich auf dem Weg, der voll menschlicher Gestalten war, einen alten bärtigen Mann grüßen sehen sollen, den ich aus lauter Überschwenglichkeit dafür hätte bezahlen mögen, daß ich ihm guten Abend sagen durfte, da ich sah, daß er arm war. Ich war so berauscht, so gesättigt, so getränkt, und doch suchte ich überall herum nach neuen Befriedigungen, weil ich noch lange nicht befriedigt war. Ich war satt und zugleich unersättlich; befriedigt im höchsten Sinn und Maß und zugleich im höchsten Grad nach neuen Sättigungen und Beruhigungen begehrlich. Unruhig und zugleich glücklich war ich; sehnsüchtig und zugleich völlig ruhig. Du hättest mich

hier und dort stehenbleiben und nach allen Seiten Umschau halten sehen sollen, da ich neugierig und gespitzt auf Wissen und Sehen und Beobachtungmachen war wie ein kleines Kind oder ein behender Berichterstatter. Du hättest am schönen, stillen grünen Waldrand zwei hübsche Mädchen auf einer Bank sitzen und sehen sollen, was für einladende Augen sie mir machten. Ich aber ging weiter auf die Suche nach weiterlei Schönheiten, obgleich ich gewiß sehr gern zu den Holden hingetreten wäre, um mit ihnen anzubändeln. Göttlich ist der überfließende Reichtum der Welt. Ihr Reichtum, wenn man lebhaft schaut und fühlt, grenzt ans Fabelhafte und Ungeheure. Wie klein und arm sind wir Menschen. Du hättest eine rührend kleine und schöne Vorstadt in der goldenen, göttlichen, bezaubernden Abendsonnen-Überschwemmung und -Überströmung sehen sollen, wie da das Kleinste rötlich glühte, des kleinen Arbeiterkindes Gesicht, die Männer- und Frauengesichter, und das Gesicht des Einsiedlers, der mir nah bei seiner lieblich gelegenen Einsiedelei begegnete. Seine Gestalt gehörte mit zu all den rührenden, ergreifenden Gestalten. Du hättest es strahlen sehen sollen über Acker und Felder, über Hügel, Bäume und Häuser. Die Sonne bereitete sich zum Abschied von ihrer Erde vor unter wundervollen und grandiosen Gebärden. So küssen sich und überhäufen sich mit Beweisen von Zärtlichkeit, wenn sie voneinander Abschied nehmen sollen, zwei sterblich Liebende, blaß im Gesicht vor Trennungsschmerz. Warum sind Liebe, Zärtlichkeit und Freundschaft nicht unsterblich wie die Sonne? Warum muß die Fülle des Gefühls, das hohe, gedankenvolle Streben sterblich sein und seinen Untergang im kalten Grabe finden? Du hättest mich in ein Kirchlein, das reizend in den Felsen eingebaut war, treten und alter Grabmäler sonderbare Inschriften entziffern und lesen sehen sollen. Ich sah in der Kirche, deren Inneres einem Schmuckkästchen ähnelte, entzückend schöne Wandmalereien aus dahingegangenen frohen und gläubigen Zeiten, aus Zeiten, wo die Menschen noch Zeit und Lust und Trieb hatten, sich das Leben auszuschmücken und reich zu machen durch fleißigen Verkehr mit den Seltsamkeiten und Geistigkeiten. Wie arm ist eine Welt ohne Vergeistigung und Begeisterung, ein Menschenleben ohne Innigkeit und Schauer des Überirdischen. Schon wurde es dunkler und dunkler, doch nur leise. Der Abend dehnte sich wie ein behaglicher, reicher Zauberer aus, ging überall mit seinen schönen Gesten still herum, drängte und mischte sich in alles, streute Ahnungen aus, guckte mit seinem edlen Gesicht und mit seinen glanzerfüllten, tiefsinnigen Augen hinter jedem Gegenstand mild und gütig hervor. Schöner und schöner schimmerte das Abendlicht in den Bäumen. Ich ging still, fast andächtig weiter. Noch hat mich immer der Abend mit seinen

Feierlichkeiten andächtig gemacht. Ein junges hübsches Mädchen begegnete mir. Beinahe nahm ich mir heraus, sie anzureden, um sie zu fragen, ob sie auch von Glück und von Mißgeschick schon etwas erfahren habe und ob sie nicht auch fühle, wie schön und gut die Welt sei. Aber ich ging weiter, denn es ist nicht meine Art, mich zu überheben und Leute durch aufdringliches Wesen unnötigerweise stutzig zu machen. Ich fand es schon schön, daß ich das nette junge Mädchen überhaupt nur sah. Im Wald, der nun kam, zu einer malerischen Gruppe zusammengeschlossen, lagen auf dem warmen grünen Waldboden, im friedlichen anmutigen Halbdunkel, etliche junge Männer, die mit guten und starken Stimmen, so recht aus der zufriedenen Brust heraus, ein Waldlied zusammen sangen, das überaus annehmbar und wohltuend in die stille Gegend klang. Eine breite Allee, ein Mädchen in Rot, allerlei spazierende Menschen, ein prächtiges Wirtshaus im Stil der Kaiserzeit mit schönem Garten, ein anderes schönes Haus, welches ein Edelsitz zu sein schien, eine Gaststube, behängt mit Schlachtenbildern und Generalsbildnissen, eine vornehme Reiterin, die auf Herrenart zu Pferde saß, eine Erzieherin oder Gesellschafterin mitten im Grünen, in einer Art Park, von einer Schar Kinder umgeben, mit denen sie ein Spiel spielte, seien flüchtig erwähnt. Ich war nun in die Stadt hineingekommen.

✿

Wenn ich dir zu berücksichtigen gebe, wie ich schon berauscht und trunken und außer mir vor Lust über das bißher Genossene, über alle die landschaftliche und ländliche Schönheit war, so wird dich das Geständnis, welches dir sagt, daß mein Entzücken, als ich in die märchenhaft schöne, vom Sommerabend vergoldete, verzauberte Stadt hineintrat, seinen höchsten Grad erreichte, nicht in allzu großes Erstaunen setzen. Stelle dir ein mächtiges, imposantes, kriegerisch-trotziges Stadttor vor, unter dem ich in die Stadtschönheit und -herrlichkeit hereinmarschierte mit einem Gesicht, das von Freude und von dem zärtlichen Sonnenschimmer leuchtete. Mehrere Menschen schauten mich mit einigem Erstaunen an, als sei ich eine gänzlich befremdliche und unverständliche Erscheinung. Ich zerbrach mir aber den Kopf nicht lange, was es Erstaunliches an meiner Person geben könne, sondern ging weiter und schaute mir alles Sehenswerte aufmerksam an. Eine alte riesige Bastion oder Befestigung in des berühmten Vauban Stil war ganz mit süßestem und freudigstem Sommergrün behangen und umschlungen, was einen wundervollen Anblick darbot. Eine schöne, junge, schlanke Dame und ein Mädchen an ihrer Seite gingen dicht vor mir, und ich wußte nicht recht, was ich höher schätzen und mehr bewundern sollte: die großartigen, fabelhaften Bauwerke aus der alten

Zeit oder die liebenswürdigen weiblichen Mitwelterscheinungen, die beiden schönen und schlanken und feinen Frauenfiguren, die mit lächelnden Gesichtern leicht dahinschwebten. Gar zu gern würde ich meinen Hut vor ihnen haben wollen lüften dürfen, aber es lag kein näherer Grund zu einem derartigen galanten Manöver vor. Stelle dir, mein Lieber, auf engem Platz und in engen Gassen und engen alten Straßen die prächtigsten dunklen und weißen Paläste vor, die schönen Fenster, die edlen hohen Säulen, die Standbilder, die alten herrlichen Brunnen, die Prunkfassaden und die bis in den Himmel emporragenden, staunenswürdigen, schlanken Türme. Göttlich, sage ich dir, war die städtische Baukunst und Pracht, die ich da sah. Eine ungeheuerliche Marmorkathedrale stieg in bewunderungswürdiger Eleganz und Schönheit ganz nahe vor meinen staunenden Augen in die Höhe, denn sie stand, wie alles Sonstige, in der gedrängten, üppig beladenen und belebten Enge mittelalterlichen Gassengewirres. Viele ernstgekleidete Leute, besonders Frauen, stiegen die prachtvolle weiße Steintreppe hinauf, um in die Messe oder zum Gottesdienst zu gehen. Alles war still und namenlos zart und schön. In der blassen und goldenen Luft, um die Türme herum, flogen Schwalben und Tauben, und fröhliche Kinder spielten auf der Straße, die ganze Stadt schien im schönen Abendlichte zu spazieren. Es kam mir wie ein Traum, wie eine Phantasie, wie ein Gedicht oder wie eine edle, liebevolle Malerei vor. Da ich ein vornehmes Gasthaus ganz dicht neben der Kirche sah, so ging ich hinein. Es war die „Krone", das erste Gasthaus in der Stadt. Die Gesandten und Botschafter von Frankreich waren hier in früheren Zeiten ein- und ausgegangen. Marschall Bassompierre, Goethe, die Zarin Alexandra und Napoleon der Erste, als er von seinem Italienfeldzug heimkehrte, wohnten und übernachteten einstmals hier, ebenso der Graf Gobineau. Im Gastzimmer redete alles, Bilder und Mobiliar, noch von den einstigen merkwürdigen Zeiten, von der Vergangenheit Sonderbarkeiten. Ich setzte mich, indem ich mir ganz wertlos und überaus belanglos vorkam, an ein zierliches Rokokotischchen und bestellte mir Essen und Trinken, denn ich wußte jetzt nachgerade, was Appetit war. Die große schöne Stube war voll Offiziere. Einige von ihnen spielten Billard, der Wirt, der das Aussehen eines Pariser Künstlers besaß, ging von Tisch zu Tisch, lächelte und spielte nach allen Seiten den feinen, weltgewandten Gesellschafter. Auch bis zu mir beliebte es ihm sich herabzulassen. Mich entzückte ein so hoher Grad von Huld. Jetzt kam mein Essen, über das ich mich wie ein hungriger Jagdhund hermachte. Der Wein war herrlich. In einer hübschen, traulichen Fensternische saß, mit Nähen beschäftigt, eine alte ehrwürdige Dame, eine Frau, wie jedermann sie sich zur

Mutter oder zur Tante wünscht, eine unendlich sympathische, vertrauenein-flößende Erscheinung, mit so gescheitem Gesicht, edlem Kopf und im hohen Alter weichen und lieblichen Bewegungen. Als ich, nachdem ich gehörig gegessen und getrunken und die Zeche bezahlt hatte, wieder auf die Straße hinausging, ragte die göttliche Kathedrale aus dem Dunkel, das nun bereits draußen herrschte, blendend weiß und schimmernd hell, wie eine süße, unglaubwürdige Traumerscheinung, und gleich einem hohen Helden empor. In der Gasse war es still. Nur einige wenige Leute standen und gingen noch herum. Ein anderes gigantisches Gebäude, das in der Straße breit und wuchtig stand, fiel mir auf, ich fragte einen Mann, der mir entgegenkam, nach der Bedeutung des Hauses. „Das ist die Jesuitenkirche," sagte er. Das Gebäude besaß einen hohen und kühnen architektonischen Schwung und strotzte von seltsamer Schweigsamkeit, von stummer Größe und heimlicher Willensstärke. „Verborgene Energie!" flüsterte ich zu mir selbst und ging gemächlich weiter. Da kam ich, indem ich so in der dunklen Stadt und ihren rätselhaft stillen Gassen umherspazierte, zu einem kleinen Palast von reizvoller, sonderbarer Bauart. Schon halb verfallen, wie er dastand, machte er einen höchst vornehmen und stolzen Eindruck. Daneben floß ein breiter Strom, ich ging über die Brücke in die Vorstadt hinaus. Alles schien zu schlummern, da und dort ein Licht, sonst alles dunkel.

*

Ich hätte nun auch in der „Krone" logieren, übernachten und Quartier beziehen können wie seinerzeit der Herr Marschall Bassompierre, aber da ich mich noch so munter fühlte und die Nacht noch so schön warm war, so zog ich, wie du dir leicht denken kannst, vor, die Wanderung fortzusetzen und weiterzumarschieren. Ich stand ja, wie gesagt, bereits in der Vorstadt, und schlafen in solch einer schönen Nacht wäre langweilig gewesen. Daher ging ich kurz entschlossen weiter, und bald befand ich mich wieder im Freien, draußen in der Landschaft, die jetzt allerdings keine Farben mehr zeigte, vielmehr stockdunkel war. In ruhigem Tempo, wie ein Soldat in Reih und Glied, schritt ich auf der dunklen Landstraße vorwärts, immer hübsch Schritt für Schritt, denn ich hatte ja Zeit genug, eine ganze lange Nacht lag vor mir. Anfangs wollten Füße und Beine ein wenig rebellieren und gegen eine starke Zumutung Protest erheben. Aber ich beachtete ihr rebellisches Gemurmel in keiner Weise, sondern übte Zwang aus, und sie gehorchten. Völlig dunkel lag das Land da. Zwei bis drei späte Wanderer kamen mir noch entgegen. Von Zeit zu Zeit kam ich an einem Bauern- oder Landhaus vorüber, und ich vermochte in der nächtlichen Dunkelheit noch

ein Gartentor, einen Brunnen, einen Baum zu unterscheiden. Eine Zeitlang ging der Weg durch gespenstisches, wildverworrenes Gestrüpp, daß ich mich fast ein wenig fürchtete. Im Land drinnen blitzte bald da, bald dort noch ein einsames Licht auf. Erde und Himmel waren eine einzige verschwommene Finsternis, aber mir machte das Gehen in aller Ruhe durch alle die schöne, warme, weiche Finsternis die größte Freude. Das Dunkel einer Sommernacht ist so angenehm, so freundlich. Wenige Sterne blinzelten listig und lustig aus dem ringsverbreiteten Schauer hervor. Hie und da ein Ton, ein näheres oder ferneres Geräusch. Bald kam ich durch ein Dorf. Ein Hund bellte. Ein Knecht, der sich zu später Nachtzeit noch vor dem Stall zu schaffen machte, sagte guten Abend, und die Häuser lagen so still, so groß, so traumverloren da, als lägen sie in tiefem Schlafe. Die ganze müde Welt schien zu schlafen und sich über ihren ruhigen Schlaf zu freuen. In allen durch das Land zerstreuten Häusern schliefen jetzt die Menschen in den Betten. Wieder trat ich ins Weite und ins Freie heraus, und nach einiger Zeit kam ein neues Dorf mit ähnlichem Gepräge von Traum, Schlaf und Ruhe. So ging es immer still vorwärts, der Mond schlich und lächelte hinter sonderbar umhergeworfenem Gewölke. Ich wurde jetzt selber schläfrig, schlief im Gehen ein, derart, daß ich beinahe zu Boden gefallen wäre. Ich ging einige Schritte weit in eine Wiese, fand einen zum Sitzen geeigneten Grenzstein, setzte mich und schlief ein, erwachte aber bald wieder, da es doch zu kühl zum Schlafen war, und ging langsam weiter, immer hübsch ruhig Schritt für Schritt. Auf diese Art brachte ich zwei weitere Stunden mit fleißigem Gehen zu, bis es endlich tagte, bis es endlich leise anfing, hell zu werden. In der Nacht schien alles geschlafen zu haben, die Acker, Felder, Gärten, Bäume und Häuser und die Berge. Jetzt erwachte wieder alles leise, und wundervoll dünkte mich das allmähliche Erwachen.

*

Laß mich dich herzlich grüßen, dir die Hand drücken und dir alles Gute wünschen, lieber Freund, denn es scheint mir Zeit, daß ich einen Bericht schließe, der wohl zu den längsten und umfangreichsten Berichten gehört, die ich dir je, solange wir beide miteinander brieflich verkehren, habe zukommen lassen, und von dem ich vielleicht hoffen darf, daß er dir einiges Vergnügen bereiten wird. Es fing also an zu tagen auf meiner Landstraße. Schön ist es, einzig schön, durch eine ganze Nacht hindurchzuwandern, so lange im Finsteren und Farblosen zu gehen und dann zu sehen, wie nach und nach der farbenfrohe, lebenfrohe Morgen rings aus der Erde und aus dem fahlen, grauen, dunklen Umkreis aufsteigt, zu sehen, wie alles Farbige, alles Lebendige wieder aufersteht,

wie alle Bewegungen wieder sich entfalten, wie alle Töne wieder erwachen. Auch meine Schritte waren wieder lebhafter und munterer geworden, die Vögel fingen an zu zwitschern, um dem frühen Morgen ihre Freude zu bekunden. Alle Gegenstände, sei's Haus, sei's Baum, sei's Weg oder Hecke, schüttelten froh den Schlaf ab, und alles schien zu lachen oder mindestens zu lächeln in der Morgenkühle und -frische. Ich kam in ein schönes großes Dorf und vermag dir gar nicht zu beschreiben, wie heiter alles darin aussah, wie alle seine behaglichen Häuser so freundlich in die Morgenluft hineinschauten, wie da und dort in der reizenden hellen Stille ein grüner Fensterladen aufging und ein Menschengesicht herausschaute, wie's von neuem wieder anfing warm und sonnig zu werden, wie die roten, gelben und blauen Blumen rührend schön herumguckten, als wenn sie Augen gehabt hätten, mit denen sie hätten ihr Entzücken über die Helligkeit der Welt ausdrücken wollen, wie hier ein erster und später ein zweiter Frühaufsteher mir begegnete, wie etwas weiter aus niedrigem Fenster ein junges Mädchen herauslächelte, als wundere es sich, daß es Morgen sei. Solche und andere ebenso erbauliche Dinge sieht der, der aufmerksam die Gegend durchwandert, zur Nacht- und Tageszeit. Nun wurde es immer lebendiger auf der Straße. Ich will schweigen über ein Rudel Arbeiter, die zur Arbeit gingen, schweigen von diesem und jenem, weil es zu sehr in die Länge und in die Breite führen würde. Ich will auch nicht viel Worte machen darüber, daß ich auf einem hübschen Platz unter grünen Linden eine Weile auf einer Bank ausruhte. Die Luft war so hell, freundlich und süß, der Himmel wieder so blau, die Straßen so voll Licht und voll ruhiger, netter Gestalten. Ich ging weiter, fuhr eine kleine Strecke mit der elektrischen Straßenbahn in ein Landstädtchen mit nur einer einzigen, dafür aber breiten Straße, und von da ging's wieder weiter in das gute, frohe, grüne Weite. Die Straße freilich war staubig, aber was konnte mich der Staub viel kümmern? Endlich langte ich am Rande eines Erlenwäldchens an, und nach ein paar weiteren Schritten kam ich an das blaue Seeufer. Auf einem Damm, der ins Wasser hinauslief, zog ich rasch die Kleider aus, dann warf ich mich ins Wasser und badete. Um mich herum war alles blau. Wasser und Himmel waren ein einziges Göttlich-Schönes, eine Flut von Sommermorgenpracht. Licht und Luft und Wasser ein und dasselbe schimmernd weiße und blaue Entzücken. Das Wasser so kühl und die Luft so mild. Ich meinte, in einem Paradiese zu sein, in einer besseren Welt, in einer Welt aus lauter himmelblauer Freude. Der Himmel küßte den See, der einer sichtbar ausgebreiteten Wonne glich. Das Ufer mit seinem wohlgepflegten grünen Mattenland, das bis dicht ans Wasser ging, glich einem

Garten, einer Watteauschen Landschaft, einer lichten und frohen Traumvorstellung. Ich zog mich bald wieder an und ging in dem schönen Seeland weiter. Durch die gelben Felder strich ein zarter Morgenwind, und überall guckte der See mit seinen hellblauen Augen in das Land hinein. Ich kam zu einer artigen Dorfkirche. Der kleine Kirchhof war voll dunkelroter und schneeweißer Rosen. Ein altes, in hohen Bäumen verborgenes Schloß war in der Nähe. Die Gegend war so lieblich. Vor den Bauernhäusern, die ganz vergraben unter hohen Fruchtbäumen lagen, stand die Bauersfrau und schaute ernsthaft und fragend den daherschlendernden Wanderer an. Die Gärten waren so üppig, das Land so reich, so glücklich. „Hier herum möchte ich wohl in einem bescheidenen Haus für immer wohnen," dachte ich so für mich und ging still weiter. Mit zwei städtischen Advokaten zusammen aß ich später in einem Gasthaus zu Mittag. Ich redete mit Bewunderung von Friedrich dem Großen. Die Herren Advokaten aber wollten nichts von diesem Despoten wissen, denn so nannten sie ihn.

Abrechnung mit Italien

Von August Mayer

Vor einigen Jahren hat sich in Wien eine Gesellschaft mit dem Zwecke eine Verständigung zwischen Österreich und Italien herbeizuführen gebildet. Ich glaube nicht, daß es sich dabei im Grunde um etwas anderes gehandelt hat als um eine theoretische Stellungnahme der Wiener Friedensfreunde gegen die schon damals drohende Kriegsgefahr, also um einen gutgemeinten aber von vornherein unfruchtbaren Versuch die heimlich reifenden Entschlüsse der Diplomaten und die noch schwerer erkennbare Wühlarbeit ihrer Agenten dadurch aufzuhalten, daß sich eine kleine Gruppe von Menschen, denen angesichts ihres Temperaments und ihrer Stellung ohnedies niemand leichtsinnige kriegerische Gelüste zugetraut hätte, in ebenso feierlicher wie überflüssiger Weise gegen den Krieg erklärte. Denn daß in beiden Ländern, damals wenigstens, der Friede von der namenlosen Masse, die nun die Lasten des Krieges trägt, ebenso gewünscht wurde, wie von der überwiegenden Majorität der Intellektuellen, war eine platte Selbstverständlichkeit. Aber auch das zweite mögliche Ziel einer derartigen Gesellschaft, nämlich zwischen zwei Völkern Interesse und Sympathie dadurch zu erwecken, daß man durch das Propagandawerk eines

kulturellen Austauschverkehrs Geist, Charakter und Leistung des einen Volkes bei dem andern heimisch zu machen sucht, wäre hier eine unnütze Mühe gewesen.

Denn man darf ruhig behaupten, daß neben dem deutschen vor allem das italienische Element der österreichischen Bildung zugrunde liegt, soweit sie fruchtbar und leistungsfähig, also soweit sie Geist ist (der unbewußten Regungen des Blutes hat sich das dunklere Reich der slawischen und magyarischen Seele bemächtigt). So ist die vielgerühmte und dem Österreicher so teure Kultur der karolinischen und theresianischen Zeit in direkter Linie aus Rom und Neapel abzuleiten, und wie vieles davon noch heute lebendig ist, fühlt jeder, der in Wien eine Kirche oder ein Theater betreten hat: wie in Italien gipfelt auch dort noch in beiden Anstalten das gesellschaftliche Leben, soweit es noch nicht verwildert und richtungslos geworden ist. Nicht umsonst ist der einzige im eigentlichen Sinn österreichische Dichter unserer Zeit, Hugo von Hofmannsthal, immer wieder dem „Wien von 1760" und jener die beiden Mittelpunkte der „Großen Welt" Wien und Neapel verbindenden Abenteurergestalt Casanovas nachgegangen. Und daß gerade die Erscheinung Hofmannsthals, der übrigens wie so viele Österreicher auch dem Blute nach enge Beziehungen zu Italien hat, als ein Schnittpunkt gelten kann, der für die auch heute noch wirksame Verwandtschaft des kaiserlichen Wien mit dem italienischen Rokoko bürgt, ist noch kürzlich von einem der eifrigsten Agitatoren für den Krieg mit Österreich hervorgehoben worden.

Es läßt sich allerdings dawider halten, daß die Italiener selbst sich von dieser Epoche ihrer Entwicklung, die für sie ein Zerflattern und Auflösen nicht nur der Monumentalität der Spätrenaissance, sondern auch der nationalen Energie darstellt, mit Absicht und Bewußtsein abgewendet haben: daher vielleicht auch ihr durchgängiges Unverständnis für Mozart, die vollkommenste Vereinigung der beiden Kreise des italienischen Rokoko und der theresianischen Kultur. Außerdem wird man noch einwenden, daß die Wege der geistigen Entwicklung beider Reiche in der Zeit des „nationalen" Jahrhunderts notwendig auseinandergehen mußten; das Verständnis Giosué Carduccis läßt sich innerhalb des deutschen Sprachgebiets zunächst nur von der klassizistischen Seite her gewinnen, die nur ein Bestandteil seines Wesens ist; trotzdem weiß ich kaum einen eindrucksvolleren Maßstab der verschiedenen Stellung der Deutschen und Franzosen zum italienischen Wesen, als daß wir die „Quellen des Clitumnus", dieses letzte echte Kind des römischen Bodens, unsere Feinde aber die „Hymne an Satan", einen hohlen Nachklang der Phrasen von 1789, unter seinen Werken am höchsten stellen. Für unsern lebendigen Anteil am

modernen Italien könnte man höchstens auf dem Gebiete der Musik (das hier schon deswegen weniger beweist, weil es uns von jeher — allerdings einseitig — verbunden hat) auf Giuseppe Verdi, die letzte Künstlergestalt vom alten, großen italienischen Typus der Michelangelo und Tizian, hinweisen. Aber über die unmittelbar greifbaren Spuren alter Gemeinsamkeit hinaus ruht unbewußt wie alles von Volk zu Volk Ererbte, aber um so unzerstörbarer und in seiner Stille doppelt lebendig in dem deutschen Alpenvolk sowohl wie unter den eingesessenen Bewohnern der Städte, welche, wie Salzburg, an den großen alten Handelsstraßen nach dem Süden und dem Meere liegen, der unsagbar reiche Niederschlag tausendjährigen Empfangens und Gebens, dessen unverwischbares Siegel — Sprache und Lebensgewohnheit — dafür bürgt, daß die Völker, die sich heute im Kampf um Südtirol und Friaul gegenüberstehen, sich in den Tiefen ihres Wesens zu begreifen schon an dem Tage gelernt haben, als das „Blut von Hochzeiten und das Blut von Schlachten" sich unter ihnen zu vermischen begann.

Damit soll, was jetzt geschieht, nicht als absurd oder unbegreiflich hingestellt werden: es wäre ein eitles Beginnen, sich nicht vor der Logik der Tatsachen zu beugen und nicht willig anzuerkennen, daß, wenn auch viele unter uns gemeint haben, Erzherzog Albrecht habe als letzter Feldherr für alle Zeiten ein deutsches Heer gegen Italien geführt, eine neuerliche Auseinandersetzung zwischen den Völkern der Alpen und der Ebene auf diesem alten Kampffeld notwendig war, deren letzte Gründe wir wohl noch nicht vollständig zu übersehen vermögen, wenn auch vielleicht schon jetzt der italienisch-österreichische Gegensatz auf die Formel gebracht werden kann, daß Österreich den Wiener Frieden von 1866 als eine definitive Regelung betrachtete und betrachten mußte, weil es in jedem weiteren Versuch Italiens, die Frage seiner nationalen Vereinigung nochmals aufzurollen, mit Recht ein Attentat gegen seinen Bestand als Großmacht sah (das österreichische Angebot einer neuerlichen Gebietsabtretung spricht nur scheinbar dagegen, da Italien durch seine Annahme die österreichische Adriaherrschaft neuerlich anerkannt und sich damit zum zweiten Male und wohl endgültig die Hände gebunden hätte), während Italien die Ergebnisse des Risorgimento, wie jetzt immer deutlicher wird, nur als eine Vorstufe für die wirkliche Erlangung der Großmachtstellung ansah, deren Vorbedingungen die Deckung der Landgrenze gegen Österreich und die Beherrschung der östlichen Adriaküste sind.

Aber wenn wir auch ein theoretisches Schema für die Vorgeschichte dieses Krieges uns notdürftig zurechtzulegen vermögen (auf die Entwicklung der

Krisis soll am Schlusse dieser Betrachtung eingegangen werden), so bleibt doch genug Verwirrendes an diesem Ereignis, und jeder einzelne steht vor der Aufgabe seine Stellung zu dem so tief an alle geistigen Interessen der Deutschen rührenden italienischen Problem aufs neue in Ordnung zu bringen. Mit dem langgehegten Glauben, als wären Deutsche und Italiener durch ihren gleichzeitigen und zum Teil gemeinsamen Aufstieg zum Einheitsstaat für politische Freundschaft und gemeinsame Kulturarbeit vorherbestimmt, ist es jetzt vorbei: nun erst gewinnt die Tatsache volles Gewicht, daß das italienisch-deutsche Bündnis keine unmittelbare Folge des militärischen Einverständnisses von 1866 war, sondern Viktor Emanuel der Zweite diesem Gedanken erst wieder näher trat, als er einer Stütze sowohl gegen den Vatikan und gegen Frankreich wie gegen die republikanische Bewegung im Innern zu bedürfen glaubte. Aber viele werden sich auch genötigt sehen in einer andern Beziehung umzulernen, die an ihr politisches Glaubensbekenntnis in einem noch empfindlicheren Punkte rührt: selbst in Österreich glaubte der hier Redende lange Zeit mit der Meinung nicht vereinzelt zu stehen, daß sich die Welt mit dem Ergebnis der Kriege von 1849, 1859 und 1866 als einer im Interesse der Kultur gelegenen Lösung zu beruhigen habe; darüber kann, wer begriffen hat, welcher Geist, welche Mittel und welche Werkzeuge (neben den Kroaten Radezkys freilich auch die infame Polizei Torresanis, die an Haupt und Gliedern italienischer Herkunft war) damals gegen ein hochbegabtes, durch stupide Bosheit gereiztes Volk angewendet wurden, auch heute nicht verschiedener Meinung sein. Anderseits läßt sich die Zumutung jetzt die Gegenwart nach der Vergangenheit zu beurteilen, hier um so ruhiger zurückweisen, als der neue Krieg nur dem Namen nach eine Fortsetzung des Risorgimento ist, und sein charakteristisches Gesicht eben durch das unverhüllte Uebergreifenwollen auf deutsches und slawisches Gebiet, also durch antinationale und antifreiheitliche Tendenzen erhält. Aber dennoch wird es manch einem schwer werden sich die reine Begeisterung für die Heroenzeit des italienischen Volkes zu erhalten, die wir, zu unserem Ruhme sei es gesagt, nicht zuletzt auch aus deutschen Büchern (ich erinnere nur an Riccarda Huch) schöpfen durften. Ein anderer Konflikt zwischen überkommenen Ansichten und den Forderungen der Realpolitik könnte sich im weitern Verlauf der Dinge aus der Rückwirkung der neuesten Ereignisse auf die innere Politik Österreichs ergeben: an der Frage des Verhältnisses zu Italien war in Österreich unmittelbar nur eine einzige Partei, die klerikale, interessiert und dies nur deshalb, weil sie damit von jeher die Frage der weltlichen Papstherrschaft verquickte. Lange Zeit hat man diese Stellungnahme nicht ernster

zu nehmen gebraucht als die sonstigen in Österreich beliebten theoretischen „Rechtsverwahrungen", und selbst noch, als vor einigen Jahren die beiden Bürgermeister von Rom und Wien in einen Redestreit über die Porta Pia gerieten, erschien die klerikale Phraseologie zwar ebenso widerlich aber auch ebenso bedeutungslos wie die freimaurerische. Nun aber liegt die Möglichkeit nahe — obgleich der finsterblickende Mann, hinter dessen enger Stirne man so lange den Plan vermutete, die Einheit Italiens in ihrem empfindlichsten Punkt zu treffen, den angeblich so heiß gewünschten Krieg nicht mehr erlebt hat — daß diese Tendenzen in entscheidenden Kreisen als willkommenes Mittel den Gegner zu treffen erscheinen und die Aufrollung der römischen Frage, die bisher als bloßer Sonderwunsch einer unsympathischen Intrigantenpartei galt, zum offiziellen Programm erhoben werden könnte. Aber was haben einzelne und ganze Parteien durch die dira necessitas dieses Krieges nicht alles umlernen müssen und wie mancher, der als Jüngling über die Befreiung Venedigs gejubelt hat, wünscht jetzt nichts sehnlicher als auf Piazza San Marco ein Bataillon des Bayrischen Leibregiments in Paradeaufstellung zu sehen!

Aber kehren wir von diesen Zukunftsträumen zur Beurteilung der jüngsten Vergangenheit zurück und versuchen wir die italienisch-österreichischen Beziehungen, die entsprechend den breiteren Reibungsflächen zwischen beiden Staaten verwickelter sind, beiseite zu lassen und dafür die durchsichtigeren Motive der italienischen Frontwendung gegen Deutschland darzulegen.

Im Grunde ist es, wie oben angedeutet, nur das Programm, welches der erste König von Italien an der Wiege des neuen Staates verkündete, das jetzt sein Enkel sich anschickt auszuführen: von der Einheit Italiens zur Großmachtstellung aufzusteigen. Kein billig Denkender, auch in Deutschland nicht, würde also die Folgerichtigkeit dieser Entwicklung an sich verkennen: wer für Deutschland die Bernhardische Alternative „Weltmacht oder Niedergang" gelten lassen will, muß auch im entsprechend kleineren Verhältnis die für Italien bestehende Notwendigkeit zugeben den Anspruch gesicherten Fortbestehens als Nationalstaat für eine weitere Generation zu legitimieren — viel länger haben ja die beiden Reiche sich auch mit den Früchten von 1870 nicht begnügt. Wenn trotzdem heute in Deutschland — abgesehen von einigen doktrinären Eigenbrödlern, die auch diesem Feinde gegenüber „objektiv" bleiben wollen und damit die deutsche Tugend der Gerechtigkeit ins Fratzenhafte verzerren — niemand in Italien den ehrlichen Gegner zu sehen vermag (wie wir ihn heute noch im französischen Volke erblicken, obgleich der jetzige Krieg auf einer völlig andern Basis geführt wird als der letzte), so liegt dies natürlich in dem, was fortan der

Treubruch Italiens heißen wird; dagegen spricht natürlich nicht, daß schon jetzt in Deutschland auch von der Reichsleitung offen zugegeben wird, man habe mindestens seit Algeciras gewußt, daß man nicht Italien sich verbündet, sondern bloß den künftigen Feind gebunden habe, sowie, daß man es als solchen schon seit der Neutralitätserklärung vom 3. August, die auch in ihrer militärischen Wirkung einem Angriff im Rücken gleichkam, betrachtete. Ja, an unserm Urteil ändert auch nichts das Vorhandensein und die Berechtigung der Auffassung, die Italien wenigstens dafür Dank weiß, daß es endlich dem unerträglichen Doppelspiel ein Ende gemacht hat und somit für die Kaiserreiche der Vorteil einer absoluten Situation geschaffen ist, deren Wirkungen sich beim Friedensschlusse, aber auch schon während des Krieges zeigen müssen. Wenn England, wie wir zuversichtlich hoffen, nun seine letzte Karte ausgespielt und seinen letzten „kontinentalen Degen" in die Wagschale des Krieges geworfen hat, so muß es einen desto endgültigeren Mißerfolg für unsere Gegner bedeuten, wenn auch das neue Heer eine für die Verbündeten günstige Wendung nicht herbeizuführen vermag.

Die sittliche Entrüstung über den politischen Bündnisbruch, so lauten Widerhall sie auch begreiflicherweise in der deutschen und österreichischen Presse gefunden hat, ist aber sozusagen nur eine action de premier plan, von der eine tiefer liegende und für die Zukunft entscheidendere Enttäuschung verdeckt wird; denn wohl wird man das ganze Volk nicht auf die Dauer für die halb lächerlichen, halb widerlichen Peripetien der letzten Monate verantwortlich machen wollen — für die zynische Kriegsagitation, das Schlagwort vom „sacro egoismo" und das andere vom „ottenere parecchio", für die Ansage der Quartofeier mit nachfolgendem „smorzamento", für die Aufforderung zu Mord und Totschlag aus dem liederreichen Munde des Herrn Rapagnetta und das Umfallen der Giolittianer nach der Abreise ihres Führers, nicht zuletzt auch für das übelste von allem, den Versuch „di moralizzare l'intervenzione". Was aber über die berechtigte Erbitterung des Augenblicks hinaus auf lange und vielleicht für immer die Deutschen von den Italienern trennen wird, ist nicht so sehr der politische Treubruch als einzelner Akt, für den die Schuld auf die verantwortlichen Führer zu schieben geht, als der für die meisten ebenso überraschende wie unbegreifliche Ausbruch der antideutschen Volksstimmung im August des vorigen Jahres.

In der Tat sind hier nicht nur ein Anfangs- und Endpunkt als zwei verschiedene Zeitmomente der Krisis zu unterscheiden, sondern auch ihr gegenseitiges Verhältnis als Ursache und Wirkung darf als feststehend betrachtet werden:

das Primäre war die einmütige Weigerung der ganzen Nation, für die Bundesgenossen die Waffen zu ergreifen. Diese ursprüngliche Manifestation des eigentlichen Willens des Volkes — um eine solche, nicht um eine nachträgliche Billigung einer politischen Maßregel der Regierung, handelt es sich hier — läßt mit aller wünschenswerten Klarheit auf den Grund der italienischen Seele und die bisher nicht genügend erkannten Richtlinien ihres wirklichen Verhältnisses zur deutschen blicken: was sich in Italien gegen die Zumutung der Waffenhilfe so arg empörte, daß man als erste Antwort nur wüste Beschimpfungen fand, war einerseits die angeborene Abneigung des Volkes gegen jeden Krieg, der nicht ein selbstgewähltes Abenteuer war und mit dessen Aussichten und Gefahren man sich nicht in Muße monatelang vorher vertraut machen konnte; denn Bereitschaft für jede Eventualität, zu jeder Zeit, wird man dem Charakter des italienischen Volkes, ohne ihm zu nahe zu treten, nicht zutrauen: es genügt dafür, auf die Summe von Arbeit hinzuweisen, die dreiviertel Jahr lang aufgewendet werden mußte, um es mit dem Gedanken des Krieges zu befreunden. Zum andern war die Empfindung entscheidend, daß Deutschland seinen Bundesgenossen mit Gewalt in einen Krieg mitreißen und ihn vor die Alternative einer blinden Vasallentreue oder einer nachträglichen Bestrafung stellen wollte.

Es zeigte sich also in den ersten Augusttagen eine bisher ungeahnte Kluft zwischen den beiden Völkern, ein ungeheures gegenseitiges Mißverstehen gerade im empfindlichsten Punkt des nationalen Lebens, dem Begriff von Ehre und Freiheit, und von dieser Feststellung aus läßt sich vorhersagen, daß nicht der endgültige Eintritt des Kriegszustandes, sondern der innere Abfall des ganzen Volkes von Deutschland, der sich spontan am ersten Tage dieses Krieges gezeigt hat, für alle Zukunft die Wegscheide der beiden Völker bilden wird; denn erst auf Grund der seelischen Unmöglichkeit, in den Krieg an Deutschlands Seite einzutreten, und vermöge der neugewonnenen Aktionsfreiheit, welche eintrat, sobald man sich auf den Standpunkt stellte, der Dreibund sei von den Kaiserreichen „virtuell" gebrochen worden — was wohl staatsrechtlich absurd ist, für die italienische Psyche aber doch immer wahr bleiben wird — vermochte die Regierung dem in den Jahren der Mißerfolge und Demütigungen zurückgestellten Programm der „più grande Italia" Gehör zu verschaffen. Auch diese Frontwendung war eine innere Notwendigkeit, insofern als durch das Aufgeben des Dreibunds jede weitere Garantie für die Zukunft verloren gegangen war und als das einzige Verteidigungsmittel gegen die sich hieraus ergebende Bedrohung der Angriff erschien. Kaum hatte Salandra jenes ebenso gefährliche wie verlockende Schlagwort angenommen, so blieb nichts anderes übrig als

das Land in den Krieg zu führen, da die definitive Neutralität, auch wenn sie territorialen Gewinn als Kaufpreis eingebracht hätte, im Grunde ein Verzicht auf alle imperialistischen Träume gewesen wäre.

Der plötzlich einsetzende und von niemand vorbereitete (das hätte selbst der „Corriere della Sera" nicht vermocht) Haß gegen Deutschland und Österreich galt also diesen Mächten als den vermeintlichen Erregern des Krieges. Damit stehen wir vor der merkwürdigen Erscheinung, daß die ganze Bewegung, deren Ursprung wie gesagt in den tief eingewurzelten pazifistischen Tendenzen der italienischen Nation liegt — spielt doch das Motiv der Rache für den gestörten europäischen Frieden noch in der Argumentation des Grünbuchs eine Rolle — letzten Endes diese selbe Nation in den Krieg mit ihren früheren Bundesgenossen getrieben hat. Das ganze Volk hatte sich zumal seit Tripolis und der gutmütigen Duldung italienischer Großmachtsallüren in dem Gefühl der völligen Sicherheit gewiegt, daß Deutschland den Frieden um jeden Preis wahren und damit auch Italien für alle Zeiten erhalten werde — das Schlagwort „l'imperatore non si batte" wurde nach der letzten Marokkokrise überall mit Befriedigung wiederholt. Als diese Berechnung zusammenbrach, fühlte man sich „verraten": der Schutzherr schien sich in einen Zwingherrn zu verwandeln und für die böse Überraschung vom 1. August nahm man am nächstfolgenden Tage süße Rache — aus opportunistischen Ghibellinen wurden notgedrungene Guelfen.

So erscheint uns der ganze Verlauf der Krisis in einem merkwürdigen Wechselspiel von Ursache und Wirkung: Italien, so können wir es ausdrücken, war innerlich nicht stark genug, um neutral zu bleiben und die ihm zugemutete Waffenhilfe einfach abzulehnen und sich für die eventuell notwendig werdende Verteidigung seiner Interessen gegenüber der einen oder andern Mächtegruppe (bis jetzt ist dieser Fall überhaupt noch nicht eingetreten) auf sich selbst zu verlassen. Daher mußte es auf die Verpflichtungen seines Bündnisses nicht bloß negativ, sondern aggressiv reagieren. Sein Losschlagen soll die Gefahr einer Isolierung angesichts der siegreichen Zentralmächte abwenden, eine Gefahr, die es durch den Deutschland am Anfang des Krieges zugefügten Schaden erst selbst heraufbeschworen hat. Man braucht dieses Wirrsal nur zu überblicken, um einzusehen, daß auch hier der geradeste Weg der beste gewesen wäre.

Was die Führer der Kriegspartei dem Dreibund angeblich nicht verzeihen können, ist, daß Italien in seinem Schatten dreißig Jahre lang geschlafen hat — es hat gerne und ruhig geschlafen, und nur durch den Lärm des Weltkrieges, nicht aus innerer Kraft und eigenem Triebe, ist es aufgewacht. Zu welchen Schicksalen, das wird eine nahe Zukunft erweisen.

Die zwei Wurzeln des Rechts

Von Franz Oppenheimer

Man hat den mittelalterlichen Juristen oft den Vorwurf gemacht, daß sie nicht imstande gewesen seien, zwischen staatsrechtlichen und privatrechtlichen Dingen zu unterscheiden. Ich glaube, daß dieser Vorwurf gänzlich unberechtigt ist. Es lag nicht in ihrer mangelnden Unterscheidungskraft, sondern es lag in den mangelnden Unterschieden im Tatsächlichen: das Staatsrecht war Fürstenrecht und wurde als Privatrecht gehandhabt; ein Fürstentum z. B. wurde zwischen den Söhnen des verstorbenen Fürsten wie ein Rittergut geteilt; der Untertan wurde zum Leibeignen oder gar zum Sklaven, wenn sich seine gesellschaftliche Stellung zu seinen Ungunsten verschob usw. Vielleicht wird eine spätere Zeit auch unseren Juristen den Vorwurf machen, den ganz analogen Vorwurf, daß sie nicht imstande gewesen sind, im heutigen Rechte zwischen privaten und staatlichen Bestandteilen zu unterscheiden. Wie weit dies berechtigt ist, soll im folgenden vom soziologischen Standpunkte aus auseinandergesetzt werden.

Nach dem Hallenser Rechtsphilosophen Stammler verhalten sich Recht und Wirtschaft zueinander wie Form und Inhalt. Der Inhalt ist immer die Verfügung über einen wirtschaftlichen Wert, die Form ist das Recht. Diese Fassung ist vielleicht etwas sehr eng. Denn es handelt sich nicht nur um wirtschaftliche Werte, die durch das Recht gedeckt und geschützt werden. Man könnte vielleicht sagen, es handelt sich jedesmal um ein Verfügungsbegehren (um den Ausdruck von Cuhel zu gebrauchen), das durch das Recht geschützt werden soll, aber es braucht nicht immer ein wirtschaftliches Gut zu sein. Bei unserem Eherecht z. B. handelt es sich nicht nur um die Mitgift der Frau oder um die Alimente, die der Mann zu zahlen hat, sondern auch um gewisse Geschlechtsdienste, die der eine Teil dem anderen kraft Rechtens zu leisten hat; das Recht schützt hier einen Inhalt, der nicht rein wirtschaftlicher Natur ist; aber es handelt sich auch hier um ein Verfügungsbegehren. Aber von solchen verhältnismäßig geringen Ausnahmen abgesehen, mag die Stammlersche Formel zu Recht bestehen bleiben.

Wir können also mit einer kleinen reservatio mentalis Stammler zugeben, daß alles Recht die Form, das Gehäuse wirtschaftlicher Beziehungen zwischen

den gesellschaftlich verbundenen Menschen ist. Aber diese Übereinstimmung im Formalen verbirgt einen Gegensatz der modernen soziologischen Auffassung gegen die alte rechtsphilosophische, der von überaus großer Bedeutung ist.

Man muß nämlich auf das schärfste unterscheiden zwischen dem Ziel des wirtschaftlichen Verfügungsbegehrens und seinen Mitteln. Und das ist bis jetzt niemals recht geschehen. Das Ziel des wirtschaftlichen Verfügungsbegehrens besteht immer darin, kostende Dinge, Wertdinge, sagen wir mit einer pars pro toto: Güter in seine Verfügungsgewalt zu bekommen, um mit ihnen künftige vorausgesehene Bedürfnisse zu decken. Aber dieses, allen gesellschaftlichen Beziehungen gemeinsame Ziel kann erreicht werden durch zwei verschiedene Mittel. Nämlich erstens durch die eigene Arbeit an der Natur und den äquivalenten Tausch eigener Arbeitserzeugnisse gegen fremde; das nenne ich das ökonomische Mittel der Bedürfnisbefriedigung. Und zweitens kann das Verfügungsbegehren befriedigt werden durch die unentgoltene Aneignung fremder Arbeit und fremder Arbeitserzeugnisse; das nenne ich das politische Mittel der Bedürfnisbefriedigung. Aus beiden Arten der Bedürfnisbefriedigung entstehen rechtliche Beziehungen zwischen den gesellschaftlich verbundenen Menschen; aber, da es eben zwei Mittel gibt, so gibt es auch zwei in der Wurzel völlig verschiedene Rechte, das Recht des ökonomischen und das Recht des politischen Mittels: das Friedens- und das Gewaltrecht. Das hat die bisherige Rechtsphilosophie ebensowenig klar erkannt, wie die bisherige Soziologie und Historik.

Bisher hat man, wenn man von der ökonomischen Bedürfnisbefriedigung sprach, immer unbesehen und ohne jede nähere Prüfung angenommen, daß da, wo ein ökonomisches Ziel, d. h. ein Verfügungsbegehren über wirtschaftliche Güter, erreicht werden soll, auch ökonomische Mittel angewendet werden, wenigstens vorwiegend. Die bekannten Tatsachen der Geschichte über Eroberung, Raub, Unterwerfung, Gewalt usw. hat man, wie es scheint, als Ausnahmen betrachtet. Selbst dort, wo das Bewußtsein auftaucht, daß das politische Mittel meiner Terminologie eine größere Rolle spielt, als die bisherige Historik angenommen hat, selbst da kommt es zu keiner klaren Scheidung. Wenn z. B. Karl Marx, der die Wirkung der Gewalt auf die historische Entwicklung besser gewürdigt hat als irgendeiner seiner Vorgänger, sagt, die Gewalt ist selbst „eine ökonomische Potenz", oder „die Sklaverei ist eine ökonomische Kategorie", so erkennt man ganz klar, daß hier zwischen dem Ziel des Bedürfnisses und dem Mittel seiner Befriedigung: durch die Gewalt bezw. durch das Rechtsinstitut der Sklaverei keine klare Unterscheidung gemacht worden ist; und man begreift ohne weiteres, daß derartige Halbwahrheiten schlimmer

sind, als ganze Unwahrheiten, weil sie viel schwerer erkannt werden können und darum den Denker fast unvermeidlich in Trugschlüsse hineinführen müssen.

Demgegenüber müssen wir mit vollstem Bewußtsein festhalten, daß es zweierlei Arten der wirtschaftlichen Beziehung zwischen Menschen, und deswegen auch zweierlei verschiedene Rechte gibt. Das eine, das Friedensrecht, hat seinen Ursprung in den intratribalen Beziehungen innerhalb der primitiven Blutverwandtschaftshorde. Hier sind alle Mitglieder der Horde rechtlich gleichgestellt; es gibt keine Ausbeutung, keine Unterdrückung, es gibt nur Arbeitsvereinigung, eventuell auch wohl einen Tausch auf der Basis der Aquivalenz. Dieses Recht macht den Eindruck, als sei es die Erfindung einer guten Mutter, die alle ihre Kinder gleichmäßig liebt. Auf der anderen Seite steht das Gewaltrecht, das seinen Ursprung in den intertribalen Beziehungen der Horden zueinander hat. Diese Beziehungen sind bekanntlich ursprünglich die des Jägers und seines Wildes: völlige Rechtlosigkeit und Vogelfreiheit von beiden Seiten. Der blutsfremde Mensch hat kein Recht; man kann ihn töten und berauben, ohne im geringsten ein Unrecht zu begehen.

Dieses Urrecht der Gewalt gegenüber dem blutsfremden Nicht-Gruppen-Genossen äußert sich auf den niedersten Stufen der menschlichen Gesellschaft als Einbruch in die Jagdgründe der Nachbarn und zuweilen als Aneignung seiner Körpersubstanz, d. h. als Kannibalismus. Wenn aber auf höheren Stufen der menschlichen Gesellschaft irgendwo Güter angehäuft sind, die kriegerischer Raub aneignen kann, oder wenn bei einem Stamme sich die sozialen Verhältnisse so hoch entwickelt haben, daß unfreie Arbeitskräfte bei der Verwaltung eines Vermögens nutzbar angewendet werden können, dann entwickelt sich aus diesen Beziehungen der reinen brutalen Gewalt, dann entwickelt sich aus dem „unentfalteten politischen Mittel", wie ich es genannt habe, durch eine Anzahl von Zwischenstufen hindurch das „entfaltete politische Mittel", und das ist der Staat! In der alten Welt entsteht der Staat regelmäßig dadurch, daß ein Bauernvolk von einem Hirtenstamme unterworfen wird, der sich dann über den Bauern als Adel konstituiert und ihnen seine Rechtseinrichtungen auferlegt, mit dem Zwecke, den Bauernstamm möglichst auf die Dauer wirtschaftlich möglichst hoch zu besteuern und auszubeuten. Hier erkennt man das Verhältnis, das Stammler allem Rechte zugrunde legt, aufs deutlichste ausgedrückt im Staatsrecht; der Staat ist die Form, die wirtschaftliche Ausbeutung ist der Inhalt dieses staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen den nunmehr gesellschaftlich verbundenen ethnischen Gruppen. Das ist die soziologische Staatsidee, wie sie zuerst, wenn auch noch nicht in voller Ausführlichkeit, von Lud-

wig Gumplowicz in Graz ausgearbeitet worden ist; ich habe dann der rein staatsrechtlichen Konstruktion die wirtschaftstheoretische Ergänzung geben können. Danach ist der Staat eine Rechtseinrichtung, einer unterworfenen ethnischen Gruppe auferlegt von einer Siegergruppe, mit dem einzigen Inhalt, die Besiegten zugunsten der Sieger zu besteuern.

Diese Definition des Staates weicht von der landläufigen, der bisherigen staatsphilosophischen, so stark ab, daß viele sie zunächst mit großem Mißtrauen aufnehmen werden. Die bisherige Auffassung geht dahin, den Staat als den Schützer von Recht und Frieden, als den Produzenten von Grenzschutz und innerem Friedensschutz aufzufassen. Aber diese Auffassung läßt sich nicht halten. Der Staat ist allerdings, sozusagen im Nebenamt, schon vom Moment seiner Gründung an notwendigerweise auch der Schützer des Rechtes und des Friedens nach außen und nach innen, und zwar im Interesse der dauernden Ausbeutung und Bewirtschaftung der Unterklasse durch die Oberklasse: aber diese Leistung ist nicht seine ratio fiendi und essendi, sondern diese ist eben die Ausbeutung der Unterklasse ganz allein; und das läßt sich mit mathematischer Gewißheit beweisen.

Alle Staaten der Weltgeschichte, die irgend diesen Namen verdienen, sind Klassenstaaten; darunter verstehe ich eine Hierarchie von sozialen Rang- und wirtschaftlichen Vermögensklassen, die einander über- und untergeordnet sind. Die bisherige Auffassung ging nun dahin, daß solche Klassenscheidung mit Notwendigkeit im Laufe der wirtschaftlichen Entwicklung eintreten müsse, auch ohne daß außerökonomische Gewalt (mein „politisches Mittel") einzugreifen nötig habe. Das ist die Lehre von der ursprünglichen Akkumulation, wie sie von der stoischen Philosophie an bis auf die Gegenwart hin die gesamte Historik und Wirtschaftswissenschaft beherrscht hat, eine Lehre, die Karl Marx mit bitterem Hohn als die „Kinderfibel von der ursprünglichen Akkumulation" bezeichnet hat. Diese Lehre ist unzweifelhaft falsch. Im geschichtlichen Verlaufe können derartige Klassenbildungen nicht aus rein ökonomischen Beziehungen zwischen den Menschen entstehen, mögen wir die angeborenen Unterschiede der Begabung bei den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft in bezug auf Intelligenz, Sparsamkeit, wirtschaftliche Energie und Voraussicht noch so hoch in die Rechnung einsetzen. Das in aller Kürze zu beweisen, will ich hier versuchen:

Es hat niemals ein Zweifel daran bestanden, und es kann auch kein Zweifel daran bestehen, daß die Scheidung der Völker in Klassen des verschiedenen Vermögens und Einkommens, und demzufolge in verschiedene soziale Rangklassen, nicht eintreten kann, bevor aller Boden der betreffenden Kulturgemein-

schaft voll besetzt ist. „Solange noch jeder arbeitsame Mann Zugang zu freiem Boden finden kann," sagt z. B. Turgot, „wird niemand geneigt sein, für andere zu arbeiten." Mit anderen Worten: es kann nicht eher eine Arbeiterklasse entstehen, als bis sämtlicher Boden der Kulturgemeinschaft von selbstwirtschaftenden Bauern besetzt ist, wenn eben nur die Beziehungen des ökonomischen Mittels zwischen den Menschen bestehen. Wo aber keine Arbeiter existieren, da kann wohl der kräftigere, tüchtigere, energischere Wirt einen höheren Arbeitslohn für sich erwerben, da kann wohl der sparsamere Wirt einen etwas größeren Vermögensstamm aufhäufen, als seine weniger sparsamen Nachbarn: aber von irgendwelchen groben Unterschieden des Einkommens und Vermögens kann gar keine Rede sein; sie können sich erst bilden, wenn viele Arbeiter für einen Mann zu schaffen gezwungen sind. Aber selbst jene kleinen Unterschiede des Einkommens und Vermögens werden im Wechsel der Generationen schnell und vollkommen wieder verschwinden müssen; Glück, Geschick und Tüchtigkeit sind nun einmal nicht erblich, und es wird auch nicht regelmäßig vorkommen, daß der fleißigere und sparsamere Wirt, der ein größeres Vermögen aufgehäuft hat, regelmäßig auch der kinderärmste ist, so daß sein Vermögen ungeteilt, oder nur wenig geteilt auf einen oder wenige Erben übergeht.

Alle Differenzierung ökonomischer Klassen im Großen, jene Differenzierung vor allem, die sich dann stabilisiert in der Ausbildung scharf geschiedener sozialer Rangklassen, darüber hat nie ein Zweifel bestanden, kann, so sagt z. B. auch Adam Smith ausdrücklich, erst eintreten, wenn aller Grund und Boden der betreffenden Kulturgemeinschaft besetzt ist.

Wann ist denn nun dieser verhängnisvolle Zeitpunkt der Vollbesetzung des Grundes und Bodens eingetreten? Die alten Theoretiker nahmen an, das sei bereits in grauer Urzeit geschehen. Der Boden ist eine begrenzte Größe, der Menschen werden immer mehr, und so trat denn irgendwann einmal der Zeitpunkt ein, an dem kein Boden mehr frei war, wo also ein arbeitsamer Mann nicht mehr Zugang zu freiem Boden finden konnte und, um sich zu ernähren, Arbeit suchen mußte bei jemandem, der Boden oder andere Produktionsmittel besaß; und der Enterbte konnte Arbeit natürlich nur dann finden, wenn er diesem Besitzer von Produktionsmitteln einen Teil seines Arbeitsertrages abtrat; war er Landarbeiter: als Grundrente, war er städtischer Arbeiter: als Profit. So faßt noch Adam Smith und seine Schule die gesellschaftliche Entwicklung auf.

Nur ganz selten (z. B. bei Locke) taucht die Auffassung einmal auf, ohne übrigens zu irgendwelchen Konsequenzen zu führen, daß die ganze Lehre doch

verdächtig sein könnte. Locke sagt an einer Stelle ausdrücklich, daß man noch zu seiner Zeit (1865) jedem Menschen so viel Land geben könnte, wie er brauchte, und es würde noch genug übrigbleiben. Aber das ist eine vereinzelte Ausführung, ein Aufblitzen der Wahrheit, die dann wieder versank. Niemals hat jemand gefragt, wie viel Land denn pro Kopf zu bäuerlicher Selbständigkeit notwendig sei; wie viel Köpfe vorhanden seien, und wie viel Land vorhanden sei; niemand hat das elementare Divisionsexempel angestellt, mit der Zahl der Köpfe in die Zahl der Hektare zu dividieren und zu sehen, ob in der Tat durch ökonomische Beziehungen zwischen den Menschen das Land bereits völlig besetzt sei. Diese Rechnung habe ich zum ersten Male aufgemacht, und sie hat verblüffende Resultate ergeben.

Wenn man die Gesamt-Ackerfläche des Planeten berechnet, nach Abzug aller unfruchtbaren Steppen, Wüsten, Eiskappen, Ströme, Meeresflächen usw. und durch die Zahl der vorhandenen Menschen dividiert, wenn man also die Rechnung so anstellt, als könnten und sollten sämtliche Menschen der Welt sich lediglich und ausschließlich mit Landwirtschaft befassen, dann ergibt sich, daß nach dem Stand der heutigen Menschheit von etwa 1,8 Milliarden auf den Kopf 3 Hektar Ackerland entfielen. Nun ist dies natürlich eine Rechnung, die bestritten werden kann. Wenn man aber in einem so dicht besiedelten Lande, wie Deutschland es ist, dieselbe Rechnung vornimmt, so zeigt sich folgendes: Wir haben alles in allem rund 34 Millionen Hektar Ackerland, d. h. Acker, Wiese, reiche Weide, schlechtere Weide und Hutung, und 17 Millionen Köpfe in der landwirtschaftlichen Bevölkerung der Berufsklasse A: Unternehmer, Beamte und Arbeiter, sämtlich mit ihren Familienangehörigen. Es käme also auf den Kopf bei gleicher Verteilung dieses Nutzlandes, wobei die 17 Millionen Forstland gar nicht miteingerechnet sind, 2 Hektar pro Kopf. Ist das nun noch eine ausreichende Ausstattung? — Nun wohl, es ist genau das Doppelte des Bedarfes! Die Agrarpolitiker von Rang sind sämtlich darüber einig, daß im Durchschnitt 1 Hektar pro Kopf, 5 — 6 Hektar pro bäuerliche Familie, unter den Verhältnissen der landwirtschaftlichen Intensität und der Verkehrsentwicklung in Deutschland, durchschnittlich, eine mittelbäuerliche selbständige Nahrung darstellen. Mehr als 20 — 24 Morgen gleich 5 — 6 Hektar kann eine bäuerliche Familie aus eigenen Kräften ohne Gesinde mit der durchschnittlichen Intensität der Acker- und Viehwirtschaft gar nicht bewirtschaften; und auf der anderen Seite ist der Roh- und Reinertrag eines Grundstückes von dieser durchschnittlichen Größe völlig ausreichend, um eine solche bäuerliche Familie nicht nur in der Existenznotwendigkeit, sondern in einem recht breiten Behagen, ja sogar in

einem gewissen Komfort zu unterhalten. Wenn also in der Tat zwischen den gesellschaftlich Verbundenen nur die Beziehungen des ökonomischen Mittels, und daher nur das Recht des ökonomischen Mittels beständen, dann müßte sich die agrarische Bevölkerung selbst eines so überaus dicht besiedelten Landes wie Deutschland erst noch verdoppeln, bevor der Prozeß der ökonomischen und sozialen Klassenbildung nach der Kinderfibel beginnen könnte. Da wir nun in einem Gesellschaftszustande leben, der von dieser Klassenbildung und Klassenscheidung durchaus beherrscht ist, so ist damit ohne weiteres bewiesen, daß diese Klassen nicht durch das ökonomische Mittel gebildet sein können: sie können also nur durch das politische Mittel gebildet sein. Diese Scheidung ist mit anderen Worten nicht gesellschaftlich, sondern staatlich, sie ist nicht Resultat der Entfaltung des ökonomischen, sondern lediglich des politischen Mittels. Damit ist bewiesen, daß unser Staat, weil Klassenstaat, selbst das entfaltete politische Mittel ist.

Die ökonomischen und sozialen Klassen sind also nicht, wie die Kinderfibel von der ursprünglichen Akkumulation behauptet, allmählich durch langsame Differenzierung aus wirtschaftlichen Begabungsverschiedenheiten entstanden, sondern sie sind von Anfang an gesetzt worden als ein Akt der Rechtsbildung, als das Verhältnis zwischen Herren und Untertanen, zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, zwischen Freien und Knechten. Daraus ergeben sich die wichtigsten rechtsphilosophischen Konsequenzen.

Betrachtet man nun das Verhältnis, das durch die Unterwerfung der einen Gruppe durch die andere hergestellt worden ist, von seiner wirtschaftlichen Seite, so stellt es sich dar als ein Klassen-Monopol-Verhältnis. Ein solches Klassenmonopolverhältnis besteht überall da, wo die Gesellschaft derartig konstituiert ist, daß bei allen Beziehungen wirtschaftlicher Art zwischen einem Mitgliede der herrschenden Oberklasse und einem Mitgliede der beherrschten Unterklasse das erste mehr als das Aquivalent seiner geleisteten Arbeit erhält, also einen Mehrwert einstreicht, während das Mitglied der Unterklasse weniger als das Aquivalent seiner geleisteten Arbeit erhält, also einen Minderwert erhält, d. h. einen Mehrwert abzutreten hat.

Historisch lassen sich drei verschiedene Klassenmonopolverhältnisse unterscheiden. Die beiden ersten wurzeln offenbar und unzweideutig im Staatsrecht. Es sind das die Verhältnisse der Sklaverei und der Hörigkeit. Hier ist der Sklave resp. Hörige kraft Rechtens verpflichtet, seinem Eigentümer oder seinem Feudalherrn seine ganze oder einen bestimmten Teil seiner Arbeit in Gestalt von Gütern oder Leistungen unentgolten abzutreten. Hier bestehen keine Schwierig-

keiten der Deutung, hier ist alles klar; man erkennt, daß hier der Staat nichts anderes ist, als das Gehäuse des Klassenmonopolverhältnisses, und es wird auch heute nirgends mehr bestritten, daß hier das Eigentum, das Sklaveneigentum, resp. das feudale Oberherreneigentum, nicht privatrechtlichen, sondern staatsrechtlichen Charakters war.

Als die Sklaverei, resp. die Hörigkeit durch die gesellschaftliche Entwicklung zum Aussterben verurteilt war, stand die herrschende Klasse vor der Aufgabe, dieses Klassenmonopolverhältnis, das rechtlich nicht mehr aufrechtzuerhalten war, faktisch zu konservieren. Das heißt: es mußte die Arbeiterklasse, wo sie vorhanden war, als solche erhalten werden; wo eine Arbeiterklasse nicht vorhanden war, mußte sie geschaffen werden, damit die Besitzer von Produktionsmitteln auf dem Lande resp. in den Gewerben immer noch über Menschen verfügten, die gezwungen waren, nach wie vor einen Teil ihres Arbeitsertrages an ihre Arbeitgeber abzutreten. Da es rechtlich nicht mehr möglich war, so mußte es faktisch geschehen, und dazu gab es nur ein einziges Mittel, nämlich die Monopolisierung von Grund und Boden. Wer mit der Kolonialgeschichte etwas näher bekannt ist, der kennt das System Wakefield, das diesen Schwierigkeiten begegnen wollte. Hier, in den neuen Kolonien mit ihrem unerschöpflichen Vorrat an Grund und Boden, konnte sich nicht nur keine eigene Arbeiterklasse bilden, sondern es verschwanden auch sofort die von Europa importierten Arbeiter vom Arbeitsmarkt, verwandelten sich in selbständige Bauern, und das mitgebrachte große Kapital der Unternehmer, die diese Arbeiter importiert hatten, wollte durchaus keine Rente abwerfen. Da schlug Wakefield vor, den Boden gegen die kapitallosen Arbeiter zu sperren; d. h., sie so lange zur Arbeit bei dem Kapitalisten und Grundherrn zu zwingen, bis sie ein genügendes Kapital aufgespart hätten, um sich Boden zu kaufen; die Unternehmer hätten gewisse Gebühren an den Staat zu zahlen, der dafür neue Proletarier aus Europa zu importieren hätte. Ganz dasselbe leisteten die Gesetze über die Agrarrefom, mit denen sich Europa im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aus den feudalen Verhältnissen befreite. Wir können mit aller Klarheit z. B. an der preußischen, Steinschen Agrarreform, wie sie durch Hardenberg und namentlich seine Nachfolger verpfuscht wurde, erkennen, daß das klare und bewußte Streben der agrarischen Herrenklasse darauf hin gerichtet war, den Grund und Boden soweit wie irgend möglich in möglichst großen Stücken zu monopolisieren, um eine landlose Arbeiterklasse zu schaffen. Knapp bezeichnet das wundervoll in einer Geschichte der deutschen Landarbeiter mit den Worten: „man schuf den Landmann ohne Dienst und daneben den Dienstmann ohne Land". Hätte man

damals auch nur das bereits von hörigen Bauern besetzte Land an die gesamte Bauernschaft aufgeteilt, so hätte man sie sämtlich in mittelständischer Lage ansiedeln können, ohne zu dem Domaniallande des Adels selbst zu greifen. Aber die Folge davon wäre natürlich die gewesen, daß der Adel seine Güter nicht mehr hätte bewirtschaften können mangels abhängiger Arbeiter; hätte er selbst Arbeiter gefunden, so hätte er ihnen einen so hohen Lohn zahlen müssen, daß ihm keine Rente übrigblieb. Darum, aus diesem einen Grunde, verweigerte man allen kleinen Bauern der früheren Zeit und einer sehr großen Menge größerer Bauern die Ansiedelung; darum schlug man sehr große Stücke des früheren Bauernlandes zum Großgrundbesitz und siedelte nur Großbauern an, kurz und gut, man führte das System Wakefield in einer noch viel schrofferen Form im alten Lande in Europa selbst ein: man sperrte den Boden und schuf auf diese Weise das dritte Klassenmonopolverhältnis der Wirtschaftsgeschichte, das modern-kapitalistische, man schuf mit vollem Bewußtsein eine Arbeiterklasse, die der Oberklasse die Rente weiter erarbeiten mußte, weil sie sonst, mangels eigener Produktionsmittel, hätte verhungern müssen.

Das auf diese Weise entstandene private Grundeigentum ist nach den Kategorien der heutigen Jurisprudenz unzweifelhaft Privateigentum. Es unterliegt den Bestimmungen allen Privateigentums; man kann usus et abusus damit treiben, man kann es teilen, man kann es verschenken, vererben, verkaufen, verschulden, kurz und gut, man kann alles damit machen, was man mit einem Stück Tuch oder einer anderen beweglichen Ware anfangen kann, soweit dem eben nicht die natürlichen Eigenschaften des Grundeigentums selbst im Wege stehen. Eine rein privatwirtschaftliche Bildung, wie es scheint! Folgt man aber ihrer Wurzel, so wird deutlich, daß dieses scheinbare Privateigentum in der Tat Gewalteigentum ist; daß es nicht aus dem ökonomischen, sondern aus dem politischen Mittel entstanden ist; daß es nur entstehen konnte, weil der Staat, d. h. der Ausschuß der Oberklasse, es einführte und rechtlich sicherte, und daß es sich nur so lange erhalten kann, wie wieder der Staat, d. h. der Ausschuß der Oberklasse, mit seiner militärischen und gesetzlichen Gewalt es deckt und gewährleistet. Man erkennt, daß es sich auf das schärfste unterscheidet von jenem eigentlichen Privateigentum, das aus „eigenem Tun" entstanden ist, das darauf beruht, daß der Mensch das ökonomische Mittel gegen die Natur angewendet hat, seine eigene Arbeit, oder daß er die Erzeugnisse seiner eigenen Arbeit in Äquivalenz getauscht hat gegen die Erzeugnisse fremder Arbeit. Hier aber handelt es sich beim großen Grundeigentum um nichts anderes als um die Usurpation fremder Arbeitskraft in dem Anfang, und um die Aussperrung des

wesentlichsten Produktionsmittels einer Nation gegen die fremde Arbeitskraft in dem Fortgang der Entwicklung. Diese beiden Formen des Eigentums sollten von Juristen, wenigstens von Rechtsphilosophen, auf das schärfste auseinander gehalten werden.

Nun aber ist dieses große Grundeigentum nicht das einzige Eigentum, das staatliche, gewaltrechtliche Wurzeln hat, sondern dasselbe gilt auch vom Kapitaleigentum. Produzierte Produktionsmittel sind nicht in jeder denkbaren menschlichen Gesellschaft Kapital, sondern sind nur dort Kapital, wo das besteht, was Marx glücklich als das „gesellschaftliche Kapitalverhältnis" bezeichnet hat. Dieses Kapitalverhältnis ist nach ihm nur dort gegeben, wo alle Produktionsmittel sich am einen Pol der gesellschaftlichen Stufenleiter in den Händen einer kleinen Klasse befinden, während am anderen Pol der gesellschaftlichen Stufenleiter sich der „freie Arbeiter" befindet; frei in einem spezifisch Marxschen Doppelsinne: er ist erstens politisch frei, und das unterscheidet die modern kapitalistische Wirtschaftsordnung von der Sklavengesellschaft und der Feudalgesellschaft; und er ist zweitens wirtschaftlich frei, d. h. los und ledig von allen denjenigen Dingen, die er braucht, um seine Arbeitskraft im eigenen Interesse zu verwerten, d. h. von eigenen Produktionsmitteln. Eine solche Klasse freier Arbeiter ist aber offenbar, das glaube ich bewiesen zu haben, nur dort gegeben, wo die Bodenmonopolisierung durch das große Grundeigentum besteht.

Wo aber eine solche Klasse freier Arbeiter existiert, da sind alle produzierten Produktionsmittel „Kapital", d. h. ein Eigentum, das dem Eigentümer ein Mehr von Einkommen abwirft, als dem Werte seiner eigenen Arbeit entspricht, einen „Mehrwert", ein arbeitsfreies Einkommen, den Zins oder Profit.

Mithin ist das Kapitaleigentum, weil es dort besteht, wo das primäre Klassenmonopol der Bodensperrung existiert, und weil es offenbar als solches verschwinden muß, wenn das primäre Klassenmonopol der Bodensperrung verschwindet, ein sekundäres Klassenmonopol.

Wie das gesamte große Grundeigentum zusammen das primäre Klassenmonopol, und jedes einzelne große Grundeigentum für sich einen nutzbaren Anteil an jenem Klassenmonopol darstellt, — so stellt auch alles Großeigentum an produzierten Produktionsmitteln zusammen das sekundäre Klassenmonopol dort dar, wo das primäre besteht. Und so ist auch jedes einzelne derartige Großeigentum ein nutzbarer Anteil am Klassenmonopol.

Löst man die Bodensperre, und man kann sie lösen — denn das Land ist, wie bewiesen, nicht von Natur, sondern durch Sperrung ein Seltenheits- und

Monopol-Gut — so hören auch die produzierten Produktionsmittel auf, Mehrwert abzuwerfen, d. h. „Kapital" zu sein. Dann gibt es keine „freie" Arbeiterklasse mehr, die gezwungen ist, den Mehrwert abzutreten, weil sie keine eigenen Produktionsmittel besitzt. Denn jetzt kann jeder Land nehmen, so viel er zum anständigen Leben braucht, und wer nicht Land nehmen will, kann für sich allein oder im Verein mit Genossen aus eigenen Sparmitteln die produzierten Produktionsmittel beschaffen, deren er zur selbständigen Erzeugung von Gütern bedarf.

Es gibt also in unserer Rechtsordnung zwei Arten des Eigentums, die in ihrer rechtlichen Form, vor dem Forum des praktischen Juristen, freilich identisch sind, die aber in ihrem wirtschaftlichen Wesen, vor dem Urteil des Soziologen und Nationalökonomen, voneinander verschieden sind wie Krieg und Frieden, wie Nacht und Tag, wie Arbeit und Raub. Unter der gleichen juristischen Form des Privateigentums verbergen sich beide: das „ökonomische", das im eigentlichen Sinne privatrechtliche — und das „politische", das im eigentlichen Sinne staatsrechtliche Eigentum. Und jetzt versteht man, wie es möglich ist, daß das vom Blickpunkt des Juristen so einheitliche Eigentum die verschiedenste Beurteilung hervorrufen konnte, daß Thiers vom „heiligen Eigentum" sprach, während sein Landsmann Proudhon wie eine Brandfackel den Satz in die Welt schleuderte: „Das Eigentum ist Diebstahl." Sie haben beide recht und beide unrecht; das erste Wort gilt uneingeschränkt vom ökonomischen Eigentum, das zweite ist eine zureichende, wenn auch überscharf zugespitzte Kennzeichnung von Ursprung und Wesen des politischen Eigentums.

*

Diese Erkenntnis kann nicht ohne Rückwirkung auf die rechtsphilosophischen Grundauffassungen bleiben.

Jedem Eigentum entspricht ein eigenes Recht. Es gibt zwei Rechte verschiedenen Ursprungs, die sich in unserem geltenden Rechte vermischen, das Recht des Schwertes, der Gewalt, der Herrschaft — und das Recht des Pfluges, der Arbeit, der Genossenschaft. Jenes ist das „Gesetz und Recht", das sich „wie eine ewige Krankheit forterbt", und das bewirkt, daß aus „Vernunft Unsinn, aus Wohltat Plage" werden kann — dieses ist das „Recht, das mit uns geboren ward"; jenes ist das jus strictum, dieses das jus aequum, jenes das positive, dieses das „natürliche" Recht, das jus naturae.

Und dieses „Naturrecht", das ist nun das „richtige Recht über allen positiven Rechten", nach dem einige Rechtsphilosophen suchen, während andere spotten, sie jagten der Quadratur des Zirkels nach. Ein Recht, das herrschen würde in

einer menschlichen Gesellschaft, in deren Werdegang niemals das politische Mittel der Gewalt eingegriffen hat, in deren Eigentum kein Splitter von „staatsrechtlichem" Eigentum eingesprengt ist, das wäre das ideale „Recht der Gerechtigkeit", der Maßstab, an dem jedes positive Recht sich zu bewähren hätte, das Ziel, dem die Gestaltung jedes positiven Rechtes zuzustreben hätte.

Daß dem so ist, dafür gibt es drei starke Argumente:

Erstens: der consensus prudentium. Solange es eine Rechtsphilosophie gibt, vom Altertum bis in die Gegenwart, hat niemals Zweifel daran bestanden, daß es auch „schlechte" Gesetze geben könne, und daß alle Gesetze „gut" sein sollen, d. h. der „Gerechtigkeit" zu entsprechen haben. Und wenn man auch nicht klar sehen konnte, was gerecht sei, solange man zwischen den beiden Formen des Eigentums nicht zu unterscheiden verstand, und wenn man deshalb auch über den Inhalt des höheren „richtigen" Rechtes streiten könnte: daß ein solches Recht, ein solcher letzter Maßstab bestehe, war niemals bestritten.

Und zwar zweitens: deshalb, weil jedem nicht geistes- oder gemütskranken Menschen das Prinzip der Gerechtigkeit genau so als Grundform aller Ethik angeboren ist, wie Raum und Zeit als Anschauungsformen des Verstandes. Das ist Kants „kategorischer Imperativ". Darum wird kein Gesunder ernsthaft den Satz vertreten, daß „außerökonomische" Eingriffe der Gewalt in das ökonomische Leben der arbeitenden und tauschenden Gesellschaft Recht sind und Recht bilden können. Nur das kann nach allmenschlichem Bewußtsein und aprioristischem Wissen Recht sein und Recht schaffen, was dem ethischen Prinzip entspricht: „Was du nicht willst, daß man dir tu', das füg' auch keinem andern zu", oder in Kants Ausdruck, was keinen Menschen zum Objekt eines anderen Willens erniedert.

Drittens aber zeigt die historische Betrachtung, daß alles Recht der Gerechtigkeit sich im Zusammenhang mit der ökonomischen Arbeitsteilung entwickelt hat. Es herrscht zuerst innerhalb der Horde: hier besteht die primitive Arbeitsteilung, der Tausch noch nicht von Gütern, wohl aber von Diensten: die Genossenschaft. Dann verbindet der Feuertausch, später vor allem der Frauentausch die Horden zu Friedens- und Rechtsgemeinschaften, innerhalb deren das Recht der Gleichheit herrscht. Und alle weiteren Fortschritte knüpfen sich an den Gütertausch, die Marktgesellschaft. Zuerst sind die Marktstätten nur auf Zeit und nur fakultativ befriedet. Das heißt: das Recht der Gewalt ruht, das Recht der Gleichheit, des äquivalenten Tausches herrscht, nur solange die „Messe" dauert, und gilt nur für den, der den „Frieden" freiwillig durch Vertrag gibt und nimmt. Dann wird das Recht dauernd und obligatorisch für jeden, der den Bann- und Friedens-

kreis des Marktes überschreitet: das „Stadtrecht" ist grundsätzlich konstituiert. Dann ergreift das Tauschrecht die Kaufleute, die zum Markte ziehen, und die Straßen, die zum Markte führen: beide stehen unter eigenem „Königsschutz", bis endlich der „Gottesfriede" das ganze Land beherrscht. Das Stadtrecht wird Staatsrecht, materiell und formell, da seine Formen zuerst in den Städten ausgestaltet worden sind; und zuletzt will das Staatsrecht, wieder in Verbindung mit dem immer mehr erstarkenden internationalen Tauschverkehr, Völkerrecht, Weltrecht werden, und wird es auch einmal werden, wenn erst alles, was Rest der urtümlichen Gewalt, was politisches Mittel ist, aus dem Staatsrecht und dem Privatrecht der Einzelstaaten verschwunden sein wird.

Und das wird eines Tages vollendet sein. Immer mehr hat sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung das Machtbereich des Friedensrechtes ausgedehnt, des Gewaltrechtes eingeengt. Die Tendenz ist unverkennbar, und die hemmende Kraft des unterliegenden Rechtes wird offenbar immer geringer. Man könnte die unwiderstehlichen wirtschaftlichen Verschiebungen leicht darstellen, die im Inneren der Staaten mit absoluter Notwendigkeit zum Untergang des primären und damit auch des sekundären Klassenmonopols führen werden, und könnte zeigen, daß dann auch im zwischenstaatlichen Leben die Gewalt ihr Recht verlieren muß. Aber dies bildet den Gegenstand einer anderen eigenen Untersuchung.

Der Geist des Orients

Von Martin Buber

Im Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts und im Beginn des neunzehnten wußten Herder und Novalis, Görres und Creuzer, daß der Orient eine Einheit ist. Wohl kannten sie die Vielfältigkeit seiner Völker, die in ihren geschichtlichen und literarischen Urkunden damals recht eigentlich erst von Europa entdeckt worden waren, aber sie blickten durch die Schale der Vielfältigkeit in den einigen Keim des Geistes. Das Morgenland war ihnen kein poetischer Tropus, sondern eine einheitliche, wirkende Wirklichkeit, deren Berührung sie erfuhren und deren großes Leben sich ihrer ehrfürchtigen Ahnung auftat. Diese Einsicht blieb lebendig, bis die Rassentheorie ihr mit breitem Erfolg entgegentrat. Wie die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf die Psychologie, so hat hier deren Anwendung auf die Geschichte den edelsten Besitz der erkennenden Menschheit zu ersetzen versucht: eine Totalität. Das Verhältnis zwischen Reizstärke und Empfindungsstärke mag errechenbar sein, von der Wirklichkeit seelenhaften Geschehens weiß diese Rechnung nichts auszusagen; es mag noch so exakt feststellbare Rassenunterschiede geben, die überrassenhaften Gebilde, Völker und Völkerverbände bleiben, solcher Untersuchung unzugänglich, die Wirklichkeit des Geistes. Als eine Totalität ist der große Völkerverband des Orients zu erweisen, als ein Organismus, in dessen Gliedern, mögen sie funktionell noch so verschieden sein, eine gleichartige Struktur und eine gleichartige Vitalität waltet und der dem Abendland in eigenem Recht gegenübersteht.

Man hat den Orientalen zuweilen als eine primitive Bildungsstufe, gleichsam als den stehengebliebenen Menschen angesehen, — eine karge und schematisierende Betrachtungsweise. Wohl aber darf man vom Orientalen hervorheben, daß die bestimmende Zeit seines inneren Schicksals, die Zeit, die seinen geistigen Charakter geprägt und seine schöpferische Kraft bestimmt hat, daß die Stunde seiner entscheidenden Plastizität in eine frühere Epoche der Erdgeschichte fällt als die plastische Stunde des Europäers. Was China und Indien, Ägypten und Vorderasien in dem ungeheuren dritten Jahrtausend vor Christi Geburt an formenden Gewalten erlebten, läßt sich aus den von diesem und dem folgenden Jahrtausend erhaltenen Resten ihrer gigantischen Schöpfungen, dem Schi-

king und den Veden, den Pyramidensprüchen und dem Gilgameschepos nur in der Ahnung erschließen; etwas deutlicher wird uns, was damals geschah, wenn wir die Männer begreifen, die in der Zeit, als über Griechenland die Blüte kam, im Orient erstanden: Männer der Reformation und Regeneration, Verkünder der Umkehr und Wiederherstellung, — die jüdischen Propheten und die Denker der Upanischaden, Zarathustra und Laotse. Man wird daraus verstehen, warum man vom Orient, wie etwa von der ägyptischen Plastik aus dem Anfang des dritten Jahrtausends, sagen darf, daß er zugleich primitiv und vollendet ist.

Ich möchte den orientalischen Menschentypus, wie er ebenso in den Urkunden der asiatischen Antike wie im heutigen Chinesen oder Inder oder Juden erkennbar ist, im Gegensatz zum abendländischen, der etwa durch den Griechen der perikleischen Zeit oder durch den Italiener des Trecento oder durch den Deutschen unserer Tage repräsentiert wird, als den motorischen im Gegensatz zum sensorischen ansprechen. Ich nenne sie so nach den Vorgängen, die bei dem einen und bei dem andern im Mittelpunkt des seelischen Prozesses stehen.

Der psychische Grundakt des motorischen Menschen ist zentrifugal: ein Antrieb geht von seiner Seele aus und wird zur Bewegung. Der psychische Grundakt des sensorischen Menschen ist zentripetal: ein Eindruck fällt in seine Seele und wird zum Bilde. Beide sind empfindende, beide handelnde Menschen; aber der eine empfindet in Bewegungen, der andere handelt in Bildern; der erste hat, wenn er wahrnimmt, das Erlebnis der Tat, der zweite hat, wenn er tut, das Erlebnis der Gestalt. Beide denken; aber des einen Denken meint Wirken, des andern Denken meint Form.

Ich sagte: der motorische Mensch empfindet in Bewegungen; er tut gleichsam seine Empfindung; sie wächst nicht in ihm, sondern schlägt durch ihn; sie nistet nicht einsam in seinem Gehirn, sondern breitet sich allem verbunden in dem erregten Leibe. Die Sinne dieses Menschentypus sind miteinander und mit dem dunklen Leben des Organismus eng verbunden; der Eindruck, der einen seiner Sinne trifft, geht als Stoß durch alle, und die spezifischen Sinnesqualitäten erblassen vor der Wucht des Gesamtzustandes. Beim sensorischen Menschen sind die Sinne voneinander und von dem undifferenzierten Boden des organischen Lebens gelöst; sie stehen unter der Hegemonie des gelösteften, unabhängigsten, objektivsten unter ihnen, des Gesichtssinnes; der Triumph des Griechentums in der Welt der reinen Gestaltung ist das Werk dieser Hegemonie. Beim motorischen Menschen ist das Sehen nicht souverän, es dient nur der Vermittlung zwischen der bewegten Welt und der latenten Bewegung des eigenen

Leibes, der befähigt ist, jene mitzuempfinden und mitzuleben; die Bewegung der Welt ist es, die er mit dem Gesicht wie mit den anderen Sinnen aufnimmt und die sich in ihm fortpflanzt. Er nimmt weniger das vielfältige, ruhende Sein der Dinge wahr als ihr Geschehen und ihre Beziehung; weniger den Umriß als die Gebärde; weniger das Nebeneinander als das Nacheinander; weniger den Raum als die Zeit. Dieser Gegensatz ist auch noch in den innerlichsten Erlebnissen des Geistes mächtig. Platon schaut die von je ruhenden Ideen; was der indische Mystiker schaut, ist nicht die Ruhe, sondern das Aufhören der Bewegung. Platon schaut und da ist nichts weiter als das Schauen; der jüdische Prophet schaut Gott nur, um sein Wort zu vernehmen. Platon nennt das Wesen der Dinge Eidos, das heißt Gestalt; der chinesische Philosoph nennt das Wesen der Dinge Tao, das heißt die Bahn.

Das Weltbild des Orientalen ist von seiner Seelenartung bestimmt. Dem sensorischen Menschen, der unter der Führung des objektivsten Sinns, des Gesichtes steht, objektiviert sich die Welt als eine Vielheit von Dingen, die sich vor seinen Augen ausbreitet und zu denen auch er selber, sein Leib gehört. Dem motorischen Menschen bekundet sich die Welt als die schrankenlose Bewegung, die ihn durchschwingt. Er nimmt die Einzeldinge wahr, aber nicht jedes als ein für sich Seiendes, in sich Ruhendes und Beschlossenes, sondern alle nur als Knotenpunkte der unendlichen Bewegung, die durch ihn selber geht. Nur in diesem Sinn ist es berechtigt, den Orientalen einen subjektiv gerichteten Menschen zu nennen; er betrachtet naturgemäß die Welt zunächst als etwas, was an ihm geschieht; er spürt sie mehr als er sie wahrnimmt; denn sie erfaßt und durchfährt ihn, sie, die dem Okzidentalen gegenübertritt. Der Okzidentale begreift seine Empfindung aus der Welt, der Orientale die Welt aus seiner Empfindung. Der Okzidentale geht in seinem Weltbild von der Gegenständlichkeit der Welt aus, auch wo er von ihr zu den obersten Abstraktionen aufsteigt oder sich in die seelenhaftesten Geheimnisse versenkt, der Orientale von der Innerlichkeit der Welt, die er in seiner Innerlichkeit erlebt. Aber diese seine Innerlichkeit, in der alle Bewegung seines Leibes und seiner Seele gegründet ist, ist selbst nicht Bewegung; er fühlt sie in sich unantastbar und unwandelbar ruhen, aller Vielfältigkeit, allem Gegensatz urgrundhaft enthoben, den Mutterschoß, der alle Vielfältigkeit und allen Gegensatz gebiert und verschlingt, den namenlosen Kern und Sinn. Und wie er die Bewegung, die bewegte Erscheinung der Welt aus seiner Empfindung begreift, so ist es dieses sein Wissen um den Kern und Sinn seines Lebens, aus dem er den Kern und Sinn der Welt erschließt; dieser offenbart sich ihm in jenem, und in der letzten Wahrheit sind beide eins.

In dieser Identifizierung wurzelt die schöpferische Gewalt des orientalischen Geistes. Der Okzidentale schreitet stufenweise von der Erscheinung zur Wahrheit der Welt oder dringt in aufleuchtender Intuition zu ihr vor, der Orientale trägt die Wahrheit im Kern seines Lebens und findet sie in der Welt, indem er sie ihr gibt. Dieses Geben und Finden in einem ist der religiöse Akt des Orientalen. Jedes Weltbild ist ja, seinem Wesen als Bild gemäß, eine Vereinfachung und Vereinheitlichung der Welt; aber der Grieche etwa vereinfacht sie, indem er ihre Phänomene unter allgemeine Begriffe einordnet, der Asiate, indem er aus seiner Innerlichkeit, aus der Einheit im Geiste, die einige Welt aufbaut. Sein Einheitstrieb ist der elementarere.

Die einige Welt aber soll — und hier begegnen einander alle großen asiatischen Religionen und Ideologien — nicht bloß konzipiert, sie soll realisiert werden. Sie ist dem Menschen nicht gegeben, sondern aufgegeben; es ist seine Aufgabe, die wahre Welt zur wirklichen Welt zu machen. Hier bekundet und bewährt sich der motorische Charakter des Orientalen in seiner höchsten Sublimierung: als das Pathos der Forderung. Die Forderung mag durch eine ganz innerliche Tat erfüllt werden; so meint es der Inder des Vedanta, der, das Gewebe des Scheins zerreißend, sein Selbst als mit dem Selbst der Welt identisch erkennt und die wahre, die einige Welt in der allumfassenden Einsamkeit seiner Seele verwirklicht. Oder aber die Forderung geht auf die Aktivität der ganzen Lebenshaltung. Auf eine Aktivität etwa, die das Werden der inneren Welt in der äußeren gegen die Übergriffe der gewaltsamen Extreme schützt; so meint es der taoistische Chinese, in dessen uraltem Weltbild das Geschehen der Welt aus einem Gegenspiel zweier Prinzipien, des hellen und des dunklen, quillt, der aber als das ewige Urprinzip, in dem beide stehen, das Tao, die Bahn, erkennt, das Tao, welches der Weise auf Erden mit seinem Leben verwirklicht, nicht eingreifend und doch durch die Wesenhaftigkeit seines Tuns und seines Nichttuns den einigen Sinn der Welt in der Wirklichkeit durchsetzend. Oder auf eine Aktivität, die das Hindernde, das böse Prinzip bekämpft und so dem Durchbruch der Einheit in der entzweiten Welt dient; so meint es der Perser des Aveſta, für den es nicht gilt, das Gleichgewicht zwischen Licht und Finsternis zu halten, sondern für das Licht rückhaltlos Partei zu nehmen und dessen Krieg zu führen, bis es die Finsternis völlig vernichtet hat und die Welt unter seinem ausschließlichen Walten geeinigt ist. Immer aber, in allen Gestalten, ist es die gleiche beschwingte Forderung nach dem rechten Leben, dem erfüllenden Leben, nach dem „Weg". Immer tritt das Wissen um die Beschaffenheit der Welt, auf dem der Okzidentale fußt, der sie beherrschen und

formen will, zurück vor dem Wissen um den Weg; von aller Lehre des Orients ist zu sagen, was ein Pilger von Buddha sagt, er habe nicht vorgetragen, ob die Welt ewig oder zeitlich sei, er habe einzig den Weg gelehrt. Auch Sokrates wollte den Weg und nicht das Wissen lehren; aber was hier fehlt, das ist das Gefühl der höchsten Lebenswahrheit: daß das innere Schicksal der Welt von der Handlung des Handelnden in einem Maße abhängt, das keiner zu ermessen vermag. Diese Wahrheit bedeutet der „Weg" der orientalischen Lehren. Es ist die Wahrheit des Wortes „Eins tut not".

Die Erkenntnis des Orients ist: daß die Innerlichkeit der Welt in ihrer Äußerung und Offenbarung gehemmt ist, daß die urgemeinte Einheit gespalten und entstellt ist, daß die Welt des Menschengeistes bedarf, um sie zu lösen und zu einigen, und daß das Leben des Menschen auf der Welt einzig darin seinen Sinn und seine Macht hat. Das Sein steht in der Entzweiung: in der Entzweiung von Ja und Nein, sagt die chinesische Formulierung, von Gut und Böse, die persische, von wahrer Welt und Scheinwelt, die indische. Der Mensch ist berufen, das Sein aus der Entzweiung zur Einheit zu bringen. Die Welt harrt des Menschen, daß er sie einige. Der Pfade, die ihn zu diesem Werke führen, sind viele, aber der Weg ist der eine.

Das aber ist die ewige Größe des Orients und seine ewige Bedeutung für das Menschentum, daß diese Erkenntnis ganz ins Leben gekehrt ist: ob sie in Einsamkeit oder in Gemeinschaft, in der Stille oder im Kampf zu verwirklichen ist, ihr Wesen ist, daß sie verwirklicht zu werden heischt. Als Erkenntnis ist sie nur angelegt, vollendet ist sie erst als Tat. Die gedachte Idee ist dem Orient ein Entwurf, der erst in der gelebten zur Realität wird. Sie allein ist.

Die Fürstin

Erzählung von Bruno Frank

(Erste Fortsetzung)

17

Die sommerlichen Wochen, die folgten, waren gewiß die besten in Matthias' Leben. Es schien, als erfülle er zum ersten Mal den Zweck, um dessentwillen er in die Welt gekommen sei: zu dienen, mit Freude zu dienen.

Von dem Augenblick an, da sie beide im Angesicht des Meeres auf ihrer Veranda frühstückten, war Lena zu erfreuen, ihr den schönen Tag schöner zu machen, seine einzige Sorge. Nichts fehlte zu ihrer Bequemlichkeit, Matthias zeigte sich umsichtig und ergeben, wie einer jener chinesischen Diener, von denen die Reisenden erzählen. Übrigens war Lena keine verwöhnte Frau, und sehr gut hätte sie sich ohne fremde Sorgfalt zurechtgefunden. So empfand sie viel weniger die Wohltat der ungezählten Handreichungen und kleinen Gänge, als daß sie seinen stets regen Willen selber, seine nimmermüde Aufmerksamkeit fühlte und genoß. Matthias war alles andere als laut oder ungeschickt; dennoch war ihr vor seinen Blicken, vor seiner Bereitschaft mitunter ähnlich zu Mute, wie vor den jungen Jagdhunden, die einen toll aus Diensteifer umspringen und nicht im Stande sind, auch nur das Geringste zu vollführen.

Aber, mochte er sie zeitweilig entzücken so wie ein primitives Wesen entzückt, das hinderte nicht, daß ihre große Meinung von ihm sich erhielt, ja verstärkte. Schwieg er auch zumeist oder stand nur mit wenigen Worten Rede, sie wußte ihn dennoch nahe. Sie lernte vor ihm ihre Rollen, und er hörte mit Ehrerbietung zu. Sie erörterte mit ihm die Korrespondenz, vor allem jenen Teil, der ihre humanitären Unternehmungen betraf; sie breitete das Für und Wider vor seinem stummen schönen Antlitz aus, derart lebendig, daß sich mitunter selbst der Tonfall ihrer Stimme dramatisch spaltete.

So kam er zu mancherlei Einsichten. Die Untergründe der Großstadt, in die er während jener ersten Tage mit verschleierten Augen einen flüchtigen Blick getan hatte, wurden ihm deutlich erkennbar: er sah die Männer, roh durch überharte Kämpfe, krank durch armselige Laster; er sah die Mütter, die vor Not keine guten Mütter mehr sein konnten, und die an ihrer kranken Lunge starben;

er sah die Knäuel von blassen Kindern, die hoffnungslos aufwuchsen und Hoffnungslosigkeit weiter in die Zeit trugen. Er saß stumm, und langsam arbeitete seine Phantasie, und über das einzelne Elend hinaus war es, als legte sich das Gewicht des allgemeinen Weltleidens auf seine Seele.

Später dann an manchen Abenden kam es vor, daß es ihm enge wurde in seiner schweigenden Zurückhaltung ... Er sprang auf und schritt mit gewaltsam bezwungenen Gliedern, die Arme steif, die Hände geballt, in dem holzgetäfelten Zimmer auf und ab, den Blick durch die Verandatür hinaus auf das dunkelströmende Meer geheftet, und zürnte. Warum mußte er sein, dieser Kampf aller mit allen, war es nicht natürlicher, war es nicht einfacher, das Gute zu wollen ... Und wenn nicht dies, wenn es wirklich Seelen gab, deren natürliche Flutung anders war, warum befahlen sie sich nicht Freundlichkeit und Gutsein? War es wirklich nötig, dergleichen erst von den Kanzeln zu predigen, unter Androhung von Strafen zu verlangen?

Ganz besonders wühlten Matthias die Berichte einer Vereinigung auf, der Frau Gontard angehörte, einer wohltätigen Gesellschaft, die es zur Aufgabe hatte, entlassenen Sträflingen das Weiterleben zu erleichtern ... Wie, nicht genug also, daß diese elenden Geschöpfe ihre Mängel – nicht von ihnen verschuldete Mängel – hinter Mauern abzubüßen hatten, man vertrat ihnen hernach noch den Weg in die Sonne! Und wer, wer? Leute, die niemals versucht worden waren! Man müßte jeden Fabrikherrn, der solche Männer zurückwies, einmal zur Probe ein wenig einsperren, damit er es verlernte, nachträglich noch Justiz zu üben ... Matthias erinnerte sich undeutlich an Gelesenes. Er verallgemeinerte ...

„Weißt du denn, wie es manche Zuchthausdirektoren machen, Lena, weißt du es? Sie gönnen den armen Menschen noch nicht einmal den Raum ihrer Zelle ... Wenn einer einmal ungeduldig wird und ein Wort zu viel sagt, nur ein kleines Wort, so lassen sie über eine Ecke ein Gitter ziehen, so daß er ein winziges Dreieck hat, um sich zu bewegen, ja! Und damit er sich nicht setzen kann, auch nicht auf den Wasserkrug setzen, so geben sie ihm einen, der oben am Rande mit spitzigen Stacheln besetzt ist ..."

Gerade auf dieses Bild kam Matthias oft zurück; es schien ihn zu verfolgen. Dabei ging ihn das Leiden der Gefangenen nicht weiter an, nie hatte er mit Bewußtsein einen Verbrecher gesehen. Aber nach dieser Richtung, nach der Seite der Empörung über das Grausame und Böse flossen die Wellen seines Herzens, und jeder Sturm, der sie stärker dorthin peitschte, war ihm recht. Er vermochte Tränen zu vergießen über das Los, welches vor hundert oder zweihundert

Jahren die Wahnsinnigen in den Narrentürmen zu erdulden hatten; er weinte über diese Armen, die vielleicht nicht unglücklicher waren, als es ihre Brüder heute sind, und die mit ihren zerrissenen Ideen alle seit so langer Zeit schon schlafen.

Frau Gontard war weit davon entfernt, solche übrigens nicht häufige Ergießungen ohne Maß zu mißbilligen. Für sie war der junge schöne Freund, war das ursprüngliche und reine Menschentum, das sich hier empörte, ein hohes, schönes Schauspiel. Mehr als ein Schauspiel. Ihre zusammengesetzte Seele, in der in allen Augenblicken jeder Vorgang beaufsichtigt wurde — sie war willig, in diesen Strudel wie in ein heilendes Bad zu tauchen. Frau Gontard sah das Gesicht der Duse vor sich, dies bleiche Gesicht, in dem sich mehr als ein persönliches, in dem sich das allgemeine Leiden der ganzen Welt auszudrücken schien. Ja — je tiefer und unbedingter einer zu leiden wußte, desto näher war er daran, ein wahrhafter Künstler zu sein. Die Meinung befestigte sich in ihr, daß in Matthias etwas Heiliges und Heiligendes sei, und Augenblicke kamen, da sie ihn nicht mehr zärtlich nur und dankbar, sondern mit Inbrunst anblickte.

Nur als ein äußeres Zeichen galt es ihr noch, daß er so schön war. Er war, in aller seiner Jugend und Naivität, ein Führer, der sie zur Wirklichkeit führen konnte. Hoffnungen erstanden. Von diesem ungehemmten und starken Strom hieß es sich treiben lassen, und sie, die von Anbeginn Schiffbrüchige, würde dereinst Boden unter ihren Füßen fühlen . . .

Jene, die einzig der Ehrgeiz leitet, werden die höchsten Ziele eines Ehrgeizes doch niemals erreichen. Es galt, gut zu werden, ganz wahrhaft gut, und damit vielleicht auch eine Künstlerin, die mit Recht eine Welt bezwänge. Gab es nicht bisher eine Stelle in ihrem Herzen, wo ihr all die Leidenden und Unglücklichen, für die sie sich einsetzte, irgendwie gleichgültig waren? Diese Stelle gab es. Bei den entlassenen Strafgefangenen wie bei den Arbeiterfrauen, bei den streikenden Bergleuten wie bei den armen Kindern, die in Kellern des Großstadtnordens froren und hungerten. Sie gestand sich einmal — aber das mußte und das würde sich nun ändern — daß ihr in Wahrheit nur die Leiden einer einzigen Menschenart ganz nahe gingen: die ihrer Glaubensgefährten, ihrer Rassegenossen. Ja, der Schmerz, den sie bei gewissen, oft fürchterlichen Berichten aus Rumänien, aus Südrußland empfand, der war wirklicher Schmerz, und um hier zu helfen, um hier vom Druck einer böswilligen Regierung, eines dumpfen oder wilden Wirtsvolkes zu erlösen, dafür hätte sie Blut und Fleisch wohl hingeben können. Aber sie wußte, daß es daran nicht genug sei. Sie wußte, daß sie hier, um ein Weniges nur sich erweiternd, sich selber

liebe, für sich selber Blut und Fleisch hinzugeben bereit sei. Wie für jene, so galt es für alle zu empfinden. Mochte Matthias immerhin schwärmen, mochte er unweise, unwissend brennen – an der Flamme, die aus seinen Augen und aus seinen stammelnden Worten schlug, sollte ihre eigene Klugheit und letzte Umwallung schmelzen.

Wohl war es damals eine Art von Liebe, was sie für diesen Knaben empfand.

18

Sogleich nach dem Frühstück, das ihnen wie alle ihre Mahlzeiten von der Logiswirtin aufgetragen wurde, pflegten sie zum Strand hinunterzugehen. Sie hatten ihren Platz ein wenig abseits, doch so, daß sie das Treiben der Badegäste noch unterschieden, in einer kleinen separaten Einbuchtung, zu der die Buchenwaldung näher herantrat. Sie entkleideten sich in der zweigeteilten Hütte, schlossen ab und gingen dann, redend, lachend, verweilend, über den warmen Sand zu ihren Körben, die noch etwas entfernter aufgestellt waren.

Gerne blieb Frau Gontard einige Schritte zurück, um auf Matthias die Augen zu heften. Er trug einen weißen Bademantel umgeschlagen, ein hübsches Ding mit breiten grauen Aufschlägen an den Armeln und einem breiten grauen Fallkragen, dem leicht gebogen – denn Matthias hielt das Haupt etwas geneigt – der gebräunte Hals entstieg.

Sie badeten, und wenn Lena des Watens und Schwimmens müde war, sah sie, im Sande ruhend, den klugen Kopf auf ihren festen Arm gestützt, oder auch bequem im Korbe mit zärtlichem Behagen dem jungen Freunde zu. Mitunter auch schien es Matthias, als habe die Sonne nicht Kraft genug, um rasch ganzes Werk zu tun, dann ließ er Lena nicht allein ans Land steigen; er folgte, hüllte sie in ein weites rauhes Tuch, umfaßte sie mit dem linken Arm und rieb sie mit der Rechten aus allen Kräften warm und trocken. Es konnte gewiß nicht unerfreulich heißen, diesen Frauenleib umschlungen zu halten; er war schlank, ein wenig muskulös, dennoch weiblich, aber es kam nicht vor, daß die Berührung Matthias zu einem Kusse hingerissen hätte. Er begehrte diese Frau nicht, er war nur glücklich, ihr zu dienen.

Mit frohem Gesicht saß er ihr dann beim Mittagbrot gegenüber, er legte ihr vor, er regulierte die Schirmgardinen der Veranda, damit ja Lenas Augen nicht von der Sonne getroffen würden. Lesend hielt er sich dann in völligem Schweigen, während sie nach der Mahlzeit ein wenig schlief. Um die vierte Stunde begann sie mit ihrer Arbeit, und er spürte es wohl, ob ihr an einem Tage seine Fragen und Einwände erwünscht waren oder nicht. Er lebte in ihrem Atem. Und wenn

sie dann beide, gegen den Abend hin, ihren Gang taten — am Meer entlang oder durch die Buchenwälder hinauf, so hielt er Lena leicht umschlungen, daß sie im Ufersande nicht einsank, über die Baumwurzeln nicht stolpern konnte.

Aber später kam die Stunde, in der sie ihre ernsthaften Gespräche führten, in der Matthias sich mitunter jenem Ansturm leidenschaftlichen Gefühls ergab. Denn am Abend pflegte Frau Gontard ihre Briefe zu empfangen, und einer dieser Briefe, den sie ihm hinreichte oder den sie vor ihm besprach, war es zumeist, der ihm den Anlaß gab.

Oft hielt er sich zurück, dumpf fürchtend, daß er sich wie ein Knabe gebärde. Oder er unterbrach sich, blieb tiefatmend in der geöffneten Balkontür stehen und kühlte sich das Gesicht an der Nacht. Dann erhob sie sich wohl, trat hinter Matthias, umfaßte ihn, und ihre Finger spürten an seiner Brust, an seiner Schulter, das Pochen einer ziellosen doch schönen Empörung. Sie blieben Arm in Arm auf der Schwelle stehen oder traten auf die Terrasse. Früh begaben sie sich zur Ruhe, und ihre Nächte pflegten ohne Leidenschaft zu sein. Hätte ein vertrauter Freund Lena Gontard gefragt, ob sie hier am Meere mit diesem schönen jungen Menschen Liebeswochen verbringe, sie hätte kaum zu antworten gewußt.

Gewiß war, daß ihr Matthias sehr innig zu eigen gehörte. So innig, so unbedingt, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, sich ein Schicksal über diese Wochen hinaus zu erdenken. Er diente, so war es genug. Wohl diente er, ohne im vollen Maße zu lieben, aber so vielleicht sah die einzige Form von Glück aus, die für ihn möglich war . . .

Es gab Momente strengeren Bewußtseins. Einmal als sie in der Dämmerung heimkamen und Lena die eingelaufene Post zur Hand nahm, einen ganzen kleinen Stapel von Schriftsachen, sagte Matthias mit einem Lächeln: „Wie viele Leute an dich denken, Lena! Du bist gar nicht bloß hier bei mir, überall bist du."

„Man hat so viele Beziehungen," antwortete sie beschäftigt, „das ergibt sich so im Laufe der Jahre, im Beruf."

Matthias lachte. „Nun," sagte er, „ich habe gar keine Beziehungen. Es ist gerade, als ob ich nicht existierte. Ich bin einzig nur bei dir, nur bei dir." Er ergriff ihre freie Hand und suchte ihre Augen mit einem eigentümlichen Blick, so als besänne er sich.

19

Eines Nachmittags verließ Matthias, im Gefühl daß Lena ungestört zu arbeiten wünsche, die Wohnung, stieg erst ein wenig ins Land hinein, kehrte zum Meere zurück und verweilte sich da. Die Ebbe hatte begonnen, die mäßige Ebbe der Ostsee, und ein Streifen des Sandes lag bloß. Schwarzgraue, feucht glän-

zende Muscheln waren angespült, Krabben liefen verzwickt und ruckweise daher, bläulich schimmernde Quallengeschöpfe, denen nicht Lebenszeit genug übrig blieb, um die nächste Flut zu erwarten, wurden zusehends fast von dem feindlichen Elemente aufgesogen.

Vor einem ziemlich großen Seestern machte Matthias Halt. Leise, doch krampfige Erschütterungen gingen durch den fünfgezackten rotgelblichen Leib, und wie Matthias sich niederbeugte, erkannte er, daß das Tier von der weichenden Flut auf dem Rücken liegend zurückgelassen worden war. Behutsam faßte er das fremdartige Geschöpf und kehrte es um. Aber wie er nun die Rückenseite vor sich hatte, welche körniger und etwas dunkler anzusehen war, schien dem Flutenwesen vollends alle Beweglichkeit abhanden gekommen zu sein. Es stellte sich tot, unwissend von welcher Macht es berührt worden sei, doch jeder Feindseligkeit gewärtig und auf schützende Täuschung bedacht.

Matthias hatte sich niedergekauert und beobachtete. Er hätte wahrhaftig gewünscht, diesem eingekrusteten Denker da klar zu machen, daß er voller Wohlwollen sei, daß von ihm, Matthias, nichts zu befürchten stehe, und es wurmte ihn sogar ein wenig, so verkannt zu werden. Mit welchen Kreaturen lebte man doch zusammen auf diesem Erdball! Keine Brücke der Verständigung, keine der Güte vom Menschen zu ihnen. Wer ihnen wohltat, wer ihnen einen Dienst tat — sie vermochten ihn gar nicht zu erkennen. Sah solch ein Tier den Menschen überhaupt, sah es auch nur ein Stück von ihm? Besaßen Wesen gleich diesem auch nur Augen? Eine Lust ergriff Matthias dies zu untersuchen, aber er wagte den kleinen Erschreckten nicht unnütz mehr zu stören. Wenn es aber der Fall war, wenn solch ein Seestern Augen besaß, wo befanden sie sich? Vorne vielleicht, an den Spitzen der Arme?

Sacht fing das Meertier an sich zu regen, es kroch, seine Strahlen arbeiteten. Die beiden vorderen waren ein wenig aufgebogen dabei, ohne den Sand mehr zu berühren, schienen sie leise umherzufühlen; die drei nach rückwärts gerichteten aber schoben und zogen. Langsam ging das. Matthias richtete sich auf, ergriff das Tierchen von neuem zart mit zwei Fingern und trug es einige Schritte weit, dorthin wo die ersten Wasser noch anspülten. Eine rückflutende Welle nahm es mit fort . . .

Als Matthias sich dann, es war in der sechsten Stunde, dem Hause näherte, sah er ein hübsches kleines Automobil dort halten. Er fand seine Freundin im Gespräch; man trank Tee zu zweien. Zögernd näherte er sich durch das helle Zimmer. Ihm fiel es plötzlich aufs Herz, daß er Lena niemals in Gesellschaft gesehen hatte, immer waren sie miteinander allein gewesen.

„Komm, mein Freund," rief sie mit einer animierten Stimme, die er nicht an ihr kannte. Das Gegenüber, ein grauhaariger, hell gekleideter Herr, erhob sich mit Höflichkeit. Frau Gontard machte bekannt, und Matthias begriff nach kurzem, daß er den Leiter eines kleineren deutschen Hoftheaters vor sich hatte, der eigens im gemieteten Wagen von Saßnitz herüber gekommen war.

„Wie, bitte," sagte der Intendant aufmerksam, „wie bitte war doch der Name? Ich habe noch nicht den Vorzug gehabt, Sie auf der Bühne zu sehen . . ."

Lena klärte dies auf, immer in dieser neuen vergnügten Weise, die Matthias ein wenig erschreckte. „Nein, nein, Exzellenz," rief sie und keine Verlegenheit war ihr anzumerken, „das war auch kaum möglich. Wir sind nicht Kollegen, noch nicht jedenfalls, kurzum, mein Freund gehört nicht zum Bau . . ."

„Ah," bemerkte der Intendant und führte das Gespräch dort weiter, wo er es verlassen hatte.

Matthias hatte kein Wort gesagt. Was hätte er sagen sollen? Und es war nun weiter von Menschen und Umständen die Rede, mit denen er nicht vertraut war. Übrigens zeigte sich der alte Herr höflich genug (aber es war eine Höflichkeit Frau Gontard gegenüber), sich bisweilen im Gespräch halb auch an ihn zu wenden. Matthias nahm, in Verlegenheit, nacheinander viele Tassen Tee zu sich.

Auch Lena vernachlässigte ihn keineswegs. Sie lächelte ihm zu, sie bestrich ihm ein Brot mit Honig und schnitt es in kleine Stücke, sie legte auch mehrmals ihre Hand auf die seine, die er dann nicht zu rühren wagte. Es war offenkundig, was sie mit all dem sagen wollte: So, hier, ich verberge nichts, sehen Exzellenz nur her, ich hoffe, es gibt nichts einzuwenden. Niemand hat das Recht, diesen hier zu examinieren, ihn zu fragen, was er vorstellt und treibt, er ist mein Freund, das hat zu genügen . . .

Es genügte dem Intendanten vollauf. Er hatte anderes gesehen in seinem langen, eleganten Leben, nicht immer war er Hofbeamter gewesen bei seinem Herzog. Es fiel ihm nicht ein, sich zu wundern; diese gute Gontard sollte sich immerhin amüsieren, soviel es sie verlangte. Sie kam ja schließlich in das Alter, um an so jungen Menschen Geschmack zu finden . . . Vor ihm hatte sie es nicht nötig, mit solcher Anstrengung unbefangen zu sein. Du lieber Gott, mochte sie den hübschen Jungen doch vor ihm abküssen . . .

Er wurde immer liebenswürdiger, erzählte kleine hübsche Geschichten und rauchte ganz schmale Zigaretten dabei, Damenzigaretten eigentlich. Er blieb noch länger als eine Stunde, es war ihm behaglich.

Matthias litt sehr in dieser Stunde, und sein Herz veränderte sich. Nicht für sich allein empfand er eine quälende Peinlichkeit, sondern durch das Ver-

mögen, fremde Seelen mitzuumspannen, das ihm eigen war, litt er in drei Gestalten. So belud er sich mit einer Last, die auf Frau Gontard von Minute zu Minute weniger und auf dem Besucher gar nicht lag. Wie muß sie sich für mich und an mir schämen, dachte Matthias, und wie abscheulich muß die Situation auch für ihn sein. Dergleichen konnte er nicht erwarten, als er herfuhr, der vornehme alte Mann. Nun findet er vor lauter Beschämung nicht den Augenblick, um aufzubrechen.

Dennoch — die vorgestellte fremde Unlust, die er auf sich nahm, war das Geringere. Für ihn selbst bedeutete diese Stunde ein wahres Unglück, bedeutete sie das Ende einer Zeit von wunschlosem Frieden.

Mit welchem Recht denn saß er hier neben diesen beiden Menschen voller Verdienst ... Nein, nicht so war die Frage zu stellen: mit welchem Rechte war er denn irgendwo auf der Erde? Was lasse ich mir einfallen, sprach er zu sich, und in seinen stummen Vorwürfen brach sich Bahn, was eine Menschenseele sonst vielleicht an Pflichtbewußtsein über lange Zeiträume verteilt — was lasse ich mir einfallen? Ich rege mich nicht, ich rühre mich nicht. Ich lasse mich verhalten wie ein Tier, ich schicke so wenig einen Gedanken in die Zukunft wie ein Tier. Wenn mich einer danach fragte, was ich bin und was ich vorhabe — nichts vermöchte ich zu antworten. Ich müßte sagen: der Reisekamerad einer Dame bin ich. Fertig ...

„Nimmst du noch etwas, mein Lieber?" fragte ihn Lena. Matthias erschrak. Er schüttelte bestimmt und finster den Kopf. Der Intendant blickte ihn von der Seite her an. Matthias fühlte, daß er gut daran tun würde, aufzustehen und die Veranda zu verlassen, aber, wie er es kindlich genug dem alten Hofmann zuschrieb, so fürchtete er selbst sich davor, die Gesten und Worte des Abschieds zu vollführen. Er blieb auf seinem Stuhle und sah mit verdüsterten Augen über die Eisenbalustrade seitlich auf das Meer, welches, verebbt, in der Ferne dunkle, grüne und blaue Streifen zeigte ...

Wahrhaftig, Lena hat mich aufgelesen, wie man zerstreut einen Kiesel aufheben könnte aus einem großen Haufen von Kieseln an der Straße! Wie mich gibt es Hunderttausend ... nein, wie mich gibt es keinen. So unnütz gibt es keinen. Ich kenne nichts, ich vermag nichts, ich bin nichts. Selbst Lena, die Gütige, ist nicht im Stand, sich meine Zukunft vorzustellen, sonst hätte sie gewiß einmal davon gesprochen. Oh, ich werde wieder ein Diener werden, wie ich es war. Aber nein, das genügt nicht, ich werde ein Erdarbeiter werden, ein Steinklopfer werde ich werden ... Ich will mich gerne in schwerer Arbeit abmühen, ich will mich gerne erniedrigen, ich will mich treten lassen, treten,

um die Existenz voller Nichtigkeit und Müßiggang und Unrecht abzubüßen, die ich seit Wochen geführt habe . . . Unrecht habe ich getan, ich habe diese schönen Tage nicht verdient, denn — und es war ihm, als stürze er mit diesem Gedanken erst in den tiefsten Abgrund des Unglücks und der Scham — ich habe Lena betrogen, sie, die Liebe, Wunderbare, wohl habe ich gesucht, ihr ein wenig zu dienen, aber es war nicht im rechten Geist. Ich habe ihr gleichgültig gedient, ohne die Sehnsucht zu vergehen in ihrem Dienst. Heimlich habe ich mich neben sie gestellt. Sie war nicht ganz meine Herrin, obwohl ich ihr aus niedriger Berechnung ergeben war. Ich liebe sie nicht . . . ich bin verworfen. Ich bin ein schlechter, ein falscher Knecht. Sie ist nicht die Frau, der ich gehöre. Ich bin in ihrer Hand nicht wie ein Tier, das den Gnadenstoß erwartet und das in der Seligkeit, von ihrer Hand zu sterben, noch ihre Hand leckt . . . Seine Gedanken verwirrten sich, dunkle Bilder quollen in ihm auf, die zu trüben Wolken wurden.

Neben ihm sprachen die beiden noch immer fort, völlig im Wohlgefühl. Frau Gontard, obgleich sie den Bühnenklatsch sonst nicht liebte, unterhielt sich herzlich; denn der Intendant erzählte hübsch, wenn er mit Frauen zusammen war. Viele Frauen hatten ihn gern gehabt, weil er so amüsant erzählte.

Matthias sah das Meer schon dunkeln, darüber an den Wolkenbänken erschienen blutrote Säume. Ihm war zu Mut, als weinte er, doch als stürzten seine Tränen nach innen und verbrennten ihm das Herz. Er dachte: ich bin verworfen. Und was ihn erfüllte, war ein maßloser Drang nach Leiden und nach Vernichtung als nach der einzigen Möglichkeit für ihn, zu leben und sich lebend zu fühlen. Er trug einen leichten Flanellanzug und darunter ein seidenes Hemd, und er atmete gesund im milden Abend. Doch plötzlich spürte er, und mit einem Schauer des Entzückens, die Drahtrippen des Bettes in jener Mansardenstube, die seinen Rücken striemten.

20

Es war so viel mehr gewesen als Verlegenheit, was Matthias an jenem Nachmittag empfand. Sein Blut, das Blut wahrscheinlich seiner Mutter in ihm, hatte sich erinnert, hatte sich geschämt; er bewahrte den nachhaltigsten Eindruck aus jener Stunde, obwohl natürlich seine Pein sich milderte. Doch er verschob es, seiner Absicht gemäß mit Lena die Zukunft zu bereden, er verschob es hauptsächlich, weil er sie glücklich sah.

Nach der Rückkehr mied er den Verkehrskreis seiner Freundin, jedoch nicht immer vermochte er sich fern zu halten. Und einen Menschen wenigstens gab es,

den wiederzusehen es ihn nach der ersten unfreiwilligen Begegnung fast leidenschaftlich trieb. Nicht als ob in diesem Falle der gefühlte Abstand geringer gewesen wäre, er war besonders groß, er war ungeheuer, — aber hier ihn zu fühlen, war süß.

Es handelte sich um einen Schauspieler von weitberühmtem Namen. Was diesen Mann kennzeichnete, war der außerordentliche Ernst in jedem Wort und jeder Bewegung, ein edler, freundlicher Ernst, der sich von aller Mimenfeierlichkeit tief unterschied. Matthias hörte sagen, daß bei gewissen Theaterproben, die man nicht schwer nahm, die Munterſten von ihren Späßen zur Sache zurückkehrten, sobald Rümelin sich zeigte, hochgewachsen, mit seinem männlich freien, starklinigen Gesicht, das von einem Paar tief eingesenkter, ausnehmend guter und kluger Augen beherrscht war. Die Art dieses Künstlers war so bezwingend, so überzeugend, daß sie sogar seinem heimischen Dialekt, einem süddeutschen Dialekt, den er in keiner Minute zu verleugnen vermochte, Würde und Kraft verlieh.

Gegen Matthias zeigte er sich besonders gütig und umgänglich, ohne daß er dazu gelangt wäre, die Haltung des jungen Menschen, eine Haltung scheuen Respekts, zu verändern. Und doch wäre zu Übergängen Zeit und Gelegenheit gewesen. Rümelins Besuche bei Frau Gontard waren recht häufig. Sein starkes Bedürfnis, ideell in jene Dichtungen einzudringen, deren große Figuren man ihm übertrug, ließ sich gesprächsweise am angenehmsten befriedigen; und wenn ihm gewiß Frau Gontards schauspielerische Grenzen sehr bekannt waren, — um so höher schlug er ihre Fähigkeit an zu erfassen, zu überlegen und darzulegen. Matthias war gegenwärtig, ohne stets folgen zu können; mitunter sogar, versinkend in den Anblick des bedeutenden Gesichts, vergaß er völlig zuzuhören und hätte aufschreckend gewünscht, ungesehen an seinem Platze zu sitzen.

Notabilität an und für sich war es keineswegs, was ihn einschüchterte. Vielleicht hatte er noch gar nicht die Möglichkeit, sie zu schätzen. Jedenfalls bedeutete sie ihm nichts dort, wo er sie an Personen geknüpft fand, die ihm von geringerer Artung schienen.

Ein noch junger Herr stellte sich einige Male bei Frau Gontard ein, der Matthias' geheime aber gründliche Heiterkeit erregte: ein blonder Heldendarsteller von vulgärer, viel gerühmter Jünglingsschönheit, an dem Matthias alles, von der Manier, die überhellen Handschuhe abzustreifen, bis zu den großspurig vorgebrachten Nichtigkeiten seiner Unterhaltung, den schlechtesten Stempel zu tragen schien. „Nein, Lena, dieser Ernesty, was für ein Konditorjunge!" sagte er einmal nach einer solchen Darbietung.

„Woher weißt du denn das?"

„Wissen?" fragte Matthias. Er wußte gar nichts. Aber Ernesty war wirklich einmal Konditor gewesen.

Es fehlte Matthias im Ganzen nicht an natürlichem Urteil, und oft, wenn sie nach einer Aufführung irgendwo miteinander speisten, und Frau Gontard ihn um seine Eindrücke fragte, empfand sie überraschende Wahrheit in seinen Bemerkungen. Übrigens war es Matthias durchaus nicht entgangen, daß seine Freundin des Enthusiasmus bedurfte, daß ihr Selbstbewußtsein auf nicht allzu festen Füßen stand. Und war es also nicht seine Pflicht, sie zu stützen?

Im Grunde blieben ihm ja die zusammengesetzten Frauenfiguren und blieben ihm auch die Werke selbst, in denen Lena sich zeigte — Meisterwerke oder nicht — einigermaßen gleichgültig. Was den jugendlichen Geist aufregt, ist das Rührende und das Grandiose und nur in solchen Fällen eigentlich, in denen es an unmittelbar rührende oder erhabene Worte geknüpft erscheint. Der junge Mensch ist der rechte Anbeter und Adept des Wortes. Der Wirklichkeitskern ist ihm gleichgültig, ja die sich vordrängende Lebenstreue eines Kunstwerkes könnte ihm ein Grund sein, es nicht für ein Kunstwerk zu halten. Es gehört Reife dazu, in der Wiedergabe realer Zustände das Dichterische und die Idee zu erkennen. Auch Matthias maß, was er vorgeführt sah, ganz mit den Maßen seines täglichen Urteils. Und hätte er sich seinen Standpunkt einmal klar eingestanden, — dieses gesamte moderne Theater wäre ihm wohl als ein unnützes Duplikat des wirklichen Treibens erschienen. Doch gerade, weil er es mit solcher Einfachheit und Naivität hinnahm, blieben ihm die Augen offen für Treue und Wahrheit des Spiels.

Er erinnerte sich etwa an Rümelin und sagte: „Das Großartigste ist, wie er sich mitten in der Bedrohnis auf die Kante seines Schreibtisches setzt und summt und mit den Beinen schlenkert. Von da an liebt man ihn erst und glaubt an ihn." Oder er sagte zu Frau Gontard: „Einiges hast du heute noch besser gemacht als das vorige Mal. Du weißt, in der Szene, in der du so maßlos verzweifelt bist . . . Kürzlich hast du da ganz hoch gesprochen, beinahe gekreischt vor Verzweiflung und das war auch sehr gut, aber heute hast du fast tonlos gesprochen, einigemal sogar vollständig tonlos. Man sah nur deinen Mund sich bewegen, aber die Worte kamen nicht. Das war ausgezeichnet . . ."

Er hütete sich, Lena zu gestehen, wie wenig er die Frauenfiguren liebte, die sich so eingehend mit ihrem Schmerze beschäftigten. Er hätte es auch kaum auszudrücken gewußt, daß nach seinem Gefühl das Leiden etwas zu Ernstes und zu Hohes sei, um interessant gefunden zu werden. Aber in irgend einer Art

widerstrebten ihm diese Menschen von bewußter Zusammengesetztheit, die Lena so vortrefflich darstellte, weil sie Wesen waren von ihrem Wesen. Irgendwie war es vulgär, irgendwie war es Knechtsart, sich so zu betasten, sich so zu lieben und zu verzärteln.

„Du veränderst dir niemals das Gesicht," fragte er Lena, „du schminkst dich auch beinahe gar nicht, du machst dich nicht größer, behältst immer dein Haar?"

„Nun, in vierzehn Tagen wirst du mich einmal blond sehen — und auch ‚größer'."

„Oh, ich finde nicht, daß du anders aussehen solltest, nur . . . es fiel mir auf."

Er zog es bei weitem vor, Lena am Pulte lesen zu hören, und da alle Welt ihre uneigennützige Bereitwilligkeit kannte, so gab es dazu schon jetzt, bei Beginn des Herbstes, mehrfache Gelegenheit. Sie brachte dann Balladen oder ältere Lieder oder auch kurze Erzählungen zum Vortrag, in einer trauervollen Weise, die berühmt war, und die Matthias naheging. Obwohl seine Tage nicht zulänglich ausgefüllt waren, so hatte er doch die Fähigkeit, für sich im Stillen zu lesen, fast eingebüßt — eine Folge vielleicht der Bekümmernis, des Druckes, die nie völlig von seinem Herzen wichen. Frau Gontards Vorlesungen bedeuteten ihm um so mehr.

Angespannt lauschend saß er auf seinem bevorzugten Platze, die großen, wohlgeformten Hände korrekt auf die Kniee gelegt, im schwarzen Rock von vortrefflichem Schnitt. Er blickte auf Lenas blasses Gesicht, dessen schmale Lippen sich im scharfen Lichte der Leselampe öffneten und schlossen. Er wandte nicht den Kopf, er spendete keinen Beifall. Mitunter war die Wirkung einer Zeile so stark bei ihm, daß er fror, schauderte, seine Augen schließen mußte.

Einmal aber, es war mitten in einer Dichtung, die von Frühling und Sonne glänzte, unterlag er anderen Einflüssen. Der Zweck der barmherzigen Veranstaltung drang ihm ins Bewußtsein: es handelte sich um blinde, arme Kinder. Die strahlenden Verse schallten an ihm vorbei, ein schmerzlicher Ekel, unerklärlich zunächst ihm selber, floß durch seine Brust.

Nein, es war nicht recht, im erleuchteten und eleganten Saal mit schönen, erfreuenden Worten Förderung zu suchen für Wesen, die vom Licht und von der Freude durch schwarze Mauern auf ewig abgeschieden waren. Die so handelten, meinten es redlich, aber die redliche Meinung genügte nicht. Was aber genügte? Matthias hörte die milde und modulierende Stimme seiner Freundin wie aus unbetretbarer Ferne . . . War Lena nicht doch im Recht? Genügte es

nicht zu wirken, war dieses Wort „Opfer", das sich ihm zudrängte, nicht ohne allen nützlichen Sinn? Ich weiß gar nicht, was ich will, sagte Matthias zu sich selber.

Aber als sie zu Hause einander gegenüber saßen und Lena auf sein verschlossenes Gesicht hin seine Hand nahm und ihn befragte, gestand er zögernd. Frau Gontard ließ seine Hand los, sah ihn mit einem ungehaltenen, fast bösen Ausdruck an, wie er ihn nicht bei ihr kannte. „Das wollen wir lieber lassen," sagte sie. Fast im selben Augenblick schon glitt über ihr Gesicht ein Schatten der Reue und der Scham. Matthias sah es nicht.

Er hielt den Kopf gesenkt. Unmöglich war es ja, zu entgegnen, was er als Einziges dachte. Er dachte: Es ist nichts mit allen Vorträgen für die Blinden, mit Komiteesitzungen, mit eurer Wohltätigkeit ... Denn, wem es Ernst wäre zu helfen, zu erlösen, der nähme ein spitzes Eisen und bohrte sich's ins eigene sehende Auge ...

Matthias wußte natürlich, daß dies ein Gedanke ohne Vernunft war.

21

Einmal, als Matthias allein in Lenas Zimmer war, wurde der Schauspieler Ernesty zu ihm hereingeführt.

Die Magd fand es selbstverständlich, daß er in Frau Gontards Abwesenheit Besuche entgegen nehmen könne. Sie war eine ordentliche und verständige Frau, die noch von Süddeutschland her beibehalten worden war. Den jungen Matthias, der niemals befahl und selten nur mit leiser Stimme bat, liebte sie und respektierte sie; hauptsächlich dankte sie ihm wohl seine Ergebenheit für die angebetete Dienstherrin. Matthias war nicht der erste Mann, der in diesen Zimmern ab und zuging, wohl aber der erste, dem sie es gönnte. Mit einem Gemisch von Zärtlichkeit und Achtung nannte sie ihn: unser jung Herrche.

Matthias in seiner plötzlichen Würde war sehr verlegen. Er sagte: „Ja bitte, Mathilde, bringen Sie Tee — Tee ist Ihnen doch recht, Herr Ernesty?" Sie blieben allein.

„Na," sagte Ernesty, und sah Matthias unverschämt direkt ins Gesicht, „Sie sind ja hier wie der Sultan! Amüsieren Sie sich noch immer gut mit unserer Lena, ja? Das hält nun doch schon Monate ..."

„Was hält, bitte?"

„Was hält, was hält, großartig! Ihr Verhältnis, Ihre Ehe muß man schon sagen. Oder wollen Sie vielleicht leugnen, ha, ha ..." Ernesty lachte aus vollem

Halse bei dem Gedanken, daß jemand eine so stadtbekannte Beziehung in Abrede stellen könnte.

Matthias sank auf Augenblicke in eine verlegene und verwunderte Träumerei. Nein, er hatte nicht daran gedacht, etwas zu leugnen. Ihm war nur überhaupt diese Seite seiner Beziehung zu Lena nicht recht gegenwärtig gewesen. Er hatte den Menschen da wirklich zuerst nicht verstanden. Aber Ernesty war ja im Recht auf seine ordinäre Weise: es bestand, was er mit seinem abscheulichen Worte benannte, mochte die Tatsache auch nicht sehr deutlich und nicht sehr wichtig sein. Sonderbar doch! Wie lange war das her, daß er auch nur Lenas nackte Arme gesehen hatte! Sehr lange, sehr lange. Und war sie nicht eigentlich eine schöne Frau, Lena ...

Matthias' Gesicht zeigte wohl einen abwesenden, versunkenen Ausdruck, während er so überlegte, denn Ernesty beugte sich vor, schlug ihn aufs Knie und sagte lachend: „Sie sehen da, scheint es, hübsche Bilder vor sich, junger Liebhaber. Glaube ich, glaube ich, immer munter!" Und mit der Ungezogenheit des Schönlings, der gewohnt ist, daß ihm alles verziehen wird, fügte er hinzu: „Nichts gegen das Ganze zu sagen, absolut nichts. Wie alt sind Sie eigentlich, zwanzig? Zwanzig und sechsunddreißig, das stimmt auffallend, das ist sogar die Regel, so hat es der liebe Gott in seinem Weltplan vorgesehen ..."

Die Frau war wieder im Zimmer und ordnete auf dem Tische das Teegerät. Mißmutig blickte sie auf den eleganten Besucher, der so laut lachte und sprach. Sie sagte innerlich: „Nix Feines," und schlug die Tür ein wenig hinter sich zu.

Ernesty nahm seine Tasse, schmiegte ein Bein über das andere und begann von neuem, mit Behaglichkeit: „Wir sind ja schließlich unter uns Männern. Seien Sie mal nett. Legen Sie mal los. Erzählen Sie ein bißchen, wie sich die gute Lena bei dergleichen anstellt. Ich höre so etwas gern, es amüsiert mich ..." Er schien dies für einen zwingenden Beweggrund zu halten. Matthias blickte ihn mit ziemlich finsteren Augen an. Er sagte: „Da ist gar nichts zu erzählen."

„Diskretion ..." sagte Ernesty und zog über dem Knie sein Beinkleid in Falten, „recht so, recht so. Aber weshalb bei mir, unnötig bei mir. Also wissen Sie, mir vorzustellen, wie so ein hübscher junger Kerl da so ein bißchen verführt wird, wahrhaftig, auf Ehre, das amüsiert mich, das regt mich auf ..."

Matthias war zornig, er war empört, aber er fand aus seinem Schweigen keinen Übergang zu einer Zurechtweisung. Er schrie, plötzlich und ganz verblüffend: „Ich verbiete Ihnen, in diesem Tone weiter zu reden."

Der Andere blies seine Backen auf, machte runde Augen, platzte dann heraus und rief mit künstlicher Begeisterung: „Aber der Junge ist ja köstlich."

Matthias, völlig ratlos nun und im dunklen Empfinden, daß er einen Besucher jedenfalls nicht prügeln dürfe, erhob sich, wobei er mit Klirren an das Tischchen stieß, öffnete die Seitentür und ging davon. Er wußte wohl, dies sei keine Maßregelung und sei kein Abgang ... Verzweifelt über seine Jugend und sein Mißgeschick warf er sich drinnen im Nebenzimmer über die Chaiselongue und weinte.

Sonderbarer Weise hatte er mit diesem Benehmen sehr stark auf den Schauspieler gewirkt. Ernesty schnitt ein betroffenes Gesicht hinter ihm her, dann stand er leise auf, kleidete sich draußen leise an und ging leise die Treppen hinunter.

22

Es war einige Tage darauf, gegen Abend. Lena kam in Eile. „Adieu," sagte sie, „verzeih, ich muß weg. Vor einer Premiere kann man ja nicht früh genug im Hause sein. Und etwas wie eine Premiere ist es doch heute."

Sie schob ihren großgemusterten Schleier bis zu den Augen hinauf und bot Matthias die Wange zum Kuß. „Ich bin so neidisch auf dich," sagte er leise.

„Neidisch?"

„Ja ... nun denken schon den ganzen Nachmittag tausend Menschen an dich, und an ihre Freude durch dich."

Frau Gontard knöpfte an den Handschuhen: „Ach, überschätze das nur nicht," sagte sie ziemlich obenhin.

Matthias schüttelte eifrig und traurig den Kopf: „Während ich ... ich ..."

„Aber laß das doch endlich. Sind wir darüber noch immer nicht im Reinen? Mir scheint, du solltest wissen, daß auch du nötig bist, — wie sehr!" fügte sie mit etwas gewollter Wärme hinzu und ließ sich abermals die Wangen küssen, durch den Schleier hindurch dieses Mal ...

„Also gescheit sein ... Und wie ausgemacht, Rendezvous mit den Andern um viertel nach elf."

Matthias blickte, allein geblieben, durchs Fenster in den Garten, zwischen dessen alten Bäumen es anfing, dämmerig zu werden. Ja, oft genug hatte sie dergleichen gesagt und oft genug hatte er sich trösten lassen. Doch heute, so schien es ihm, war ihr Ton ein anderer gewesen, unwillig, geärgert beinahe. Möglich zwar, daß er sich heute noch täuschte ... Bald jedenfalls würde sie aufhören, an seine Rolle zu glauben ...

Fürchtete er sich davor, trachtete er etwa, dies hinauszuschieben? War eine solche Änderung nicht vielmehr alles, was er wünschen mußte? War er, ohne

es zu wissen, schon trägen Herzens, schon niederträchtig geworden? Oh, dies alles mußte ein Ende haben, bald, bald!

Eine ach so gewohnte Traurigkeit legte sich ihm in der Stille des Zimmers auf die Brust. Er taugte ja zu nichts, — schon fühlte er dies vertraute Resultat jeder seiner Überlegungen sich nähern. Die geistige Atmosphäre, in die er versetzt worden war, hatte eine Zeit lang die Hoffnung in ihm wachgehalten, es könnte in dieser geistigen Welt doch auch ihm ein Platz, ein bescheidener Platz sich angemessen zeigen. Aber nun gestand er sich, einmal mehr, dies sei eine billige Täuschung gewesen. Und um sicher zu gehen, daß er keine Wahrheit vor sich verstecke, sprach er in die Dämmerung hinein: „Ein Bauernjunge bin ich, sonst nichts."

Er erschrak an einem leichten Geräusch, und fast gleichzeitig hörte er die Stimme der Magd. Sie fragte: „Was brumme Sie da im Finstre, Herrche?"

Matthias war aufgestanden. „So, Sie sind da, Mathilde," sagte er und zwang sich zum Lachen, „ja, ich bin heute schief gewickelt . . ."

Sie hörte auf, in der Schublade das Silberzeug zu ordnen. „Was, habe Sie Kummer? Wo denn, erzähle Sie emal."

Matthias hatte große Lust, einfach hinauszuweinen und seinen Kopf der alten Person an die Brust zu legen, in einem Gefühl des Verwandtseins. Aber gerade dem wollte er nicht nachgeben, nicht Recht geben. So fuhr er nur wie scherzend einmal über ihre Hand und sagte: „Ach, nichts."

„So, nix? Wie Sie wolle. Aber ich mein halt alls, Sie sollte was schaffe. Dann käme Sie net auf trübe Gedanke. Nur is die Sach natürlich die, daß mer heut die feine junge Herre nix mehr lernen laßt. Habe Sie nix studiert?"

Matthias schüttelte den Kopf und schämte sich, daß er die Frau, die ihn für einen müßigen jungen Menschen aus reichem Hause hielt, in dieser Einbildung ließ. Er tat es wohl nicht aus eitler Sorge, sondern weil ihm dunkel bewußt war, ein solcher Anschein der Dinge sei in den Augen ihrer Dienerin würdiger für Frau Lena. Aber auf alle Fälle schämte er sich.

Dennoch hatte ihn das kleine Gespräch ein wenig sicherer gemacht . . . Er würde wirklich tun, was sie beide meinten, — lernen würde er. Aber er würde einfach nur ein Handwerk lernen, wie es ihm zukam, Schreiner vielleicht . . . Kunstschreiner. Es würde ganz leicht sein, er mußte nur wollen. Gar keine Gründe gab es dagegen . . .

Heimlich wußte er es besser, aber er wollte nichts wissen. Mit festen Schritten ging er in dem Mittelraum des großen Zimmers auf und ab, der, wie es Frau Gontards männlichem Geschmack entsprach, von Möbeln ganz frei stand.

Ja, dachte er immer wieder, ich werde Lena bitten, das Geld, das sie mir geschenkt hat, auf diese Weise verwenden zu dürfen — einstweilen. Ich werde lernen, und sein wie die Andern. Und ich werde es bald tun, ich werde es bald tun . . .

Dann ging er hinüber in sein Pensionat, wechselte die Kleidung und wanderte langsam, denn noch blieb Zeit, durch den sehr milden Spätherbstabend der Stadtmitte zu. Er bot einen geordneten, erfreulichen Anblick, wie er so dahinging. Zu seinem niedrigen steifen Hute trug er einen in Gehrockform geschnittenen dunklen Überzieher, der die Gestalt hervorhob, Lackschuhe, und in den graubekleideten Händen ein Rohr, dessen Knauf aus tief getöntem Halbedelstein bestand — ein Geschenk Lenas. Die Frauen, denen er begegnete, suchten seine Augen, einige drehten sich nach ihm um, elegante Männer streiften ihn mit gelassener Anerkennung im Blick als Ihresgleichen, und manche der vom Bureau heimkehrenden jungen Kaufleute fühlten noch bis zur nächsten Straßenecke einen kleinen schmerzenden Neid in der Brust.

Matthias ging und gewahrte Niemand. Er sah sich mit aufgestreiften Hemdärmeln in einer nach Leim riechenden Werkstatt, und er strengte sich an, dieses Bild festzuhalten, er blickte darauf hin, wie auf ein gelobtes Land, das er nicht erreichen würde. Warum aber nicht, warum denn nicht? Erstaunt und grübelnd blieb er mitten auf einem überfüllten Trottoir stehen. Er wußte sich keine Antwort. Schließlich konnte es kein ausschweifender Wunsch heißen, den er da hegte . . .

Er gelangte vor das Theater, aus dessen wimmelnden Türen ein Klingelzeichen kam.

23

Die Aufführung dieses nordischen Schauspiels übte auf Matthias eine ungeheuere Wirkung. Nicht als ob ihm der Gehalt des Stückes völlig erreichbar oder gar besonders gemäß gewesen wäre, — um die Wahrheit zu sagen: er begriff wenig davon, weniger als er sonst wohl zu begreifen pflegte. Vielleicht wäre er später nicht fähig gewesen, auch nur den Hergang einigermaßen klar und richtig wiederzugeben. Die Figuren, die sich um diese blonde Generalstochter stellten, die ihrem Schicksal zum Ablauf verhalfen, sie waren Matthias' Aufmerksamkeit nur lästig, und was sie vorbrachten, bedeutete wenig mehr denn Gewäsch für ihn. Er starrte auf seine Freundin, als hätte er sie nie vor Augen gehabt . . .

Die Kritik war am anderen Tag mit Frau Gontards Leistung nicht unbedingt zufrieden, ja es gab Blätter, die ihr mit einem Unterton von Spott einfach

die Fähigkeit absprachen, diese anspruchsvolle schöne Nordländerin zu verkörpern, und ein Rezensent, der sich wahrscheinlich witzig glaubte, lud sie ein, recht bald zu der „dunkelhaarigen, zappligeren Hysterie" ihrer gewohnten Rollen zurückzukehren. Vielleicht hatte Frau Gontard wirklich nicht die Mittel zu einer überzeugenden Hedda Gabler. Das verhinderte nicht, daß Matthias wie in einem Krampfe auf seinem Eckfauteuil saß und abwechselnd fror und vor Glut erstickte und daß er, alles in allem genommen, Lena in dieser Stunde zum ersten Mal liebte.

Sie hatte keinen Teil dieser Rolle in seiner Gegenwart gelernt. Wie eine Kette von elektrischen Schlägen wirkten nun die kalten Bemerkungen auf ihn, mit denen Hedda gleich zu Anfang diese arme altmodische Tante abtat. Er zitterte bei der liebloſen Szene mit dem Hut, er preßte seine Hand gegen den Mund und grub seine Zähne hinein . . . „Ja — ich denke," sagte Hedda ennuyiert und böse zu Jürgen Tesmann, und Matthias fühlte in Tesmanns Seele hinein den Peitschenhieb und krümmte sich in einer peinvollen und süßen Mitempfindung . . .

Oh, er mißverstand alles, kaum eine Ahnung leuchtete ihm auf von der geheimen Sehnsucht und Herzenskrankheit dieser Hedda, die ja im Grunde selber ein beleidigtes und zertretenes Wesen ist; er sah nur überlegene, hochfahrende, mißhandelnde Blicke und Gesten, er sah dies ihm einst vertraute Gesicht, das verjüngt, verschönt und ins Kalte, Herrinnenhafte stilisiert war, und er beugte sich, litt, genoß und betete an. Nur auf Augenblicke kam es ihm zum Bewußtsein, daß die Frau, die dort oben so böse und souverän schaltete, heute noch seine Freundin, seine Geliebte sei, und in seinem ungeordneten und ungefestigten Knabengeiste verwirrte sich Wahrheit und angenommene Larve. Ja, zum ersten Mal gehörte Lena zu jener geringen Zahl auserwählter Frauen, auf die es ankam . . . Dort oben ging sie als eine von den Fürstinnen, die je und je das Ziel der unterwürfigen Sehnsucht waren.

Mit einem Entschluß, zu dem ihn diese gesteigerte Stunde fähig sein ließ, suchte er nach dem zweiten Akte den Bühnenzugang. Ungern ließ man ihn passieren, und erstaunte Blicke folgten ihm in das Plankenlabyrinth, in das er sich wagte. Besuche hinter den Kulissen waren hier eine Seltenheit, fast galten sie als ungehörig. Er erfragte sich schüchtern die Loge.

Ohne Gesellschaft, unbeschäftigt saß Frau Gontard auf dem einzigen Fauteuil, den das Kämmerchen an Stelle eines Ruhebettes enthielt. Matthias war in seiner Verwirrung eingetreten, ohne zu pochen . . . Sie stieß einen kleinen freundlichen Schrei aus. „Aber Junge," sagte sie, „was kommen dir für Einfälle? Liest du französische Romane, neuerdings . . .?"

Sie hielt inne, wie sie im Schein der elektrischen Leuchte über den Toilettentisch Matthias' Gesicht sah. „Was ist dir denn, du bist ja ganz echauffiert . . .?"

Aber er war schon vor ihr niedergesunken, ohne alle Rücksicht auf seinen Anzug, und hielt ihre Kniee umklammert, das Gesicht in den Falten des Kleides. Sie wiederholte ratlos: „Was ist denn, sage doch, was dir ist . . ." Ihre Beziehung war so ruhig, — Lena hielt sich weit davon entfernt, an ein Auflodern von zärtlicher Ekstase zu glauben.

Er stammelte: „Lena, du bist so herrlich . . . es ist so herrlich, oh, so unaussprechlich süß . . ." Und er hob sein verwirrtes Gesicht zu ihr auf.

„Wie denn?" fragte sie, lächelnd aus ihren umschminkten Augen, „spiele ich so schön?"

Er neigte mit schwärmerischem Blick, in vager Bejahung, das Haupt. Er atmete tief und laut, beinahe klang es wie ein Stöhnen. Schließlich stand er neben ihr, den Arm um sie gelegt.

Er erklärte nichts; was hätte er vorbringen sollen . . . Zwar wußte er ungefähr, zwar sagte ihm sein Blut mit einiger Deutlichkeit, was ihn an diesem Abend entzückte. Aber damit war es nicht in Worte gefaßt. Und zudem, wenn die Worte sich einstellten, würde nicht Lena aus ihnen erfahren, daß er sie heute zum ersten Mal wahrhaft schön und liebenswert fand, daß er sich ihr bis heute im Grund nur immer gefügt hatte?

Aber zum Glück drang sie nicht weiter auf eine Erklärung. Sie lächelte froh, richtete sich im Sitzen ein wenig zu Matthias empor, und vorsichtig, die überroten Lippen gespitzt, küßte sie ihn auf den Mund. Es war kaum ein Kuß, was er da empfing, es war wenig mehr als eine Andeutung, aber ihm schien es sein erster Liebeskuß zu sein. Und sich beugend preßte er sein Gesicht so fest in ihre ruhenden Hände, als wollte er sich in ihnen vernichten.

„Aber du tust mir ja weh, lieber Narr," sagte sie mit zärtlichem Vorwurf. „Und da ist meine Glocke . . ."

„Fängt es schon wieder an," fragte Matthias ganz blaß und ein wenig taumelnd auf seinen Füßen, „mußt du hinein . . .? Aber bitte bitte, Liebste, Schönste, gehen wir nachher nicht zu den Andern!"

„Nicht?" sagte sie mit neuem Erstaunen, „weißt du, das kann ich nicht gut. Und wir müssen doch beide auch essen . . ."

Er wiederholte flehend beinahe: „Nicht mit den Andern! Zu dir nach Hause, gleich."

Frau Gontard wurde rot und spürte es und fand es selbst verwunderlich.

Gleichzeitig erkannte sie, daß Matthias' Ungestüm sie ein wenig stolz machte. Wirklich, ihr Herz pochte.

„An unserer gewohnten Ecke also," sagte sie, „gern Lieber, gern." –

Matthias saß wieder auf seinem Eckplatz, gewaltsam unbeweglich, völlig gesammelt in seinen Blicken. Nichts Rechtes faßte er auf von Lövborgs Schicksal, nichts vom Leiden der kleinen Frau Elvstedt, nichts selbst von Heddas Leiden. Aber er hörte Heddas Worte: „Durch die Brust? – die Brust ist auch gut."

Und dies Wort, dessen Untergründe ihm verborgen waren, vollendete seinen Rausch. Aus dem Gewebe der Dichtung, das vor seinem unkundigen Blick in Fetzen zerriß, stieg die Frau in arger Größe ihm entgegen, die Fordernde, die Gewaltige, die Vernichterin. Sie, das tausendfach würdige Ziel aller Anbetung, sie, deren unachtsame Hände in gleichgiltigem Genießen das verwundete Tier zum Tode bringen . . .

Wie war sein armer Kopf weit vom Sinn dieser mit Exaktheit erschütternden Kunst! Dumpfe Begriffe von ungeheuerlicher Allgemeinheit schlossen sich ihm mit dem Nächsten, dem Wirklichsten zusammen. War er nicht der Geliebte dieser Frau, dieser Fürstin, hatte er sie nicht gewonnen, hatte er nicht das Recht erobert, sich in ihr zu vernichten? Holde, starke Lena . . .

Der Ausgang des Spieles kümmerte ihn wenig. Hedda tötete sich, nicht wahr? Warum – gleichviel. Es war für diesen jungen Geist naheliegend und einleuchtend, daß Personen von so stolzer, so gebietender Art hinter einem Vorhang, der sich schloß, nicht mehr als Lebende zu denken waren. Auf eine großartige Weise mußte sich ihr Schicksal erfüllen, und der Tod mit seiner Macht war als letztes Siegel für ihre Besonderheit eben gut genug. Holde, große Lena! Sie lebte, und er lebte durch sie . . .

Er riß vor der Garderobe seine Überkleidung an sich, gönnte sich in der Enge nicht erst die Zeit, sie anzulegen und gelangte durch eine Nebentür hinaus.

Es galt gleichwohl zu warten. Abseits von den wegflutenden Theatergästen, in einer kurzen leeren Nachbarstraße, stand er still. Die Nacht war milde und windlos geblieben. Er nahm seinen Mantel um, ohne ihn über dem Frackhemd zu schließen, und wanderte mit einer Gemessenheit, zu der er sich zwingen mußte, die zweihundert Schritt bis zur Kreuzung. Dort Halt zu machen, gelang ihm nicht, seine Bewegtheit verlangte, daß er sich bewege. Und immer künstlich sich zügelnd, schritt er das leere Trottoir auf und ab, pochenden Herzens, ein Rauschen seines Bluts in den Ohren, wie einer, der vor dem ersten großen Alleinsein mit der geliebten Frau steht. So aber war es.

Derart erfüllt war er, daß er nicht einmal Ungeduld verspürte. Dennoch kam es ihm endlich vor, als warte er lange. Er nahm seine Uhr und fand, daß er fast seit einer Stunde hier unter den Gaslaternen marschierte.

24

Im gleichen Augenblick sah er sie kommen. Sie kam langsam, mit einem schleppenden Gang, den er nicht an ihr kannte, und mehrmals schien es sogar, als bleibe sie stehen. Lena trug den kleinen Hut mit der braunen Feder und den braunen wollenen Mantel, die sie an Theaterabenden bevorzugte.

Er stürzte ihr entgegen, nahm stürmisch ihre beiden Hände. „Habe ich warten lassen," fragte sie müde.

„Beinahe gar nicht..." Matthias war an ihrer linken Seite, und da sie die belebte Hauptstraße noch nicht erreicht hatten, so nahm er zärtlich ihren Arm.

Unter einer Laterne blickte sie zu ihm auf, in sein leuchtendes Gesicht: „Du bist ja so vergnügt?"

„Freilich." Seine Stimme klang, als unterdrückte er ein Jauchzen. „Sehr vergnügt, wie sollte ich nicht, mit dir am Arm!"

„Ja, ja," sagte sie abwesend und fuhr fort, so als dürfte sie nun nicht länger schweigen: „Ich habe noch eine schlimme Nachricht bekommen, eben."

„Eben?"

„Auf der Treppe fing mich Doktor Straßburger damit ab. Sie wüten wieder in Rußland."

„In Rußland?" wiederholte Matthias. Er war so weit von Rußland weggewesen ...

„Eine Judenverfolgung. Du kannst wohl nicht ganz ermessen, was das bedeutet."

Nein, das konnte er nicht. Das Wort erweckte in ihm eine unklare Vorstellung von törichtem Religionshaß. Er dachte: „Judenverfolgung, Christenverfolgung, — wie lange her, wie weit fort!" Der Gegenstand dieser Begriffe war ihm so fremd, daß sein Herz nicht vor ihnen schlug. Es kam ihm auch nicht einmal in den Sinn, eine solche Nachricht müsse gerade seiner Freundin besonders nahe gehen. Zum ersten Mal erfüllte sie ihn so ganz! Ein zugleich übermütiges und demütiges Glücksgefühl war noch immer so beherrschend mächtig in ihm, daß er von einem Augenblick zum andern vergaß, was sie gesagt hatte. Fröhlich blickte er auf sie hin ... Aber Lena war blaß und unbeweglich ernst. Sie sagte: „Wir wollen fahren." Matthias gab einem Automobilführer das Zeichen.

„Du warst göttlich heute, göttlich, göttlich," sagte er, neben ihr auf dem

Wagenpolster, und drückte ihre Hände. Sie erwiderte: „Ach" und hatte eine Kopfbewegung, als weise sie dergleichen Nichtigkeiten von sich ab. Da besann er sich, schämte sich und fragte schüchtern, ohne rechte Überzeugung: „Ist das sehr schlimm — dort in Rußland?"

Keine Antwort kam, aber im Licht vorüberfliegender Laternen sah Matthias Tränen, die Lenas Wangen hinabliefen. Sie nahm ihr Spitzentuch aus der Tasche.

„Davon wird auch nichts besser, von Tränen," sagte sie. „Man muß eben was tun, ein wenig helfen." Sie setzte sich mit Energie zurecht, wandte sich Matthias zu. Aber schon hielt der Wagen.

Unter der Türe zögerte Matthias. „Ich weiß," fragte er leise, „es ist dir nicht ganz recht . . . möchtest du doch lieber allein sein? Nur . . . ich käme so gern."

„Ja, komm nur," sagte sie.

Aber während sie hinaufstiegen, dachte sie mit der illusionslosen Klarheit einer Leidenden: „Nie war er doch so dringlich . . . niemals war er eigentlich in mich verliebt, nein. Was hat er sich nun für einen verkehrten Tag ausgesucht, um damit zu beginnen!"

Sie fühlte sich verlegen und geärgert, als er dann in seinem Frack vor ihr stand und sie strahlend betrachtete. Wirklich, was wollte er hier, heute, da diese Nachrichten gekommen waren . . . Er war fehl am Platze.

Mißmutig stand sie aus ihrem Sessel auf und machte sich am Schreibtisch zu schaffen. Matthias folgte ihr, unwiderstehlich nachgezogen . . .

Er hatte den Schleier vor seinen Augen. Sie blieb die Nordländerin für ihn, sie blieb eine von den herrschenden Frauen, den bezwingenden, unbezwingbaren, von jenen, die sich auch noch als Geliebte im Innersten versagten . . . Und dank der sonderbarsten Verkettung hatte Lena heute wirklich etwas von diesem kaltleuchtenden Phantom. Dank der sonderbarsten Verkettung machten die Leiden ihres unterdrückten und geschändeten Volkes ungefähr das aus ihr, was dienendes Blut in unterwürfiger Verzückung erträumen mochte . . .

„Nein, nein, laß du mich," rief sie, da Matthias sie von rückwärts umschlang, „du merkst doch wohl, daß ich ganz benommen bin!"

Er stammelte: „Verzeih, ich vergaß, ich bin so glücklich . . ."

„So, du bist glücklich, nun also schön, schön. Es geht dich ja freilich nichts an. Du brauchst es nicht mitzufühlen, das ist wahr."

„Aber du hast mir ja nichts erzählt, du hast kaum angedeutet. Ich weiß ja nichts . . ." Er verwirrte sich.

„Laß gut sein," sagte sie. „Geh nur . . ." Sie wies mit einer Kopfbewegung nach der Türe, die zum Schlafzimmer führte.

— Mit Kälte gewährte sie sich, das bleiche Gesicht im schwachen Lichtschein emporgewendet. Sein Mund stammelte und stöhnte auf ihrer Schulter, ihrem Halse. Seine Augen waren blind von süßen Tränen.

Später dann fragte er sie: „Immer denkst du daran? Liebe, jage es fort!"

Aber sie blieb in ihrer Starrheit. Mit geringschätziger Miene hörte sie ihn reden, der nicht zu ihr, zu den Ihren gehörte. Schließlich als er ratlos schwieg, sagte sie: „Du weißt gewiß nicht mehr, was du, auf der Terrasse dort am Meer, über die Armen und Beleidigten gesprochen hast? Es waren eben nur Worte, jetzt magst du nichts hören, weil es Juden sind."

„Aber ich will dich hören," rief er.

„Du willst nicht. Und so will ich dich nicht. Wenn du wüßtest, wie weit mein Herz jetzt von dir fort ist, du kalter, aufgeregter Junge."

Das Wort brannte; aber noch diesen Schmerz preßte sich Matthias liebend tief in die Seele. Sie verachtete ihn, und er verdiente solche Verachtung. Wie er sie liebte! Ein bitteres Genießen warf ihn auf Lenas bleiche Hände, daß er sie küssen mußte.

Lena riß sie ihm fort. „Laß das jetzt, hörst du, laß mich."

Er stützte sich seitwärts ein wenig auf und schwieg. Er litt und träumte. Und plötzlich, von einem Augenblick auf den andern, wurde er müde, unendlich müde, ganz wie jemand, der einen weiten Weg hat zu Ende bringen müssen, aber nun hinsinkt.

So aber verhielt es sich. Matthias war weit gegangen an diesem Abend: bis zu den äußersten Grenzen seiner Bestimmung. Innig zu dienen, dies war es ja, was ihm bestimmt war, — ungemessen zu dienen, so wie die Heiligen und die großen Streiter. Und was ein mitleidloses Schicksal ihm hatte zuweisen können, war nicht das Gesetz seines Herzens, war einzig die Richtung, nach der dies Gesetz sich erfüllen mußte.

Wohl durfte er müde sein. Aus sich verschleiernden Augen sah er auf die ruhende Frau. Sie gab ihm keinen Blick zurück ...

Hinter ihrer bleichen Stirn, die Furchen zeigte, rasten blutige und grauenhafte Szenen. Ein langbärtiger Pope lief in lehmschmutzigen Gassen, sein Kreuz hoch aufgehoben, schreiend, geifernd, zur Anfeuerung sich rückwärts kehrend nach einer tierischen Rotte, die hinter ihm keuchte. Es war Nacht, aber Feuerschein war am Himmel ... An niedrigen Häuschen zersplitterten Fenster; die Tür krachte.

Sie sah um silberne Leuchter eine Familie ... Die Leuchter umgestürzt, das Zimmer in Brand, die Männer — Männer ihres Volkes getreten, blutig am

Boden, die Frauen am Haare geschleift. Sie sah Einen, der ein Kind — ein Kind ihres Bluts, bei den Füßen hielt, es schwang, es gegen die Mauer hieb. Hirn spritzte. Einer riß den Schrank auf und wühlte. Sie sah Blutfäden am schwarzen Kruzifix.

Ihre Phantasie arbeitete wild, doch mechanisch, auf gewohnten Wegen. Sie hatte dergleichen gelesen, sie hatte redend mit solchen Schreckbildern Hilfe erwirkt.

Oh, was galt ihr doch alles andere Elend hiergegen! Hatte sie es nicht auf manchen ihrer Gänge in den armen Quartieren mit Scham und Grauen plötzlich gefühlt, wie weit jene Not und jene Krankheiten von ihrem Herzen waren. Ertappte sie sich nicht darauf, während sie die Hände einer schwindsuchtkranken, fast sterbenden Frau umfaßt hielt und ihr tröstend zusprach, daß ihre Gedanken bei irgendeiner Bühnenrolle waren, und daß sie sich selbst kein Trostwort sprechen hörte. Und manchmal, wenn der Kopf eines Säuglings, irgend einer kleinen Waise draußen im Heim, aufgestützt in ihrer Linken lag — fühlte sie da mehr beim Kontakt des gebrechlichen, pochend warmen Köpfchens, als hätte sie eine Elfenbeinkugel gehalten? Schlimm war dies alles, und nur eine halbe, künstliche und kurze Beruhigung hatte sie in dem Gedanken gefunden, es sei wichtiger, es sei vor allem wichtig, zu wirken, zu helfen.

Dies eben hatte sie ja an Matthias geliebt und gebraucht: seine ziellose, wahllose Glut. Er war unvermögend, irgend zu wirken, aber er loderte, Flamme ohne Besinnung. Er wandelte ihr vorauf, eine Feuersäule. Heute nun erlosch er, heute ließ er sie elend allein, den schlechtesten Augenblick für eine leidenschaftliche Laune wählend, zeigte er sich ohne Ahnung von dem, was sie erfüllte. Denn heute wahrlich brauchte sie sich zum Mitleid nicht zu nötigen, heute geschah ihr selber ein Unglück, heute wurde sie im Innersten mitverwundet und litt flammend im eigenen Blut.

Gerade darum, so hätte sie fühlen können, mochte heute ihr Herz sich genug sein und des Führers entbehren. So fühlte sie nicht. Jedes Mal, wenn ihre Gedanken vom Blut und Grausen der inneren Bilder zu Matthias zurückkehrten, durchtränkten sie sich mehr mit Verachtung. Und schließlich war er nichts weiter mehr als ein verderbter junger Bursche ohne ein Herz. Mit zusammengezogenen Brauen wandte sie sich nach ihm hin.

Matthias lag, gegen die Kissen gesunken, schlafend, das Haupt ein wenig zurückgelehnt. Seine Lippen waren sacht geöffnet, und ohne daß es lächelte, zeigte sein Antlitz einen Ausdruck von Frieden und Glück. Eine seiner Fäuste lag geballt über der Brust und es schien Lena, die ihn mit sich verringerndem

Mißmut betrachtete, als hielte er ein unsichtbares Hiebschwert quer vor sich hin. Matthias war schön wie ein sanfter doch streitbarer Engel. Sie löschte das Licht.

25

Die nervöse Gespanntheit dieses Abends verlor sich und in ihnen beiden, natürlich, schwächte der empfangene Eindruck sich ab. Doch die wenigen Stunden hatten genügt, ihre Beziehung umzukehren.

Auch früher freilich hatte Matthias seine Freundin von den Frauen zu unterscheiden gewußt, die ihn sonst wohl gesucht hatten. Aber auch sie hatte ihn gesucht ... War Lena über jenen gewesen, — sie gehörte doch zu ihnen. Nun war alles verändert, nun verlangte sie nicht mehr nach ihm, leise hielt sie ihn von sich ab; jetzt erst, darum erst liebte er sie. Es war der Zustand, den sein Blut sich ersehnt hatte, und den es so wenig zu ertragen vermochte, wie irgend eines Mannes Blut.

Es wurde ihm schrecklich klar, daß er kein Mittel besitze, diese Frau zur Neigung zu nötigen, wenn sie nicht guten Willens war, ihn gelten zu lassen. Wer schön ist, weiß, daß er schön ist. Aber stets war Matthias dies Schönsein als etwas äußerst Geringes, ja Mißachtenswertes erschienen. Und im Übrigen war er ein halber Knabe ohne Namen, ohne Gaben, ohne Erziehung, ohne ein vorwärts gerichtetes Wollen — ein Nichts, wenn man nicht eben gesonnen war, ihn blindlings zu billigen. Matthias hatte bitter viel Zeit zu solchen Überlegungen; er saß nun meist allein bei sich zu Hause.

Nicht als ob sich Lena rauh gegen ihn gezeigt hätte, wenn er bei ihr erschien. Sie war freundlich. Aber sie verbarg nicht ganz, wie wenig er noch für sie bedeutete; ja sie vergaß seine Gegenwart. Während er sprach, stand sie vielleicht plötzlich auf, um an ihrem Schreibtisch etwas zu suchen. Oder sie nahm mit zerstreuter Miene das Hörrohr des Telephonapparates ab ... Matthias wurde glühend rot, er verstummte jäh und völlig mitten in seinen Worten: er schämte sich, daß er überhaupt zu sprechen gewagt hatte.

Was in ihm wehtat und wuchs, war nicht einfaches, unzeitig erwachtes Liebesverlangen. Es war, als flehte er zugleich stumm um sein Leben. Hing nicht die Möglichkeit, sich selber hinfort zu ertragen, sich selber leben zu lassen, davon ab, daß er hier geliebt wurde? Unfähig, den ihm eingepflanzten Widerspruch mit festen Gedanken zu stellen und zu bannen, verlor er sich an ihn.

Vor Lenas gleichgiltigem Blick entglitt er sich selbst; sein Mund trocknete aus, das Blut brauste ihm in den Ohren, und seine Hände wurden zu schwach,

um sich zu schließen. Er wagte kaum mehr, vor ihr zu reden. Er wagte nicht mehr, sie zu berühren.

Einmal jedoch, in einem bestimmten Augenblick, da sie sich zurückbeugte, um eine Zigarette in Brand zu setzen, war der Reiz dieser Bewegung, die ihre losen Ärmel hinaufgleiten ließ, übergewaltig für ihn. Wie früher stürzte er nieder, umspannte ihre Füße und bestürmte sie mit wütenden Küssen: Oh du, du ...

Lena fuhr ihm mit ihrer freien Hand über das Haar, und er spürte, hoffnungslos, an der Art wie diese Hand ihn streichelte, daß Lena auch jetzt zerstreut war und eigentlich nicht an ihn dachte. Nein, so durfte das nicht bleiben — er mußte fort.

Er wiederholte sich oft dieses: Ich muß fort, aber in Wirklichkeit war er jetzt erst völlig an seinen Zustand geschmiedet. Erst jetzt, da dieser Zustand seinen letzten Schein von Rechtmäßigkeit verloren hatte.

Freilich kam er nicht selten zu Lena mit dem festen Vorsatz, nun ein Ende zu machen, oder wenigstens schien ihm dies sein fester Vorsatz zu sein. Er würde ihr sein Schicksal auf die Kniee legen ...

Sollte er nun ein Handwerk erlernen, oder durfte er so spät sich noch auf einer Schule vervollkommnen, — denn ihm fehlten ja Kenntnisse, und oft erschreckte es ihn selbst, wie in seinem Geiste weite öde Stellen mit zufälligem Wissen abwechselten. Mochte sie ihm seinen Weg weisen, blind würde er folgen ... Aber er sprach niemals.

Zu nichts weiter mehr brachte er es mit Frau Gontard als zu einer angstvollen Konventionalität, die ihm schlecht zu Gesichte stand. Sie bemerkte es vielleicht nicht. Sie besann sich, vielfach und schwer beschäftigt, vielleicht niemals darüber, aus welchen Ursachen, mit welcher Absicht sie diesen ungeschickten stummen Burschen noch weiter um sich halte. Wie man wohl in einer Familie von Rang einen überjährten Diener nicht fortschickt, sondern behält und nach seinem Nutzen nicht fragt ...

Einen unnützen Knecht — ganz so nannte sich Matthias in seinen eigenen Gedanken, und er fand es natürlich, daß niemand da war, ihn zu trösten als Lenas alte Magd. Die hatte längst beobachtet, wie es stand. Und einmal kam sie ins Zimmer, trocknete sich noch an ihrer blauen Schürze die Hände und sagte ohne Scheu, ohne alle Überleitung:

„Das müsse Sie sich net zu Herze nehme, wenn die gnädig Frau jetzt manchmal so anners is, sie hat alls so ihre Zeite, wo ihr was durch de Kopf geht, 's is scheint's widder so was um de Weg."

Matthias raffte sich zusammen und ging über diesen Zuspruch fort.

Bald aber nahm er dennoch seinen Weg zu der alten Frau: er unterhielt sich mit ihr, ja er suchte sie draußen in ihrer Küche auf und gewann wirklich einigen Trost aus den langen und langsamen Gesprächen. Und wohl stimmte dieses Vertrautwerden mit der Magd zu seinem innersten Zustand, zu der Erniedrigung, die bei ihm Liebe war, und die ihm alle Hoffnung auf fremde Liebe nahm.

Ja hier bin ich an meinem Platze, hier, dachte er und blickte über den sandgescheuerten Küchentisch hinweg auf die alte Frau, die unter der Wasserleitung Tassen wusch und dabei stoßweis und familiär mit ihm plauderte, als mit ihresgleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Efraim Frisch. Verlag Georg Müller München-Berlin
Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

Bismarck

Bilder aus der deutschen Geschichte

Von Frank Wedekind

Viertes Bild

Die Bedingungen

8. Februar 1865

Personen

von Bismarck-Schönhausen, preußischer Ministerpräsident
Graf Karolyi, österreichischer Gesandter in Berlin
Geheimer Obertribunalrat Heffter, Kronsyndikus
Jacques Vilbort, französischer Journalist
von Roon, Kriegsminister
Ein Bedienter

Szenerie: Bismarcks Arbeitszimmer, Nachmittag

Erste Szene*)

Karolyi — Ich halte es für das zweckmäßigste, wenn ich Ihnen einfach meine Instruktion vorlese, die ich von Wien mitgebracht habe.

Bismarck — Sie haben recht. Das scheint auch mir das einfachste zu sein.

Karolyi liest — Nachdem man von seiten Preußens darauf auszugehen scheint, die endgültige Lösung der schleswig-holsteinischen Frage zu verschleppen ...

Bismarck unterbrechend — Da zeigt sich schon, wie falsch man in Wien die Lage auffaßt. Österreich macht uns Vorwürfe, während wir Österreich Konzessionen machen.

Karolyi — Konzessionen? Nicht daß ich wüßte.

Bismarck — Ist es nicht schon eine Konzession von uns, daß wir überhaupt über eine Veränderung des bestehenden gemeinsamen Besitzes unter-

*) Selbstverständlich durfte dieser im Wortlaut überlieferte Dialog in diesen Szenen nicht fehlen. Die vorgenommenen Änderungen entsprangen dem Wunsch, die Auffassung der Sachlage zu erleichtern.

handeln? Der gemeinsame Besitz der Herzogtümer ist für uns besser als alles, was uns Österreich statt dessen geboten hat. Wir können von Österreich erwarten, daß es uns Vorschläge über das macht, was an die Stelle des gemeinsamen Besitzes zu treten hat. Die Annexion durch Preußen wäre etwas Annehmbares. Aber Österreich schließt sie ja aus.

Karolyi — Aber dieses Provisorium in den Herzogtümern kann doch nicht ewig dauern. Endlich muß doch einmal ein Definitivum eintreten.

Bismarck — Warum? Weshalb könnte unser gemeinsamer Besitz nicht selbst dieses Definitivum sein?

Karolyi auffahrend — Na, erlauben Sie ...

Bismarck — Beruhigen Sie sich. Wir halten unser Wort. Wir werden unsere Bedingungen vorlegen. Aber wir bleiben dabei: Es ist das eine Konzession von uns und wir lassen uns keine Vorwürfe machen, wenn wir es nicht augenblicklich tun. — Launig — Sehen Sie, wir stehen da vor der Frage der Herzogtümer wie zwei Gäste, die ein treffliches Gericht vor sich haben. Der eine aber, welcher keinen Appetit hat und es nicht verzehren will, verbietet energisch dem anderen, welchen der Leckerbissen reizt, zuzulangen und zu schmausen. Wohlan, so warten wir denn, bis der Augenblick zum Zulangen kommt. Einstweilen befinden wir uns leidlich wohl in unserer Lage und werden sie erst ändern, wenn man uns befriedigende Bedingungen dafür gewährt.

Karolyi — Österreich und Preußen stehen aber nicht allein in Deutschland. Bayern wartet höchstens bis Ende Februar, um seine Anträge auf Einsetzung des Herzogs von Augustenburg beim Bundestag einzubringen. Dann kommt Österreich unabweislich in die Lage, sich über seine Absichten aussprechen zu müssen. Wir werden eben unsere Korrespondenz mit Berlin vorlegen, um darzutun, daß es nicht unsere Schuld ist, wenn sich die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage ins Endlose verzögert.

Bismarck lächelnd — Wir stellen euch gerne das Zeugnis aus, fleißige Mahner gewesen zu sein. — Ernst — Die Vorlage der Korrespondenz fürchten wir nicht. Unsere Korrespondenz wird dem preußischen Volke zeigen, wer uns an der Wahrung seiner Interessen zu hindern sucht. Haltet ihr aber Bayern nicht zurück, dann hat das auf jeden Fall eine wirkliche Verschleppung zur Folge. Denn dann treten wir mit unseren Brandenburger Erbansprüchen hervor. Dann werden die Verwicklungen noch größer, als sie bis heute sind.

Karolyi — Ganz Deutschland ist der Überzeugung, das kleine Schleswig-Holstein habe an Augustenburg und Oldenburg gerade schon Thronkandidaten genug. Von euren Brandenburger Erbansprüchen ließet ihr zwanzig Jahre

lang kein Sterbenswort verlauten. Außer Augustenburg hat übrigens auch keine Kandidatur irgendwelche Aussicht, die Mehrheit im Bundestag zu erlangen.

Bismarck — Ich will Ihnen etwas sagen: Gewinnt Bayern mit seinen Anträgen auf Einsetzung des Augustenburgers die Mehrheit im Bundestag, dann ist der Konflikt zwischen Preußen und dem Deutschen Bunde gegeben, und dann haben wir das ganze preußische Volk in Waffen hinter uns. Man hüte sich, die Sache auf diese Spitze zu treiben.

Karolyi — Aber mein Gott, der König von Bayern ist ein souveräner Herr. Wir haben keine Mittel, bayerische Anträge am Bundestag zurückzuhalten.

Bismarck — Gut, dann laßt Bayern seinen Weg gehen. Aber bedenkt wohl, welche Stellung ihr selbst dazu einnehmt. Bayerns Vorgehen könnte unsere Forderung höchstens steigern. Wir legen nur auf unsere Freundschaft mit Österreich Wert, mit dem starken, wohlbewehrten, konservativen Österreich. Ein Obsiegen der Augustenburgischen Sympathien bei euch würde notwendig zum Bruch zwischen beiden Mächten führen.

Karolyi — Glaubt Ihr, Eure Bedingungen bis Mitte Februar vorlegen zu können?

Bismarck — Vielleicht, aber einen Termin lassen wir uns nicht setzen. Es ist wirklich keine leichte Aufgabe, die starken militärischen Bürgschaften, die wir für Schleswig-Holstein nötig haben, mit den verwickelten Vorschriften der Bundeskriegsverfassung in Einklang zu bringen. Hat es Österreich so eilig, dann macht uns doch selber Vorschläge, die uns ermöglichen, auf eine Änderung des gemeinsamen Besitzes einzugehen.

Karolyi — Wir drängen aus dem einfachen Grunde, weil der europäische Friede bedroht ist, solange die Frage der Herzogtümer offen bleibt.

Bismarck — Ein großer Irrtum! Solange wir einig bleiben, rührt sich keine Großmacht gegen unseren gemeinsamen Besitz. Nur die Mittelstaaten sind unzufrieden und möchten sich einmischen, solange sie auf euren Beistand hoffen.

Karolyi — Nein, nein. Die offene Frage bringt Gefahr, und Österreich bedarf des gesicherten Friedens!

Bismarck — Die übereilte Entscheidung bringt größere Gefahr! Erfreut euch doch der Vorteile, die der gemeinsame Besitz auch für Österreich hat.

Karolyi erregt — Wir können uns dieses Besitzes mit euch nicht freuen. Die Fortdauer der gemeinschaftlichen Beherrschung ist vollkommen gleichbedeutend mit preußischer Annexion. Unsere Position zur Lösung der Frage ist ge-

nommen. Hoffentlich erscheinen eure Bedingungen bis Mitte Februar. Sonst geht Bayern vor und Österreich muß sich aussprechen. Wir würden es natürlich in möglichst freundlicher Form gegen Preußen tun, aber das Auseinandergehen wäre nicht mehr zu verdecken. Bringt also eure Bedingungen so bald als möglich, damit der Fall nicht eintritt.

Graf Karolyi ab. Bismarck zieht den Glockenzug, worauf der Livreebediente eintritt.

Bedienter — Exzellenz befehlen?

Bismarck — Ist außer dem Monsieur Vilbort noch jemand gekommen?

Bedienter — Herr Geheimer Obertribunalrat Professor Heffter wartet im blauen Saal.

Bismarck — Lassen Sie zuerst Herrn Geheimrat und dann Herrn Vilbort eintreten. — Bedienter ab, indem er Heffter eintreten läßt.

Zweite Szene

Kronsyndikus Professor Heffter. Bismarck

Bismarck — Seien Sie mir willkommen, Herr Kronsyndikus. Nehmen Sie bitte Platz.

Heffter siebzig Jahre alt mit einem umfangreichen Aktenbündel unter dem Arm — Das Herzklopfen, Exzellenz. Ich bitte zu entschuldigen, daß ich mich vor Exzellenz in diesem jammervollen Zustand sehen lasse. Fünfundvierzig Jahre diene ich meinem Vaterlande, aber so gänzlich mutlos, so morsch, so hinfällig wie gegenüber dieser schleswig-holsteinischen Erbfolgefrage . . .

Bismarck nötigt ihn in den Polstersessel — Setzen Sie sich — Rückt eine Flasche mit Gläsern näher. Zwei Gläser füllend — Das ist alter Bordeaux. Der schadet Ihnen nicht. Ich habe mir auch ein Glas verdient. — Auf Preußens Zukunft!

Heffter nachdem er getrunken — Ich habe mir erlaubt, die aller-allerwichtigsten Aktenstücke über die Erbfolgefrage Eurer Exzellenz zur Einsichtnahme mitzubringen. — Er will das Bündel aufschnüren.

Bismarck neben ihm sitzend — Sparen Sie sich die Mühe, Herr Obertribunalrat. Was bedrückt Sie denn?

Heffter — Schlaflose Nächte, Exzellenz. Vor keiner noch so verwickelten Aufgabe bin ich in meiner Laufbahn zurückgeschreckt. „Die Sonderrechte der mediatisierten Häuser in Deutschland", das war kein Kirschenessen, das kann man wohl behaupten. Aber dieses Referat über die Erbfolgeberechtigung in Schleswig-Holstein, im verantwortlichen Amt des Kronjuristen — Gott sei

meiner Seele gnädig, bete ich jeden Abend. Die Arbeit wird mir im Grabe keine Ruhe lassen, weil ich nicht damit zu Ende gekommen bin.

Bismarck ganz ernst — Könnten Sie nicht zwischendurch eine Badereise machen, um sich von den Anstrengungen erst einmal gründlich zu erholen?

Heffter — Badereise, Exzellenz?! Eine Ba — Badereise? Die Haut schaudert mir. Ich muß mich erst wieder sammeln.

Bismarck — Trinken Sie.

Heffter nachdem er sich gestärkt, mit Nachdruck — Wir werden nicht fertig mit der Bewältigung dieser Zyklopenarbeit. Wir werden bei Lebzeiten nicht damit fertig. Weder ich noch irgendeiner der siebzehn Herren Kollegen vom Königlichen Kronsyndikat — gerührt — Keiner von uns kann im entferntesten damit rechnen, das ihm übertragene Referat über die Erbfolgeberechtigungen von Augustenburg, Oldenburg oder Brandenburg vor seinem Hinscheiden noch zum Abschluß zu bringen.

Bismarck — Darüber machen Sie sich gar keine Sorgen. Schonen Sie vor allem Ihre Gesundheit. Das Leben eines Gelehrten von Ihren Verdiensten ist zehnmal mehr wert als die ganze schleswig-holsteinische Erbfolgefrage.

Heffter seine Tränen trocknend — Seine Gesundheit schonen! Mit dem Bewußtsein, in dieser großen Zeit durch Untüchtigkeit, durch Altersschwäche den Lauf der Weltgeschichte zu hemmen! — Deshalb gestatten Exzellenz die Anfrage, damit es uns möglich ist, uns dementsprechend auf die wichtigsten Fragepunkte der Frage zu beschränken, bis zu welchem Tag die königliche Regierung unsere Konklusionen in Händen zu haben wünscht.

Bismarck — Bis zu dem Tage, an dem die Herren Kronsyndici mit ihren Konklusionen zum Abschluß gelangt sind. Nicht einen Tag früher.

Heffter — Gut. Dann werden wir uns beeilen.

Bismarck — Bitte, nein! Beeilen Sie sich auf keinen Fall! Die königliche Regierung erwartet von Ihnen ein Werk von sorgfältiger Ausführlichkeit.

Heffter — Die königliche Regierung soll dieses Werk so rasch als tunlich bekommen.

Bismarck nervös — Ohne Überstürzung, Herr Kronsyndikus!

Heffter bebend — Aber die Weltgeschichte, Exzellenz!?

Bismarck — Die geht ihren Gang. Verantwortlichkeit tragen Sie nicht. Die tragen wir. Sie erteilen der Regierung Ihre unparteiische Rechtsbelehrung, deren einzelne Punkte ich möglichst voneinander zu sondern bitte.

Heffter — Ungefähr so, wie in meinem Werk Über die Erbfolgerechte der Mantelkinder — auch Gürtelkinder genannt — zieht ein Buch aus der Brusttasche

und blättert darin — Wo ist denn die allgemeine Übersicht? Entweder befindet sie sich vorn oder sie befindet sich hinten.

Bismarck ohne darauf zu achten — Die Thronkandidaten, die in Betracht kommen, haben nichts zu versäumen.

Heffter — Ich kann die allgemeine Übersicht augenblicklich nicht finden. — Steckt sein Buch wieder ein

Bismarck — Also stehen Sie nicht zu früh auf, schlafen Sie möglichst lange. Ich schlafe manchmal bis zwölf Uhr mittags.

Heffter sich erhebend — Ich gehe ins Siebzigste, Exzellenz. Da muß man sich schon etwas sputen, um nur die allerwichtigsten Fragepunkte der Erbfolgefrage zusammenzufassen. Ich muß ja offen gestehen: Vom feudalen Gesichtspunkte aus kann ich dem Augustenburger nicht alles und jedes Anrecht auf den Thron von Schleswig-Holstein absprechen, wogegen allerdings vom völkerrechtlichen Standpunkt aus ...

Bismarck sich erhebend — Darüber entscheidet das unparteiische Kronsyndikat. Ich für mein Teil denke nicht feudal, wie der sogenannte deutsche Liberalismus. Ich denke völkerrechtlich, bitte aber ausdrücklich, meinen Standpunkt nicht in Berücksichtigung zu ziehen.

Heffter auf die Akten deutend — Fünfhundert Großfolioseiten, Exzellenz, habe ich allein über das aufgesetzt, was seit dem Jahre 1836 für und wider die Rechtstitel der einzelnen Prätendenten vorgebracht worden ist. Fünfhundert Großfolioseiten!

Bismarck — Das freut mich zu hören. Je ausführlicher, desto besser! Aber arbeiten Sie nie in die Nacht hinein! Das ist äußerst gesundheitsschädlich. Ich weiß das aus eigener Erfahrung.

Heffter an der Tür — Dann werde ich eben in den Zwischenstunden mein mürbes Gehirn um so unverdrossener in Schwung setzen.

Bismarck erschrickt — Dann werde ich Sie schließlich doch ins Bad schicken müssen.

Heffter — Völlig überflüssig, Exzellenz! Die Regierung soll nicht über Saumseligkeit der Kronjuristen zu klagen haben.

Heffter ab. Bismarck schüttelt lächelnd den Kopf, zündet sich eine Zigarre an, nimmt in einem Polstersessel Platz und entfaltet eine Nummer des Journal des Débats, in der er Stellen eines Artikels mit einem mächtigen Bleistift anmerkt. Die Tür wird von außen geöffnet, worauf Wilbort eintritt

Dritte Szene

Bismarck. Vilbort

Vilbort dreißig Jahre alt — Wollen Exzellenz entschuldigen meine mangelhafte Deutsch. Ich weiß, Exzellenz lieben nicht zu hören französische Sprach in Deutschland.

Bismarck — Wir mußten sie ja lange genug hören! — Ich habe da gerade das Journal des Débats mit einem Artikel über unsere Beziehungen zu Österreich. Ich sehe deutlich Baron Schmerling in dem Artikel am Werke. Unser kürzlicher Depeschenwechsel findet sich im Wortlaut übersetzt. Dabei ist der Sachverhalt vollkommen entstellt.

Vilbort — Le Journal des Débats ik finde es abominable. Wenn Exzellenz mir wollten geben des renseignements — Anhaltspunkte über wirkliche Tatbestand, in le Siècle ik könnte sofort schreiben treffende Widerlegung von falsche Bericht in le Journal des Débats.

Bismarck — Rauchen Sie eine Zigarre? Sie stehen dicht hinter Ihnen. Bitte, bedienen Sie sich.

Vilbort sich bedienend — Danke, Exzellenz.

Bismarck — Nehmen Sie bitte Platz. Österreich hat den Vertrag, den wir am 16. Januar über die Herzogtümer abgeschlossen haben, schlankweg gebrochen. Schreiben Sie das ruhig im Siècle. Wir hatten uns gegenseitig verpflichtet, daß bezüglich der Herzogtümer und ganz besonders in der Erbfolgefrage von keinem von beiden irgend etwas ohne Einverständnis und Einwilligung des anderen vorgenommen werden sollte. Da erfahre ich kurz nach unserer Zusammenkunft in Schönbrunn, daß Graf Rechberg dem bayerischen Gesandten bindende Zusagen zugunsten des Erbprinzen von Augustenburg gegeben hat, daß also die Österreicher trotz unseres Vertrages hinter unserem Rücken mit unseren Gegnern Abrede treffen. Das war mir denn doch zu toll.

Vilbort hat Bismarck gegenüber Platz genommen — Alles das, ik werde es schreiben genau und ausführlich.

Bismarck — Tun Sie das nur gleich! Der Artikel muß Junge kriegen.

Vilbort — Il va envahir le monde — überschwemmen den Erdball. Le Siècle größte Zeitung von Paris hat Leser mehr als eine Million. Für französische Nation Exzellenz sind un grand énigme — eine große Rätsel. Gerne ich würde senden Auflösung von die große Rätsel an französische Nation.

Bismarck — Ich weiß, daß man mich in Preußen, in Deutschland und ebenso in Frankreich verabscheut. Eine Welt von Haß und Zorn umtobt mich.

Aber das Glück ist wandelbar wie die Meinungen der Menschen. Ich baue auf die Zukunft, ich spiele um meinen Kopf, das weiß ich. Aber ich werde bis zum Ziel gehen und müßte ich meinen Kopf auf das Schafott tragen.

Vilbort – Es wird kommen Zeit, wo man Exzellenz wird canoniser – heilig sprechen. Für mich Exzellenz sind einzig wahre Revolutionär in Deutschland – schon gesprochen heilig. Aber grand mystère – undurchdringliche Geheimnis. Wollen Exzellenz, mich aufzuklären, nicht erlauben, daß ik spiele ein wenig advocatus diaboli?

Bismarck – Spielen Sie getrost Ihren advocatus diaboli. Aber rechnen Sie damit, daß ich den Kriegsminister erwarte. Wenn Seine Exzellenz kommt, könnte ich Ihren Anklagen nicht länger die Stirne bieten.

Vilbort – Eh bien, tout franchement, le suffrage universelle – das Nationalparlament. Est ce que c'est une mystification? Vor zwei Jahre in Frankfurt, Exzellenz stellen bei durchlauchtigste Bundestag in Aussicht eine aus direkte Wahl, aus allgemeine Stimmrecht von ganze Nation hervorgehende Versammlung. Exzellenz verheißen deutsche Nationalparlament. Et en même temps – gleichzeitig Exzellenz behandeln Zweite Kammer in Berlin de la façon de Louis Quatorze – in die Art von Ludwig der Vierzehnte der, Reitpeitsche in die Hand, tritt in Pariser Parlament.

Bismarck – Das Nationalparlament, der Deutsche Reichstag, wird uns mit derselben Gewißheit beschieden werden, wie die Einigung Deutschlands. Schreiben Sie das im Siècle. Man wirft mir vor, ich beantrage das allgemeine Wahlrecht für Deutschland nur, um den Vierten Stand, die Arbeiter, gegen die Liberalen ins Feld zu führen, oder gar nur deshalb, um die Reformpläne Österreichs mit seinem Fürstentage zu überbieten. Beides grundfalsch! Der Deutsche Reichstag wird den Gesamtwillen des Deutschen Volkes verkörpern, wobei ich unter Volk allerdings nicht nur Turner- und Schützenbrüder verstehe. Zum Volk gehört auch Seine Majestät der König und ich selbst lasse mich nicht vom Volke ausschließen. Der Volksgeist Deutschlands ist durch und durch monarchisch.

Vilbort – Monarchisch, très bien! mais deutsche Volk bis jetzt nicht fühlt schlagen in seiner Brust le grand cœur de l'humanité – das große Herz für die Menschheit. Deutsche immer sagen: Unsere deutsche Recht, unsere große deutsche Vaterland. Niemals sie sagen, comme a dit la France: Les droits de l'homme – die Menschenrechte.

Bismarck – Das heißt: Warum wir uns nicht mit Weltbeglückung befassen? Sie könnten mich ebensogut fragen, warum wir Deutsche kein eben-

solches Hopp-hé aus den Weibern machen, wie ihr Franzosen. Deutschland hat vorderhand zu arbeiten und wieder zu arbeiten und unser Weib arbeitet mit uns, soweit seine Kräfte reichen. In Deutschlands Politik, wie Sie ja sehen, hat das Weib keinen Platz. — sich erhebend — Und die Welt wird auch noch einmal ernstlich mit uns zu arbeiten bekommen. Aber Völker oder auch Weiber zu beglücken, das maßen wir uns in keinem höheren Grade an, als wir unserseits von ihnen beglückt zu werden wünschen. — Haben Sie noch eine Anschuldigung?

Vilbort hat sich erhoben — Rien que de l'admiration — nichts als Bewunderung! — zumal ich kenne sehr wohl Feinde von Exzellenz, sogar bei hohe und allerhöchste Herrschaften.

Bismarck — Darüber bitte ich aber nichts zu schreiben, sonst sehen wir uns nicht wieder. Neulich sagte ich zu einem der Herren: Was tut's denn, daß man mich hängt, wenn der Strick, mit dem ich gehangen werde, Ihre Dynastie um so fester an Deutschland fesselt!

Vilbort — Hängen oh là là! — — ik werde hängen totschweigen.

Bedienter meldet — Seine Exzellenz, der Herr Kriegsminister.

Der Kriegsminister tritt ein. Vilbort nach mehreren Verbeugungen ab

Vierte Szene

Bismarck. Roon

Bismarck — Ihre Rede hat Sie angegriffen. Hoffentlich bekommen wir bald etwas zu essen. Keine Besorgnis! Sie sehen nur etwas abgespannt aus, die Leute haben sich doch nichts Ungebührliches gegen Sie herausgenommen?!

Roon sich setzend — Virchow interpellierte, worauf ich besonders festzustellen für gut fand, daß die Auffassung der Gesamtregierung Wort für Wort mit meinen Ausführungen übereinstimmt. Was mich bedrückt, ist die traurige Voraussicht der harten Kämpfe, die trotz unseres siegreichen Krieges uns die neue Heeresorganisation noch kosten wird.

Bismarck — Ich habe Karolyi soeben erklärt, daß, wenn Österreich nicht aufhört, für Augustenburg zu arbeiten, der Bruch unvermeidlich sei. Karolyi erklärte mir ungefähr dasselbe für den Fall, daß wir unsere Bedingungen nicht bis Mitte Februar stellen. In acht Tagen also könnten die Herren Abgeordneten vielleicht schon wieder in der Lage sein, sich aus der Arena zurückziehen zu müssen.

Roon sich erhebend — Haben Sie unsere Bedingungen hier? Ich möchte sie noch einmal durchsehen.

Bismarck — Wenn ich die Stimmung in Wien halbwegs richtig beurteile, dann findet man unsere Bedingungen dort absolut unannehmbar — er reicht dem Kriegsminister ein Aktenstück, während er selber eines in der Hand behält — zumal nachdem wir so unhöflich lange auf unsere Bedingungen haben warten lassen.

Roon liest:

Erstens: Anschließung der Herzogtümer an das preußische Zollsystem.

Zweitens: Überlieferung des Post- und Telegraphenwesens an Preußen.

Drittens: Preußen führt die Oberaufsicht über den zu bauenden Nordostsee-Kanal.

Viertens: Friedrichsort, Sonderburg und die Kanalmündungen werden an Preußen abgetreten.

Fünftens: Heer und Flotte der Herzogtümer bilden einen Teil der preußischen Kriegsmacht.

Sechstens: Rendsburg wird Bundesfestung mit preußischer Besatzung.

Siebtens: In den Herzogtümern gilt die preußische Militärgesetzgebung.

Achtens: Preußische Beamte vollziehen die Aushebung von Rekruten und Matrosen.

Neuntens: Die Truppen leisten dem König von Preußen den Fahneneid.

Und zehntens: Die Truppen sind in Krieg und Frieden dem Könige von Preußen als ihrem Kriegsherrn unterstellt.

Ich frage mich, ob wir auch nichts vergessen haben.

Bismarck — Natürlich! Das Wichtigste: Erst nach Sicherstellung der Ausführung aller obigen Bedingungen kann die Übergabe der Herzogtümer an den künftigen Souverän erfolgen. — Ich schreibe das gleich dazu. — Er setzt sich mit den Aktenstücken an den Schreibtisch und schreibt

Roon — Ich lege Ihrer Politik keine Fesseln an. Sie wissen, daß ich einen Krieg mit Österreich nicht liebe. Aber ich sehe ein, daß er unter Umständen eine politische Notwendigkeit sein kann, und daß man ihn dann auf alle Möglichkeiten hin unternehmen muß.

Bismarck — Einen Augenblick noch. — schreibend — ... an den künftigen Souverän erfolgen. — sich erhebend — Wenn Österreich unser Bundesgenosse bleiben will, dann muß es Preußen in Deutschland Platz machen. Daran denkt es gar nicht. Biegeleben hat mir schon im Dezember mit Bruch der Bundestreue gedroht.

Roon — Wenn schon der Kaiser Napoleon findet, daß sich Preußens Leib

zu schmächtig auf der Karte Europas ausnimmt, dann wird sich Österreich doch mit der Zeit wohl fügen müssen.

Bismarck – Es handelt sich nicht um Preußen allein. Unsere geographische Lage macht die Interessen Preußens und die Interessen Deutschlands identisch. Wenn Preußens Macht gebrochen würde, dann hätte Deutschland an der Politik der europäischen Völker für alle Zeiten nur noch den Aschenbrödelanteil.

Roon – Sie haben die Ereignisse dieses glücklichen Kriegsjahres mit genialer Keckheit ausgebeutet. Ihrer Klarheit, Ihrer Umsicht verdanken wir unsere heutige Stellung: Die Achtung im Ausland, das Vertrauen im Inneren, den Unfrieden unter unseren Feinden. Gehen Sie Ihren seltsamen Weg unbeirrt weiter! Auch ich halte die Annexion Schleswig-Holsteins für das einzige Ziel, das der gebrachten Opfer würdig ist. Ich kann mir auch den Kronprätendenten, nenne er sich Augustenburg, nenne er sich Oldenburg, gar nicht vorstellen, der die Herrschaft noch unter den Forderungen übernimmt, die wir heute stellen.

Bismarck – Mir wäre ja Oldenburg lieber, aber so weit kommt es gar nicht. Unsere neunte Bedingung, Leistung des Fahneneides an den König von Preußen, läßt sich Österreich nie und nimmer gefallen.

Roon lächelnd – Schade nur, daß wir gerade auf dieser Bedingung unter allen Umständen beharren müssen, weil sie der König eigenhändig eingefügt hat.

Bismarck – Weil Sie eben vom Kaiser Napoleon sprachen, vor einigen Tagen schreibt mir Goltz – hier habe ich seinen Brief – er liest – Für den Fall eines Krieges zwischen Preußen und Österreich dürfte der Kaiser geneigt sein, sich mit dem König Wilhelm zu verständigen. Wohlwollende Neutralität! Sie brauchen nicht wieder in Zorn zu geraten. Ich treibe niemals Rheinbund-Politik.

Roon – Unser gnädigster Herr wäre bei seinen Erinnerungen an 1813 wohl auch schwerlich für eine solche Politik zu haben.

Bismarck – Um so mehr muß sein Minister des Äußeren damit rechnen, daß Österreich immer sehr wohl für ein französisches Bündnis zu haben war. Sie werden sehen: Österreich nimmt Frankreichs Hilfe in dem Augenblick an, in dem sie ihm Frankreich bewilligt. Trotzdem scheint es mir zweckmäßiger, unsere einmal bestehende Ehe mit Österreich trotz kleiner Hauskriege einstweilen noch fortzusetzen und wenn die Scheidung notwendig wird, die Verhältnisse so zu nehmen, wie sie dann sind, als unsere Ehe heute schon unter allen Nachteilen zweifelloser Perfidie zu zerreißen.

Roon – Wie ich Sie um Ihre geistige Sprungkraft beneide! Was bin ich dagegen! Stumpf, hinfällig. Oft fühle ich mich wie ein ausgeblasenes Licht, das nur noch qualmt.

Bismarck — Abspannung durch die Quälerei im Landtag. Weiter nichts. Wüßte ich nur, womit ich Ihnen einmal eine rechte Herzensfreude bereiten könnte.

Roon — Das will ich Ihnen sagen. Sie haben doch vom Könige die Erlaubnis erhalten, am Kurischen Haff Elchhirsche zu schießen?

Bismarck — Bitte, einen Elchhirsch pro Jahr!

Roon — Im Oktober komme ich voraussichtlich in die Gegend. Wenn Sie Ihre Königliche Erlaubnis für dieses Jahr auf mich übertragen wollten, ich glaube, das könnte mich wirklich noch einmal zum Jüngling machen.

Bismarck — Mit Vergnügen! Jetzt lassen Sie uns aber zu Tisch gehen. Unsere Damen warten sicher schon mit knurrendem Magen auf uns.

Roon — Ich erscheine Ihnen wohl schon ganz kindisch mit meiner Bitte?

Bismarck — Dazu müßte ich doch selbst kein Weidmann sein! Roon aufhaltend — Was mir eben einfällt: Wollen Sie Moltke nicht gleich ersuchen, uns ein Gutachten über die Stärke der Armee zu liefern, die Österreich im Kriegsfalle gegen uns zur Verfügung hat?

Roon — Moltke ist eben von Wien zurückgekommen. Er zieht das Gutachten, das ich einfordern werde, fertig aus der Tasche. Außerdem studiert doch Moltke seit Jahren nichts anderes mehr als die böhmischen Schlachtfelder. — Beide ab.

Die Welt der alten Burschenschaft

Ein Säkularbeitrag zur Geschichte des politischen Idealismus in Deutschland

Von Wilhelm Hausenstein

I

Die äußere Geschichte der Burschenschaft – die ihrer Formalien – ist bekannt genug und gelegentlich des kürzlich gefeierten Säkulartages der Gründung der Burschenschaft allenthalben aufs neue erzählt worden. Doch fehlt wohl bis heute eine planmäßige Darstellung des politischen Wesens der alten Burschenschaft, obwohl es wahr ist, daß sie in der politischen Geschichte Deutschlands eine Bedeutung hatte, die man zu Unrecht übersieht.

Die konservative Oberflächlichkeit Treitschkes hatte das Urteil über das gesamte Burschentreiben mißbildet. Das war ihr um so leichter gelungen, als ihr das Mittel einer mehr darstellerischen als historischen Ironie, das sachliche Tatbestände verbiegt oder schiefstellt, ja an ihnen hochmütig vorübersieht, in ungewöhnlichem Maß zur Verfügung gestanden hatte, und als die menschliche Bewegtheit, die wir an der „deutschen Geschichte" bewundern, an ihre genau bestimmten Grenzen stieß, jenseits deren sie des Menschlichen durchaus entbehrte und jenseits deren sie in den Ton eines sehr herzlosen, um nicht zu sagen unvornehmen Pamphlets überschlug. Nun wird es freilich keinem einfallen können, die Armut an Geschmack zu leugnen, die der Burschenschaft im allgemeinen und besonders im Politischen so viele höchst peinliche Züge gab. Sie war banausisch; das ist nicht zu bestreiten. Ein historisches Urteil, das sich ästhetischer Maßstäbe nicht ganz entschlagen mag, ja aus ihnen sogar eine gewisse sachliche, das heißt moralische, politische, menschliche Orientierung gewinnen kann, wird darum wohl leicht mit Treitschke gehen, und es wird überzeugt sein, recht zu haben, weil die Formfrage nach dem Geschmack, sofern sie ernsthaft gestellt wird, stets umleitend eine Frage nach Bürgschaften für allgemeinere und stofflichere Werte ist. Auch kann man nicht verneinen, daß bei jenen Studenten Wille und Vermögen, politisch vorzustellen, politisch zu zergliedern, politisch zu wirken, überhaupt alle Formen politischen Bewußtseins oft sehr dürftig gewesen sind, so daß es nicht schwerfällt, Ansatzstellen für den

Spott zu finden. Die Frage ist bloß, ob man in solchen Verhältnissen zu diesem Kapitel Geschichte der Sache selbst gerecht wird.

Um ein Kapitel deutscher Geschichte handelt es sich unter allen Umständen. In diesem Kapitel handelt es sich um eine Sache — um eine wirkliche Sache, nicht um ein Nichts. Immer wieder vergißt man ein Hauptprinzip historischer Würdigung: jenes Prinzip, das besagt, daß ein Zeitalter wohl von Bedeutung sein kann, wenn auch die Selbstverständigung der Zeitgenossen über diese Bedeutung nicht in bedeutender Form zustande kommt — daß der objektive Gehalt einer Zeit, daß ihre Heimlichkeit, ihr Hintergrund über den historischen Belang entscheidet, mögen auch die vorn auftretenden Figuren nur ein ungefüges oder kümmerliches Relief ausmachen, das man nicht als eine zureichende Profilierung dieses Hintergrundes bezeichnen kann. So verstanden erhalten die stammelnden Begeisterungen der Jugend von 1815, 1817, 1819 ihren geschichtlichen Sinn. Auch kam der Augenblick, in dem es schon um Tod und Leben politischer Menschen ging: es kam das Attentat des Studenten Sand. Es kam ein jakobinischer Radikalismus, der seinen Ausgang von einer der geistig und besonders politisch bewegtesten Provinzen Deutschlands, von Hessen, nahm. Aus dem Harmlosen sprang sehr sichtbar das Gefährliche hervor. Die Demagogenjäger hatten so, wie sie die Sache verstanden, gewiß nicht recht. Die ernstliche Bedeutung der Burschenschaft war vom bösartigen Standpunkt der Staatspolizei natürlich nicht zu begreifen. Gleichwohl ist sicher, daß jenes Gefährliche niemals aus der Burschenschaft hätte hervorspringen können, wenn die objektive Geltung der Burschenschaft, das heißt ihr gleichsam mystisches Gewicht in der Zeit, nicht größer gewesen wäre als das der naiven Deklamationen in den Studentenkreisen nach den Befreiungskriegen.

Man hält sich an Tatsachen, denen man keinen Respekt zu schulden meint. Man sagt, es habe sich um Jugend und um Schwärmerei gehandelt. Sicherlich handelte es sich um Jugend und um Schwärmerei. Doch weshalb wäre Enthusiasmus ein schlechteres Zeichen geschichtlich wichtigen Lebens, als die sublimierte Vernunft? Weshalb sollte der Genius einer Zeit auf den Schultern der Jugend schlechter getragen sein, als auf denen der Alten?

Vorweg ist nötig, wenn man Epochen wie die deutsche Geschichte von 1815 bis 1820 und darin besonders die Geschichte der deutschen Burschenschaft betrachtet, daß man aus der primitiven Artikulation des Zeitgeists durch die Personen den Zeitgeist selber abzulösen versuche.

1819 erschien zu Jena eine Sammlung politischer Lyrik aus burschenschaftlichen Kreisen und aus Kreisen, die der Burschenschaft nahe waren. In der

Sammlung findet sich das „Turnbekenntniß" des Karl Follen, der in Gießen wissenschaftlich und politisch gewirkt hatte und seit 1818 als juristischer Privatdozent in Jena tätig war, seine eigentliche Arbeit aber, die politisch radikalisierende, in Jena wie in Gießen im privaten Umgang mit den Studenten vom linken Flügel der Burschenschaft leistete. Hier ist das Gedicht:

Auf, Jubeldonner und Liedersturm!
Der Begeisterung Blitz hat gezündet;
Der Menschheit Eiche, der Teutschheit Thurm
Ist in Teutschland wieder gegründet:
Der Freyheit Wiege — dein Sarg, Drängerey! —
Wird gezimmert aus dem Baume der Turnerey.

Ein Turner ist Der: so mit Wehr und Geschoß
Durch das Blachfeld stürmt, durch Geklüfte,
In die Wogen sich wirft, auf das bäumende Roß,
In die Lüfte sich schwingt, in die Grüfte,
Der Freyheit nicht ohne Gleichheit kennt,
Dem Gott und sein Volk nur im Busen brennt.

Das Kreuz und der sausende Freyheitsfahn
Auf des Hochstamms zerhauener Krone
Beut Kreuzeslast auf der sauren Bahn
Und Rast auf dem Kreuz ihm zum Lohne;
Die Eintracht schirmet, die Gleichtracht wacht
Vor Hochmuthsteufel und Niedertracht.

Auf, auf, du Turner! Du Teutscher, wohlan!
Auf, ehrliche, wehrliche Jugend!
Noch ficht mit der Wahrheit gekrönter Wahn,
Noch kämpft mit dem Teufel die Tugend!
Schwerdtstahl, aus dem Rost! aus dem Schlauch, junger Most!
Durch die Dunstluft, Nordost! Grüner May, aus dem Frost!

Man bedarf keiner kritischen Bemühung, um den künstlerischen und auch politischen Unwert dieses Poems festzustellen. Das gewisse Gefühl Follens für die Demagogie des Rhythmus, der gewöhnlichsten Sangbarkeit, des Reims, überhaupt des gehäuften und kurzen Gleichklangs, das durch diese Verszeilen

fährt, genügt nicht, die Armut des Ganzen und des Einzelnen zu verhehlen. Selbst die Glaubhaftigkeit, wenn man will das Rassige des an Körner genährten Pathos der Sache und der Form entschädigt nicht für die Unzulänglichkeit des politischen Geists und des Ausdrucks. Dennoch sind derlei Kundgebungen wesentliche Geschichte; dennoch sind sie für die historische Betrachtung nicht gleichgültig. Sie offenbaren, wie Menschliches aus der Tiefe nach Form ringt. Sie offenbaren, wie sich das Pathos, das die Studenten durch die Befreiungskriege trug, mit Elementen aus der Überlieferung der französischen Revolution vermischt — jener Revolution, deren „wälsche" Natur man sonst gerade in der Burschenschaft so verabscheute. In der Tat: Follen, der den Feldzug von 1814 als hessischer Freiwilliger mitgemacht hatte, gewann aus den Traditionen der französischen Revolution, ohne daß er sich ihnen übrigens schon damals bewußt zugekehrt hätte, eine Grundlage deutscher Volkspolitik, und was sich bei ihm scharf formulierte, war bei einer nicht unbeträchtlichen burschenschaftlichen Minderheit immerhin auch halbbewußt vorhanden.

Das ist an sich bemerkenswert, ja vielleicht überraschend. Vollends ist es im Zusammenhang mit den sämtlichen politischen Strömungen jenes Jahrzehnts in Deutschland merkwürdig: Worte wie Freiheit, Gleichheit, Gleichtracht, Anzüglichkeiten wie die von der zerhauenen Krone und dem gekrönten Wahn, die an sich selbst auffallen, sind im Verhältnis zur Gesamterscheinung der Zeit zweimal beachtlich. Sie deuten auf die Existenz eines werdenden deutschen Radikalismus, zum wenigsten einer werdenden deutschen Opposition. Freilich müßte man, sollten die Sachen wirklich in richtigen Proportionen gezeigt werden, ein Buch schreiben, das noch nicht geschrieben wurde, so kurios es sein mag, wenn dies Buch wirklich fehlt: nämlich eine Geschichte der Opposition in Deutschland. Aber auch ohne solche Gesamtdarstellung wird einstweilen ein Wort über die ohne Zweifel stärkste Zeit des deutschen Studententums vielleicht etwas nützen können. Vielleicht wird man einsehen, daß man ebensogut auf eine ernste historische Einschätzung des russischen Studententums von 1904 verzichten könnte, wie auf eine ernsthafte Würdigung des deutschen Studententums von 1815. Es ist nicht anders: diese Studenten, deren beste Elemente in der Burschenschaft und in den von der Burschenschaft losgesprengten akademischen Sezessionen vereinigt waren, sind zu ihrer Zeit die Träger einer deutschen bürgerlichen Umwälzung gewesen, die von der deutschen Aufklärung und vom Sturm und Drang bis zum Jahr 1848, vielleicht sogar bis zum Jahr 1915 gedauert hat — einer Revolution, die selten akute Ausbrüche zeitigte, aber dennoch in ihren Wirkungen eine gesellschaftsgeschichtliche Umwälzung gewesen ist. Da-

bei trifft es sich, daß die Burschenschafter von 1815 die Männer von 1848 und noch die Greise von 1870 gewesen sind. Schließlich: diese Jünglinge waren politisch trotz allem – eine Tatsache, die, wie immer sie im einzelnen ausgesehen haben mag, Achtung verdient, weil sie es mit den entscheidenden Vorfragen des Daseins zu tun hatte und Gesinnungen und Opfer bedeutete.

2

Als der Tag der Gründung der deutschen Burschenschaft wird der 12. Juni des Jahrs 1815 angenommen: der Tag, an dem in feierlichem Akt auf dem Marktplatz zu Jena die Jenaer Burschenschaft als erste deutsche Burschenschaft gestiftet wurde. Die Fahne war schwarz und rot mit aufgesticktem goldenem Eichenlaub: ein Geschenk der Mädchen der Stadt. Der Turnvater Jahn hatte die Farben vorgeschlagen, die im Krieg von 1813 von den Freiwilligen der Lützowschen Schar getragen worden waren.

Ähnlich gestimmte Versuche waren vorangegangen; sie hatten es allerdings zunächst nicht oder nicht allein mit der Studentenschaft zu tun gehabt.

1808, in der Zeit des preußischen Aufschwungs, war in Königsberg der Tugendbund gegründet worden, der viele der besten Männer des öffentlichen Lebens vereinte. Er arbeitete auf die moralische, geistige und politische Erneuerung Preußens hin und bezeichnete sich selbst als „sittlich-wissenschaftlichen Verein". Der Name ist für den Typus einer politischen Organisation von damals charakteristisch: nicht bloß für den Tugendbund selbst, sondern auch für die Burschenschaft, soweit sie eben als politische Organisation bezeichnet werden kann. Es wäre verkehrt, den Namen lediglich als einen Deckmantel zu betrachten, unter dem sich die eigentlich politischen Zwecke verborgen hätten. Einigermaßen trifft dies zwar zu; aber in der Tat wurden die politischen Zwecke in jenen Organisationen allen Ernstes nicht etwa als unmittelbare politische Zwecke aufgestellt, sondern mittelbar angestrebt. Das Politische stellte sich den Männern des Tugendbundes wie nachher der Burschenschaft als ein moralisches und wissenschaftliches Problem dar. Hier ist einer der Grundzüge des politischen Wesens jener Organisationen, und er kann nicht nachdrücklich genug nachgezeichnet werden. Die „sittlich-wissenschaftlichen" Vereinszwecke waren keine Maske; sie waren vielmehr die Formen, in denen das Politische den politischen Organisationen des Zeitalters bewußt wurde. Das Bild ist rührend; vielleicht ist es auch ein Stück aus der Komödie der Politisierung der bürgerlichen deutschen Untertanen. Wie dem sei: man hatte nicht das Talent, nicht den Instinkt, nicht das Bedürfnis, nicht die historische Reife, das Politische als

solches geradezu anzuschauen, sondern mediatisierte es durch moralische und intellektuelle Individualaffekte — also durch Privataffekte, die von Wesen das Gegenteil politischer Affekte sind. Gleichwohl wurde der Tugendbund 1809 aufgelöst.

Dem Tugendbund wesensverwandt, doch mehr auf örtliche Bedeutung eingeschränkt war der Wetterauer Verein, der 1814, mitten in den Kämpfen gegen Napoleon, von dem Rödelheimer Advokaten Karl Hoffmann gegründet wurde. Sein Programm sittlicher Erneuerung formulierte sich geradezu als Forderung der Keuschheit; aber diese Forderung, die mönchisch, ja antipolitisch erscheinen könnte, wurde durchaus als politische Forderung empfunden, und es kann nicht bezweifelt werden, daß sie in diesem Verein wie nachher bei den Burschen strenger Observanz durchaus politisch gewesen ist. Der deutschnationale Gedanke, der natürlich aus der Not der Zeit heraus eine Hauptforderung — wiewohl nicht die einzige — aller jener Organisationen geworden war, wuchs sich im Wetterauer Verein insbesondere auch zum Antisemitismus aus. Gleichzeitig entwickelte sich der Antisemitismus von einer anderen Seite her: er entwickelte sich aus einer streng begriffenen Christlichkeit, die ihrerseits wieder als Germanismus auf den Plan trat und in dieser Mischung einen geschichtlich ganz besonderen nazarenisch-gotischen Kontur pflegte. Alle diese Eigentümlichkeiten finden sich bei der Burschenschaft wieder. Ohne Zweifel: sie entbehren alle der politischen Unmittelbarkeit. Sie sind, wenn man will, verdrängte Politik. Aber eben dann sind sie nach Ursprung und Zielrichtung nicht weniger Politik.

Als direkte Vorbereitung der Burschenschaft sind indes, trotz fragloser dinglicher Einflüsse und persönlicher Beziehungen, weniger diese Vereine anzusehen als speziell die Versuche der einheitlichen und umfassenden Organisation der deutschen Studenten, die von Fichte, Jahn, Arndt und Friesen ausgegangen sind. Mit Recht bezeichnete der Bundestagsausschuß, der nach Sands Attentat und der offiziellen Auflösung der Burschenschaft die studentischen Angelegenheiten zu mißhandeln hatte, Jahn und Fichte als „die geistigen Paten der neueren Deutschheit". Das traf in einem ganz besonderen Sinn zu. Schon 1795 gab sich Fichte als Jenaer Philosophieprofessor viele Mühe, das in Landsmannschaften, Orden, Kränzchen und andere partikularistische Klubs zersplitterte, zum einen Teil geistig verwahrloste, zum andern Teil verzärtelte und durchweg dem Politischen abholde deutsche Studententum in einer großen, sittlich und geistig kräftigen, auch politischer Ideale fähigen Vereinigung zusammenzuschließen; er erreichte bei den Studenten und ihren Freunden die Gründung einer kleinen „Gesellschaft freier Männer". Jahn berief sich im Januar 1849 im Paulsparlament darauf, daß er, der Turnvater, schon 1798

die Idee einer allgemeinen deutschen Burschenschaft von völkischem – das hieß in jener Zeit von ebenso demokratischem wie nationalem – Wesen verteidigt und 1811 ein burschenschaftliches Organisationsstatut an die Universitäten versandt habe. Auch von dem Patrioten Friedrich Friesen, einem Lützower und Mitarbeiter Jahns im Turnwesen, weiß man, daß Jahn stets eifrig um die Begründung der Burschenschaft bemüht war; mit der Hilfe Fichtes und der Gunst des Staatskanzlers Hardenberg, der damals noch nicht der politischen Verkalkung verfallen war und sich noch mit konstitutionellen Plänen trug, bereiteten Jahn und Friesen in Berlin die Gründung der Burschenschaft vor. Alle Patrioten waren solchen Gedanken zugetan. Zur Beachtung: das Wort „Patriot" hatte damals in Deutschland den radikalen Sinn, den es zwischen 1789 und 1795 in Frankreich erhalten hatte.

In den Jahren der Befreiungskriege tauchten an verschiedenen deutschen Universitäten schwach geformte Studentenvereine burschenschaftlichen Gepräges auf. Mit der Befestigung dieser Versuche kam die liberalste aller deutschen Universitäten, die von Jena, den übrigen zuvor. Im Winter von 1814 auf 1815 entstand in Jena eine auf ein turnerisches und militärisches Programm gestellte akademische „Wehrschaft". Aus ihr ging der akademische Turnbund, aus ihm die jenaische Burschenschaft hervor.

Am eigentümlichsten erscheinen die ersten Ziele der Burschenschaft wohl in der Abhandlung Arndts über den „deutschen Studentenstaat", die 1815 erschien. Der burschenschaftlichen Studentenwelt wird da – nicht dem Wort, aber dem geschichtlichen Sinn nach – zum Bewußtsein gebracht, daß sie sich von der durch Frankreich bestimmten Kultur des Dixhuitième zu scheiden habe. Zum ersten, weil diese Kultur als „wälsche" Art der „germanischen Weidlichkeit" widerspreche. Zum zweiten, weil sie kosmopolitische Tendenzen habe, auf die sich das vor allem der nationalen Einigung bedürfende Deutschland nicht einlassen könne. Zum dritten, weil diese Kultur aristokratisch gewesen sei: das neue Deutschland müsse ein völkisches Deutschland, eine demokratische Gemeinschaft sein. Dies etwa ist das Hauptprogramm. Arndt führt es ins Einzelne hinein aus. Mit besonderem Ingrimm verweilt der rüstige Patriot bei der Verhöhnung des vorburschenschaftlichen Studententypus: bei dem „Commentritter", der in den blöden Gespreiztheiten eines hirnlos-ehrwürdigen und nicht selten wüsten Studentenzeremoniells untergeht, und dann bei dem im Stil des Rokoko „galanten" Studenten, der namentlich in Leipzig floriert hatte, bei dem „zierlichen Studentenphilister", dem „Damenpudel", dem „Weiberwedel" und „Jungfernknecht". Hier ist einer der Hauptzüge der alten Burschenschaft zu

erkennen: der zur einen Hälfte grimmig banausische und zur andren Hälfte fast liebenswerte geschlechtliche Puritanismus. Arndt, der teutonische Spartiat, versagt seinen Studenten selbst den gesellschaftlichen Umgang mit wohlgesitteten Frauen als eine Ablenkung von der wahren studentischen Männlichkeit. Er verhöhnt die studentischen Klubs vom „guten Ton" und empfiehlt dafür das Turnen und das Fechten, die da züchtiger sind als das züchtigste Weib. Freilich solle das Fechten nicht zu einer Duellpaukerei um jeden Preis führen, sondern dem Studenten die Waffe nur für die Fälle in die Hand geben, in denen er einen idealen Wert gegen einen Beleidiger zu wahren habe. Den Beschluß des Systems macht das Bekenntnis zu einem kämpferischen Christentum von deutsch-protestantischer Farbe, in der etwas von der Überlieferung des sechzehnten Jahrhunderts lebendig wird — allerdings ohne die vom ornamentalen Geist der Renaissance und von der Eleganz des Humanismus gehegten Feinheiten. Die Burschen fühlen sich als die Landsknechte Gottes.

Bewußte politische Programmatik war nun in der Burschenschaft, namentlich in ihrer ersten Zeit, nach den spezialisierten Begriffen der Politik von heute meist wohl nur grob entwickelt. Wo sie entwickelt war, da blieb sie zunächst noch von allem Radikalismus ziemlich fern. Einige Bücher der Zeit geben Aufschluß.

Nach Ferdinand Herbst, der 1823 ein Buch über „Ideale und Irrtümer des akademischen Lebens" herausgab, lassen sich die politischen Hauptgedanken der Burschen etwa so formulieren:

Die Burschenschaft ist keine Geheimorganisation, sondern ein öffentlicher Verein, keine Verschwörung, sondern das unbefangene Bild des jungen Deutschland.

Die Burschenschaft ist keine im eigentlichen Sinn revolutionäre Organisation. Insbesondere verwirft sie die Mittel der action directe. Sie kann sich, da sie das Attentat verwirft, auch mit der Tat Sands — der Ermordung des russischen Staatsrats Kotzebue — nicht gleichsetzen, ohne indes aufzuhören, die idealen politischen und moralischen Beweggründe zu bewundern, von denen Sand getrieben war.

Die Burschenschaft ist weder republikanisch, noch anerkennt sie das absolutistische Regierungssystem. Die ideale Verfassungsform erscheint ihr in der Gestalt einer völkisch gestimmten „repräsentativ-monarchischen" Staatsorganisation. (Wörtlich: „Wir behaupteten, das Zeitalter der Republiken sey vorüber, aber auch das der unumschränkten Gewalt; das grundgestaltende Princip in der Staatsverfassung sey das repräsentativ-monarchische, in welchem allein sichere Bürgschaft sey für die Würde der Souveränität und für Freyheit und Recht der

Völker. Das System der Repräsentativ-Verfassungen aber, sagten wir, ist leer und nichtig ohne Volksthümlichkeit und Vaterlandsliebe; hierin erst sey die bewegende Seele jeder Verfassung enthalten.")

Die Burschenschaft hegt – eine Tatsache, die noch kaum beachtet wurde – trotz der 1813 und 1815 bewiesenen Kriegsbereitschaft und „Wehrlichkeit" der akademischen Jugend im christlichen Geist das Ideal des ewigen Friedens, das zu den Überlieferungen auch der klassischen deutschen Philosophie gehört, und erwartet die Garantien des ewigen Friedens von volkstümlichen Staatsorganisationen. (Herbst: „Aber noch sehen wir immer nur hoffend der Zeit entgegen, wo unter der allseitigen Durchbildung und dem Schutze dieses Systems ein allgemeiner Friede Europa beglücken wird; die Welt liegt noch im Argen und kämpfend stehn sich alle Interessen gegenüber . . .")

Eine unmittelbare politische Ansatzstelle, an der die Burschenschaft geradezu in die Angelegenheiten des Tages eingreift, bietet der dreizehnte Paragraph der Wiener Bundesakte vom 8. Juni 1815, der da lautet: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Die Burschenschaft fordert die ungesäumte Erfüllung dieser verpflichtenden Verheißung, und zwar eine Erfüllung im Sinn nicht etwa eines historisch überwundenen Ständewesens, sondern im Sinn eines bürgerlich-liberalen Konstitutionalismus. (Herbst: „Der dreizehnte Artikel der teutschen Bundesakte . . . konnte, im Geist der Zeit genommen, keinen anderen Sinn haben als: die Rechte der Souveränität und die Rechte des Volkes sollen verfassungsmäßig bestimmt werden; es soll frey das Gesetz statt der Willkühr herrschen . . .")

Die Burschenschaft erkennt die historische Notwendigkeit und den historischen Wert der französischen Revolution. (Die Angriffe der vereinigten Legitimen auf die junge Republik erscheinen bei Herbst als „gewaltthätige Einmischung der Fremden".)

Die Burschenschaft glaubt an die Unentbehrlichkeit eines entwickelten Volkstums: nur das Fehlen eines freien Volkstums machte die Siege Napoleons möglich. (Wörtlich: „Teutschland wurde beknechtet, weil der Schutzgeist jedes Volkes, das Volksthum selbst, von ihm gewichen war. Der fremde Usurpator entwürdigte Fürsten- und Volksehre; nicht weniger hatten die Teutschen sich selbst herabgewürdigt.")

Als Ziel Europas erscheint der Burschenschaft, so sehr sie ihre nationalen Pflichten kennt, „eine allgemeine Völkerrepublik, deren Basis Gerechtigkeit und Volkstümlichkeit, deren Wesen Allseitigkeit der Bildung und das wahre, immer neu und kräftig sich entwickelnde Leben der Menschheit ist".

Man wird immerhin überrascht sein, bei der alten Burschenschaft eine politische Punktation zu finden, die solchen Inhalt hat. Man wird sie zumal beachtlich finden, wenn man bedenkt, daß auch der Liberalismus bejahrter und sozusagen erfahrener Politiker jener Zeit sein Programm kaum genauer zu spezialisieren wußte, ja daß er seinem Programm kaum immer diese relative Genauigkeit gab. Es kommt hinzu, daß gewisse Programmpunkte und Spezialisierungen, die in dieser Punktation noch fehlen, sich an anderen Stellen des politischen Denkens der Burschenschaft noch ergänzend einfinden.

Freilich ist nun zu sagen, daß der Inhalt dieses burschenschaftlichen Programms sich zweifellos nicht bei jedem Burschen so deutlich formulierte wie bei Herbst, der diese Formulierung übrigens auch erst nach seiner akademischen Zeit gegeben hat. Bei vielen, vielleicht bei der Mehrheit blieb das, was Herbst aufstellt, lediglich stimmungsmäßig, halbbewußt, ungegliedert: der politische Instinkt kam da über sein eigenes Vorhandensein nicht weit hinaus — über sein eigenes Vorhandensein, über eine gewisse grundlegende politische Bereitschaft, über einen sehr allgemeinen politischen und zwar enthusiastisch-liberalen Gefühlszustand. Außerdem mochte es vorkommen, daß Studierende, die sich den jungen Wissenschaften der Germanistik, der deutschen Rechts- und der deutschen Verfassungsgeschichte hingaben, mit stark romantisch gefärbten, also von Wesen unwirklichen Verfassungsplänen hervortraten. Hier ist ein Projekt interessant, das der junge Wilhelm Wackernagel — der späterhin Professor der Germanistik wurde und als solcher 1869 in Basel starb — im Jahr 1819 entworfen hat. Wackernagel war damals zwar noch Gymnasiast, aber er stand dem burschenschaftlichen Geist schon damals — als knapp Vierzehnjähriger — so nahe, daß man seine Vorstellung einigermaßen als typisch-burschenschaftlich bezeichnen darf. Als Tertianer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin hat Wackernagel am 27. November 1819 an seinen älteren Bruder, den in Breslau studierenden Burschenschafter Philipp Wackernagel, einen Brief geschrieben, in dem sich die Zukunft Deutschlands also malt:

„Nun folgen meine Pläne über Teutschland. Man könnte es in folgender Weise theilen: Oberrhein (Schweiz und Baden), Mittelrhein, Niederrhein (die Niederlande), Weser-Kreis, Main-Kreis, Unter-Elbe, Mittel-Elbe, Ober-Elbe (Böhmen und Mähren), Inn-Kreis, Donau-Kreis, Unter-Oder, Ober-Oder (Schlesien), Weichsel-Kreis (Preußen). Das wären vierzehn" (? dreizehn) „Kreise; in deren jedem werden von Abgeordneten des Adels und des Volkes Kreisräthe gewählt, die nach der Größe der Kreise gleichmäßig einzelne Gaue verwalten. Diese wählen aus ihnen von drei zu drei Jahren Herzöge, und diese

einen tüchtigen Kaiser auf lebenslang, der jedoch, so wie die Herzöge und Kreisräthe, wegen triftiger Gründe abgesetzt werden darf. Die Gesetze giebt der Kaiser. Ihre erste Billigung oder Mißbilligung erhalten sie von den Herzögen auf den jährlichen Reichstagen, und ihre zweite von den Kreisräthen auf den Kreistagen. In der Hauptstadt jedes Kreises ist ein Kreisgericht, in der Hauptstadt des Reiches ein Ober-Reichsgericht. Außerdem muß aber auch noch zur Entscheidung kleiner Rechtsfälle in jedem Gaue ein Gericht seyn, dessen Verwalter der Kreisrath ist, der des Gaues Aufseher ist. Aller Kriegsdienst im Frieden ist aufgehoben." (Die Bedeutung: das stehende Heer ist aufgehoben.) „Ein Jeder, wes Standes er sey, wird ein Jahr durch vier Wochen in den Waffen geübt und dann wieder entlassen. Wenn ein Krieg ausbricht, so ist der Kaiser selbst oder der Unterherzog, der für ihn seinen Kreis verwaltet, Heerführer."

Man sieht leicht: an dieser Verfassung hat mehr eine romantische Betrachtung der taciteischen Germania und der fränkischen Verfassungsgeschichte gearbeitet als ein Gefühl für politische Wirklichkeiten der Zeit. Mit derlei begeisterten Analogien aus der Epoche der gewählten Stammesherzoge, der gewählten Gauhäuptlinge und der gewählten Volkskönige arbeitete die akademische Jugend aber um so lieber, je mehr ihr das germanische Leben des Zeitalters der Völkerwanderung die eigentliche Bedeutung deutschen Wesens überhaupt zu offenbaren schien. Im übrigen mischten sich in diese germanische Ideologie, kaum begriffen freilich, gewisse Elemente aus dem contrat social: der absetzbare Volksmonarch ist fast mehr ein Requisit aus der Staatslehre Rousseaus als aus der wirklichen Geschichte germanischer Männerfreiheit. Durchweg erscheint der politische Geist der Zeit hier in seiner romantischen Gestalt. Auch Hoffnungen wie die großdeutsche Idee von der Einverleibung der Schweiz und der Niederlande ins deutsche Idealreich beruhen völlig auf dem romantischen Argument: diese Lande waren deutsch, wenn auch bloß bis zur zweiten Hälfte des Mittelalters — und darum sollen sie wieder deutsch werden. So sind diese Hoffnungen gedacht. Es handelt sich, wie bei allen romantischen Orientierungen, um eine halb reaktionäre Orientierung, so revolutionär sie auch sein mag — sofern man da überhaupt von einem revolutionären Element reden kann, wo letzten Endes doch fast biedermeierlich legitime politische Begeisterungen gefeiert werden.

Allein: nehmen wir diese Angelegenheiten in ihrem Verhältnis zur gesamten bürgerlichen Politik der Zeit zwischen dem Wiener Kongreß und dem Pauls-parlament, so läßt sich zum mindesten nicht behaupten, daß diese Politik jeder-

zeit und überall sehr viel weniger romantisch gegründet gewesen sei als bei diesem Tertianer. Auch ernste Politiker wie Massenbach forderten die Annexion der Schweiz. Ist nun damit auch nicht gesagt, daß die politische Romantik eines jungen Studierenden von 1819 wirkliche Politik gewesen sei, so gewinnt doch in solchem Zusammenhange die politische Vibration, von der jene Kundgebungen ausgehen, historische Bedeutung, und wir tun vielleicht, da schließlich auch wir uns nicht immer einer sachgemäßen Genauigkeit politischen Erkennens und Wollens rühmen können, nicht schlecht daran, wenn wir unsern Hochmut gewöhnen, nicht allzu klug über politische Symbole abzusprechen, für die wir inmitten unserer Wirklichkeiten, inmitten unseres politischen Geschmacks und inmitten des routinierten Alters unserer Zeit keine Organe mehr haben.

Das Mitleid mit der politischen Primitivität jener Jugend und die Abneigung gegen ihren romantischen Aufschwung wandelt sich unversehens zur geschichtlichen und beinahe zur moralischen Rechtfertigung. Doch müssen die Unterscheidungen, die gegen den politischen Wert der alten Burschenschaft gemacht werden können, natürlich bestehen bleiben. Nochmals ist festzustellen, was schon angedeutet wurde: daß nämlich die Burschenschaft, ein typisches Schicksal bürgerlicher Opposition vorbildend, aus dem Politischen, das heißt aus dem Öffentlichen, jederzeit leicht ins rein Akademische, also Spezielle, und in die Fragen privater Moral, individuellen geistigen Daseins zurücksank. In dem 1820 erschienenen Buch des Burschenschafters Joachim Leopold Haupt wird der politische Geist der Burschenschaft, der ohne Zweifel vorhanden und auch ohne Frage geschichtlich wichtig war, einfach und harmlos als Gleichnis konstruiert: die Burschenschaft macht nicht Politik, Politik im Staat, sondern sie lebt, als ob sie Staat wäre. Da handelt es sich um eine demokratische Organisation der Burschenschaft selbst, nicht aber des Staates. Da handelt es sich um die moralische und geistige und körperliche Tüchtigkeit jedes Einzelnen in der Burschenschaft. Da handelt es sich um eine gleichmäßige Disziplin, die sich eines Tages — sobald einmal die Studierenden von der Universität ins Leben getreten sein werden — als wahrhaft volkbildend, das heißt etwa demokratisierend, erweisen müßte. Es handelt sich um Vorbereitung und sozusagen um Politik am akademischen Modell. So schreibt Haupt:

„Wir alle, die wir vom Weibe geboren und Staub sind und Asche, wir sind ja einander alle gleich, und keiner soll die Knie beugen denn vor Gott, und keiner soll knechtisch dienen den Gewaltigen, und keiner soll schmeicheln den Großen und sich krümmen als ein unvernünftig Thier."

Diese durch einen stark theologischen Ton schon ziemlich gemilderte Jako-

binerlehre wird alsbald noch durch eine charakteristische Einschränkung fast ganz von dem eigentlich Politischen geschieden:

„Weit entfernt nämlich, daß die Burschenschaft alles gleich und eben machen will, zerbrechend die bestehenden Formen des Lebens und in wildem Wahnsinn anstrebend wider die Ordnungen der Welt . . ., sucht sie nichts weiter als eine vollkommene Gleichheit aller Menschenrechte geistig zu begründen, indem sie durch die Formen ihres Lebens eine solche so gut als möglich darzustellen sucht . . . An dieser inneren, geistigen Freiheit arbeitet die Burschenschaft vornehmlich, wohl erkennend, daß äußere, formelle Freiheit nie anders entstehen und bestehen könne, als wenn man ihr Grundfesten in dem innersten Leben der Menschen erbaut."

Obendrein versichert Haupt noch „zur Beruhigung aller, daß die Burschenschaft, welche wohl öfter durch ihre Handlungen gezeigt hat, daß sie nur Recht und Gesetzlichkeit will, nur auf gesetzlichem Wege ihre Zwecke erstreben will; daß sie . . . nur eine Verbindung auf die Zeit der Universitätsjahre ist; . . . mit einem Wort, daß sie auf den Geist hinarbeitet und nicht auf die Form". Endlich versichert der Apologet, daß „das Volk gar nicht mehr fähig ist, eine Republik zu vertragen".

Die politische Tragik des Bürgertums kündigt sich an: in dem Rückzug von den Problemen unmittelbarer Staatsorganisation — den Problemen der „Form" — auf die trotz alles politischen Wollens in der Auswirkung doch antipolitischen Probleme des „Geistes" bereitet diese Tragik des Abstiegs vom Öffentlichen zum hoffnungslos Privaten sich vor.

Dieser Rückzug kündigt sich selbst in Briefen eines der politischsten aller Burschenschafter an. In einem am 7. Januar 1818 datierten Schreiben des politischen Attentäters Sand, das aus Jena „an die teutschen Burschen in Erlangen" gerichtet war und sich heute in den burschenschaftlichen Kollektaneen des Münchner Staatsarchivs findet, liest man den Satz:

„Fern von schwärmerischem Schwindel, fern von voreiliger Einmischung in Politik, ist unser nächster Zweck möglichste Realisirung des Burschenlebens, eines vernünftig freier, sittlicher, allseitiger Ausbildung gewidmeten, frohen und frischen Jugendlebens . . ."

So zieht sich die Burschenschaft wieder aus dem Politischen zurück, um es höchstens mittelbar im Burschenleben, in den Dingen studentischer Vereinsorganisation, als Harmloses wiederzuentdecken. Nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt tut sie dies, sondern jederzeit. Die Burschenschaft hat einen akademischen, man kann sogar sagen privaten, und einen politischen Pol. Beide sind

ihr gleichmäßig gültig; zwischen ihnen bewegt sie sich. Man kann, will man von Entwicklung sprechen, wohl feststellen, daß sie vom Akademischen zum eigentlich Politischen fortschritt. Für große Teile der Burschenschaft freilich trifft das Gegenteil zu: daß sie nämlich vom Politischen zum Akademischen zurückkehrten. Nach der offiziellen Auflösung der Burschenschaft hat dieser Gegensatz zur Gründung entgegengesetzter Geheimburschenschaften geführt: die Germanen galten als die praktische politische Organisation, die Arminen als die akademisch-ideell gerichtete. Der Dualismus zeigte sich deutlich bereits gelegentlich jenes großen Festes, das die Weihe der alten Gesamtburschenschaft gewesen ist: gelegentlich des Wartburgfestes.

3

Fichte richtet in seinen Reden an die Zöglinge der neuen Erziehung die Forderung, daß sie, „obwohl abgesondert von der schon erwachsenen Gemeinheit, dennoch unter einander selbst in Gemeinschaft leben und ein für sich selbst bestehendes Gemeinwesen bilden sollen, das seine genau bestimmte, in der Natur der Dinge gegründete und von der Natur durchaus geforderte Verfassung habe".

Mit dieser Basis trat die Burschenschaft ins Leben: sie sollte der Inbegriff der neuen Selbsterziehung sein. In der Tat beschränkte sie sich zunächst auch auf sich selbst und ihren gegebenen Gegensatz gegen die Vertretungen des alten Studentums: gegen die Landsmannschaften und die Orden. Soweit die Burschenschaft dabei politisch war, begnügte sie sich damit, eine Art politischen Idealzustands in ihren eigenen Reihen darzustellen.

Der nächste Gegensatz zu den Landsmannschaften war in solchem Sinn politisch. Landsmannschaftliches Hauptgesetz war die Spaltung der Studenten an den Universitäten nach „Nationen" — das heißt nach Vaterländern und Vaterländchen. So boten die Landsmannschaften das den neuen Studenten, den Studenten nach 1813, im Innersten verhaßte Bild jenes deutschen Partikularismus, der seit der Entwicklung der Territorialstaaten bestand und das politische Elend der Gesamtnation begründet hatte.

In dem angedeuteten Sinn war auch der zweite Gegensatz der Burschenschaft zu den Landsmannschaften politisch. Die Landsmannschaften stellten mit ziemlichem Erfolg den Grundsatz auf, daß der Student nur dann „honorig" sei, wenn er sich einer Landsmannschaft angeschlossen habe. Die Nichtinkorporierten waren unfähig der Satisfaktion und wurden mit dem untersten aller Kunstworte des akademischen Jargons gebrandmarkt: sie hießen sehr einfach und

nett „Schisser". Es blieb nicht bei dem Wort; die Landsmannschaften übten einen tatsächlichen Bann, und wer sich ihrem Terrorismus nicht fügte, hatte mitunter bitter zu leiden. Der Liberalismus der Burschenschaft sah in diesem Verhältnis eine Verletzung des dem neuen Studenten so teuren Ideals der individuellen und der allgemeinen Freiheit. Auch sah er in dieser landsmannschaftlichen Banngewalt eine üble Analogie feudaler Banngewalt des Patrimonialstaats und altbürgerlicher Banngewalt des Gilden- und Zunftstaats. So wehrte sich der Liberalismus der Burschen gegen Unfreiheit im allgemeinen und gegen Einrichtungen feudaler wie bürgerlicher Reaktion. Er wehrte sich gegen sie nicht unmittelbar, sondern gleichsam durch Anspielung. Er wehrte sich gegen jeden Illiberalismus zunächst nur in studentischen Verhältnissen, doch mit dem vollen Bewußtsein, inmitten einer wichtigen — der wichtigsten — Analogie des Staatlichen oder vielmehr auf der höchsten Vorstufe des Staatlichen zu stehen.

In diesem quasi-politischen Geist protestierte die Burschenschaft schließlich gegen das Prinzip der Anciennität, das die Studenten förmlich in eine herrschende und eine dienende Klasse teilte und darum dem dritten akademisch-politischen Grundsatz der Burschenschaft entgegenstand: nämlich dem Prinzip der Gleichheit, dem Grundsatz der Demokratie. Folgerichtig bekämpfte sie in diesem Zusammenhang die unbedingte Gewalt des landsmannschaftlichen Seniors, in der sie das Ebenbild des verhaßten territorialfürstlichen Absolutismus zu erkennen meinte.

Kurzum: in der Landsmannschaft befehdete die Burschenschaft das Bild des alten Partikularstaats und aller seiner Institutionen — nicht zuletzt auch das Formelhafte, das Intrigante und das Perfifliert-Französische dieses Staates. Der genannte Haupt faßt diesen Kampf einmal moralisch so zusammen:

„Fremde Individualität, fremdes Verdienst anzuerkennen und zu ehren, war nur selten ein Landsmannschafter im Stande; der Schein verdrängte die Wahrheit, wesenlose Äußerlichkeiten und Förmlichkeiten traten an die Stelle inneren Werthes; in heimlichen Ränken und Kabalen ging das offene Wesen, des Deutschen uraltes Erbtheil, unter; die Liebe, die da alle Brüder umfaßt, und sich kund thut in biederen Druck der Hand und in unverhohlener freier Rede, verschwand in den Gluten des National-Hasses" — lies: Territorialhasses — „und Secten-Geistes und dem betrüglichen Schimmer französischer Sitte; die Treue erstarb in der Selbstsucht und die alte Redlichkeit wurde umsonst gesucht."

Wie sehr dieser hier schon aus Vorsicht gegenüber den mißtrauischen Behörden

von 1820 rein moralisch formulierte Gegensatz gegen die Landsmannschaft auch politisch gemeint war, das offenbaren die privaten Briefe der Burschenschafter an vielen Stellen, beispielsweise die Sands. Die Regierungen begriffen auch sehr wohl, daß hinter diesen akademischen und moralischen Gegensätzen politische Instinkte verborgen waren, und der treffliche Görres, der die Burschenschaft in Schutz nahm, hatte Recht, wenn er schrieb:

„Es schien, als ob das Bild der verhaßten Einheit" die Regierungen „schon verletze; gerade die schöne sittliche Würde und Ruhe, die sich in der Burschenschaft entwickelte, schien mehr zu ängstigen als das Gegentheil, das bisher an den Landsmannschaften bestanden hatte; darum wurden diese wohl eher begünstigt."

Das große studentische Fest, das im Oktober 1817 auf der Wartburg stattfand, sollte der Erinnerung an die Anheftung der lutherischen Thesen im Oktober 1517 und an die Völkerschlacht von Leipzig im Oktober 1813 dienen; zugleich sollte es eine Heerschau über alle die neuen Studenten sein, die sich an deutschen Universitäten — Jena, Berlin, Erlangen, Göttingen, Heidelberg, Halle, Leipzig, Gießen, Marburg, Rostock, Tübingen, Würzburg, Kiel — zum burschenschaftlichen Prinzip bekannten. Zum burschenschaftlichen Prinzip: das heißt zu einer neuen Form studentischen Zusammenlebens, die auf die Freiheit und Gleichheit der Glieder gegründet war, an die Stelle der Spaltung nach „Nationen" die Idee der deutschen Einheit Aller setzte, die albernen Commentfaxen der Landsmannschaften verschmähte, das Duell durch die Errichtung von Ehrengerichten zwar nicht aufzuheben, aber einzuschränken suchte und auch jenen akademischen Protektionsversicherungen, Plaisirgesellschaften, freimaurerischen oder Illuminatenzirkeln entgegenstand, die sich in der Form von allerlei Clubs und Orden halb heimlich an den Universitäten behaupteten.

Dies Wartburgfest zeigte nun durchaus das Gesicht der studentischen Politik der Zeit. Vor allem befaßt es sich mit dem Kampf der neuen, der deutschnationalen, liberalen und demokratischen Studentenorganisation wider das partikularistische und reaktionäre Wesen der Landsmannschaften. So vollzog sich der politische Kampf der Burschenschaft vor allen im akademischen Rahmen. Eine Rede des Heidelberger Burschen Carové forderte ausdrücklich Beschränkung der studentischen Reformarbeit auf die akademische Welt. Das eigentlich Politische wurde zum mindesten nicht in staatsgefährlicher Form angezogen: man zechte unter Trinksprüchen auf die deutsche Freiheit, auf den Großherzog Karl August, dem man den Beinamen des Biederen verlieh — einen Namen, der

zu den erhabensten Worten des burschenschaftlichen Sprachschatzes gehörte, und unter weiteren Trinksprüchen auf die Sieger von Leipzig, auf die Toten der deutschen Freiheitskämpfe, namentlich auf Schill, Scharnhorst, Körner und Friesen, unter Trinksprüchen auf die freisinnigen akademischen Lehrer, insbesondere auf den kantianischen Jenaer Philosophen Jakob Friedrich Fries und auf Arndt, endlich auf Jahn und die Turnerei. Nach einem Bericht über das Fest, den der Jenaer Naturhistoriker Oken in seiner wunderlichen „enzyklopädischen Zeitung Isis" gab, machten die Studenten im Gespräch aus ihrem Haß gegen den Partikularismus keinen Hehl. Man habe geäußert, es sei eine Schande, „durch Studieren es nicht weiter gebracht zu haben, als ein Thüringer, ein Hesse, ein Franke, ein Schwabe, ein Rheinländer geblieben zu seyn", und aus den „Provinzialisten" müßten „Universale" werden, wie es im Wort „Universität" selbst angedeutet sei. Man war dazumal eben auch in der Politik etwas philologisch. Andererseits sei ausdrücklich gesagt worden, daß die Burschenschaft sich auch in ihrer Einheit nicht überschätzen dürfe: „Bewahret euch vor dem Wahn, als wäret ihr es, auf denen Teutschlands Seyn und Dauer und Ehre beruhte. Teutschland ruhet nur auf sich selbst, auf dem Ganzen ... Der Staat ist euch jetzt fremd, und nur insofern gehört er euer, als ihr einst wirksame Theile darinn werden könnet. Ihr habt nicht zu bereden, was im Staate geschehen oder nicht soll; nur das geziemt euch, zu überlegen, wie ihr einst im Staat handeln sollt, und wie ihr euch würdig dazu vorbereitet." Dies – sagt der burschenfreundliche und sehr oppositionelle Professor Oken als Augenzeuge – sei in einer Gruppe von Studenten der Grundton der Gespräche gewesen. Aus archivalischen und gedruckten Dokumenten wissen wir, daß man selbst in der politisch am stärksten interessierten burschenschaftlichen Gruppe, in der nämlich, zu der Sand gehörte, des unmittelbaren Politischen auf der Wartburg sich weniger annahm als des Studentischen. In einem unter Sands Papieren gefundenen „Entwurf der äußeren Form des Burschenbrauchs" finden sich wohl Notizen wie diese: „Von der Burschenschaft. Idee derselben als eines einer Demokratie ähnlichen Vereins ..." In einem Brief Sands vom 29. September 1817 an den Burschenschafter Dürre findet sich der ein wenig anzügliche Satz: „Sorget nur, ... daß unser schöner Bundestag auf der Wartburg nicht wieder so werden möge, wie die übrigen philiströsen Congresse in der deutschen Geschichte; so daß man auch hier unter deutschen Burschen sich lange mit Territorialausgleichungen, mit nichtswürdigen Comment-Philistereyen abgebe, und mit Ausmachung unserer Würden und Titel die Zeit vertrage ..." Schließlich ist es wahr, daß Sand einen von ihm verfaßten Aufruf verteilte, in dem er vom theologisch-

protestantischen Standpunkt gegen „Römerei" und „Möncherei", vom politisch-liberalen Standpunkt gegen die „Soldaterei", das heißt gegen die stehenden Heere protestierte. Allein es ist ebenso wahr, daß diese unmittelbar politischen Worte einmal bei den jungen Politikern selbst durch akademische Aufgaben im Hintergrund gehalten waren und daß sie vollends bei der großen Masse der versammelten Burschen nicht sehr viel Aufmerksamkeit erregten. Im Ganzen war dies Fest wohl nur in dem Sinn politisch, in dem die junge Burschenschaft überhaupt politisch war: das Politische wurde mittelbar gesucht; das Staatliche wurde in einem Gleichnis gepflegt — eben in der Burschenschaft.

Eine schärfere politische Zuspitzung als das Wartburgfest selbst hatte die Feier, die am Abend des Achtzehnten am Wartenberg stattfand. Ein Fackelzug, bei dem die Burschen sich mit dem Eisenacher Landsturm verbrüderten, endete mit einem politischen Autodafé. Einer der Urheber des ganzen Festes, der Turner und Burschenschafter Maßmann aus Berlin, ein Schüler Jahns, einer der politisch am weitesten links stehenden Akademiker, Studierender der Gottesgelahrtheit und der Germanistik, Kriegsfreiwilliger des Jahres 1815, hatte auch dies Autodafé vorbereitet, das der ganzen Burschenschaft, selbst den Unbeteiligten so übel bekommen sollte. Die muntere Zecherei bei den Siegesfeuern auf dem Wartenberg gegenüber der Wartburg war schon ihrem Ende nahe: da erschienen in sonderbarem Aufzug Hans Ferdinand Maßmann und seine engeren Freunde. Der eine schleppte einen Korb mit Büchern herbei; der zweite führte eine Mistgabel; der dritte schwang eine Liste, auf der die Titel einiger zumeist von reaktionären Autoren verfaßten Bücher und Schriften standen. „Außer aller Verabredung und Abmachung über den Festverlauf", wie Maßmanns Biographen Euler und Hartstein bemerken, wurden die Specimina — die in Wahrheit Makulaturbündel waren — im Feuer verbrannt: in einem Siegesfeuer, zu dem Karl August das Holz bewilligt hatte, natürlich ohne zu wissen, was von Einigen geplant war. Maliziöse Verkettung der Umstände: um so maliziöser, als in diesem Brand selbst ein Phantom weimarischer Polizeigesetze zu Schanden ward. Zum Abschluß verbrannte man einen militärischen Schnürleib, einen soldatischen „Pracht-, Prahl- und Patentzopf" und einen Korporalstock unter intensivem Absingen des Liedes: „Ein freies Leben führen wir", auch unter heftigen Pereats auf den wegen eines häßlichen Pamphlets gegen die Freiheitskriege mit Grund berüchtigten preußischen Geheimrat Schmalz und die „schuftigen Schmalzgesellen".

Maßmann erhielt für seinen Streich acht Tage Karzer. Damit war die burschikose Seite der Sache erledigt. Doch nicht die politische.

Für sich selbst war die ganze Geschichte vom Wartenberg, juristisch und politisch gesehen, nicht von der Art, daß sie den gewiegten reaktionären Mächten in Deutschland den Schrecken hätte einjagen können, den sie ihnen einjagte. Aber die Herren von der rechten Seite hatten guten Grund, den Achtzehnten als ein Symptom politischer Möglichkeiten zu bewerten, die beunruhigten und um so viel mehr beunruhigen mußten, je reaktionärer die Politik der maßgebenden Kreise sich seit dem zweiten Pariser Frieden von Tag zu Tag ausrichtete und je schlechter daher das Gewissen der Regierenden war. Sie hatten von ihrem Standpunkte aus vollkommen recht — ganz einerlei, daß dieser Standpunkt ein blöder und ein übler Standpunkt war. Man hatte erlebt, daß Bagatellgeschichten Fanale von Revolutionen geworden waren. Auch dieser Tag konnte das harmlose Vorspiel einer Revolution sein. Nach dieser Überlegung war die Politik des Kesseltreibens orientiert, die nun von den bei der Burschenschaft mit Recht so unbeliebten „Schmalzgesellen" eingeleitet wurde.

Karl August von Weimar, der schon 1816 mit der Einführung einer Volksvertretung ein Beispiel der Einlösung des Verfassungsversprechens vom Paragraph 13 der Bundesakte gegeben hatte, tat mit liebenswürdiger Jovialität und so politisch wie menschlich das Mögliche, um das Gewitter von der Burschenschaft abzuwenden: unbekümmert darum, daß ihn der gepflegte Metternich indigniert und ironisch den „Altburschen" nannte. Auch unter den Räten des Großherzogs war mancher, der die Menschlichkeit und die Klugheit besaß, den Spektakel vom Achtzehnten graziöser zu nehmen als der graziöse Metternich. Der Baron von Fritsch bestätigte dem Großherzog in einem Ministerialreferat vom 10. November 1817, daß kein Anlaß bestehe, eine politische Verfolgung zu unternehmen. Er konnte es bestätigen, denn ein verhältnismäßig liberaler Staat wie Weimar hatte nichts zu befürchten. Doch waren auch andere Kräfte am Werk. Hardenberg und der in Berlin beglaubigte österreichische Graf Zichy verfehlten nicht, wegen des Fests in Weimar persönlich vorzusprechen. Im Gegensatz zu Fritsch, der die sittliche Tüchtigkeit der Burschenschaft aufs Höchste pries und davor warnte, die studentische Selbstbestimmung einzuschränken, beteuerte ein Berliner Zeitungskorrespondent, der ein Offiziosus Hardenbergs sein mochte, dem Großherzog, daß das Fest vom 18. Oktober keineswegs von sehr gefährlichen politischen Beziehungen frei gewesen sei:

„Wie kann Herr Referent dieß wissen? Alle von den Studenten öffentlich gehaltenen Reden, der feierlich beschloßene und durch das heilige Abendmahl bekräftigte Bund, Deutschland zur Einheit zu bringen, beweisen das Gegentheil: denn nicht bloß auf Einigkeit der Gesinnung der deutschen Stämme,

sondern auf politische Einheit des deutschen Staats, und Vernichtung nicht bloß der akademischen Landsmannschaften, sondern der verschiedenen deutschen Landes-Regierungen, wovon jene der Schatten waren, und deren Verschmelzung in ein idealisches deutsches Reich ist es abgesehen. Dabey dürften aber die minder mächtigen Fürsten keine sonderliche Stellung bekommen."

Der Berliner Seitenhieb auf Karl August verfing nicht allzusehr. Die Auflösung der führenden Jenaer Burschenschaft, die man in Berlin natürlich am liebsten gesehen hätte, unterblieb; es behielt sein Bewenden bei einem Verweis gegen den Professor Fries, der auf der Wartburg eine politisch harmlose, die Qualitäten eines sachsen-weimarischen Hofrats durchaus nicht beleidigende gedruckte Ansprache hatte verteilen lassen, bei einer nachdrücklichen Verwarnung zweier weimarischer Publizisten, die für die Burschenschaft Partei ergriffen hatten, nämlich Lindners, des Herausgebers des „Oppositionblattes", und des Sohns des Dichters Wieland, Ludwig Wielands, des Herausgebers des „Volksfreunds", endlich bei einiger Drangsalierung des Professors Oken, der seine „Isis" für alle Beschwerden der Burschenschaft offen zur Verfügung gestellt hatte. In den Weimarer Regierungskreisen selbst dachte man keineswegs respektierlicher vom deutschen Bund als die Burschenschaft; im Jahr des Wartburgfestes, im Januar 1817 hatte der weimarische Minister Gersdorff in einer Denkschrift den Bund ein „auf die Dauer unhaltbares Ding" genannt, ihm „organische Untüchtigkeit, ja anorganische Natur" vorgeworfen und zu sagen gewagt, dieser Bund habe sich selbst „das Todesurthel" gesprochen, da er mit dem Grundsatz der Einstimmigkeit der Beschlüsse das liberum veto des polnischen Reichstags kopiere. Man begreift, daß unter diesen Umständen die weimarische Regierung nicht allzu hart gegen die Studenten vorgehen mochte.

Doch hatte die halbe Verfolgung und das denunziatorische Wesen die Folge, daß die Burschenschaft, deren politischer Idealismus über die Forderung gefestigter Reichseinheit und eines nationalliberalen Konstitutionalismus im Durchschnitt noch nicht weit hinausging, die politischen Probleme nunmehr nachdrücklicher durchzudenken begann. Auch kündigte sich gerade im Jahr 1817 in einer ziemlich breiten reaktionären, halbreaktionären und flauliberalen Publizistik eine Ausdeutung des Paragraphen 13 der Bundesakte an, die dem sachlich berechtigten und moralisch anständigen Gefühl der Burschenschaft für das Versprechen in der Bundesakte keineswegs entsprach. So wurde sie auch von dieser Seite in eine ernstere politische Opposition gedrängt. In Breslau war gar schon der Zuzug zum Wartburgfest behördlich verboten gewesen. Eine üble Angeberei wider das Turnen als einen Vorwand

für demagogische Umtriebe vergiftete die akademischen Verhältnisse in dieser Stadt und in Berlin. Vielerorten begannen behördliche Machenschaften gegen die burschenschaftliche Selbstbestimmung in rein akademischen Verhältnissen. Die Hungerernte des Jahres 1817 gab für eine allgemeine Gereiztheit den Hintergrund. So bereitete sich bei den entschlossensten Elementen der Burschenschaft ein Radikalismus vor, der schließlich zu verhängnisvollen Plänen und Taten reifte.

4

Die politischen Grundgedanken der Deutschen im Jahr des Wartburgfests 1817 sind aus drei Zeugnissen ziemlich deutlich zu erkennen: aus einem anonymen Verfassungsentwurf, der wohl dem Rödelheimer Advokaten Karl Hoffmann zuzuschreiben ist, aus einem Verfassungsentwurf des hessischen Politikers und Dichters Adolf Follen, eines Bruders des genannten Karl, und aus einem burschenschaftlichen politischen Programm, das im Winter von 1817 auf 1818 in Jena debattiert wurde. Die beiden zuerst genannten Entwürfe, die aus der besonders weit entwickelten hessischen Opposition stammen, entsprechen so sehr dem Bedürfnis der burschenschaftlichen Kreise, daß man ihre Denkweise fast ohne weiteres mit der burschenschaftlichen gleichsetzen darf — wenigstens mit dem Denken in den politisch am weitesten ausgebildeten burschenschaftlichen Provinzen, nämlich in der hessischen und der thüringischen. Es ist auch sicher, daß Hoffmann — in dem der Verfasser der ersten Broschüre zu erkennen ist — auf die Entstehung des Wartburgfestes Einfluß hatte. In diesem Zusammenhang wäre etwa noch das Frage- und Antwortbüchlein des hessischen Gardeleutnants Friedrich Wilhelm Schulz zu erwähnen.

Die anonyme Verfassungsbroschüre erschien ohne Ort unter dem biblischen Titel: „Ein jegliches Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, das wird wüste." Auch die Opposition konnte damals kaum Politik machen, ohne das Evangelium Matthaei zu zitieren.

Die Schrift beginnt mit einer Absage an den Jakobinismus. „Sind wir denn an Geist und Herz den Wälschen so ganz ähnlich, daß wir alles nur so machen und erfahren können wie sie . . .? Da sey Gott vor! Aus anderm Saamen muß andere Frucht keimen. Dieß eben giebt mir die zuversichtliche Hoffnung, daß, wenn wir oder unsere Kinder eine Umwälzung im Vaterland erleben, diese würdiger begonnen, stäter durchgeführt und ruhiger und ehrenvoller geendiget werden wird als der Franzosen blutiges Hinüberwälzen aus einer Knechtschaft in die andere. Glaubt wohl jemand, daß das teutsche Volk

je ultrademokratische Freiheit und Gleichheit wollen, daß es die Lehre Christi von sich werfen, daß es die Juden mit sich verbrüdern, daß es alle Nachbarvölker wird zwingen wollen, mit ihm frei zu sein?"

Es folgt auf die ehrliche captatio benevolentiae eine in der Sache scharfe Ablehnung der deutschen Bundesverfassung, in der jegliche Bürgschaft für wirkliche Bundeseinheit und für Bundesexekutive vermißt werde und deren Gleichgewicht nur durch die gegenseitige Eifersucht von vierunddreißig Souveränen gewährleistet sei — mit der Wirkung außerdem, daß man statt von einem Gleichgewicht besser von der Lähmung jeder gemeinschaftlichen Initiative spreche. Von da aus kommt der Anonymus zu bestimmten politischen Forderungen. Es müsse notwendig, nachdem wohl die 1813 geborene Idee von einem neuen starken Reichskaisertum praktisch unmöglich geworden sei, eine anders geartete, aber tatsächliche Zentralgewalt geschaffen werden. Diese Zentralgewalt sei nur zu schaffen, wenn „das Volk eine Vertretung vor dem Reiche habe". Das könne auf zweierlei Weise geschehen: „Entweder so, daß der Fürst eines jeden Reichslandes an die Stimme seiner Landstände auch in öffentlichen, jetzt noch auswärtigen Angelegenheiten gebunden ist; das heißt, daß er auf dem Reichstag nicht anders als im Namen und Auftrage, also laut dem Auftrage und der freien Zustimmung seiner Landstände, rathen und stimmen dürfte; oder daß von jeder einzelnen Landesversammlung, auch, was vielleicht zur Vertilgung der Territorial-Volksunterschiede noch heilsamer wäre, nach anderen, von den jetzt bestehenden Gebietsgränzen unabhängigen Abtheilungen (Reichskreisen), eigene Vertreter auf den Bundestag geschickt würden, die alsdann, so wie überhaupt jeder einzelne, für die Wohlfahrt des Volkes im Ganzen zu wachen hätten, auch besonders die Untrennbarkeit und Selbstständigkeit des Reiches wahren . . ."

Um nun den Landesfürsten die Möglichkeit einer schädlichen egoistischen Teilexekutive zu nehmen, fordert der Anonymus, daß die Fürsten verpflichtet würden, niemals auf den eigenen Namen Kriegsleute zu dingen, zu halten und zu besolden; Landesheere seien nicht statthaft; es dürfe vielmehr ausschließlich ein Bundesheer existieren. „Da keine andere Kriege als Bundeskriege vorkommen können, wird jeder, der das Recht und die Pflicht hat, Waffen zu tragen, diese nur für den Bund tragen dürfen, der Kriegseid darf also niemand anders, als dem unsichtbaren Oberhaupte (Reich, Bund) geleistet werden . . ." Folgerichtig fordert der Anonymus die Beseitigung der stehenden Heere überhaupt und die Durchführung des Milizsystems, das sich in den Freiheitskriegen trefflich bewährt habe.

Zur weiteren Einschränkung des Absolutismus verlangt er „das Recht der freien Geistesfortbildung durch Rede- und Preßfreiheit" als „das erste und heiligste" von allen Rechten des Individuums und das Budgetrecht für die Landstände – die noch nicht vorhanden sind. Über das Budgetrecht des Reichstags wird nicht gesprochen; auch bleibt die Organisation des „unpersönlichen Zentralwillens" unklar, da nicht deutlich gesagt wird, ob eine Umgestaltung des Bundestags im Sinn einer Repräsentativverfassung angestrebt wird oder, im Sinn der Verfassung des Jahres 1848, ein Zweikammersystem in der Gestalt eines halbdiplomatischen Staatenhauses und eines repräsentativ-demokratischen Volkshauses. Schließlich ist nicht zu vergessen, daß auch das politische System dieser Schrift wieder in die Sphäre der Privatmoral zurückleitet. Der Weg zur Besserung der politischen Zustände sei zunächst der Weg der sittlichen Selbstreinigung des Einzelnen, die Überwindung „der Verdorbenheit des letzten Jahrhunderts". Der neue politische Wille sei vor allem individuelle „Tugend"; die Reaktion sei zunächst der Inbegriff individueller „Laster".

Radikaler als der Anonymus ging Adolf Follen zu Werk. Im Sommer 1817 entwarf er „Grundzüge für eine künftige deutsche Reichsverfassung". Sie wurden in engeren burschenschaftlichen Gießener Kreisen debattiert und lagen am 21. Juni 1818 auch einer Versammlung von Gießenern, Heidelbergern und Darmstädtern – übrigens nicht nur Studenten – auf der Starkenburg vor. Nach einer Feststellung der Mainzer Zentraluntersuchungskommission, die späterhin die Burschenschaft inquirierte, ist der Entwurf nach Jena mitgeteilt und auch dort in engeren burschenschaftlichen Kreisen – zweifellos in der Anwesenheit Sands – durchgesprochen worden. Der Entwurf hatte etwa folgende Grundlinien:

Er fordert die Begründung eines Einheitsstaats, in dem die bundesstaatlichen Abgrenzungen so sehr als nur möglich verschwinden. Sämtliche Standesunterschiede sind aufzuheben. Die Landesfürsten haben lediglich die Bedeutung von provinziellen Verwaltungsbeamten; sie sind ohne besondere Rechte, ohne unverhältnismäßige Bezüge und ohne blendende Titel. In den Verwaltungsgeschäften sind sie von einem gewählten Landrat – einer Volkskammer – überwacht. Aus diesem Landrat sind sie als gewählte Fürsten selbst hervorgegangen. Richter und Beamte werden gewählt und sind dem Volk verantwortlich. Die Gesetzgebung erfolgt durch Urabstimmung aller unbescholtenen Männer nach Mehrheitsbeschluß. Die parlamentarischen Landesvertretungen ordnen Vertreter ab, die sich im Reichstag versammeln. Der Reichstag oder Reichsrat kontrolliert die von dem gewählten Reichskönig geleitete Reichsverwaltung. Die christliche Religion ist Staatsreligion.

Man erkennt leicht, wie sich in diesem Entwurf gewisse aus den eben damals erwachten germanistischen und verfassungsgeschichtlichen Studien entstandene Vorstellungen regen und wie diese Vorstellungen sich zugleich der französischen Verfassung von 1790 nähern, ja über die Grundsätze von 1790 zum Teil beträchtlich hinausgehen. Die Radikalisierung der burschenschaftlichen Politik kündigt sich an.

Das wichtigste Dokument burschenschaftlicher Politik, wie sie sich im Anschluß an das Wartburgfest entwickelte, sind die bei Herbst mitgeteilten „Grundsätze und Beschlüsse des 18. Oktobers". Man muß bei der Lesung dieser Grundsätze übrigens bedenken, daß sie apologetischen Charakters sind: sie haben bereits den Zweck, die Burschenschaft gegen Denunziationen und beginnende Verfolgungen wegen demagogischer Umtriebe zu verteidigen, dürften also minder radikal formuliert sein als ursprünglich. Das Dokument ist so interessant, daß es hier in Hauptzügen eingerückt sein mag.

Herbst beginnt mit einer allgemeinen, recht anzüglichen, aber wohlbegründeten Rechtfertigung des burschenschaftlichen Liberalismus:

„Man sprach zu uns von der Schmach der Knechtschaft und von den Gräueln der Tyranney, man sprach zu uns von dem Ruhm, das Drängerjoch zu zerbrechen, und von der Schönheit eines volksthümlichen Lebens; man sprach von Teutschlands Einheit und von der Größe unsers Volks; man sprach von der Gleichheit des Großen und des Pflügers, und von der Herrlichkeit des Verdienstes und der Tugend; man sprach von Freiheit und Vaterland, und regte in unsrer jungen Brust die tiefsten und heiligsten Gefühle auf. Wir horchten auf diese Reden, und folgten diesen Gefühlen. Wir hätten das etwa nicht thun sollen? Aber alsdann wäre ja der Zweck verfehlt worden. Oder hätten wir nachmals dies Alles wieder vergessen müssen? Aber haben wir dies Vergessen in unserer Gewalt gehabt?"

Nach diesen einleitenden Worten werden die einzelnen Punktationen des Manifests mitgeteilt. Hier folgen sie:

„Die Lehre von der Spaltung Teutschlands in Nordteutschland und Südteutschland ist irrig, falsch, verrucht. Es ist eine Lehre, von einem bösen Feinde ausgegangen. Nordteutschland und Südteutschland sind nicht verschiedener als Nordfrankreich und Südfrankreich. Die Unterscheidung ist lediglich geographisch. Es giebt ein Nordteutschland und ein Südteutschland, wie es eine rechte und eine linke Seite des Menschen giebt."

„Die Lehre von der Spaltung Teutschlands in das katholische Teutschland und das protestantische Teutschland ist irrig, falsch, unglückselig. Es ist eine Lehre,

von einem bösen Feinde ausgegangen ... Wir Teutsche haben einen Gott, an den wir glauben, einen Erlöser, den wir verehren, ein Vaterland, dem wir angehören."

„Teutschland kann von der großen Macht fremder Staaten nur durch die Landwehr geschützt werden, die sich im Fall der Noth als Landsturm erhebt. Stehende Heere können große Siege erfechten, aber feste Sicherheit kann ein Staat nur in seinen Bürgern finden. Der Soldatengeist kann hohen Ruhm erlangen, aber bleibende Ehre gewinnt nur der Bürgergeist. Der Soldatengeist mag zu höheren Thaten treiben; aber der wahre Heldenmuth, der im Glück und Unglück gleich bleibt, geht nur aus ächtem Bürgersinn hervor."

„Wie die teutschen Staaten im Kriege zu allgemeiner Sicherheit zu sich stehen sollen, so müssen sie auch im Frieden zu allgemeiner Förderung des teutschen Volksthums in einem Sinne handeln. Es muß der freieste Verkehr zwischen ihnen Statt finden, und hier muß nicht unterdrückt werden, was dort entstanden ist, hier nicht befeindet, was dort begünstigt wurde. Der Nachdruck teutscher Werke in teutschen Ländern ist eine schwere Ungerechtigkeit ... Das Verbot oder die Erschwerung des Auswanderns von einem teutschen Lande in ein anderes, Mauthen, Zölle und Handelssperren zwischen teutschen Ländern, Verschiedenheiten im Maaße, Gewicht, Münzen (ihrem Gehalte nach und ihrer Bestimmung): alle diese Dinge schaden der Ehre Teutschlands bei den Fremden, sind in sich selbst verderblich für den Geist unseres Volks, quälen den Einzelnen, und bringen ihn zu Verlust und Schaden."

„Die Sehnsucht nach Kaiser und Reich ist ungeschwächt in der Brust jedes frommen und ehrlichen teutschen Mannes und Jünglings ... Der teutsche Bund aber, welchen die souverainen Fürsten und freien Städte Teutschlands mit einander abgeschlossen ... haben, ist in Ehren zu halten, weil er auf den ungeschriebenen teutschen Bund hinweiset, der uns alle einigen soll ..."

„Der Nationalhaß ist so lange gut und löblich, als er in Eifersucht auf gleiche Rechte besteht ..."

„Die Fürstenwürde ist die erhabenste auf Erden und darum für das Heiligste zu ehren und zu achten; denn sie stellt die Einheit des Bürgers und des Staates dar, erhebt auf die einfachste Weise die Kräfte zur Macht, verknüpft die einzelnen zum Volke und mahnt an das Bleibende und Feste im beweglichen und bürgerlichen Leben. Sie soll das heilige Eigenthum einer Familie seyn, damit alles Eigenthum aller anderen Familien zweyfach und dreifach heilig sey. Derjenige aber, der diese Würde trägt, der Fürst, ist erhaben über allem Volk und heilig, weil er die Einheit des Volkes in sich trägt. Er kann

als Fürst nichts Ungerechtes thun, weil das Volk durch ihn ungerecht gegen sich selbst seyn müßte."

„Der Wille des Fürsten ist nicht das Gesetz des Volkes, sondern das Gesetz des Volkes soll Wille des Fürsten seyn."

„Gegen das Gesetz kann der Fürst niemals etwas thun wollen; sondern geschieht etwas gegen das Gesetz, so geschieht es von den Ministern und andern Beamteten: diese sind dafür verantwortlich, wenn sie auch im Namen des Fürsten gehandelt haben."

„Es ist Hochverrath, wenn ein Minister sich hinter den Befehl eines Fürsten zu verstecken sucht, um der Verantwortlichkeit zu entgehen; denn er wälzt den Haß des Volkes auf den Fürsten, der heilig ist."

„Ein Gewaltschritt des Fürsten ist ein Verbrechen des Ministers."

„Freiheit und Gleichheit ist das Höchste, wornach wir zu streben haben, und wornach zu streben kein frommer und ehrlicher teutscher Mann jemals aufhören kann . . ."

„Gesetze sind keine Verordnungen und Vorschriften; Gesetze müssen von denen ausgehen oder angenommen werden, welche nach denselben leben wollen, und wo ein Fürst ist, die Bestätigung des Fürsten erhalten. Alle Gesetze haben die Freiheit der Person und die Sicherheit des Eigenthums zum Gegenstand . . ."

„Jeder, von welchem der Staat Bürgerpflichten fordert, muß auch Bürgerrechte haben . . . Jeder muß zu dem Bedürfnisse des Staates nach seinem Vermögen beitragen, und Keiner kann ohne seine Einwilligung besteuert werden, weil er Abgaben entrichten, keine Auflagen zahlen soll."

„Ehrenvorzüge mannigfacher Art können unter den Bürgern, unbeschadet der Gleichheit und Freiheit, Statt finden . . . Aber sie müssen von jedem Bürger gewonnen werden können . . . Die Geburt ist ein Zufall."

„Vorrechte sind mit Gerechtigkeit unvereinbar. Wo es Berechtigte giebt, da muß es auch Beeinträchtigte geben . . ."

„Die Leibeigenschaft ist das Ungerechteste und Verabscheuungswürdigste, ein Gräuel vor Gott und jedem guten Menschen . . . So lange Leibeigenschaft in irgend einem Theile Teutschlands besteht, so lange muß sich vieler Segen im Vaterlande in Fluch verwandeln . . . Die Bildung einer so offenbar und so klar erkannten Ungerechtigkeit muß früher oder später schwer gerächt werden von der empörten Menschheit . . . Wer die Leibeigenschaft mit Gründen zu vertheidigen wagt, denen er den Schein des Rechtlichen und Menschlichen zu geben versucht, ist blödsinnig, wahnwitzig oder verrucht."

„Die Leibeigenschaft ist aber nicht damit zu endigen, daß man sie etwa für aufgehoben erkläre: eine Ungerechtigkeit kann durch eine andere vielleicht größere Ungerechtigkeit nicht gut gemacht werden; den Leibeigenen muß in der verkündeten Freiheit keine Sclaverei erwachsen. Der Mensch ist nur frei, wenn er auch Mittel hat, sich selbst nach eigenen Zwecken zu bestimmen. An solchen Mitteln ist die Welt für alle Menschen reich genug. Diejenigen, welche den Leibeigenen diese Mittel niemals hätten entziehen sollen, haben keine heiligere Pflicht, als sie ihnen zurückzugeben."

„Es giebt gegenwärtig für einen teutschen Mann und Jüngling keine dringendere Pflicht, als die Wahrheit zu sagen, laut zu sagen und zu versuchen, ob er vielleicht mit dieser Wahrheit das Ohr eines Fürsten treffe . . . Diese Pflicht dauert so lange, bis der dreizehnte Artikel der deutschen Bundesakte in Erfüllung gegangen, und mithin dem Volke verstattet ist, seine Klagen, seine Wünsche, seine Bitten auf gesetzmäßigerem Wege durch seine freigewählten Vertreter zum Thron des Fürsten gelangen zu lassen . . ."

„Das Recht, in freier Rede und Schrift seine Meinung über öffentliche Angelegenheiten zu äußern, ist ein unveräußerliches Recht jedes Staatsbürgers . . ."

„Über den Mißbrauch der Freiheit in Rede und Schrift kann kein Buchstabe entscheiden, und kein gewöhnlicher Staatsdiener, sondern nur ein Geschwornengericht, das aus Gelehrten, unabhängigen und vaterländisch gesinnten Männern besteht, und öffentlich vor allem Volk seine Sitzung hält . . ."

„Überhaupt sind öffentliche Gerichtspflege und das Geschwornengericht in peinlichen Fällen die sicherste Bürgschaft für die Verwaltung des Rechts . . . Patrimonialgerichtsbarkeit aber und privilegirter Gerichtsstand scheinen mit guter Rechtspflege nicht wohl vereinbarlich . . ."

„Die polizeiliche Gewalt kann von den Gemeinen, sobald diese eine gehörige Einrichtung erhalten haben, verwaltet werden . . . Geheime Polizei ist nur in Zeiten des Krieges zu entschuldigen . . ."

„Überhaupt wollen wir" Burschen „zu keiner geheimen Gesellschaft gehören."

„Von dem Lande, oder Ländchen, in welchem wir geboren sind, wollen wir niemals das Wort Vaterland gebrauchen. Teutschland ist unser Vaterland; wo wir geboren sind, ist unsre Heimath. Auch wollen wir so viel als möglich, und als ohne auffallendes Wesen geschehen kann, alles Fremde in Sprache, Kleidung, Sitten und Bräuchen vermeiden. Keine ehrbare Frau wollen wir Madame, kein ehrbares Mädchen Mamsell nennen; jene soll die Frau bleiben,

und dieses soll Fräulein oder Jungfrau heißen, je nachdem sie mehr oder weniger gebildet ist. Auch der wunderlichen Benennungen: Edelgeboren, Hochedelgeboren, Wohlgeboren . . . wollen wir uns enthalten, weil sie lügenhaft, oft sinnlos, immer ohne Zweck sind, und an Vorzüge erinnern, welche mit der Gerechtigkeit nicht bestehen können."

„Den geistlichen Stand wollen wir ehren; jedes Staatsamt, jede Würde achten, und uns der untersten Klasse der Gesellschaft um so lebendiger annehmen, je tiefer sie im Elende ist."

„Keiner von uns wird je ein Amt annehmen, welches einer geheimen Polizei dient, oder eine Stelle bei einer außerordentlichen gesetzwidrigen richterlichen Kommission, und ebenso das Amt eines Bücherzensors."

In diesem Programm erreichte das gemeinburschenschaftliche politische Denken den höchsten Grad der Gliederung, der Genauigkeit und der Gewichtigkeit. In der Tat ist hier ein politisches Programm gegeben, über das die besten politischen Elemente der Zeit nicht hinausgekommen sind, das sogar beim Durchschnitt des ernstlich politisierenden bürgerlichen Liberalismus der Zeit kaum in allen Stücken erreicht sein mochte. Man fordert Reichseinheit, Beschränkung der monarchischen Gewalt, Ministerverantwortlichkeit, Einführung der im Paragraph 13 versprochenen Volksvertretungen, Gesetzgebung und Steuerbewilligung durch diese Vertretungen, Rechtsgleichheit aller Staatsbürger, Preßfreiheit, Redefreiheit, Lehrfreiheit, öffentliche und mündliche Rechtspflege, Abschaffung aller besonderen Gerichtsstände, Geschworenengerichte, diese besonders für Preßvergehen, Überleitung der Polizei aus der Staatsverwaltung in den Bereich der gemeindlichen Selbstverwaltung, Verhältnismäßigkeit der Besteurung, Beseitigung der stehenden Heere und Einführung des Milizsystems, Abschaffung aller Privilegien, Beseitigung der Binnenzölle, Vereinheitlichung des Verkehrs, namentlich der Maße und Gewichte, Aufhebung der Leibeigenschaft. Und wohlgemerkt: man fordert nicht nur Aufhebung der persönlich-formalen Leibeigenschaft, sondern Gewährung einer Besitzgrundlage, die den Bauernstand vor der Gefahr der Proletarisierung schützt. Man macht also ein ökonomistisches, um nicht zu sagen sozialistisches Argument geltend, das über den bloß formalistischen Durchschnittsliberalismus der Zeit weit hinausgeht und insbesondere eine soziale Frage im vierten Stand bereits erkennt. Andererseits freilich entwickelt man devot eine etwas mystagogische Theorie des Fürstentums; auch hält man im Stil der Erklärung der Menschenrechte, im Stil der spezifisch bürgerlichen Erhebung von 1789 an der Heiligsprechung des Eigentums fest und erweist damit einen spezifisch bürgerlichen Grundbegriff

von der Gesellschaft. Die einzige Lücke, die man vom bürgerlich-liberalen Standpunkt in dem Manifest finden mag, ist das Fehlen eines Widerspruchs gegen Reste zünftlerischer Gewerbeorganisation.

Es ist nicht bekannt, wer den Entwurf ausgearbeitet hat. Er dürfte ein Kollektiverzeugnis sein. Der Titel trägt den Vermerk: „Dem gesammten Vaterland . . . zur Würdigung vorgelegt von den Studierenden zu Jena." Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, daß eine politisch besonders interessierte Einzelperson die Hauptarbeit gemacht hat; auch mag manche Anregung von erfahrenen Politikern genommen sein, die der Burschenschaft nahe waren und sich ihrer, wiewohl nicht formell, zur allmählichen Revolutionierung Deutschlands zu bedienen gedachten. Zudem wird von einigen Seiten geleugnet, daß diese Grundsätze in burschenschaftlicher Abstimmung förmlich angenommen worden seien, ja behauptet, sie seien zurückgewiesen worden. Jedoch einerlei: es besteht die Tatsache, daß sie in der führenden deutschen Burschenschaft, der Jenaer, im Anschluß an das Wartburgfest während des Winters von 1817 auf 1818 diskutiert worden sind. Auch hat es den Anschein, daß einige burschenschaftliche Zirkel diese Grundsätze schon auf der Wartburg hatten verkünden wollen.

Der Nachdruck liegt in diesem Manifest, das zu seiner Zeit nicht sehr bekannt geworden ist, weil davon Gefahr drohen konnte, auf der Forderung der Erfüllung des Versprechens im Paragraph 13.

Diese Forderung war die politische Kardinalforderung der Zeit — etwa so wie in der Geschichte der sozialistischen Opposition in Preußen seit Lassalle die Beseitigung des Dreiklassenwahlrechts und die Einführung eines demokratischen Wahlrechts die Hauptforderung des unmittelbaren politischen Kampfes ist. Der Ruf nach der Erfüllung des Versprechens im Paragraph 13 ertönte doppelt laut, und zwar seit 1817, da Friedrich Wilhelm der Dritte wiederholt in besonderer Verheißung die Einführung einer preußischen Volksvertretung angekündigt hatte, dreifach laut, da eine reaktionäre und halbreaktionäre Publizistik seit diesem Jahr die Verbindlichkeit der im Paragraph 13 bundesgrundgesetzlich festgelegten Zusage einer Verfassung eifrig bestritt oder geschäftig einzuschränken suchte. Der badische geheime Referendarius Reinhard hielt es für rechtlich zulässig, die Einführung der Verfassungen bis zu den griechischen Kalenden zu verschieben; allerdings war er vernünftig genug, solche Verschiebung nicht für zweckmäßig zu halten. Andere Publizisten, wie beispielsweise Dabelow, betonten die Unverbindlichkeit des Versprechens und die Unverletzlichkeit der legitimen Willkür der „hohen Contra-

henten" des Wiener Bundes in geradezu aufreizender Art. Auf der andern Seite allerdings fand sich ein Mann wie der preußische Obrist Massenbach, der es in einer dem König von Preußen gewidmeten Schrift wagte, nicht nur den deutschen Bund kräftig zu kritisieren, sondern die ungesäumte Einführung der Verfassung zu empfehlen, das Budgetrecht der künftigen Volksvertretung zu fordern, die Beamtenoligarchie anzuklagen und mahnend das Ideal eines Volkskönigtums aufzustellen, das den Überlieferungen von 1813 entspreche. Auch die Burschenschaft lebte mit besonderer Entschiedenheit für die Idee des Konstitutionalismus. Nicht unmittelbar von ihren Kreisen, wohl aber von Kreisen bürgerlicher Persönlichkeiten, die der Burschenschaft nahestanden, ja fast mit ihr eins waren wie etwa der Turnlehrer Sartorius, der Advokat Hoffmann, ging 1818 – nachdem im Vorjahr und just in den Tagen des Wartburgfests Görres bei Hardenberg und dem preußischen Kronprinzen eine rheinische Verfassungspetition eingereicht hatte – eine Petition aus, die von bürgerlichen Personen und von Burschen unterzeichnet werden und dann dem Bundestag in Frankfurt vorgelegt werden sollte. Das Petitum hatte das einigermaßen auf den contrat social stilisierte Motto: „Vollzug des Artikels 13 der deutschen Bundesakte auf dem Weg des Vertrags mit den Völkern und gleiche Volksvertretung in ganz Deutschland." Die Petition ist nie in das Bundestagspalais gekommen, aber sie gibt von dem Geist Zeugnis, der die bürgerliche Welt und die zu ihr gehörende, ja den bürgerlichen politischen Idealismus am reinsten verkörpernde Burschenschaft erfüllte. Zweifellos ist, daß Burschenschafter sich um die Propaganda für die Adresse bemüht haben.

Auch die Schrift des erwähnten Leutnants Schulz, der mit burschenschaftlichen Zirkeln Hessens in Fühlung war, besteht insbesondere auf der Einführung von Volksvertretungen. Das Frage- und Antwortbüchlein, ein sanfter Vorläufer des Büchnerischen hessischen Landboten, gipfelt in Stellen wie diesen:

„Frage: Wie müßte es denn sein, daß all' das Uebel ein Ende hätte? Antwort: Deutschland müßte eins und einig sein. Das ganze deutsche Volk müßte seine ächten frei erwählten Volksvertreter haben. Die Volksvertreter bestimmten dann eine höchste Obrigkeit für das ganze deutsche Reich, der sowohl Könige und Fürsten, als auch Bürger und Bauern unterthan wären ..."

„Frage: Was soll noch weiter geschehen? Antwort: Jeder soll machen, daß recht wackere und recht muthige Männer zu Landständen gewählt werden. Bei diesen Landständen geschieht zwar noch das auch große Unrecht, daß oft hundert Adliche eben so viele Stimmen haben, wie hunderttausend Bürger und Bauern, und dies ist eigentlich noch keine rechte Volksvertretung ..."

Der Bundestag wird verhöhnt; er ist nicht das Bild einer Volksvertretung: „Wenn dort vom Wohle des deutschen Volkes die Rede ist, geht's immer gar langsam und bedächtig vor, und geschieht nichts. Es ist wieder die alte Leier und das langsame Wesen wie vor den Franzosenzeiten."

Schließlich ist besonders merkwürdig, daß dies Schriftchen eines Gardeoffiziers auch eine antimilitaristische, das heißt gegen die stehenden Heere gekehrte Spitze hat, die der konstitutionalistischen Tendenz parallel geht: „Da werden zeitig Bürgers- und Bauersleute von der Arbeit und vom Pflug weggeholt, und in bunte Röcklein gesteckt, und wird mit ihnen oft zum besten Zeitvertreib für manche vornehme Herrn gar wunderlich umgegangen. Solches muß denn das Land bezahlen."

Bemerkenswert ist auch, daß Schulz, obwohl er Offizier der Leibgarde in Darmstadt war, noch am 18. Oktober 1820 trotz dieses Schriftchens freigesprochen wurde; allerdings setzte bald darauf die Verfolgung um so schärfer ein. Hier interessiert indes vor allem, daß Schriften wie die von Schulz und Massenbach in burschenschaftlichen Kreisen eifrig gelesen und erörtert wurden.

Überhaupt ist der Einfluß von Wichtigkeit, der von dem seit dem Ende des Jahres 1817 zunehmenden hessischen Radikalismus auf die Burschenschaft, namentlich auf die jenaische, ausging. Dieser Einfluß veränderte das Bild. Die politische Einheitlichkeit der Burschenschaft, die bis in die letzten Monate des Jahres 1817 gedauert hatte, löste sich unter diesem Einfluß auf. Die Einheitlichkeit hatte einen gewissen Mangel an programmatischem Bewußtsein zur Voraussetzung gehabt. Die Mehrheit der Burschenschaft war auf die Dauer nicht geneigt, sich politisch sehr tief einzulassen. Daher bildeten sich an einigen Universitäten, besonders in Gießen und Jena, hochpolitische Sezessionen in der Burschenschaft, die radikalen Zielen und Methoden zustrebten. Sie hielten ihre Beziehung zur Burschenschaft aufrecht, weil sie hofften, die Kameraden zu radikalisieren. Aber sie unterhielten auch Beziehungen zu bürgerlichen Personen, die außerhalb der Universitäten oder wenigstens der Burschenschaft standen und diesen Sezessionen radikale politische Antriebe gaben. Während nun die meisten Studenten sich hauptsächlich burschikosen Angelegenheiten hingaben und politisch sich mehr oder minder nur für einen etwas generellen Liberalismus begeisterten, wohl auch einmal politisch demonstrierten wie die Jenaer Burschen, die im Winter von 1818 auf 1819 der russischen Kaiserin-Mutter den vom Prorektor geforderten Fackelzug weigerten und eine ihr errichtete Ehrenpforte einrissen, stand die radikale Elite in Gießen und Jena in positiv revolutionären Debatten und sogar Projekten, deren Ausbruch die Tat Sands geworden ist.

5

Das Attentat des Jenaer Theologiestudenten Karl Ludwig Sand auf den russischen Staatsrat Kotzebue ist im psychologischen und rechtlichen Sinn das Ergebnis einer sehr persönlichen Entschließung gewesen. Es geht nicht an, die Burschenschaft für dies Attentat verantwortlich zu machen, wiewohl Sand für den allergrößten Teil der Burschenschaft der Heros und Märtyrer wurde. Sand selbst hat in einem Abschiedsschreiben an die Burschenschaft, das er vor dem Aufbruch zur Tat hinterlegte, ausdrücklich gesagt, daß er die Tat nicht als Burschenschafter begangen haben wolle, und hat sich in diesem Brief geradezu förmlich von der Burschenschaft getrennt. Dabei kam es ihm nicht etwa bloß darauf an, von der Burschenschaft, die er nach wie vor glühend liebte, die Folgen einer etwa vermuteten Verantwortlichkeit abzuwenden; vielmehr wollte er in diesem Brief seine Tat so, wie sein Moralbegriff es ihm gebieterisch vorschrieb, als das reinste Werk seines individuellen Wollens und Könnens charakterisieren, und nicht bloß seine letzten Briefe, sondern auch seine noch beweiskräftigeren, schlechthin unwiderleglichen Tagebuchblätter machen es gewiß, daß der politische Mord vom 23. März 1819 das Produkt einer zur schwersten Hypochondrie getriebenen Vorstellung von der sittlichen Freiheit und Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen, daß er die tragisch-maniakalische Travestie individualistischer Ethik und einer aus dieser Ethik abgeleiteten Politik gewesen ist. Man hat die Ermordung Kotzebues nicht verstanden, so lange man nicht begriffen hat, daß diese ausschweifend individualistische Hysterie, deren Wesen ein eifersüchtiges Wahren der moralischen und politischen Selbständigkeit war, der Mittelpunkt der furchtbaren Tat gewesen ist.

Damit ist natürlich nicht geleugnet, daß diese Tat und überhaupt dieser zum Aberwitz getriebene moralische und politische Individualismus ein Klima brauchten, in dem sie gedeihen konnten. Doch nicht um eine Schuld der Burschenschaft kann es sich handeln, sondern lediglich um die objektive Einwirkung einer in ihr konzentrierten politischen Atmosphäre, deren Anreize von Sand unter dem Einfluß einer fürchterlichen Pubertätskrise noch weit über das Maß hinaus gesteigert wurden, das bei neunundneunzig anderen von hundert erreicht oder möglich war. Man muß das Tagebuch Sands, dies unvergleichliche psychologische Dokument, lesen, um zu erkennen, bis zu welcher Konsequenz gerade er — er als unrettbar persönliches Element — sein burschenschaftliches Mönchtum getrieben hat. Wollte man von einer Schuld der Burschenschaft sprechen, so könnte man mit demselben Recht und mit mehr Recht von einer Schuld

der Restaurationspolitiker, Kotzebues und besonders der russischen Reaktion sprechen, die seit 1817 ihren Einfluß in Deutschland speziell gegen die Burschenschaft einsetzte, diesen in dem unverschämten Pamphlet des walachischen Bojaren Stourdza gegen die deutschen Universitäten vom Aachener Kongreß her geltend machte und sich von dem in Weimar sitzenden Kotzebue notorisch mit Geheimberichten über Deutschland bedienen ließ. Es wäre keine Entschuldigung, daß diese wohlbezahlten Geheimberichte wertlos gewesen sind. Stand nichts darin, so mochte sich der Zar darüber beschweren. Genug, daß die Tatsache einer russischen Spionage in Deutschland bestand. Diese Tatsache brachte im deutschen Liberalismus eine sozusagen grundsätzlich gestimmte Erbitterung hervor; Preßfehden, in denen die oppositionellen thüringischen Publizisten — vor allen der bei den Studenten so beliebte Professor der Geschichte in Jena, Luden, dann Oken, Lindner und Wieland — heftig gegen den Staatsrat Kotzebue schrieben, während Kotzebue als Repräsentant der Frivolität des ancien régime mehr giftig und süffisant in seinem „Wochenblatt" erwiderte, taten das Ihre, die Erbitterung gegen Kotzebue zu schärfen. Gleichwohl wird man nirgends von Schuld sprechen können. Dies alles war Umwelt, war Material für Sand; das Wesen der Tat war sein Wesen.

Es ist bis heute nicht gelungen und wird mutmaßlich nie gelingen, restlos zweifelfrei festzustellen, ob Sand — eine Frage, die den persönlichen Untergrund der Tat ja nicht leugnet — Mitwisser hatte. Es ist nach etlichen Indizienbeweisen mehr als wahrscheinlich, daß der Halbgott Sands, Karl Follen, einiges von der geplanten Tat wußte, und nach Indizien möglich, daß andere auch etwas davon begriffen hatten. Aber die schwierigere und eigentlich wichtigere Frage lautet so: wieviel wußte man in der Nähe Sands von dem Attentatsprojekt? Hier vollends wird wohl nie Klarheit zu erreichen sein. Nur so viel scheint gewiß, daß man Follen nicht als den förmlichen Urheber oder tätigen Mitschuldigen im strengen juridischen Sinn bezeichnen kann. Daß etwas im Werk war und daß es auf ein Attentat hinausgehen konnte, muß Follen gewußt und gebilligt haben; auch ist es möglich, daß er wußte, gegen wen die Tat sich richten werde. In diesem Fall wäre er Hehler gewesen. Mehr dürfte nicht zu behaupten sein. Der unmittelbare intellektuelle und moralische Einfluß, den Follen in einem studentischen Geheimzirkel zu Jena auf Sand ausübte, hatte kaum einen so speziellen Gegenstand wie den russischen Staatsrat und Pensionär Kotzebue oder eine andere politische Person. Als Paradigma freilich kann auch ein spezielles Attentat im jenaischen akademischen „Bildungsverein" einmal theoretisch erwogen worden sein. Aber auch dann blieb der Entschluß die Sache Sands.

Erscheint die Tat Sands, die von Börne der „Krystallisationspunct der neueren Geschichte der Deutschen" — das heißt der Geschichte zwischen 1815 und etwa 1830 — genannt wird, auch in einem unmittelbaren moralischen, juridischen und politischen Sinn nicht als ein Glied der burschenschaftlichen Bewegung, so erscheint sie doch in einem allgemeinen historischen Zusammenhang als ihr Gipfel; und darum mußte von ihr an dieser Stelle die Rede sein. Darum ist hier auch noch einiges von dem Radikalismus der Grundsätze zu sagen, die in Organisationen wie dem etwa zwanzig Mitglieder zählenden, von der Burschenschaft halb und halb abgesprengten Jenaer staatsrechtlichen Bildungsverein unter dem Einfluß des Privatdozenten Follen erörtert worden sind. Dabei wird es das beste sein, die Dokumente selbst sprechen zu lassen.

Nach den Erinnerungen des Deutsch-Amerikaners Friedrich Münch, der dem Kreis Follens angehört hatte und 1873 seine Aufzeichnungen herausgab, argumentierte Follen mit seinen freilich wenig zahlreichen — nur auf drei Leute geschätzten — „unbedingten" Anhängern ungefähr folgendermaßen:

„Dem Menschen, der sich selbst achtet, bleibt keine andere Wahl, als seine eigene klare und wohl durchdachte Überzeugung zur Ausführung zu bringen. Entgegenstehende Meinungen Anderer, Hindernisse aller Art, Opfer — auch die schwersten, die er desfalls zu bringen hat, dürften ihn darin nicht beirren. Mag man auch in unwichtigen Dingen gegen die eigene Ansicht Andern nachgeben, so darf dieß aber am Wenigsten in Bezug auf Das geschehen, wovon die ganze Würde des menschlichen Daseins abhängt, nämlich in Bezug auf ein freies und veredeltes Volkswesen. Ohne ein solches ist unser ganzes menschliches Treiben werthlos, ja des Bestehens unwürdig; denn wir sind auf den innigsten Verkehr mit anderen Menschen angewiesen. Es ist freilich das Natürlichste, Menschlichste und dem Gesitteten das Liebste, ein solches Volkswesen zu Stande zu bringen auf friedlichem Wege, das heißt, allein durch die Verbreitung der besseren Überzeugung, ohne irgend Jemanden Zwang anzuthun oder Schaden anzufügen; aber wenn dieß nicht sein kann, so verliert dadurch unsere Verpflichtung Nichts an ihrem strengen Ernste. Es ist am Ende bloße Feigheit, oder doch Gefühlsverweichlichung, wenn wir von rechtmäßigen Mitteln zur Erlangung der Volksfreiheit reden wollen, weil ja Niemand ein Recht haben kann, sie vorzuenthalten; wir müssen sie erlangen durch jedes Mittel, welches nur immer sich uns bietet. Aufruhr, Tyrannenmord und Alles, was man im gewöhnlichen Leben als Verbrechen bezeichnet und mit Recht straft, muß man einfach nur zu den Mitteln zählen, durch welche, wenn andere Mittel fehlen, die Volksfreiheit zu erringen ist, zu den Waffen, welche gegen die Tyrannen

allein uns übrig bleiben. Gegen unser sogenanntes rechtliches Handeln wissen sie vielleicht für immer sich zu schirmen — sie müssen vor unsern Dolchen erzittern lernen. Wer aus Feigheit oder Selbstsucht eines der genannten Mittel ergreift, ist verächtlich, — wer es mit der inneren Gewißheit thut, daß er das eigene Leben und alles Theuerste dem Wohle des Vaterlandes jeden Augenblick zu opfern bereit ist, steht sittlich um so höher, je mehr er nöthigen Falles ein natürliches Gefühl gegen die genannten Thaten in sich niederzukämpfen vermag."

Auf den Vorhalt, das heiße das Mittel durch den Zweck heiligen, sei Follens Antwort etwa diese gewesen:

„Eine sittliche Nothwendigkeit ist gar kein Zweck im gewöhnlichen Sinne, und gegen sie gehalten kommt es gar nicht in Betracht, ob das Mittel milde oder schärfer ist."

Mit dieser Theorie verband Follen einen sehr charakteristischen Begriff vom Wesen der Kriege von 1813, 1814 und 1815:

„Ihr selbst seid zum Theil in den Krieg gezogen, um die Feinde eures Vaterlandes zu erwürgen, und ihr Alle würdet heute dasselbe thun; aber die Meisten, die ihr niederschießen würdet, wären ganz unschuldige Menschen, wären selbst nur durch Gewalt gezwungen, gegen euch zu fechten. Verdienten sie weniger Rücksicht als unsere eigenen gekrönten Dränger? Auch würdet ihr eine Kriegslist nicht verschmähen dem Feinde gegenüber — warum verschmäht ihr eine gegen Die, welche unserem Volke ihre heiligsten Eide gebrochen haben? Die Sache ist viel zu ernst, als daß man daran hängen sollte, in sogenanntem ritterlichem Kampf dem Feinde gegenüber zu stehen, so daß man einander das Gehirn einschlägt nach guter hergebrachter Art; wenn dabei die Volkssache den Kürzeren zieht, so ist gerade dieß ein verbrecherisches Verschwenden von Menschenleben. Beseitiget die wirklichen Zwingherrn und ihre gewissenlosen Helfershelfer, wie ihr könnt, und ihr habt auf die menschlich schonendste Art dem Volke zu seinen Rechten verholfen."

Die Mitteilungen Münchs sind durchaus zuverlässig. Da ihnen die Mitteilungen einer anderen, im Ganzen freilich höchst verdächtigen Persönlichkeit, des Johannes de Wit von Döring, nicht widersprechen, besitzen auch sie eine gewisse Glaubwürdigkeit; es kommt dazu, daß sie an sich selbst das Gepräge des Glaubwürdigen tragen. Wit behauptet, durch die preußische Regierung von einem Aufsatz Follens Kenntnis zu haben, der 1824 von der französischen Generalpolizeidirektion zum Zweck einer gemeinsamen Aktion gegen die Demagogen der preußischen Regierung übergeben worden sei. In

den 1828 von Johannes de Wit herausgegebenen „Fragmenten aus seinem Leben und seiner Zeit" enthält Follens Aufsatz, der nach Wits Behauptung von Follen dem Marquis Voyer d'Argenson, einem Führer französischer Revolutionäre, als Information über deutsche Verhältnisse zugesandt worden wäre, unter anderem folgende Stellen:

„Das Streben, welches alle Volksfreunde in Deutschland vereinigt, ist das: nach Volkseinheit und freier Verfassung. Es waltet in diesem Streben derselbe Geist, der in den Jahren von 1813 und 1814 nach Befreiung von fremder Oberherrschaft rang, welche Befreiung wir nicht unseren Fürsten oder stehenden Heeren, sondern den großen Aufopferungen des Volkes selbst, namentlich den Landwehren und Freiwilligen verdanken. Wer die ausdauernden, allgemeinen Anstrengungen der damaligen Zeit kennt, der weiß, daß nicht ein Ringen der Verzweiflung, und noch weniger eine blinde Befolgung des Willens ihrer Herrscher, die Deutschen zu jenen Kämpfen trieb, sondern man kämpfte in der Überzeugung, daß, wenn einst die Freiheit nach Außen festgestellt sei, die im Inneren, wie sie auch in so vielen Proclamationen verheißen war, sich von selbst gestalten werde . . .

Die meisten Hoffnungen hatte das Volk, da die erste, auf eine Reichsvereinigung, fehlgeschlagen war, auf die, in der Bundesacte versprochene Bildung landständischer Verfassungen in den Deutschen Staaten gestellt. Aus diesen Einzel-Repräsentationen hätte sich nach und nach, bei gehöriger Einwirkung, vielleicht auch eine Gesammt-Repräsentation bilden lassen, welche dann im Deutschen Parlamente, als Unterhaus, der Gesandten-Versammlung, als dem Oberhause, gegenüber getreten wäre. Allein alle diese Hoffnungen scheiterten daran, daß gerade die bedeutendsten Regierungen ihr Wort nicht, oder doch sehr unbefriedigend lösten. Unterdrückung der Geistesfreiheit, Handelssperren und Mauthen im Innern, Steuerdruck, stehende Heere, Kabinetsjustiz und willkürliche Maßregeln aller Art, reizten den Volksgeist immer mehr; an eine ächte bürgerliche Freiheit und Volksvertretung war kaum mehr zu denken.

Da warf sich Sand zum Volksvertreter durch eine That auf, welche, in einem reinen und sanften Herzen ohne alle fremde Mitwirkung erzeugt, und an Kotzebue, als dem Repräsentanten der Schlechtigkeit dieser Zeit ausgeübt, durch ihre Gemeinverständlichkeit alles Volk von der Weichsel bis zum Rhein schnell überzeugte: daß Menschen da seien, bereit und entschlossen, durch eigene Aufopferung die Bande, die sich friedlich nicht lösen ließen, mit Gewalt zu sprengen. Nachdem dies Zeichen gegeben war, geschah die zweite That, welche, auf eine politisch-wichtige Person gerichtet, zeigte, wie das System, dessen Tendenz die

erstere That dargethan hatte, durchzuführen sei." (Die zweite Tat, von der Follen spricht, ist der Angriff Lönings auf Ibell.)

„Der politische Gesichtspunkt, von dem diese Thaten ausgingen, scheint aber der zu sein, daß ein Staatszustand, welcher nicht im Volkswillen selbst gesetzlich feststeht, und jedem Einzelnen, der ihn antastet, die Volksgesammtheit entgegenstellt, — welcher vielmehr, indem er von Einzelnen autokratisch gehandhabt wird, auch nur diese Einzelnen, als seine alleinigen Stützen, darstellt, — daß ein solcher Staatszustand, auch wenn er die Volksmasse im Zaume hält, leicht in den Vernichtungskampf Einzelner gegen Einzelne gestürzt werden kann.

Die Regierungen sind für das monarchische Prinzip zusammengetreten, und haben dadurch alle diejenigen, welche bisher nach einer gemäßigten Verfassung strebten, aufgefordert, nicht auf halbem Wege stehn zu bleiben, sondern Prinzip gegen Prinzip, also das republikanische gegen das monarchische, zu stellen . . ."

Schließlich schiebt Follen die historische Verantwortung für Sands Attentat der Reaktion zu:

„Nur da, wo die executive Gewalt die gesetzgebende und richtende zumal verschlingt, wo durch Unterdrückung der öffentlichen Meinung alle Mittel friedlicher Ausgleichung abgeschnitten sind — nur hier, in einem verfassungslosen, dem absoluten politischen Egoismus preisgegebenen Zustande, können solche blutige Vorsätze reifen. Nur hier können Menschen, welche sonst vor dem Namen eines solchen Verbrechens zusammengeschauert wären, zu der furchtbaren Überzeugung gelangen: ‚daß gegen eine Staatsgewalt, welche ein Privilegium der Selbstbegnadigung, eines politischen Ablasses für ihre vergangenen und künftigen Verbrechen besitzt, keine Staatsverbrechen existieren'. Eine Regierung, welche gegen ihre Unterthanen Verbrechen begeht, im Vertrauen, daß dieselben zu moralisch oder zu dumm seien, sie zu erwidern, spricht sich selbst das Urtheil; ein Staat, welcher nicht durch gerechte Verfassung im Volke selbst feststeht, sondern als moralische Person gewissermaßen aufhört, und der That nach nur noch in einer oder einigen physischen Personen fortlebt, ist zwar allerdings gegen die planmäßig unterdrückte Masse, nie aber gegen Einzelne, welche Leben an Leben setzen, gesichert. Eine Regierung, welche diese einfachen Wahrheiten jetzt noch nicht beherziget, welche die nothwendigen Folgen eines despotischen Zustandes den constitutionellen Principien, oder künstlich geschmiedeten Complotten zuschreibt, und durch Verfolgungen Einzelner aufzuheben sucht: eine solche Regierung gleicht einem Kinde, welches, um für einen Bienenstich Rache zu nehmen, den Bienenkorb zu zerschlagen beginnt."

Es wäre verkehrt, die von Follen geäußerten Grundsätze als die politische Meinung der alten Burschenschaft zu bezeichnen. Doch läßt sich nicht bestreiten, daß ein entwicklungsgeschichtlicher Zusammenhang besteht.

Nicht nur inhaltlich unterschied sich nun Follens politisches Programm von dem der Burschenschaft, sondern auch durch die Veränderung der Basis. Follens Programm hatte, so germanisch auch gerade er ursprünglich gewesen sein mag und so urdeutsch sein äußerer Typus den Zeitgenossen auch erschien, nichts mehr oder wenig mehr von dem ausgesprochenen Nationalismus der Burschenschaft. Bei Follen ist bereits die Reaktion gegen den Nationalismus der Freiheitskriege und der Burschenschaft eingetreten: er entwickelte sich mehr und mehr zu einem ausgesprochenen Internationalismus, knüpfte Verbindungen mit französischen und italienischen Revolutionären an, unterhielt Beziehungen zu Lafayette, Grégoire, Benjamin Constant, Victor Cousin und versuchte Deutschland von der Schweiz aus zu insurgieren. Die letzte Konsequenz seines erfolglosen Internationalismus war die Auswanderung nach Amerika; dort ging er 1839 bei einem Schiffsbrand als Prediger zugrunde. Aber nicht nur die nationale, sondern auch die soziale Basis seiner Politik ist verschoben. Er verwarf schließlich die akademische Ausschließlichkeit der burschenschaftlichen Politik und versuchte sich nicht nur auf Studenten, sondern auch auf Handwerker zu stützen und überhaupt Persönlichkeiten jedes sozialen Standes und jedes Alters zu seiner Sache herüberzuziehen. Die Zeit kam ihm entgegen: 1819 erhoben sich die Odenwälder Bauern, und die Möglichkeit südwestdeutscher Bauernrevolutionen schien von diesem Augenblick an bis in die Zeit Georg Büchners und des „hessischen Landboten" jeden Augenblick zu bestehen. Das Attentat des Apothekergehilfen Löning gegen den nassauischen Präsidenten Ibell im Jahr 1820 schien anzuzeigen, daß der Gedanke der Revolution nicht nur bei den radikalen Studenten und bei den Bauern, sondern auch in der Welt des bürgerlichen Erwerbsstandes Boden gewonnen hatte.

Die Ermordung des bourbonischen Herzogs von Berry durch den Sattler Louvel im Jahr 1820 erschien als der dritte Beweis dafür, daß der Moment einer allgemeinen europäischen Revolution gegen die allgemeine europäische Restauration gekommen sei. So hatte sich das Verhältnis verkehrt: aus dem nationalen Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland, aus den Kämpfen von 1813, 1814, 1815 schien ein internationaler sozialer Gegensatz aller europäischen Illegitimität gegen alle europäische Legitimität hervorzuwachsen: aus dem Kampf gegen die „tyrannie étrangère", wie Follen sagte, ein Kampf gegen die „tyrannie fraternelle et paternelle".

Die Voraussetzungen waren von der Legitimität gegeben. Sie verkannte und wollte verkennen, daß die deutschen Freiheitskämpfe nicht nur Kämpfe gegen den äußeren Feind, sondern auch Kämpfe um die soziale Emanzipation des Volks, insbesondere des Bürgers und des Bauern gewesen waren. Die Opposition wurde nur genau in dem Maß verhängnisvoll, in dem sie es nach dem mechanischen Verhältnis der einmal bestehenden Kräfte schlechthin nötig hatte, Gegendruck zu sein. 1813, 1814, 1815 bedeuteten auch für das innere Leben Deutschlands eine Tradition der Freiheit. Es ist nicht zweifelhaft, wer diese Tradition zuerst beleidigte.

Die Burschenschaft verlor in dieser Zeit eines werdenden revolutionären Kosmopolitismus ihre organisatorische Einheit und überhaupt jede einigermaßen einheitliche Orientierung. Die behördliche Auflösung geschah 1819 durch den Karlsbader Kongreß. 1820 wurde die Burschenschaft als Geheimorganisation wieder gegründet: doch entbehrte sie von da ab jeder Breite und Gleichmäßigkeit und vor allem jener liebenswerten, so vertrauensvollen Offenheit aus der Zeit des Wartburgfestes – kaum daß es noch möglich war, ihr Dasein überhaupt festzustellen. Radikale Sonderbünde wie der im Sommer 1821 gegründete Bund der Jungen, der bis zum Verbot von 1823 an etwa zehn deutschen Universitäten existierte und von den Verbannten in der Schweiz, namentlich von Karl Follen und den Brüdern Snell geleitet war, zogen die eigentlich politischen Elemente der Burschenschaft an sich, erstickten aber in der unglückseligen Form einer deutschen Carbonaria. Der Bund der Jungen, der das Zentrum eines bis heute etwas mythischen Bundes der Männer sein sollte, ging durch eine Denunziation Wits, der selbst aus dem Follenkreis kam, zugrunde. Die Burschenschaft wurde, soweit sie sich wieder behauptete, 1824 neu aufgelöst und mußte auf Jahre hinaus einen Kampf um die bitterste Geheimexistenz führen, obwohl sie nicht die Organisation der Extremen war, die sie nach einer 1824 erschienenen amtlichen Warnung sein sollte.

Dies etwa ist die Welt der alten Burschenschaft. Diese Welt bedeutet, so primitiv und so unselig, so harmlos und so böse, so überschwänglich und so wirklich, so offenherzig und so intrigant, so sittlich und auch so düster in Anschlägen, so strahlend heiter und so unglücklich wie sie erscheint, die Geschichte der Jugend des neuen Deutschland.

Das beschämende Zimmer

Novelle von Kasimir Edschmid

Den Abend war ich bei einem Freunde. Wir waren allein. Wir hatten uns in politischen Dingen ausgerast. Wir hatten Tee getrunken, der — ich glaube — sehr leicht nach dem Haar von Kamelen roch. Er sprach von einer Jagd in Turkestan. Darauf sagte ich einiges und beiläufig von Wintertagen bei Utrecht. Dann redeten wir wieder lange von Paris. Ich hatte gerade die Schattenspiele der Connards erwähnt und wollte anfangen von dem merkwürdigen Effekt zu erzählen, als ich Wolfsberg ohne Bart am Square de Vaugirard traf ..... da war mein Freund, der ganz ruhig gesessen hatte, wie unter einem lang zurückgehaltenen Entschluß rapid aufgestanden und hatte mich durch sein Bad in ein Zimmer geführt, von dessen Existenz ich keine Ahnung hatte.

Er hob den Arm. Zwei Lichter am Fuß der Wände füllten sich langsam mit prächtigem Licht und strichen in warmen Flutungen und Bündeln die honiggelben Seiten hinauf. Dann öffnete er das große Fenster nach der Straße und schob eine Jalousie vor das Loch. Sein Profil stand rasch, von Abenteuern zerfetzt, aber gütig, vor dem hellen Tuch . . . dann waren nur seine Hände da, die grotesk waren in ihrer Röte und noch mehr wie sonst denen eines Matrosen ähnlich schienen, wo sie allein von Licht überspült dastanden. Kraft, die in Weichheit gebändigt war, ging von allen seinen Bewegungen aus.

Dann öffnete er gegenüber zwischen zwei Schränken das Schiebefenster zum Garten. Sommerliche Nacht strich herein. Das Tuch lehnte sich tief aus der Füllung. Schatten überschaukelten den Teppich und an den Wänden zog ein Klappern hin. Es war ein melancholisches, unangenehmes Geräusch. Als ich aufsah, lächelte der Freund, wies mit halbgedrehter Hand auf die Bilder, die die hohe und breite Mauer in einem Gurt durchschnürten, daß über und unter ihnen eine gleiche Fläche glänzender Tapete freiblieb. Sie hingen an Stricken, Bändern, Seidenkordeln und Tauen. Einige bedeckten sich fast völlig, manche überschnitten sich mit den Rahmen und bildeten, in allen Stufen und Farben zusammenhängend, ein eigentümliches Mosaik.

Wies auf die Bilder und sagte: „Es ist keines darunter, in dem nicht ein Erlebnis wühlte. Es ist eine Laune oder ein Experiment. Ich muß es abwar-

ten. Ich habe sie hier aufgehängt ohne Auswahl, ohne Ordnung, je wie ich hierher zurückkehrte und wie es mir gefiel. Es liegen Jahre in manchem eingeschlossen und strömen sich aus.

Oft ist mein ganzes Zimmer hier voll von dem Frühling in Paris. Dies Bild ist die Schaukelnde des Fragonard. Sie hat das eine Bein zurückgezogen, das andere zieht in dem trotzigen Aufschwung noch die Volute der losgeschnippten Pantoufle nach und um diese graziöse Entblößung fällt das Schwebende der weiten Robe und der Duft der Farbe, der gleich einer Wolke darübersteht.

Ich kaufte es eines Abends an einem Tag, da wir morgens nach St. Germain gefahren waren. Es war der erste jener bezwingenden Tage, die aufquellen aus einer gleichgültigen Nacht und voll sind von der Zärtlichkeit des Blaus und der warmen Stille einer Verheißung. Wir standen auf den Dächern der Waggons, die starrten von Ruß. In den Gärten brachen die Mandelbäume auf. Wir liefen wie ganz junge Hunde die Quere durch den Park. Es gibt in dieser Zeit nur eine Seligkeit: fühlen wie das Spiel der Muskeln um eine Freude herum erwacht. Wir lachten und liefen, sprangen über Hürden, öffneten eine Holztür mit Lilien . . . und dann wußten wir erst, daß wir Eindringlinge seien: als wir gerade hineintraten in das Rondell.

Aus einem Bogengang ließ sich eine Schaukel nieder. Eine Dame saß darin. Sie trug ein dünnes, hellrosa Kleid. Wir sahen sie vom Rücken. Ihre Arme umfingen die beiden Schnüre und zogen sie in einer lässigen Knickung zusammen, wobei sie sich etwas nach rechts lehnte. Ihre nach vorn vereinigten Hände mußten etwas halten, über das sie den Kopf senkte. Es war so still, daß man die Schaukel quietschen hörte, wenn die Dame am vorderen Auslauf sich mit dem einen Bein an einem in rotpunktierten Blüten stehenden Aprikosenbaum abstieß, während sie das andere heftig zurückzog. Dabei senkten sich jedesmal eine Handbreit Spitzen unter dem Brett augenblickslang über ein sehr zierliches Bein.

Dann hörte sie uns. Sie glitt von dem Holz. Ihr schmaler weißer Kopf senkte sich schräg. Sie raffte mit einer schützenden Bewegung die dünne und kurze Matinée. Damit gab sie sich noch mehr preis. Wieder erschien ihre Wade in dem glänzenden Strumpf und der noch hellere Schuh. Allein das Merkwürdige war . . . sie ward nicht rot, nicht verlegen, sagte nur mit einer Stimme, die kindlich war, anklagend, alles war und umschloß in Inhalt, Tiefe und Modulation, dieses: good morning: — nur dieses —, schritt langsam, sehr seltsam, ohne wieder herzusehen, in einen Seitenweg.

Wir zogen uns zurück.

‚Ein Erlebnis wie ein Pastell . . .‘ sagte einer.

Kindlich, dachte ich, niedlich, ästhetisch! Verstehen Sie! Es war kein Herr dazugekommen, niemand hatte gerufen, etwas gesagt, nur ein Geräusch: good morning.

Aber am Abend im aufheulenden Lärm des Boulevard kaufte ich dies Bild. Manchmal hörte ich den Klang der Stimme nachts im ganz Stillen, oft am Meer, im Orkan der Versammlungen, im Räderstampfen und der Explosion der Dampfer. Jetzt im Augenblick rieche ich, physisch — Sie lächeln — ich rieche jeden Geruch jenes Morgens, das Feuchte vom Boden, das Arom der Luft zwischen den Knospen, den Aprikosenbaum und das Warme darüber. Sie sehen, mit welch wahnsinniger Intensität sich ein Erlebnis einfressen kann, das wir zuerst flach empfinden und leicht ablösbar wie die Spur des Atems an einem Spiegel . . . und das bleibt, stärker und nachwirkender wie das Ungeheure im ersten Erblicken eines anderen Erdteils, wie verstörter Ehrgeiz und Tod der Schwester. — — —

Ich habe stets das gedacht, was mich retten konnte. Darum liebe ich jenes Bild. Es ist wenig dran. Eine alte Radierung, zwei alte Menschen, ganz dunkel, um die Köpfe nur ein wenig Licht. Ich dachte mir einiges Angenehme dazu. Es half mir. Ich lag damals immer zu Bett, krank und mutlos. Ein kleines Mädchen schenkte es mir, die abends in den Vorstädten geigte. Ich besinne mich vergeblich auf ihre Haltung. Ich weiß keinen Zug mehr von ihrem Gesicht. Aber ich weiß, wie sie das Bild auf meine Decke legte und ihren grauen, baumwollenen Handschuh daneben, der irgendwo dunkler geflickt war. — — —

Der Goya da kam eines Morgens als Paket in graues Sackpapier eingeschlagen. Mag sein, daß ich mißmutig war. Riß es auf und der Riß fuhr in ihn hinein, klaffend bis mitten in die Kampfszene. Genau zwischen Stier, der den Nacken zum Stoß einzieht, und Pferdebauch und gerade über den schnelleren Heft der Lanze.

Er kam von einem Brasilianer, mit dem ich eine Nacht fuhr von Kowno nach der Grenze. Es war Schneesturm. Er sagte mir mit Leidenschaft vieles von seiner Heimat: dem fürstlichen Meer des Amazonenstroms, den glühenden Nächten, die sie erträglicher machten durch das Genießen großer Kannen sehr heißen Kaffees, und dem Gekreisch der Papageienherden.

Der Sturm brach sich an der Böschung, drückte mit blödsinnigen Stößen auf den langen Leib des Zuges. Wir wurden warm und zogen zusammen das Fenster herunter. Sofort zerbrach es. Die Scheibe spritzte uns ins Gesicht. Wir bluteten aus unzähligen kleinen Wunden. Der Wind knallte das andere

Fenster hinaus, die Rahmen krachten. Schnee stopfte uns den Mund voll, wenn wir sprechen, rufen wollten, wir würgten, konnten nicht atmen. ‚Pfe!' lachte der Brasilianer. Mehr hörte ich nicht.

Hagel klatschte uns gegen das Gesicht, das anschwoll, schmolz daran, und fror im gleichen Augenblick in einer Maske von Eis wieder vor. Wir sahen aus, als hätten wir Gesichter aus Glas oder roter Gelatine. Denn wir bluteten sehr und lachten.

Es ist auf dem Bild des Stierkampfs nur die unterste Reihe der Zuschauer zu erkennen. Doch es scheint: eine Welle von Wut und Ekstase sei das Amphitheater in einer Kaskade hinuntergestürzt und habe sich in diesem Parkett bäumend gestaut.

Es ist eine schwere Lache Blut auf dem Bild.

Der Stich liegt auf einem alten gelben Papier, das vor Leidenschaft knistert, wenn die Sonne durch das kleine Fenster in einer Säule darauf steht.

Ich denke gern an diese Nacht.

Aber ich liebe noch mehr jenen Sommer, in dem alle Tage waren wie jene Nacht!" (Er hob mit steifem Arm eine breite weißgerahmte Radierung heraus, daß die Schnur sich straff ins Zimmer spannte, und blieb, sie auf der hohlen Hand wiegend — die andere in der Tasche, stehen.) — — „Man kann nicht anders empfinden: Alles ist hier bezwungen von dem bleichen Weg. Sei es, daß er zwischen dunklen Hügeln in einer geheimnisvollen Biegung läuft . . . ob dämmrige schwere Fischerhäuser neben an der Düne liegen mit verglasten Luken und dann der Spuk der Telegraphenstangen ihn begleitet bis zu dem Kreuz auf dem Hügel . . . mag sein, daß alles die geballte Atmosphäre gibt von Trauer, Unheil und ganz schwachem süßem Licht am Horizont — — — — ganz groß und so daß er all dies missen könnte, ist nur der lange weiße Gang des Wegs, der sich langsam mit unheimlichem Wollen, steigend, verblassend, in den grauen Himmel über den Dünen wie in ungeheure, frevelhafte Übersinnlichkeiten hinaufschraubt.

Es ist ein Sujet aus Bornholm von dem jungen Radierer Georgi. Ich traf ihn auf einem Petroleumsegler von Kopenhagen nach den Faeroers. Wir waren die einzigen Passagiere. Und die einzigen Fremden (wenn wir einen kleinen Botaniker, der nach drei Tagen von einem unmöglichen Hügel abstürzte, nicht rechnen) auf den Faeroers von Anfang Juli bis in den Oktober hinein, der schon Eis brachte von Island her.

Wir lebten jeder in einem anderen Fischerdorf. Er zeichnete. Ich schrieb, nein ich fischte, schoß mit einem siebenendigen Kugellazo nach Vögeln und

liebte die breiten Mädchen. Meistens war Sturm. Er kam und man fühlte ihn rund oder blau und so stets, als könne man ihn packen irgendwo. Oft schien es, er flösse aus einer immer breiteren metallenen Hülse, dann stieg er auf der See hoch gleich einem Segel und überschwemmte in einer plastischen Strömung den Strand.

Häufig lagen wir einen ganzen Tag auf einer Klippe, die in rechtem Winkel hinabsauste zum Meer. Wir hatten die Köpfe in den Arm gewühlt. So raste der Wind. Ganz hell, fast weiß war der Himmel. Wir konnten nicht aufstehen. Es hätte uns hinuntergeweht. Ganz sacht vielleicht, spielend wie ein Stück Tuch, locker es aufhebend, kreiselnd, rasch senkend und dann aufs Wasser legend. Wer weiß! Zeitweise hielt ich mit aller Kraft" (er machte eine Parade, als zerknacke er etwas im Armgelenk) „einen Block vor den anderen, auf den er Striche setzte. Wie hinter einer Barrikade verschanzt und in atemloser Eile. So raste der Wind.

Ich lag ein anderes Mal allein einen Tag in brennender Sonne und dann noch eine Nacht auf einem Felsen und wagte einen Tritt nicht zurück, bis morgens unten die Mädchen der Fischer vorüberfuhren. Eine trug einen roten Rock. Sie winkte. Sie rief: ‚Du bist früh hinaufgestiegen . . .!' Sie war aus Store Dimon. Da tat ich es.

Wir trugen keine Schuhe in dieser Zeit. Bündel Bast lagen um unsere Füße. Unsere Insel hatte einen kleinen Strand. Schwarze Felsen lagen um sie herum in Aufstiegen von hundert Metern. Unten formten sie kleine in sich selbst strudelnde Fjords von hinreißender Elastizität der Linie. Ganz schwarz waren sie und am Abend wie Basalt dunkelblau. Manchmal lösten sich hellere aus den anderen und wurden Möwenschwärme, die den Himmel zuzogen und das Meer überschrien.

Alle acht Tage kam der Dampfer von Edinburg, der Konserven brachte und Tabak. Er legte nur bei gutem Wetter an. Während der großen Sturmzeit kam er vier Wochen nicht. Mit dem Glas sahen wir ein paar Amerikaner am Reeling stehen, die nach Island fuhren. In dieser Zeit versäumte ich die wichtigste Post in meinem Leben. Was lag mir an Post?

Teufel lag mir daran. Merde lag mir daran . . .

Freund! In diesen Tagen fingen wir eine Art Delphin. Größer als ein Mann. Aufgesperrt den Rachen mit Lamellen aus samtnem Weiß. Die Augen ganz dunkles Violett mit reinem rötlichen dünnen Schein drüber von der Sonne, die ihm gerade hineinschien. Einer der Fischer mit einer farbigen Mütze, die lang, spitz über den Rücken fiel, stieß ihm eine Harpune in den Rachen, stieß

immer noch nach, als die Augen schon hinstarben, keine Sonne mehr brachen und der Leib aufbrandete in drei zuckenden Sprüngen. Der scharfgefloßte Schwanz wühlte ein Loch in den Sand, schlug (rasend wie der Kolben eines Preßlufthammers) wütenden Takt und machte Wind an dem stillen Tag. Seltsames Ding dieser Schwanz: porös, wie gewebt aus Galerte, weichem Stahl und etwas, das war, als ob es köstlich sein müsse auf der Zunge oder schön in einem merkwürdigen Gefäß und vor allem von einer so maßlosen feuchten Fremdheit. Ich glaube, daß ich nie etwas Neueres erlebte, etwas Seltsameres sah wie die Flosse dieses Fisches, die mit einer nie empfundenen Ekstase auf meine Seele stieß.

Was war mir der wichtigste Brief meines Lebens?

Zut . . . ein Dreck war er mir.

Zwischen Georgis und meinem Dorf lag eine schwierige Klippe. Morgens schossen wir, ließen die Echos hinüber und herüber rollen, grüßten uns so. Abends trafen wir uns darauf. Dann sahen wir ins Innere der Insel, das wie eine Arena war, in deren Mitte das große weiße Viereck lag, das Gebäude für die einzige Krankheit, die diese Menschen hinfrißt, Männer, Frauen, Frauen, Männer, durcheinander, wie es kam, aus ihren Hütten heraus in dies Gebäude, das in das Dunkel noch lange hinausblitzt wie der Bauch eines Hais. — — —

Um zu diesem tiefvorwachsenden holländischen Rahmen zu kommen, von dem ich wollte, daß er aus dem siebzehnten Jahrhundert sei . . . vielleicht ein wenig früher, aber keine Minute mehr, mußte ich achtundzwanzig Seine-antiquariate durchsuchen vier Tage lang, dann fand ich ihn . . . und sollte dazwischen das Überfahrenwerden eines blonden Kindes erleben, das mir jeden Morgen um zehn Uhr auf der ersten Straße des Jardin des Plantes ein Lächeln ins Gesicht warf. Es hatte ein Kleid aus schwarzer Seide und eine gelbe schöne Krause an.

Von dem Bilde in diesem Rahmen, das Segelboote zeigt, will ich nicht erzählen. — — —

An dem kältesten Tag, den ich in Deutschland erlebte, stand ich vor dem Bildzyklus in der Ecke dort. Hallo . . . ich stand nicht. Ging!

So kalt war es. Ging auf den Holzfließen. Aber die Kälte brannte mir in die Füße. Ich ging rascher und dann sehr rasch. Drei Schritte auf das Bild zu, drei kleinere es entlang nach rechts, sechs die ganze Fläche hinunter nach links, zurück zur Mitte und drei wieder, langsamer, rückwärts . . . und so fortfahrend eilender im Schauen, unheimlich und lautlos gleich der Parade des schwarzen Panthers vor seinem Gitter im ersten Käfig in Frankfurt.

Es ist der Isenheimer Altar des Grünewald. Sehen Sie die übersinnliche Kraft des Lichtstrahls aus der oberen Ecke und den Leib dieses Leprösen, der schon grün ist und überfault und so vegetativ, daß er sich nach Erde sehnt und halb schon Erde ist, aber hier aufgefangen steht als qualvoller Schrei des Fleisches zwischen Sehnsucht und Hiersein und Bestimmung zum Ende. Ganz Kolmar klirrte an diesem Tag vor Kälte.

Ich liebe das Bild, weil es mich plötzlich mit einer überflutenden Intuition mehr als durch tausend Bücher wie durch eine klaffende Wunde hineinschauen ließ in das aufzischende Herz des Mittelalters. — — —"

(Nun hob er den Arm, als wolle er eine Lanze werfen und beschoß mit den zitternden Kreisen der elektrischen Taschenlampe ein ganz kleines Bild.) „Erinnerung eines Monats in einem schottischen Landhaus. Abends Silber, Kerzen, Toaste. Sonst Gehen auf geraden Wegen im Park, Rasen, zwei Schwestern, Lilith und Jane, Rudern mit den Brüdern, die auf Ferien aus Oxford waren, und zwischen all diesem Frischen endlose Ruhe. Holte mir Arbeitslust für ein paar Jahre. Stahl, als ich wegging, von der Diele diesen winzigen Stich. Es ist eine Szene mit Affen. Einer trägt das Kostüm Voltaires. Steht darunter: The travelled monkey.

Weheste und zarteste Erlebnisse, die wahllos ineinanderstürzen, aber binden sich an diese Silhouette. Germaine schnitt sie mir, ultramarin auf orange, in unserem kleinen Haus an den Tuilerien, als der Sommer dunkel und mit Gerüchen durch unsere Gardinen wehte. Niemals in der grenzenlosen Flucht der Zeit habe ich den Leib einer Frau mit dieser Hingebung geliebt wie den Germaines. Ich ließ sie alle Tänze lernen, die ihren Gliedern neue Linien, tiefere Inbrunst und glänzendere Seligkeit geben konnten. Am schönsten war sie, wenn sie auf einem Fell abends neben meinen Füßen lag.

Sie trug ein langes weißes Hemd, träumte und färbte die Nägel ihrer Zehen. Draußen der dunkle Garten bewegte sich manchmal. In Pausen ging jemand vorüber, roter Himmel wuchs über die Rideaux und wir wußten, wie nah und brennend Paris über der Seine ist.

Germaine saß oft tagelang auf ihrem sechsbeinigen Schemel und schnitt Silhouetten. Dann nahm ich sie mit ans Meer in ein kleines Nest der Bretagne. Tagelang wieder lagen wir da im Sand, ihr Leib an meinem Leib, und wenn sie anfing zu zittern, dann ward es Abend und die Nacht schliefen wir in einem Bett, das Boot war, und Germaines Glieder lagen auf den schweren roten Decken wie Achat.

Paul Fort sagte von ihr, sie sei rührender als ein Papillon und schmerzender wie ein Gedicht von Francis Jammes.

Germaine liebte mich, eh sie mich verließ, aber sie hatte keine Seele. Allein sie besaß – unsagbarstes Wunder – besaß Knie von ungeheurer Süße, kleiner und zärtlicher als die Brust eines schlanken norddeutschen Mädchens von dreizehn Jahren. – – –

Den Carrière in dem ovalen Rahmen nahm ich aus dem Zimmer des Malers Binetti, als er nach dreitägigem Krankſein am Typhus starb. Stunde auf Stunde, den ganzen letzten Tag rief er einen seltsamen Namen. Er diktierte mir einen Brief, dessen Adresse ich nicht verstand. Binetti schrie. Ich habe ihm Wasser gereicht. Habe ihn in Eis gepackt. Ich habe ihn gebadet mit einer alten Frau. Binetti schrie den Namen. Ich habe ihn nicht verstanden. Am Abend gestikulierte er und formte immer eine merkwürdige Gebärde in die Luft. Sein Blick wollte mich zwingen, zu begreifen. Immer wieder machte er die Bewegung und eine maßlose wütende Angst löste sich von seinen Augen ab. Er wollte es wieder sagen, doch es gab keinen Laut mehr. Er stieß mit der Zunge noch lange wie mit einem Dolch in die Luft, rascher, qualvoller, spitzer. Aber ich verstand es nicht.

Der Brief ist das Furchtbarste an Weh. Ich habe die Adresse nie gefunden. Es war in Marseille. Der Mond bewarf das Meer von flachen Dächern mit einem Licht, daß sie, eine aufflammende Kette von Spiegeln, Feuer in den Himmel brannten.

Vom Hafen her heulte das wahnsinnige Schmerzgeschrei eines Arabers die Straße herauf.

Ich und Binetti, wir hatten nach Tunis fahren wollen.

Ich trug diesen Brief in der Tasche und manchmal machte ich die vage Geste in die Luft und wunderte mich und erschrak und wollte mich zwingen es zu lassen. Aber sie hatte Macht über mich bekommen und meinen Nachahmungstrieb vergewaltigt und so lief ich, ein Automat der fürchterlichen Gebärde des Sterbenden, den Kai entlang. Und ich fühlte, wie ich anfing einen Namen zu rufen, der sich langsam rundete wie aus einem zu A hin erhellten O mit fremden Palatallauten dahinter. Bis ich mich plötzlich wiederfand und den Kopf in die Fäuste geklammert aus dem Hafen rannte. Zwei Sergeanten traten mir in den Weg. Ich kam in eine Allee, wo ein Weinen mich nahm und über eine Bank warf.

Dies war die einzige Nacht, in der ich sterben wollte. – – –

Den mennigroten Tod aus Wachs über Ihrer linken Schulter . . . nein so . . . ja . . . schön . . . schenkte mir der finnische Dichter Karelainen, der eigentlich Grönquist heißt. Grönquist ist schwedisch. Karelainen ist finnisch.

Darin besteht der wesentliche Wert Karelainens, daß er sich eindeutig so und nicht anders heißt. Denn seine Verse sind schlecht. Für den Adel und die Intelligenz ist das Schwedische die höhere Sprache und sie heißen sich mit solchen Namen. Karelainen stemmte dem aber seine breite Brust entgegen, seine feinen Hände dazu und vor allem das helle Wunder seines Mezzosoprans und propagierte mit dieser dreifachen Opposition das Finnische.

Aber es handelt sich nun keineswegs um Finnland. Wir saßen in einer schmutzigen Schenke einer kleinen Stadt an dem litauischen See Sfilkine, in dem wir gefischt hatten.

‚Die litauischen Weiber sind Klötze Fleisch. Die Liebe der Männer geht über sie hin, Unempfindliche, wie eine Welle beim Krebsen oder ein Schlag auf den Schenkel. Sie atmen kaum.

Die litauischen Männer haben einen seltsamen Gang. Ihr Blut ist dick und ihre Brunst ist die der Zugstiere.

Aber es gibt keinen Treubruch; niemals . . .‘ sagte Karelainen.

Er sah mich forschend an. Ich schaute an ihm vorbei. Da winkte er ungeduldig einem Hausierer, der, ein Grubenlicht vor den Bauch geschnallt, in der Ecke Spiritus trank, kaufte den roten, wächsernen Tod und schenkte ihn mir.

Er wußte, daß ich jede Nacht bei der jungen Frau des Wirtes war, die neunzehn Jahre und ganz weiße Haare hatte und eine Haut trocken wie ein Aal.

Es ist nicht wahr, daß die Litauerinnen in ihren Betten liegen wie Klötze Fleisch . . .

Dann hob Karelainen seine Hand, die flach auf dem Tisch lag, bis auf die Kante des schmalen kleinen Fingers und indem er sie viele Male zart, aber scharf auf den Tisch hakte, erzählte er, daß es im Finnischen nur drei Flüche gebe, deren erster ist ‚Perkala‘, deren zweiter ist ‚Perrrkala‘ und deren dritter ist ein rasches schneidendes Streichen eines jener Messer, deren Griff aus Horn ist und deren Spitze etwas nach der Seite gebogen scheint fast wie eine Rosenschere . . .

Es ist nicht wahr, daß es im Finnischen nur drei Flüche gibt. Es gibt viele Stufen dazwischen.

Denn hier stehe ich.

Und es ist unwahr, daß es niemals Treubruch gibt in Litauen.

Karelainen war klug. Allein seine Fallen lagen zu plump, weil er zu sehr voll war von Eifersucht und Gift. Denn erstlich habe ich nie Angst vor Männern und dann in diesem Falle, seine Stimme war — Mezzosopran.

Im übrigen war er auch darum wütend auf mich, weil ich eine Forelle fischte einen halben Fuß größer als seine längste. Er vergaß mir das nie.

Auch ist an dem billigen Symbolismus seines Geschenks aprioriſch ersichtlich, daß er ein mieser Dichter war. — — —"

(Nun ging der Freund zögernd und unentschlossen um einen Schnitt herum, der eine japaniſche Marterszene darstellte, und wechselte den Kopf zwiſchen mich träumeriſch Anschauen und einem Anstarren des Bildes. Dann warf er rasch die Schultern herum und dachte aber, eh die entschlossene Bewegung beendet war, — es schien mir — wieder eine Flut neuer Dinge. Auch sein Profil hatte schärfere Linien. Und sagte dann:) „Ja."

Nur: ja.

Ich sagte auch: „Ja."

Ich wußte nichts anderes zu sagen. Auch fand ich es heiß und drückend.

Er sah mich sehr fremd und erstaunt an. „Ja . . ." sagte ich.

Da antwortete er ganz kurz: „Gut." Und dann:

„Auch dies war in Marseille. Viele Städte haben mich geschlagen. Doch mein bestes, hellstes Blut ließ ich in dieser. Wenn ich im Traum Schiff fahre und strande: es ist die Mole von Marseille. Wenn man im Traum (herrlicher Rimbaud!) mich amputiert: es ist das gelbe Spital dort im östlichen Viertel. Und auch dies, man krönt mich mit allen Insignien meines Ehrgeizes: es ist das Stadthaus von Marseille, aus dem ich in das Hohngelächter des Erwachens fahre.

So hasse ich diese Stadt . . . Die Pest . . .

Ich fuhr viel damals nach Aix. Es ist nicht weit. An der Universität hatte ich einen Bekannten, der über Bakteriologie las. Abends spielten wir zur Besänftigung Ecarté zu viert, ein jüdiſch-russiſcher Flieger und ein japaniſcher Schüler meines Freundes, der noch kleiner war, als Japaner gewöhnlich scheinen. Er hatte eine sympathiſche Weichheit der Bewegungen und hinter den Augen: Energie. Er besuchte mich oft in Marseille und verstand es, was Ecarté allein ermöglicht, beim Kartenspiel entzückend zu plaudern. Einmal traf ich ihn mit einer Dame. Doch grüßte er mich nicht.

Auf Karneval waren wir alle zusammen in eines der großen mehrstöckigen Cafés gezogen, mußten uns aber bald zerstreuen. Nach einer Weile bekam ich Streit mit einem kleinen Kolonialoffizier, dem ich seine Jungfrau abnehmen wollte, die ich als Modell des roten Malers Hessemer von Lausanne erkannte — es ist ja nur ein Sprung — ; die Kleine hatte ein Kostüm als Nymphe, loses Haar mit einem Reif, kurzes Kleid und nackte Beine. Ich faßte sie um die Taille, doch sie wollte, halbbetrunken, zu ihrem Leutnant. Sie wollte sich losreißen. Da legte der Flieger Blumenthal seine Pranke um ihr Gelenk. Jetzt

gab es kein Loskommen mehr. Sie riß, warf sich mir schäumend um die Brust und biß mir durch den Frack tief in die Schulter.

Blumenthal sah es, ließ sie los, sie riß sich frei. Lief davon, ich folgte. Den Leutnant nahm der Flieger auf sich. Ich glaube, er wollte ihn in die Tasche stecken. Doch ich verlor die Nymphe.

Auf der Treppe zum dritten Stock sah ich aber eine junge Frau, die ein gelbes Kleid trug, das schönste an diesem Abend. Ich griff nach ihr. Sie lachte und stieß mir, rückwärts steigend, stets über mir, immer mit dem Knie an die Brust. Ich lachte. Plötzlich entlief sie mir.

Ich folgte ihr über ein paar Treppen, und da ich sie küssen wollte, führte ich sie in eine Nische gerade unter einen Streif Sternhimmel, der zwischen zwei Firsten lag. Sie legte mit Grazie und Wissen zwei halbvolle, leicht nach Wein duftende Lippen, die sehr warm waren, auf meinen Mund und flüsterte jedesmal — denn ich tat es öfters — dazwischen: maman . . . Dann lief sie wieder. Ich hinter ihr.

Sie rannte in einen Schminkraum. Ich wartete und sah auf dem Milchglas der Tür ihre Silhouette. Sie legte Rot auf. Ich luvte hinter einer Säule. Als sie herauskam, trat ich vor und sie lief wie sehr erschreckt im Spiel davon. Wir rannten durch einen Saal, durch Lauben und Separés und kamen auf einen Korridor, ich wollte sie greifen — — — — — da sah ich an einem hohen Fenster gleich einem überraschend aufgestellten Marionettenspiel die Szene: Der kleine Japaner gestikulierend . . . ihm gegenüber ein Mann mit stark südlichem, fast spanischem Air, in einer tückischen Haltung. Daneben an die Draperie des Fensterbogens gelehnt, bleich, halb leblos, sehr gerade, eine Dame.

Ich sah, wie der Japaner den Arm leise hob, wie das Gesicht seines Partners zu bluten anfing und wie der Japaner dessen Arm über den Rücken hochriß . . . . . ."

Da geschah etwas Seltsames:

Der Freund stockte, er keuchte. Sein Atem pfiff über die Stimmbänder mit einem Ton, als geige jemand über gebrochenes Glas. Ich fuhr auf. Er hob befehlend die Hand, ein wenig gebückt. Ich setzte mich wieder.

Er schellte rasch: „Wasser! . . ."

„Verzeihen Sie!" rief er. „Ich habe Sie geblufft . . . es hat mich überwältigt . . . ich wollte zuerst nicht erzählen . . . dann mußte ich doch. Aber ich travestierte, tauschte alles um . . . Alle Personen sind unwahr. Keine ist echt . . . keine Kontur. Glauben Sie es . . .!"

Ich sah ihn kalt an.

„Diese Geschichte ist ganz anders," sagte er nun. „Ich habe geglaubt sie von mir abtun zu können, wenn ich sie erzählte, aber ich konnte sie nicht erzählen. Da phantasierte ich sie. Aber das war noch schlimmer, zu sehen, wie etwas hätte werden können . . ."

Er sah starr nach dem Fenster.

Dann brach er in ein häßliches Gelächter aus. Sein Mund zog sich nach dem Kinn hinunter wie im Zwang von zwei Fäusten.

Dann drehte er stumm den Schnitt gegen die Wand, verbeugte sich und bat, nachdem er die Lichter gelöscht hatte und indem sein Gesicht wieder langsam in die alte Form zurückkehrte, ihn hinüberzubegleiten.

Allein ich blieb in der Türe stehen.

Alles stürzte mit verdoppelter Wut, mit erneuter Wucht über mich hin.

Ich fühlte: Abenteuerlichkeit fraß sich in die Wände. Schicksal brannte in den Rahmen und wollte heraus. Sehnsüchte ohne Maß, gelebte, nur gestreifte, schwellten den Raum, daß er fast barst, und Jahre rasten auf dem Sekundenblatt der Pendüle herunter.

Ich sah in diesem Zimmer alles wie in einem glänzenden Kaleidoskop verwirrt.

Und als ich über die Schwelle zurücktrat und das Gebeugte im Gang meines Freundes sah, ward mir plötzlich das Straffe meiner Brust bewußt und das Brutale meiner Haltung und da wußte ich, daß ich mein Leben gut gelebt hatte. Denn dies ist nicht die Frage, ob wir aufleuchtende Dinge erleben und in heiß aufklaffenden Abenteuern stehen (wie wäre das klein und subaltern), sondern es ist dieses, was dem Geschehenen erst Form gibt und Würde: was wir mit den Erlebnissen tun . . . — Und ich wußte bei diesem Zusammenbruch, was mir immer klar war, das war recht:

Man soll keine Erinnerungen haben. Niemals. Nein! Und am wenigsten noch armselig Fetische bilden und seine Erlebnisse in Dinge tun . . . Man soll keine Beichtstühle in seine Wohnung tun. Sie zwingen in die Knie. Dann oder wann.

Man soll die Dinge von sich werfen. Weit. Und die Erlebnisse abstreifen wie einen Seifenschaum mit nachlässiger Hand von der Brust am Morgen und am Abend und jeden Tag, damit sie uns nicht demütigen einmal früher oder später so und so.

Denn der Genuß des Abenteuers ist das ungewiß Beschwebende: Wissen vieles Bunte getan zu haben, aber eine Luft hinter sich zu fühlen ohne Halt und ohne Farbe.

Tobendes . . . rasendes Leben — — —

So ist es.

Aber auch ohnedies war das Zimmer eine Sünde gegen die Kraft. Sein Rausch war ein Anreiz in einem und ein Opiat im anderen und eine Hemmung im ganzen. Denn es lagen in ihm (wie ein Hohn) zusammen das Große und Schwache und das Ungeheure wie das Süße . . . die Erhebungen, zwischen deren Polen sich die Skala unserer Erlebnisse bewegt und beglänzt und die in dieser Spaltung, das eine oder das andere, maßlos entfernt und fremd voneinander und niemals zu packen in einem Griff, unser Leben ausmachen und erfüllen und so sind (im täglichen Leben) wie diese beiden Beispiele:

Die Sensation eines Expreß, der eine kleine abendliche Station durchrast — — — und das Erleben eines Ladens mit ausgebreiteten Seiden an einem allzu schnellen Frühlingstag auf der Meisengasse zu Straßburg.

Schöpferische Erziehung

Von Gustav Wyneken

I

Der Krieg bedeutet auf alle Fälle eine Generalpause und gewaltige Zäsur im Leben unseres Volkes. Solch eine Zäsur zählt zu den größten Geschenken, die das Schicksal einem Volke machen kann. Sie zwingt zur Besinnung und Sammlung und eröffnet die Möglichkeit eines neuen Anfangs. Im gewöhnlichen Lauf der Dinge rollen und poltern die Tage mit ihren Aufgaben einer hinter dem anderen her, und niemand wagt an die Möglichkeit zu denken, sich ihrer Tyrannei zu entziehen. Nun, wo diese Tyrannei für eine Weile durchbrochen worden ist, gilt es die Freiheit vom Alltäglichen und ewig Gestrigen hinüberzuretten in die Zeit nach Friedensschluß. Und es gilt die ungeheure äußere Energie unseres Volkskörpers in innere umzuwandeln. Es ist schließlich möglich, daß der äußere Erfolg unseres gegen furchtbare Übermacht zu führenden Krieges nicht den höchstgespannten Erwartungen entsprechen wird. Wir wissen ja freilich, daß wir einen Verteidigungskrieg führen und unser Hauptziel erreicht haben, wenn der Friede unseres Volkes und Staatslebens Unversehrtheit, Unabhängigkeit, Sicherheit und Freiheit der Entwicklung verbürgt. Dennoch werden nach einem solchen Frieden Hunderttausende fassungslos vor

der Frage stehen: Waren dafür, für die bloße Herstellung eines normalen Zustandes, diese gräßlichen Opfer notwendig? Und es wird dann das Bedürfnis und die Bereitwilligkeit vorhanden sein, diesen Opfern einen höheren Sinn zu geben, als ihnen das bloße unvernünftige Schicksal bestimmt hat.

Der Krieg hat ja mit einem vorweggenommenen Siege für uns begonnen, nämlich mit dem ewig denkwürdigen Zusammenschluß des ganzen Volkes und der prinzipiellen Anerkennung der politischen Gleichberechtigung der Proletarierpartei. Gewiß war man sich, als man diesen Schritt tat, nicht über seine soziologische Bedeutung klar, man fühlte nicht, daß man damit vielleicht in einem viel größeren Stil Weltgeschichte machte, als es irgendein Ausgang des Krieges kann. Jene Reichstagssitzung verdiente noch mehr als einstmals das Gefecht von Valmy den Ausspruch eines Sehers: Von hier ab beginnt eine neue Periode der Weltgeschichte und ihr könnt sagen, ihr seid dabeigewesen. Es beginnt nämlich damit die Geschichte des neuen Staates, der nicht mehr wie die Staaten aller vorangegangenen Jahrtausende die Organisation der Herrschaft einer Minderheit über eine Masse ist, sondern der die Verkörperung einer Vernunftidee sein will.

Man kann sagen, das heiße die Bedeutung jenes Ereignisses unendlich überschätzen; es handle sich lediglich um eine durch die Not den Herrschenden abgezwungene Konzession der politischen Tagesgeschichte. Ich glaube, daß eine solche Geringschätzung schon dem bloß Tatsächlichen nicht gerecht wird, denn einerseits erziehen die durch den Krieg nötig gewordenen staatssozialistischen Maßnahmen, an deren Anfängen wir vielleicht erst stehen, das ganze Volk immer mehr zur Selbstverständlichkeit sozialer, ja sozialistischer Gesinnung und ziehen schon einige leichte, praktische Konsequenzen aus der neuen Volkseinheit. Andererseits haben wir die starke Arbeiterpartei, die — hoffentlich — eine einmal errungene Position nicht wieder aufgeben wird. Mag aber der Stand der Tatsachen sein wie er wolle: jedenfalls ist das Ziel für uns jetzt klar. Wenn jene Reichstagssitzung noch keine weltgeschichtliche Bedeutung hatte, so müssen wir dafür sorgen, daß sie solche bekommt.

Was wir weltgeschichtlich zu nennen pflegen, müßte eigentlich ungeschichtlich heißen; es sind immer die Ereignisse und Personen, die den normalen geschichtlichen Ablauf durchbrechen. Uns erwächst gegenwärtig im höchsten Maße die Aufgabe, in diesem Sinne ungeschichtlich denken und wollen zu lernen, loszukommen aus der historischen Bedingtheit, die ihre Geltung verloren hat, und uns zu orientieren an der Idee, an dem, was unbedingt sein soll.

Und damit sind wir mitten im Erziehungsproblem. Es ist ja mehr als frag-

lich, ob wir imstande sind, ungeschichtlich zu denken, unser historisches Vorzeichen umzukehren und uns überall an der Zukunft zu orientieren, wo wir es bisher an der Vergangenheit taten, und vor allem, ob wir fähig sind, die sittliche Energie aufzubringen, die jetzt von uns verlangt wird. Man sollte sich diese Fragen ohne jedes Pathos in aller politischen Nüchternheit vorlegen und auch die weitere, wie es nun anzufangen sei, daß wir unsere geschichtliche Aufgabe des ungeschichtlichen und unbedingten Wollens und Schaffens erfüllen.

Es ist hierauf gar keine andere Antwort denkbar als die einst von Fichte gegebene, die, eben als denknotwendig, sich in unserer besonderen Lage immer wieder einstellen wird, von welcher Lage die zur Zeit Fichtes ein Vorspiel war. Wir können unsere weltgeschichtliche Aufgabe bestenfalls erkennen; erfüllen können wir sie nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar durch unsere Kinder: also indem wir ein neues Geschlecht heranziehen, anders geartet und besser ausgerüstet, als wir sind. Und das ist die neue Definition von Erziehung, der neue Inhalt, den dies schon von vielen Inhalten erfüllt gewesene Wort jetzt bekommt: Heranbildung einer neugearteten Generation, und zwar nunmehr einer solchen, die die menschlichen Dinge einrichten will nach Ideen, und die den unbedingt geltenden Werten auch zu unbedingtem Dienst bereit ist.

Auf diese Idee einer neuen Volkserziehung führt auch eine andere Gedankenreihe, man kann sagen die andere, nämlich die demokratische, entgegen dieser geistig aristokratischen. Man wird als die jetzt am unmittelbarsten gegebene und aus der neuen Volkseinheit folgende pädagogische Forderung die Einheitsschule proklamieren. Es leuchtet ja ohne weiteres ein, daß diese Forderung keinen eigentlichen Gedankenwert hat, sie ist zunächst ganz mechanisch. Außerdem eignet ihr eine gewisse Unechtheit und innere Unwahrheit, denn sie widerspricht der gesellschaftlichen Schichtung, ohne sie zu überwinden. Sie ist geboren aus sozialem bösem Gewissen, aber noch nicht aus einem sozialen unbedingten guten Willen. Sie vertuscht die gesellschaftlichen Grenzen und den gesellschaftlichen Zwiespalt, aber beseitigt sie nicht. Solange nicht eine sozialistische Gesellschaftsordnung den Unterbau der Einheitsschule bildet, solange ist die mit ihr beabsichtigte geistige Einung des Volkes eine bloße Fiktion. Diese Einung des Volkes ist nicht von außen her, nicht durch eine neue Organisation des Schulwesens zu erreichen, sondern nur von innen heraus durch die Aufstellung eines neuen Prinzips, durch die Entzündung und Pflege eines neuen Geistes, der dann selbst allmählich die Geister sich unterwirft.

Hiermit haben wir die Grundfrage des neuen Zeitalters gestellt. Wir können sie auf die Formel bringen: Kultur oder Sozialismus? An welches von beiden

glauben wir? Und glauben wir, daß eine neue Kultur auch die soziale Frage lösen wird, oder halten wir dafür, daß eine rationelle Gesellschaftsordnung von selbst eine neue Kultur bringen wird? Wir unsererseits erklären diese Ansicht für einen bloßen Aberglauben und halten es für unmittelbar einleuchtend, daß eine neue Kultur, ein neues einheitliches Ethos sich auch des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens bemächtigen muß als seines Mittels oder Stoffes. Wir glauben an die Notwendigkeit einer neuen Kultur und wir glauben um die Wirklichkeit ihres Werdens zu wissen. Und so wenig die heutige Generation selbst und unmittelbar die Aufgabe der Zeit lösen kann, sondern es mittelbar tun muß durch die heranwachsende Generation, so wenig kann es geschehen durch unmittelbares Eingreifen in die sozialen Ordnungen. Es kann nur mittelbar geschehen auf dem Umweg über ein neues Ethos. Ohne dieses bringt man schon gar nicht den erforderlichen sittlichen Radikalismus auf, und vor allem hat man für die Neuordnungen kein Ziel und keinen Maßstab.

Nur ein neuer Geist kann ein Volk einen; nicht ein Zeitgeist, ein Generalnenner aller seiner Ungeister und Geistlosigkeiten, sondern ein aus seinen dunkelsten und tiefsten Seelenkräften und seinen edelsten Anlagen hervorbrechender Wille, ein neues geistiges Zentrum, in einzelnen aufleuchtend und zunächst nur kleine Kreise mit seinem Licht durchdringend, aber allmählich das ganze Volk innerlich berufend, sammelnd, erleuchtend und in einem neuen Glauben heiligend.

Die größte Gefahr, die der Krieg im Gefolge hat, besteht darin, daß die Bejahung unseres Volkstums, Nationalgefühl, Vaterlandsliebe ganz und gar in die Hände der Unberufensten gleiten; das kann zu einem wahren Terrorismus der Phrase und der Ignoranz führen. Sie lassen nichts gelten, als was sie begreifen und was ihnen gleicht, und sie haben im Krieg ihre hohe Zeit, weil sie in ihm endlich einmal überhaupt irgendeine Begeisterung, irgendeinen Idealismus erleben und weil die elementarsten und sichtbarsten Äußerungen der Volksbejahung in ihm notgedrungen in den Vordergrund treten müssen. Nun möchten sie den Kriegszustand verewigen, über den deutschen Geist einen dauernden Belagerungszustand verhängen, damit sie immer etwas verstehen und das große Wort behalten. Gegen sie muß man sich wappnen mit wirklicher Liebe zu unserem Volk, nämlich mit Glauben an seine Bestimmung und an seine schöpferische Kraft. Wenn unser Volk in seinen geistigen Leistungen wirklich die Bevormundung durch die Staatsgewalt nötig hätte, damit diese Leistungen gesund und fruchtbar würden, so wäre damit unser Volk aus der Reihe der Kulturvölker und derer, die noch eine Zukunft haben, ausgeschieden.

Wir aber wollen es mit dem Wort des Kaisers halten, daß uns „als Siegespreis ein nationales Leben erblühen soll, in dem sich deutsches Volkstum frei und stark entfalten kann".

Das deutsche Volkstum endet nicht da, wo der deutsche Geist anfängt. Es wird die eigentliche Probe unseres neuen Nationalbewußtseins sein, ob wir fähig sind, den deutschen Geist zu bejahen, wo immer er auftaucht. Und jetzt fürwahr, wenn wir die Aufgabe unserer Zeit so ernst und tief erfassen, wie sie hier angedeutet worden ist, nämlich als die Heranbildung einer neugearteten Generation und als die Hervorbringung eines neuen einigenden Kulturgedankens, eines neuen Ethos, so kann nur er uns retten. Denn es handelt sich um schöpferische Tat.

Dem schöpferischen Geist in der Erziehung Raum zu geben, ist also eine Forderung, nicht minder ernst und wichtig als irgendeine, die dem wissenschaftlichen Geist die Erziehung überantworten will und die auf Rationalisierung und Sozialisierung dringt. Man hat so oft verkündet, Erziehen sei keine Wissenschaft sondern eine Kunst. Aber noch nie hat man Ernst damit gemacht, das Erziehen sich nach der Weise des künstlerischen Schaffens auswirken zu lassen. Und doch werden die großen grundlegenden Probleme der Erziehung nur so gelöst werden können. Denn wer vermöchte heute mit den Mitteln der Wissenschaft die Ansprüche des Individuums und der Gesellschaft, der Freiheit und der Autorität, der Natur und der Kultur, des Leibes und des Geistes endgültig gegeneinander abzuwägen. Für die Theorie behalten diese Antinomien immer einen unlösbaren Rest. Nur die schöpferische Tat findet die Synthese von Geist und Leben.

2

Deutschland ist stolz auf seine Burgen der Wissenschaft, die Universitäten. Und es wird ja wohl mit der Zeit dahin kommen, daß an jeder Universität die pädagogische Wissenschaft durch Lehrstühle und Laboratorien vertreten ist. Mögen diesen Stätten der Erziehungswissenschaft bald ebenbürtig zur Seite stehen Burgen der pädagogischen Kunst oder sagen wir lieber der pädagogischen Kultur und schöpferischen Wirksamkeit. Und möge dann Deutschland auf diese seine Schöpfungen, echteste Erzeugnisse seines Geistes, ebenso stolz sein, wie auf seine Universitäten, und ihnen auch mindestens die gleiche Freiheit und Autonomie gewähren.

An diesen Stätten soll die Erziehung geleistet werden, die wir forderten, nämlich die Heranbildung jenes neugearteten Geschlechtes der unbedingt Wollen-

den, der mit vollem Ernst wieder an die Berufung der Menschheit zum Dienst des Geistes Glaubenden. Das sind nicht Menschen, die einem neuen Dogma frönen, sondern in denen neue Kräfte und Qualitäten entbunden werden, für welche die bisherige Erziehung kein Organ, die Schule keine Verwendung, das Jugendleben keinen Raum hatte. Hier also handelt es sich nicht nur um eine Neuordnung des zu lernenden Wissensstoffes oder um die Erfindung neuer Lehrmethoden, sondern es handelt sich um das Ganze der jugendlichen Lebensführung und zwar nicht des Einzelnen, sondern der ganzen Generation. Es handelt sich um die Darstellung einer neuen und höheren jungen Menschheit, um die Herstellung einer von neuem Kulturwillen bestimmten und durchdrungenen jugendlichen Lebensführung, einer Jugendkultur, die zugleich die Keimzelle einer neuen Gesamtkultur ist.

Solche Erziehungsstätten müssen sich des ganzen jugendlichen Lebens bemächtigen oder richtiger gesagt: da das ganze jugendliche Leben sich zu einer Kultur entfalten soll, so muß es auch ganz diesen seinen einzigen Freistätten anvertraut werden. Sie sind in ihrer reinen Ausgestaltung also nur als Internate denkbar. Das Prinzip der familialen Erziehung ist übrigens dem der freien Schule strikte entgegengesetzt; sie will die Jungen den Alten gleichmachen, die Alten in den Jungen fortpflanzen, während es jetzt gerade gilt, eine neugeartete Generation heranzuziehen. Übrigens sei bei der Gelegenheit gesagt, daß eine rein familial bestimmte Erziehung mit Notwendigkeit zur Degeneration durch geistige Inzucht führen muß, zur Verkümmerung durch einseitige Ernährung, weswegen eine gesunde und kräftige Jugend sich instinktiv gegen solche Absperrung sträubt und den Weg ins Weite sucht. Ins Weite soll sie auch durch die neue Erziehung geführt werden, die ihrem Wesen nach eine Erziehung für das öffentliche Leben sein wird, während die familiale Erziehung nie die Enge und den Egoismus der familialen Interessen los wird.

Die Erziehungsheime müssen weitgehende Freiheit genießen. Freiheit ist die Lebensluft des Geistes, die Vorbedingung aller Schöpfung. Und hier, wo es gerade gilt, den Idealismus — das Wort im eigentlichen und phrasenfreien Sinn verstanden — den Willen zur Gestaltung der menschlichen Dinge nach Ideen durch Erziehung in die Weltgeschichte einzuführen, darf der Erzieher sich durch nichts gebunden fühlen als durch sein Gewissen und keinem Dienst verpflichtet als dem der Wahrheit und Schönheit und aller unbedingt geltenden Werte. Es wird einen großen Fortschritt in der Entwicklung des Staates bedeuten, wenn er die Freiheit der Erziehung und des Unterrichts ebenso grundsätzlich

anerkennt, wie die der religiösen Überzeugung, der wissenschaftlichen Forschung, der Rechtsprechung.

Wir stellen diese Forderung nicht auf gut Glück und bloß abstrakt auf, sondern wir wissen, für welchen Geist und welches Werk wir fordern. Doch reden wir nicht pro domo, sondern für den Geist, immerhin aber als Wissende und darum Wollende, nicht bloß ins Leere hinein Wünschende. Einmal ist es geschehen in unserem Kulturleben, daß das adlige Bild einer neuen Jugend klar erschaut und in den Mittelpunkt des erzieherischen Wirkens gestellt wurde, und daß sich durch die lebendige Gemeinschaft der Jugend und ihrer Führer jenes Bild zu verwirklichen, der Gedanke der Jugendkultur Fleisch und Blut anzunehmen begann. Und noch darf man sagen, daß Unverstand, Untüchtigkeit und Schlimmeres zwar jene erste „Freie Schulgemeinde", aber nicht den lebendigen Gedanken selbst zu gefährden vermochten. Und es genügt ja ein einziger Quell des Geistes. Das Reich Gottes wird einem Samenkorn verglichen, aus dem ein allüberschattender Baum erwächst. Wenn einmal irgendwo das neue Leben erblüht ist, so wird es auch Früchte tragen, so wird es immer neues Leben zeugen. Wir müssen uns nur einmal gründlich und innerlich von dem Glauben befreien, als sei alles geschehen, wenn wir unser Erziehungswesen zu einem möglichst vollkommenen Ausdruck unserer gesellschaftlichen und kulturellen Wirklichkeit machen. Es gilt vielmehr, diesem Erziehungswesen ein vorausschauendes, nach dem Ziel ausspähendes Auge, ja, ein selbstdenkendes Gehirn einzusetzen. Wir müssen uns daran gewöhnen, dies Prinzip geistigen Eigenlebens und freien Schaffens als dem des wohlgeordneten Mechanismus mindestens ebenbürtig zu betrachten. Aus dem Mechanismus kann nie Geist erwachsen, der Mechanismus kann seinen Inhalt immer nur aus der gegebenen Tatsächlichkeit empfangen, Wissenschaft und organisatorische Technik können aus diesem Gegebenen nur den tüchtigen und vielleicht lebhaften Betrieb machen, und sollen das, aber nie eigentliches Leben, das uns weiterführt, und das doch auch den Mechanismus immer kontrollieren muß, damit er uns nicht schließlich vergewaltigt und in Erstarrung hineinführt.

Die Bedeutung solcher freien Wirksamkeit des Geistes wird nicht nach ihrem äußeren Umfang und nach der Anzahl ihrer Freistätten gemessen, sondern nach ihrer Qualität und Intensität. Ein einziger großer Künstler oder Dichter bewirkt im geistigen Leben eines Volkes Größeres, als hundert mittelmäßige. Fichtes Gedanke, die Kulturschule, in der die junge Generation zum reinen Dienst der Idee erzogen wird, zugleich zur allgemeinen Schule zu machen, ist einfach falsch, und es liegt wohl mit an diesem Fehler, daß man mit seiner An-

regung nichts anzufangen gewußt hat. Die „Volks"schule, die, vielleicht als Einheitsschule zu denkende, Schule der Masse kann nicht der Ausdruck eines Ideals und einer idealen Zukunft sein, sondern nur der der Wirklichkeit in ihrer rationalisiertesten Form. Geist und wirklich geistbestimmte Erziehung aber lassen sich nicht durch ein Reglement einführen. Man muß sie dankbar hinnehmen und pflegen, wo das Schicksal sie uns bietet; und im übrigen ist wohl der Glaube erlaubt, daß solcher schaffende Geist dann, wenn im Volk nach ihm ein wirklicher Hunger entsteht — statt dessen man ihn jetzt, wo immer er auftaucht, mit Mißtrauen und Angst betrachtet und unterdrückt — auch im reicheren Maße über uns ausgegossen werden wird. Bis dahin aber muß es ruhig ausgesprochen werden, daß sogar eine einzige freischaffende Schule schon einen Wert darstellen kann, der den eines ganzen wohlgeordneten nationalen Schulsystems aufwiegt, und daß sie zu diesem die notwendige Ergänzung bilden kann.

Man wird ja immer wieder den Einwand hören, daß Entstehen und Bestehen einer solchen Schule abhängig sei von dem Vorhandensein besonders begabter Führerpersönlichkeiten, deren individuelles Wirkungsfeld sie seien. Das aber heißt das Wesen dieser neuen Erziehungsgemeinschaft verkennen. Was in ihr erzeugt wird, ist ein neuer Geist, eine neue Gesinnung, die sich verwirklicht in einer neuen Organisation des jugendlichen Lebens, in einem neuen Stil des Lebens. Wo aber einmal ein neuer Stil gefunden ist, da verträgt, ja fordert er eine unendliche Mannigfaltigkeit der Ausprägungen, wo er im Entstehen begriffen ist, bietet er unbegrenzte Möglichkeiten der Beteiligung und Mitarbeit. So gewiß Geist nicht durch Bücher, Programme und Reglements mitgeteilt werden kann, so gewiß kann er es durch lebendige Anschauung. Und so ist es wohl denkbar, daß von einer einzigen freien Schulgemeinde nach und nach eine ganze Kongregation solcher von einem und demselben Geist beherrschten Erziehungs- und Jugendgemeinschaften ausgeht, deren jede ihr eigenes Gesicht erhält; ja daß sie in das öffentliche Schulwesen hineinwirkt und auch hier nach und nach, hier und da, Enthusiasmus weckend, Geist entzündend wirkt und aus mancher bloßen staatlichen Organisation zeitweilig oder dauernd einen geistigen Organismus macht.

3

Solche Schulen sind nicht mehr bloße Mittel zu einem Zweck — sei es zu dem besonderen der Unterweisung und Erziehung der gerade ihnen anvertrauten Jugend, sei es zu dem allgemeineren eines pädagogischen Laboratoriums,

einer Experimentier- oder Musterschule – sondern sie sind Selbstzweck, in dem Sinn, wie man Kunstwerken dies zuschreibt. Sie rechtfertigen sich nicht durch ihren in der Zukunft liegenden pädagogischen Erfolg bei den Einzelnen, sondern durch ihr wertvolles Gemeinschaftsleben in der Gegenwart. Ist das ein Arbeiten aufs Ungewisse hin, oder nicht vielmehr die einzig sichere Art der Erziehung? Wer vermag mit Sicherheit zu berechnen, ob einzelne pädagogische Maßregeln Erfolg haben, und welchen? wer mit Sicherheit das Gute und Böse des späteren Lebens auf Maßregeln der Erziehung zurückzuführen? Können wir etwas Besseres und seines Erfolges Gewisseres tun, als das Jugendleben selbst sinnvoll und wertvoll gestalten? Vermag ein denkender Mensch noch länger den pädagogischen Aberglauben zu teilen, als könne das Ergebnis einer sinnlosen, wertlosen Jugend ein sinnvolles, wertvolles Alter sein?

Diese Erziehung (wenn wir ein so transitives Wort noch ferner anwenden wollen – wir meinen: das, was an die Stelle der sogenannten Erziehung zu treten hat), diese Schule also trägt ihren Schwerpunkt in sich selbst. Sie fühlt sich nicht als eine Vorbereitungsanstalt für das Leben, sondern selbst als Sitz des Lebens, als Entdeckerin eines neuen, bisher noch unbekannten Lebens von eigener Art und Gesetzlichkeit, nämlich eines edlen und freien, d. h. unmittelbar dem Geist unterstellten, vom unbedingten Willen zum einzig Unbedingten, zu Wahrheit und Schönheit, beherrschten Jugendlebens. Und also überhaupt als Befreierin der Jugend, wenn anders Jugend noch einen anderen Sinn haben soll, als ein bloßes Lebensalter und eine bloße Unfertigkeit, nämlich einen positiven und qualitativen, einen geistigen Sinn, als unmittelbare Aufgeschlossenheit für den Geist, ungebrochene Bejahungsfreudigkeit für seine Befehle.

Ein solcher geistiger Adel in unserer Jugend, eine solche Auslese muß erhalten oder hergestellt werden, das ist wichtiger als alle Naturschutzparke. Es muß, wie immer auch die Stürme der Geschichte und die Kämpfe der Parteien das Schiff unserer Nation hin- und hertreiben mögen, irgendwo die Magnetnadel einer ewig unbestechbaren und geraden Gesinnung erhalten werden, an der man sich immer und immer wieder orientieren kann. Und es darf uns dabei weder die Aussicht erschrecken, daß wir damit eine Saat ewiger geistiger Kämpfe in unser Volk säen, noch auch die Rücksicht auf die so erzogene Jugend, deren Leben dadurch möglicherweise jenen Kämpfen geweiht und sicherlich aus der breiten Bahn heraus und auf einsamere und beschwerlichere Höhenwege gelenkt wird. Wir, die wir unsere ganze Jugend in die Schützengräben schicken mußten, sollten keine Ohren mehr haben für die Stimme des familialen Egoismus, der

auszusprechen wagt: meine Kinder sind mir zu gut für Versuche, Opfer und Martyrium.

Die Unterweisung dieser Schule erfolgt nicht durch einen sachlichen Mechanismus. Geist ist Leben. Bücher sind nur Abbildungen vom Geist, oder Mumien und Versteinerungen. Es wird wieder Meister und Jünger, Führer und Folgende geben. Der in der Werkstatt des Meisters sich bildende Schüler lernt dort als Wichtigstes nicht allerlei Kunstgriffe, sondern er sieht das lebendige Strömen des Plasmas des Geistes, er erlebt Geist, er hört die Musik des Geistes und lernt nicht bloß seine Akustik. Und wäre der Meister oder Führer auch selbst kein Bahnbrecher und Schöpfer, aber ein innig Gläubiger, Dienender, ein wirklich das eigene Leben dem Geist Darbringender, wenn kein Auserwählter, so doch ein ganz Treuer und aus innerer Wahrhaftigkeit frei und selbständig Wählender — der Wille und Glaube eines solchen Führers ist doch schon die rechte Atmosphäre für Lernende, für eine edle und hochgemute Jugend.

Da verschwindet die alte Spaltung in Erzieher und Zöglinge, Subjekte und Objekte. Beide sind auf dasselbe Ziel gerichtet; der eine kennt es und kennt den Weg, er ist der Führer, der andere vertraut ihm und hilft ihm zugleich, er ist der Geführte, und beide sind Kameraden, die, wer weiß? vielleicht auch einmal die Rollen tauschen. Denn wo der Geist herrscht, da herrscht er allein. Seine Theokratie duldet keine Hierarchie außer der der geistigen Leistung und Berufung.

Eine diesem Geist sich verpflichtet wissende Gemeinschaft ist sich bald ihrer eigenen Notwendigkeit bewußt; sie bejaht sich selbst mit unbedingter Gewißheit und nie nachlassender Kraft. Die Disziplin ihres Lebens und Wirkens ist nichts anderes, als die Erscheinung eines ganz starken und ganz allgemeinen Willens aller Glieder zu dieser Schule. Die Schule ist mehr als bloßes Heim ihrer Bürger: sie ist der lebendige Leib ihres Geistes, durchwaltet von dessen starkem Selbsterhaltungstrieb. Welche organisatorischen Formen sich dieser Selbsterhaltungstrieb auch schaffen mag: sie sind nicht bloße Erfindungen technischer Art, sondern Organe des beherrschenden Geistes der Gemeinschaft und werden als solche verwaltet.

Und wenn es wirklich der lebendige Geist ist, der sich hier seinen Leib gebaut hat, so ist auch gewiß, daß er sich nicht in diesem Leib einkaspeln und einkalken und einkerkern wird, schließlich doch wieder erstickend in Dogma oder Reglement, sondern daß er vermittels seines Leibes beständig Ausschau halten wird in Welt und Zeit. Er hat die Fähigkeit, sich anzupassen an neue Wirklichkeit, neue Wahrheit sich anzueignen, denn er steht in keinem anderen Dienst, als

eben nur in ihrem. Und so wird diese Schule ein geistiger Lebensquell für das ganze Volk werden nicht nur durch die Jugend mit ungebrochenem Wahrheitssinn und strengem Gewissen, die sie Jahr für Jahr aus ihrem Kreis in das Leben des Volkes hineinsendet, sondern auch als Stätte von Gedanken und Werken, die sonst noch keine Stätte im Volk finden würde. Nicht bloß eine neue Jugend wird dort blühen und wachsen, sondern auch ein neuer Geist, neue Gedanken, neue Schönheit. Das Licht, das diese Schule für sich selbst entzündet hat, wird weit hinaus ins Land leuchten.

Wem die Schau der neuen Jugend und der neuen Jugendkultur in der neuen Schule zuteil ward, der weiß um ihr unbedingtes Seinsollen. Ob ich jemandem durch diese Zeilen solche Schau eröffnen konnte, bezweifle ich. Allein ich rede ja nicht von Ausgeklügeltem, begrifflich Ersonnenem und Aufgebautem, ja nicht einmal von bloßer Schau heiligen Eros, sondern von Wirklichem, Erlebtem, Gewirktem. Es gab das alles schon einmal, in Anfängen nur, aber doch rein in seinem Wesentlichen. Noch kann es von neuem erstehen.

Es gilt zu begreifen, was die Weltenstunde fordert. Nicht wer durch Tat und Lehre die Geschehnisse dieser Zeitläufte breit wiederholt, lockt ihren Geist hervor; seiner lacht im Verborgenen ihr Sinn. Der nur kann die bräutliche Zeit erlösen und heimführen, der ihr eigenen Geist und Mannessinn entgegensetzt.

Drei politische Aufsätze

Von Benedetto Croce

Mit einer Einleitung von August Mayer

(Aus einer demnächst bei Georg Müller in München erscheinenden Broschüre „Das geistige Italien gegen den Krieg")

Die Zeit ist noch nicht da, daß wir versuchen könnten, die Entwicklung zu überblicken, welche zum Eintritt Italiens in den Krieg geführt hat, und die offen und im verborgenen wirksamen Kräfte darzustellen, denen die Aufgabe, einem Volk von geborenen Pazifisten einen von vornherein aussichtslosen Krieg aufzuhalsen, nicht zu schwer und nicht zu fragwürdig war. Allgemein zwar ist die Empfindung, daß wir einen ungeahnten Zusammenbruch aller politischen Einsicht und Sittlichkeit mitangesehen haben; allein die Frage nach den letzten Gründen dieser Katastrophe wird trotzdem noch einmal gestellt werden müssen: sie zu lösen ziemt uns, weil wir Deutsche sind, weil uns vor allem die Mahnung Spinozas, die menschlichen Dinge nicht zu belachen und nicht zu beklagen, sondern zu verstehen, zur Richtschnur gedient hat, und insbesondere deshalb dürfen gerade wir uns dieser Aufgabe nicht entziehen, weil die Zerreißung der beschworenen Verträge, die wir im Bewußtsein unseres Rechtes und unserer Kraft mit Ruhe, ja fast mit Gleichgültigkeit hinnehmen mögen, und mehr noch der in den ersten Augusttagen, in der Stunde unserer höchsten Not, am Fuß der Alpen gegen uns aufgeflammte Haß — jener in der Geschichte vielleicht einzige Umschwung, da von einem Tag zum anderen zwei Völker sich mit verwandelten Augen ansehen lernten — eine ganze nationale Überlieferung, einen kostbaren Besitz, den die Besten unter uns stets zu mehren, nie zu erschöpfen gedachten, in Frage gestellt hat. Wir meinten (und viele glauben es noch), daß das große, von den alten Völkerstraßen überbrückte Gebirge zwischen den modernen Nationalstaaten ebensowenig eine Grenzscheide der Geister bilden dürfe, wie in den Zeiten, da sich das dankbare Bewußtsein der Deutschen, Miterben der antiken, von Italien bewahrten Kultur zu sein (was uns jetzt die triviale Gedankenlosigkeit eines ministeriellen Hohlkopfes abstreiten will), in dem Titel des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation aussprach. Freilich haben nicht alle, die dem „Fremdlingsreisetritt" Goethes

mit der gleichen Ehrfurcht vor dem alten „den Göttern geweihten" Boden und der gleichen Entschlossenheit, zu schauen und zu lernen, gefolgt sind, persönlich um die Liebe des heutigen italienischen Volkes geworben. Aber durch ein unwandelbares und darum höheres Gefüge glaubten wir uns verbunden: durch den gemeinsamen Dienst an einer Sache, die jene stets für ihr Heiligstes auszuschreien sich gefielen: der Durchdringung und Auswirkung der beiden großen italienischen Epochen, die uns die abendländische Kultur geschenkt haben.

Wir haben sie nicht verstanden. Es gibt eine terza italia, die ihnen wichtiger ist als Antike und Renaissance, ja sogar eine quarta wurde von der Gesellschaft zur beschleunigten Herbeiführung der Zukunft (ich wüßte nicht, wie man „Futuristi" anders übersetzen könnte) bereits angekündigt. Man ist ein moderner Großstaat um jeden Preis und empfindet die einseitige Betonung der großen Vergangenheit durch das Ausland als absichtliche Demütigung und in der Vorliebe für mittelalterliche Erinnerungen sieht man nur den versteckten Versuch imperialistischer Politiker nach einer neuen Lehnsherrschaft des Deutschen Kaisers über Italien.

Daß wir augenblicklich bloß das moderne Italien sehen, haben die Italiener glücklich erreicht, und viele unter uns sehen es jetzt zum erstenmal — freilich ist die Frage, ob ein in solchen Zeiten gewonnener erster Eindruck nicht auch für den sonst besonnenen Beurteiler ein verzerrtes Bild abgeben muß.

Die Einordnung unseres neuen Erlebnisses (die letzten Endes auch der Lösung der oben angedeuteten Aufgabe dienen muß) zu erleichtern und zu vertiefen, ist der Zweck unserer Veröffentlichung. Die Frage von Schuld und Recht vermißt sie sich ebensowenig zu lösen, wie ihr die Absicht zugeschrieben werden darf, die Stimmung des deutschen Volkes seinem neuen Feinde gegenüber durch den Hinweis auf die besonnene Haltung einer kleinen italienischen Minderheit in andere Bahnen zu lenken. Zwar ist es gewiß unrichtig, das Endergebnis der zehnmonatlichen Krisis, also die Einzeltatsache der formellen Zerreißung des Vertrags allein ins Auge zu fassen und somit das Urteil über das, was wohl nur ein halb freiwilliger letzter Schritt der damaligen Geschäftsführer war, zugleich die endgültige Wertung des ganzen italienischen Volkes als sittlicher und geistiger Persönlichkeit mitbeeinflussen zu lassen. Die andere Fehlerquelle, die in einem solchen oberflächlichen Pragmatismus liegt, würde ein Abirren des Urteils nach der entgegengesetzten Seite mit sich bringen: die Versuchung liegt nahe, alle Schuld auf die äußerlich verantwortlichen Exponenten des öffentlichen Lebens und die greifbaren Zufälligkeiten der parlamentarischen und diplomatischen Situation zu schieben. Die Legende von dem leicht-

sinnigen aber edlen Volk, das durch ein paar gewissenlose, bestochene Agitatoren in den Krieg gehetzt worden ist, hat also mindestens ebensoviel Aussicht, geglaubt zu werden, wie die Vorstellung von einem sittlichen und geistigen Verfall der ganzen Nation, der es einer kriegerischen Massenpsychose zum Opfer fallen ließ*).

Das gegebene Hilfsmittel für den, der diesen Fragen schon jetzt näher zu treten Lust und Zeit hat und sich nicht damit begnügen will, den (wie wir zuversichtlich glauben) zweifellosen und endgültigen Wahrspruch des Kriegs abzuwarten, wäre ein Urkundenbuch, das nicht mit der einseitigen Beschränkung diplomatischer Veröffentlichungen den äußerlichen und eingestehbaren Ablauf der Vorgeschichte des Krieges, soweit er in dem technischen Wechselspiel von Forderung und Angebot, Rechtsbehauptung und Einwand, erkennbar ist, zu vergegenwärtigen unternehmen will, sondern (wofür die Krisis zwischen den früheren Dreibundsmächten durch ihre lange Dauer sowohl als durch die Beteiligung breitester Schichten der Öffentlichkeit an der Diskussion ein geradezu einzigartig glückliches Beispiel bietet) die wirksamen politischen Theorien, soweit sie in programmatischen Äußerungen ihrer Vertreter Ausdruck gewonnen haben, zur lebendigen Anschauung brächte. Dieser idealen Forderung entspricht hier eine sehr vorläufige Ausführung, die aber gerade in ihrer gewollten Beschränktheit den Bedürfnissen des Augenblicks zu dienen hofft; denn während Belege für die theoretische Begründung des interventionistischen Standpunkts hier gänzlich beiseite gelassen sind**), versucht unsere Zusammenstellung ein Bild zu geben von den Anschauungen einer geistigen Schicht, die durch die Herkunft ihrer Bildung und die Ziele ihrer Leistung den schroffsten Gegensatz zu den Aposteln des kriegerischen Kredos bildet. Benedetto Croce legt tatsächlich den Finger auf die wundeste Stelle der neuesten Entwicklung des Geisteslebens in seinem Vaterlande, wenn er in den Machern der Kriegshetze die hurtigen Wortführer jener verdächtigen Gilde wiedererkennt, die ihrem Lande und der

*) Ich möchte in diesem Zusammenhang nicht unterlassen, auf die ausgezeichneten Ausführungen eines der besten Kenner italienischer Politik, des langjährigen Vertreters der „Kölnischen Zeitung" in Rom, Dr. F. Noack, in Nr. 551 des genannten Blattes (2. Juni 1915) hinzuweisen; sie seien den von dem wilden Strom einer gewissen — besonders Wiener — Rhetorik fortgerissenen Schreibern und Lesern empfohlen.

**) Eine zusammenhängende Darstellung dieser Bewegung hat der Herausgeber im Neuen Merkur, April 1915, versucht allerdings nur für die bürgerlich-nationalistisch-intellektuelle, nicht für die revolutionäre und freimaurerische Gruppe der Gesamtheit der Interventionisten, deren einzelne „fasci" sich zu dem bestimmten äußeren Zweck unorganisch genug vereinigten; die Gegensätze sind denn auch schon vor dem Kriege pünktlich aufeinandergeplatzt.

Welt in den letzten Jahren bereits eine neue Religion, Kunst und Philosophie schenken wollten: innerlich impotente, nach außen hin laute Halbtalente, die ohne irgendeine Beziehung zu dem wirklichen Besitztum ihrer nationalen Kultur in kindischer Weise auf allen Gebieten das Neue um jeden Preis mit hysterischer Aufgeregtheit fordern, immer besorgt „den Anschluß zu versäumen" und hinter der Sensation des Tages zurückzubleiben. Man muß grotesken Figuren wie F. T. Marinetti und dem Kreise der „Acerba" für einen Augenblick seine Aufmerksamkeit schenken*), um gewisse Zusammenhänge einzusehen. Der kindische Amerikanismus, die Begeisterung für Fabrikschornsteine und Benzinmotoren, wie sie in jenen Kreisen Mode war, beruft sich ebenso auf das Schlagwort der Kraft, vergöttert ebenso Tumult und Zerstörung um ihrer selbst willen, wie die Vertreter der kriegerischen Doktrin sich nicht gescheut haben, ein Blutbad für die Nation zu fordern, um ihr die mangelnde nationale Energie auf dem kürzesten Wege zu verschaffen. Man wende nicht ein, daß man ein Volk nicht nach seinen Narren beurteilen darf. Dieser unheimliche Infantilismus, der um der Sensation des Lärmes willen ein Pulvermagazin in die Luft sprengen könnte und nun ein Volk in den Kampf hetzt, damit es „etwas Großes erlebe", ist möglich nur auf Grund einer trostlosen inneren Leere, wie sie bloß die weitgehende geistige Verkümmerung einer ganzen Nation schaffen kann. Daß die Abwendung Italiens von dem Nährboden seiner überkommenen Kultur — der humanistischen — diesen Prozeß ermöglicht, die unverdauliche Speise der in der vorletzten Generation herrschenden einseitig naturwissenschaftlichen und vor allem pseudophilosophischen Anschauungen (Positivismus) ihn beschleunigt hat, erscheint mir als eine Tatsache, die uns auch in Deutschland für den nie verstummenden Streit um das Bildungsideal zu denken geben muß. Daß alle Menschheitsfragen im letzen Grunde irgendwo auf die Unterrichtsfrage zurückzuführen sind, wie es gelegentlich Moritz Heimann ausgesprochen hat, sieht man hier mit erschreckender Deutlichkeit und darum ist es nicht Zufall, daß die Männer, die den Kriegsagitatoren in Italien entgegengetreten sind, den Kreisen angehören, die ihre Bildung letzten Endes aus der großen geistigen Epoche schöpfen, an der Deutschland und Italien gebend und empfangend im gleichen Maße beteiligt sind. Das Mahnwort Benedetto

*) Bei uns ist das in aller Arglosigkeit mit vollem Ernste geschehen. Die Forderung nach Abschaffung der Grammatik hat der „Sturm" Lesern, denen man sie zum großen Teil erst beibringen müßte, mitzuteilen für nötig befunden. Daß so etwas möglich war, sollte man doch nicht ganz vergessen: peccatur intra muros et extra. Und wenn uns von dieser vielgeschäftigen Seite her nach dem Krieg das Programm des „Neuen Deutschland" diktiert werden sollte, so wird man das hoffentlich nicht ernster nehmen als bisher.

Croces an die italienische Jugend, die erstrebte kulturelle Wiedergeburt sich durch ehrliche entsagende Arbeit im Zeichen der großen alten Vorbilder zu erwerben anstatt durch kriegerische Abenteuer, hat nicht minder symptomatische Bedeutung wie das irrsinnige Geschrei der Tempelschänder, die nicht Geringeres wollen, als die Sprache von den Fesseln der Grammatik („einer Erfindung Homers!") zu befreien.

Man wende nicht ein, daß die nationalistische Phraseologie gelegentlich auch „lateinische" Erinnerungen heranzieht, deren blutleere Formelhaftigkeit vielmehr der Beweis dafür ist, daß beim Zerfall der Renaissancekultur das Gift der Rhetorik zuletzt ebenso das verschwundene Leben vorzutäuschen vermag, wie nach dem Untergang der Antike selbst. Man sage also nicht, daß Gabriele d'Annunzio, wie überall zu lesen steht, alle Kunstmittel der antiken und Renaissancetradition als Meister beherrscht; der Unterschied dieses äußerlichen Alexandrinismus von der lebendigen Form des nur um eine Generation älteren Carducci, der sich mit Recht seines „bagno di filologia" rühmen durfte, ist ungeheuerlich — im übrigen hat d'Annunzio mit derselben Hurtigkeit, mit der er sich an die Spitze der Kriegsagitation gestellt hat, seinerzeit den „velivolo" in die Literatur eingeführt, als die Erfindung des Flugzeugs für den Gipfel der menschlichen Entwicklung galt.

Von dieser Seite erst sieht man die ganze Schiefheit der Losung vom Kampfe der lateinischen Zivilisation gegen die barbarische Unkultur. Vielmehr ist deutlich, daß es Italien ist, welches sich aus seiner großen Zeit nur mehr der überheblichen Schlagworte erinnert, wie sie in der Einzigartigkeit seiner damaligen Bedeutung für die europäische Gesittung begründet waren. Noch mehr als zu den Zeiten, da Leopardi sein Volk zur Wiedergeburt aufrief, gilt heute das melancholische Wort des Dichters, der auf dem alten Boden wandelnd bloß „die Mauern und Burgen, die Säulen und Bilder und die öden Türme der Ahnen" sieht; das Geschlecht, das unter den Zeugen dieser Vergangenheit wandelt, hat in noch höherem Grade als damals der großen Überlieferungen vergessen und sucht das Heil für den neugegründeten Nationalstaat, der ihm wohl bürgerliches Gedeihen sicherte, aber nicht die erhoffte Wiedergewinnung der alten geistigen, geschweige der politischen Macht ermöglicht hat, in einem falsch verstandenen, teils aus Frankreich, teils aus Amerika bezogenen Modernismus, der dem Geiste des Volkes innerlich fremd bleibt und auf ihn nur in seinen oberflächlichsten und daher am leichtesten greifbaren Erscheinungen und auch dann zumeist nur in kläglicher Verdünnung einwirkt. Die alten Traditionen, die als Ausläufer der selbständigen nationalen Kultur Italiens noch

lebendig waren, als Seume Italien bereiste, sind zumal in den großen Städten nahezu erloschen und niemand vermöchte in den Kinematographenbesuchern Mailands und Roms und den wohlfrisierten florentinischen Pflastertretern auch nur die Spuren der Charakterzüge zu entdecken, die Stendhal in anekdotischen Einzelheiten mit genialem Scharfblick beobachtet und dann für seine Landsleute mit erzieherischer Absicht und daher nicht ohne gewaltsame Konstruktionen zu einem vorbildlichen Typus vereinigt hat.

Doch hier ist ein uferloses Thema angeschnitten und so droht auch diese Erörterung über Gebühr von ihrem eigentlichen Zwecke abzuirren: wir versuchten zu zeigen, daß der Gegensatz zwischen den Kriegshetzern und ihren Gegnern auf einer Krisis der geistigen Entwicklung Italiens beruht und dieselben Leute, welche in herostratischem Wahnsinn an die Kontinuität der italienischen Kultur Hand anlegen, auch politisch Italien von seiner vernünftigen Basis abgelöst haben, insofern nämlich, als sie, ohne zu bedenken, daß Italien in den fünfzig Jahren seines Bestehens weder wirtschaftlich, noch geistig, noch politisch die Erwartungen seiner Begründer zu rechtfertigen vermocht hat, ihrem Lande einen Krieg aufgedrängt haben mit einer verzweifelten Plötzlichkeit, die in Wirklichkeit das bezeichnendste Symptom für das Gefühl der eigenen Schwäche ist. Ihnen gegenüber hat ein kleines Häuflein besonnener Männer versucht, das Land noch in letzter Stunde zu seinen eigentlichen Aufgaben — innerer Sammlung und ernstlicher Arbeit — zurückzurufen. Man hat sie nicht gehört.

Ich erinnere mich eines Abends bei Benedetto Croce, dessen Haus mir wie so vielen Deutschen in der geistigen Öde Neapels eine dankbar besuchte Oase bot. Unserem Gastgeber war ein Aufruf der Futuristen zugekommen, die seine Zustimmung verlangten zu ihrem Vorschlag, Venedig zu zerstören und in eine moderne industrielle Handelsstadt zu verwandeln unter der Androhung, ihn sonst auf die schwarze Liste der zurückgebliebenen Anhänger der Vergangenheit zu setzen. Ich höre sie noch, seine „piccola risatina materiata di buon senso", als er uns gestand, er müsse sich das gefallen lassen, er sei tatsächlich „un passatista". Vor drei Monaten las ich den verehrten Namen mit vielen anderen der besten Männer Italiens auf einer anderen schwarzen Liste, der der Neutralisten und Vaterlandsverräter. Ich weiß nicht, ob er auch diesmal gelacht hat, ob er noch jetzt glaubte, mit der ironischen Überlegenheit, die zu den besten italienischen Traditionen gehört und die Giolitti auf den Ruf „Viva la guerra!" die denkwürdige Antwort „Povero stupido" eingegeben hat, von dieser neuen Proskription Kenntnis nehmen zu können. Die Narren hatten ein neues, aber diesmal gefährlicheres Spielzeug gefunden.

I

Die Begründung meines Standpunktes

(Italia nostra, 6. Dezember 1914.)

Offen gestanden, würde ich vorziehen, anstatt noch einmal über den Krieg und die Haltung Italiens reden zu müssen, einfach meine Stimme abzugeben, wie man es tut, wenn man Schluß der Debatte beantragt. Ich glaube sogar auf gewisse Art schon abgestimmt zu haben, indem ich meinen Beitritt zur Vereinigung „Pro Italia nostra" erklärte. Und weil die Gründe dieser meiner Haltung keine besonderen sind, genügt es, daß ich sie mir selbst klargemacht habe. Wozu sie noch bis zum Ekel anderen wiederholen, die sie schon öfter und von berufeneren Stimmen gehört haben, als es die meine ist?

Ich begnüge mich also zu sagen, daß ich seit Kriegsausbruch Gelegenheit hatte, mit einer großen Anzahl von Italienern der verschiedensten Art zu reden, in Neapel sowohl wie auf Reisen in anderen Teilen Italiens. Und der Eindruck, den ich aus jenen Gesprächen gewonnen habe, traf in den Grundlinien mit dem meinen zusammen, nämlich: Abscheu vor diesem Krieg, der ein in der Geschichte unerhörtes Ansehen hat, Bewunderung und Mitleid für die Kraft und den Opfersinn, der von allen kämpfenden Völkern ausgeht, Unmöglichkeit für einen Italiener, gegen die eine oder die andere Kampfgruppe Stellung zu nehmen oder, was dasselbe ist, ausschließlich und grundsätzlich mit der einen oder der anderen zu sympathisieren und in einer von beiden genau unsere Interessen vertreten zu sehen, Befriedigung darüber, daß Italien nicht dazu beigetragen hat, an seinem Teil das grauenhafte Kampfgetümmel zu steigern, feste Entschlossenheit, jede Anstrengung zu machen, um uns bereit zu halten, aber zugleich Überzeugung, daß man sich nur einzumischen hat, wann und wie die Notwendigkeit es uns vorschreibt, unbestimmte Hoffnung bei einigen, die zu Träumen (zu edlen Träumen allerdings) neigen, daß es Italien vergönnt sein möge, nicht nur seine eigenen nationalen Interessen zu verteidigen, sondern im gegebenen Moment mit anderen Völkern zusammen zu wirken, um dieser entsetzlichen Zerstörung von menschlichen Energien jeder Art ein Ziel zu setzen.

Und ich habe mir selbst gesagt: Hier spricht sich unser unverfälschtes und tiefes Nationalempfinden aus, welches den schönen Eigenschaften der Harmonie und Unparteilichkeit, die den italienischen Geist auszeichnen, entspricht und nicht minder den besten Überlieferungen unserer Entwicklung zum modernen Staat im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

Natürlich habe ich nicht nur diese Gespräche geführt, sondern auch eine Reihe von Artikeln gelesen, die seit drei Monaten Italien dazu aufhetzen, sich in den Krieg zu stürzen, mit jenem drohenden Wort, das schon seit drei Monaten täglich wiederholt wird: „Heute oder nie!" und dazu mit subtilen Überlegungen beweisen, daß Italiens Interessen in ihrer Gänze mit denen einer der beiden Kampfgruppen sich decken und ihm mithin den Krieg an der Seite dieser Gruppe empfehlen. Aber wenn ich auch aufrichtige Hochachtung für die patriotische Besorgtheit hege, die hie und da in jenen Mahnreden und hinter diesen Überlegungen zu spüren ist, habe ich doch das kriegerische Glaubensbekenntnis nicht zu dem meinen machen können und habe kein großes Vertrauen zu seinen Verkündern. Denn unter diesen entdecke ich eine ganze Anzahl, die ich schon in den letzten Jahren gekannt und am Werke gesehen habe als Improvisatoren neuer Religionen, neuer Philosophien, neuer sozialistischer Systeme, neuer ästhetischer Formeln für die Dichtung, die Malerei, die Musik, ohne daß sie jemals etwas hervorgebracht hätten, weder neue Religionen, noch Philosophien, noch sozialistische Systeme, noch (abgesehen von höchst mittelmäßigen) Gedichte, Bilder und Tonstücke. Und ich fürchte, daß sie mit derselben unvorsichtigen Leichtigkeit sich jetzt daran gemacht haben, eine Politik und einen Krieg zu improvisieren und die Geschicke unseres gemeinsamen Vaterlandes zu entscheiden — mit derselben unvorsichtigen Leichtigkeit, aber mit weit größerer Gefahr, weil in jenem anderen Fall die Gefahr nur in dem unnötigen Verbrauch von Papier und Druckerschwärze bestand und hier das Glück Italiens auf dem Spiele steht.

Aber was mich vor allem wundert, ist der Versuch, ein Volk durch Beweisgründe und Aufrufe zum Kriege zu bewegen. Der Krieg ist wie die Liebe und der Abscheu: ein Ding, das tausend Gründe und Aufforderungen nicht hervorbringen, aber das mit einem Male, man weiß nicht wie, sich selbst hervorbringt, sich der Seele und des Körpers bemächtigt, ihre Kräfte verhundertfacht und ihnen ein Ziel gibt und sich durch sich selbst rechtfertigt kraft der einzigen Tatsache, daß es ist und wirkt.

Ich wünsche meinem Lande nur dann einen Krieg zu führen, wenn es spontan in eine derartige Krise von Liebe und Wut eingetreten sein wird, die das Unterpfand des Sieges oder wenigstens eines ruhmvollen Ringens bildet, und ich denke mit Schrecken an das, was in einigen Ländern (und die Geschichte Italiens bildet Beispiele dafür) geschehen ist, wenn der Krieg durch die Gründe der Ungeduldigen hervorgerufen wurde.

II

Deutsche Kultur und italienische Politik

(Italia nostra, 27. Dezember 1914.)

Lieber Freund!*)

Nun kommst auch Du und wiederholst mir den Kehrreim, der sofort in allen Zeitungen erklungen ist, kaum daß ich mit anderen Gelehrten den Brief des Professor Delbrück**) unterzeichnete. Auch Du wiederholst, daß „wir in den Fehler verfallen, unsere Gelehrtensympathien für deutsche Philosophie und Wissenschaft für Kant und für Hegel auf die Politik zu übertragen". Es schien mir ganz erklärlich, daß irgendein Journalist im guten oder bösen Glauben aus Verkehrtheit oder Bosheit etwas Ähnliches verbreitet; aber von Dir, der mich kennt, von Dir, der gewohnt ist zu überlegen, hätte ich mir nicht etwas erwartet, was ich auf lombrosianisch „Echolalie" oder auf leibnizianisch „Psittazismus nennen will, um es nicht in guter Alltagssprache „Nachrederei" nennen zu müssen.

Ja, wie denn? Lehre und schreibe ich denn nicht seit Jahr und Tag, daß die große von 1780 bis 1830 reichende Epoche des deutschen Denkens heute nicht mehr ausschließlich Deutschland angehört, ebenso wie die große Epoche des hellenischen Denkens nicht mehr dem heutigen Griechenland gehört, sondern der ganzen Menschheit? Und daß die heutigen Deutschen, die sich von dieser Epoche entfernt haben, zu ihr in demselben Verhältnis stehen wie jedes andere Volk, und vielleicht ihre Beziehung zu ihr im Vergleich zu anderen Völkern sogar eine inferiore ist, deswegen nämlich, weil jener Gedanke in Italien und in England besser verstanden und fruchtbar gemacht worden ist als in Deutschland? Und mein ganzes bescheidenes Wirken ist immer nur darauf ausgegangen, an die italienische Überlieferung anzuknüpfen, sie zu bereichern und sie mit Bestandteilen anderer Kulturen zu verschmelzen und so die Arbeit fortzu-

*) Dieser Brief ist tatsächlich als Antwort auf die Zuschrift eines Freundes geschrieben worden, dem ich ihn dann nicht zugeschickt habe, weil, als ich andere Schreiben erhielt, denen dieselbe Antwort gebührte, es mir besser schien, meinen Brief in Druck zu geben, um mir Mühe zu ersparen.

**) Professor Richard Delbrück, der Vorstand des Kais. Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, hat anläßlich der Diskussion über die Reimser Kathedrale den Standpunkt der Wissenschaft gegenüber dem Gerede der Kulturapostel in einem an die römische Presse gerichteten Brief dargelegt. (Anmerkung des Herausgebers.)

setzen, die auf dem Gebiete der Wissenschaft schon von unseren Führern in der Zeit des Risorgimento begonnen worden ist. Und das geht so weit, daß die deutschen Beurteiler meiner Bücher und die Professoren der deutschen Universitäten, die sie in den Hörsälen ihren Schülern zur Lektüre empfehlen, nicht versäumen zu bemerken, daß es „stark nationalistische" Bücher und daher „mit einiger Vorsicht zu benutzen" sind. Ja, eine deutsche Universität, welche vor Jahren die Freundlichkeit hatte, mir einen Doktorhut ad honorem zu verleihen, erinnerte in der Begründung ihres Diploms daran, daß ich ein „propugnator apud Italos acerrimus" wäre — nicht etwa der heutigen deutschen Philosophie, sondern vielmehr jener Kants und Hegels („sublimioris illius philosophiae") — und sie fügte hinzu: „sui tamen iuris", d. h. „auf meine Weise". Und jedesmal habe ich den italienischen Philosophiestudenten, die sich mit einem Reisestipendium nach Deutschland begaben und mich fragten, wessen Vorlesung sie dort hören sollten, geraten, ihr Stipendium dazu zu benutzen, um Deutschland der Kreuz und der Quere nach zu bereisen und jenes herrliche Land und jene großartige Kultur kennen zu lernen, aber was die Philosophie angeht, mir zu glauben, daß die Hilfsmittel, um sie zu studieren, in jeder italienischen Bibliothek vorhanden sind, denn „die philosophischen Reisen vollziehen sich in der Zeit und nicht im Raume".

Und jetzt soll ich wirklich so albern geworden sein, um in kindischer Weise die Bewunderung für die Genies in die politische Begünstigung ihrer Geburtsländer hineinzutragen? Ja, nach diesem Rezept müßte ich doch in politischer Hinsicht für alle Völker schwärmen, die jetzt im Krieg stehen: für England um Shakespeares, für Frankreich um Carteſius', für Rußland um Tolstois willen, mit einem Worte für sie alle, vielleicht mit Ausnahme des armen Serbiens, dessen poetisches oder philosophisches Genie ich noch nicht kenne, woran wohl meine Unwissenheit schuld ist.

Jedenfalls würdest Du, was ich meine, weit richtiger treffen, wenn Du, was das heutige Deutschland angeht, von meiner tiefen Bewunderung für seine staatlichen und sittlichen Kräfte sprächest. Aber auch damit würdest Du mich auf keinem Denkfehler ertappen, denn wer von uns bewundert dieses Deutschland nicht? Bewundern es doch selbst jene, die es verabscheuen oder zu verabscheuen vorgeben; denn in jenem Abscheu ist Neid, Eifersucht, Angst, mit einem Worte, Ehrfurcht und Bewunderung eingeschlossen, in jener Antipathie liegt der Versuch, mit Heftigkeit gegen eine spontane Sympathie zu reagieren, der nachzugeben uns allzu viele Selbstvorwürfe aufladen würde. Höre mich an: ich habe eine Zeitlang für den parlamentarischen Sozialismus à la Marx ge-

schwärmt. Und dann für den syndikalistischen Sozialismus à la Sorel. Ich habe von dem einen und dem anderen eine Neugeburt unseres gesellschaftlichen Lebens erhofft und beide Male habe ich mein Ideal der Arbeit und Gerechtigkeit sich verflüchtigen sehen. Aber jetzt ist in mir die Hoffnung erwacht auf eine proletarische Bewegung, die sich im Rahmen der historischen Überlieferung hielte und von ihr der Lösung zugeführt würde, also auf einen Sozialismus des Staates und der Nation. Und ich denke, daß das, was die Demagogen in Frankreich, England und Italien (die den Weg nicht etwa dem Proletariat und den Arbeitern bahnen, sondern, wie mein verehrter Freund Sorel sagt, den „noceurs") nie tun werden oder nur sehr schlecht und mit endlichem Mißerfolg tun werden, daß das vielleicht Deutschland erreichen und damit vorbildlich und beispielgebend für die anderen Völker sein wird. Und deshalb beurteile ich die Haltung der deutschen Sozialisten ganz anders als ihre italienischen Parteigenossen, und ich glaube, daß jene deutschen Sozialdemokraten, die sich mit dem deutschen Staat und seiner eisernen Disziplin ganz eins gefühlt haben, die wahren Bahnbrecher und Begründer der Zukunft ihrer Klasse sein werden.

Und doch ist auch diese meine Beurteilung des heutigen Deutschlands nicht das entscheidende Motiv für meine jetzige politische Haltung und meinen Beitritt zur Vereinigung „Pro Italia nostra". Denn wie groß und wie erhaben auch Deutschlands innere Kraft sein mag, die Verknüpfung der Ereignisse könnte, wie sie uns zunächst zur Neutralität geführt hat, uns eines Tages dazu zwingen, um der italienischen Interessen willen gegen Deutschland aufzutreten. Wenn z. B. Deutschland uns herausforderte oder auf irgendeine Weise jene Interessen bedrohen und unsere nationale Würde antasten wollte, würde sich augenblicks in meinem Inneren alle Bewunderung, alle unzeitgemäße Bewunderung für Deutschland verflüchtigen und nichts anderes bliebe dort zurück als mein italienisches Gefühl, geschärft und gesteigert durch die Herausforderung. Aber eben hier liegt der springende Punkt: in diesem Augenblick treibt uns nichts wider Deutschland, wie uns nichts in die Arme der anderen kämpfenden Völker treibt. Die Phantasie brütet allerdings Schreckgebilde für den Fall des deutschen Sieges aus. Aber auch für den Fall des Sieges der anderen Partei. Und — für alle anderen möglichen Fälle. Die Einbildungskraft ist aber die Mutter der Angst und Gefahren bietet das Leben bei jedem Schritt und das Vorhandensein von Gefahren ist kein Grund, den Kopf zu verlieren und sich in den Abgrund zu stürzen. Wider Deutschland können, wie es jetzt steht, nur schwache Argumente ins Feld geführt werden, nämlich die der Republikaner und der Mussolini-Sozialisten, welche niemand anderer als die Nationalisten

in der treffenden Losung zusammengefaßt hat: „Für die Demokratie, nicht für Italien!" Und die Argumente der Nationalisten selbst könnte man wiederum durch ein anderes Feldgeschrei charakterisieren: „Für den Krieg, nicht für Italien!" Das ist zu wenig.

Du wirst mir sagen: „Aber in jedem Fall ist es doch gut, die Möglichkeit eines Konfliktes mit Deutschland ins Auge zu fassen und sich darauf vorzubereiten!" Einverstanden, falls Du hinzufügst, daß es gut ist, auch den Fall eines Konfliktes mit Deutschlands Gegnern vorauszusehen. Indem wir also die beiden sich wechselseitig ergänzenden und gleichwertigen Urteile sich aufheben lassen, bleibt als Resultat, daß wir einig sind über die Notwendigkeit, für jede Eventualität bereit zu sein, und das ist es, worin die übergroße Mehrzahl der Italiener untereinander und mit der Regierung*) einig ist.

Ich habe im eigenen Namen gesprochen, da ich weder die Pflicht noch das Recht zu haben glaube, im Namen der übrigen Mitglieder der Vereinigung „Pro Italia nostra" zu reden; aber vielleicht sind auch die anderen oder wenigstens viele unter ihnen auf Grund derselben Überlegungen zu den gleichen Schlußfolgerungen gelangt.

Neapel, den 22. Dezember 1914.

Dein

Benedetto Croce.

III

Die unverdienten Glücksfälle

(Italia nostra, 31. Januar 1915.)

Bekanntlich ist es von Nutzen, denjenigen ein aufmerksames Ohr zu leihen, welche ein Programm vertreten, das unserem eigenen widerstreitet; denn jede Stellungnahme bietet immer irgendeinen wahren Gesichtspunkt und irgendeine Forderung, die wenigstens in ihrem ursprünglichen Motiv berechtigt ist.

*) Es ist nicht zu verwundern, daß gerade ein Mann von der geistigen und moralischen Höhe des hier Redenden Salandras Formel vom „sacro egoismo" zunächst nur so deuten konnte, daß auch nach der Meinung der Regierung nur der Zwang unvorhergesehener Ereignisse eine Rechtfertigung für das Aufgeben der Neutralitätspolitik bilde. Wir wissen nunmehr, daß diese Deutung irrig war und jene Formel nur dazu dienen sollte, die besonnene Mehrheit des Landes so lange über die schon damals feststehenden Absichten des Kabinetts zu täuschen, bis eben eine Zwangslage entstand, die aber nicht etwa durch einen Anstoß von außen herbeigeführt, sondern durch die Doppelverhandlungen mit den beiden Mächtegruppen künstlich geschaffen war. (Anmerkung des Herausgebers.)

Den Ausdruck unserer persönlichen und wohlbegründeten Überzeugungen, die uns oft für die fremden unduldsam machen, zurückzuhalten und uns von jenen Gesichtspunkten und Forderungen genaue Rechenschaft zu geben, heißt uns selbst Kraft zuführen und sie den Gegnern entziehen.

Nun ist da ein Gedanke, der oft in den Reden und Schriften von Leuten begegnet, welche Italien dazu treiben, sich ohne weiteres in den europäischen Krieg zu stürzen.

Italien, so sagen sie, hat seine Einheit begründet, nicht allein durch die Kraft seiner Söhne, sondern mit der militärischen und politischen Unterstützung anderer Staaten als eine für das europäische Gleichgewicht nützliche Bildung. Auch hat es im ersten Halbjahrhundert seiner Einheit keine genügenden Beweise dafür gegeben, daß es gut auf eigenen Füßen stehen kann. Wenn es sich nun in diesem Kriege abseits stellt, so wird es als Nichtkämpfer moralisch noch schwächer zwischen den anderen Völkern dastehen, seien diese nun Sieger oder Besiegte. Das ist also für uns der Augenblick, uns nicht bloß der Flecken zu entledigen, die uns vor dem Ausland anhaften, sondern (was noch wichtiger ist) auch der Befleckung in unseren eigenen Augen, den Vorwürfen, die uns unser Gewissen macht und die eine Art von Mutlosigkeit und Mißtrauen in unserem ganzen gesellschaftlichen und politischen Leben hervorbringen, wie dies ja auch im Leben des einzelnen Individuums der Fall ist, das sich wenig geachtet weiß und selber wenig von sich hält. Wie gesagt, in dem allem ist etwas Wahres — etwas Wahres, nicht etwas Neues. Denn was bedeutete denn sonst die Phrase von dem „Stern Italiens" und von dem „Italien, das schon gemacht ist, und den Italienern, die erst zu machen sind" und ähnliche, welche man aus dem Mund der Männer des Risorgimento sofort nach 1860 hörte? Aber man könnte vor allem fragen: wieso denn die Leute, die jetzt mit rauhen Worten den Schleier von Italiens Wunden ziehen, nicht früher die schwachen Stellen unseres nationalen Aufbaues bemerkt haben, warum sie nicht schon längst ihren Alarmruf erschallen ließen und ihre Energie der Heilung dieser Schäden zuwendeten? Was haben denn eigentlich alle diese Italiener, die wir jetzt in eifervolle Hüter der Nationalehre und zürnende Propheten des Krieges sich verwandeln sehen, bis zum Ausbruch des Krieges getan? Auf welche Weise haben sie an der bürgerlichen Erziehung, dem geistigen Fortschritt, der wissenschaftlichen Achtbarkeit Italiens und der politischen und sozialen Festigung des Volkes gearbeitet? Lauter Fragen, die auf Anklagen und Vorwürfe hinauslaufen würden und bei denen ich daher nicht verweilen will, sei es, weil ich Anklagen und Vorwürfe überhaupt für wenig nützlich halte, sei es auch, weil

sie in diesem Falle nicht einmal demjenigen, der sie erhebt, den bitteren Trost geben, sich frei zu fühlen von den Sünden, deren er die anderen zeiht. Die Fehler eines Volkes erstrecken sich auf alle Angehörigen und lasten auf einem jeden wie eine persönliche Schuld. Man hat nichts davon, wenn man sagt: „Ich für meinen Teil habe getan, was meine Pflicht war," oder: „Ich für meinen Teil habe mich bemüht, den Verblendeten die Augen zu öffnen." Was nützt das? Jene Verblendeten, jene Massen, jener Pöbel sind wir selbst, denn wir alle sind — Italien.

Also lassen wir diese unnötigen und peinlichen Dinge beiseite und reden wir von dem gegenwärtigen quid agendum. Was ist das Übel, das sich im Aufbau unserer Einheit gezeigt hat? Daß wir von 1859 bis 1870 ein Ergebnis erreichten, das über unsere Anstrengungen und über unsere bürgerliche und militärische Vorbereitung hinausging, und daß wir später unter diesem nur zum Teil verdienten Glück zu leiden hatten und noch zu leiden haben. Mag sein. Und was ist das Heilmittel, das man uns jetzt vorschlägt? Daß nach einer jahrelangen Vernachlässigung jeder Vorbereitung, daß, nachdem wir bis gestern noch an ganz andere Dinge dachten, wir mit einem Male das leisten sollen, was wir in den Jahrzehnten nicht geleistet haben und mit einem heroischen Geniestreich die versäumte Zeit einholen und sehnsüchtig in diesen Krieg untertauchen, um ihm zu entsteigen gereinigt und bereit, die Sterne des Ruhmes zu erreichen.

Nun setzen wir den Fall, daß die Sache gut ausgeht. Es ist übrigens sicher, daß sie uns nicht gelingen kann außer durch reichliche und großmütige Mitwirkung jener Göttin des Glücks, die uns schon einmal so viel genützt und so viel geschadet hat. Und dann? Was wird die Folge des gelungenen Streiches sein? Daß wir Italiener es uns immer bequemer machen werden in unserer gewohnten Trägheit und Disziplinlosigkeit, daß wir uns im täglichen und gewöhnlichen Leben wenig zutrauen und dafür auf die außerordentlichen Augenblicke rechnen werden, auf die Wunder des Enthusiasmus, der Genialität, der beschwingten Reden, mit einem Wort: auf das Glück. Kein Zweifel: der unwissende Schüler, der in den der Prüfung unmittelbar vorausgehenden Tagen, ohne sich über das weise Sprichwort „Oportet studuisse non studere" Gedanken zu machen, eine Vorbereitung improvisiert und dem es mit Hilfe des Glückes gelingt, den Examinator hinters Licht zu führen und die Prüfung zu bestehen, bleibt danach derselbe Esel wie früher und ist in moralischer Hinsicht noch schlimmer geworden als vorher. Und ich will von dem Fall, daß er durchfällt, erst gar nicht reden oder davon (um das Beispiel auf Italien anzuwenden), daß diesmal das Glück uns nicht zur Seite steht; denn diese Möglichkeit er-

öffnet eine so schauderhafte Perspektive, daß der Gedanke sofort entsetzt davor zurückbebt.

Mit einem Wort: Italien hat Sünden abzubüßen. Zugestanden. Aber heißt das handeln wie ein vernünftiger Mensch, wenn man als Bußweg eben den wählt, der dazu führt, die Last der abzubüßenden Sünden zu vermehren, und selbst eine dieser Sünden ist?

Mir scheint, daß die Betrachtung der jüngsten italienischen Vergangenheit (mit ihrem üblen Ausgang aller genialen und megalomanen Streiche) zu einer ganz anderen Deutung einladet. Wenn wir Fehler begangen haben (und wir haben es sicherlich), beginnen wir doch jetzt gleich damit, sie abzubüßen und sie auf jene vernünftige und unmittelbare Weise wieder gutzumachen, wie sie wieder gutgemacht sein wollen. Es gibt Krieg in Europa? Also gut, seien wir ernsthaft: unterstützen wir alle Anstrengungen für eine möglichst gute Ausrüstung und Einübung unserer Wehrmacht zu Wasser und zu Lande und folgen wir den Ereignissen, bereit, mit umsichtiger Energie zu handeln und ausschließlich im Namen des Vaterlandes; denn einzig und allein das Vaterland steht jetzt in Frage.

Wir werden kämpfen oder auch nicht; das hängt nicht von uns ab, sondern von dem Zwange der Notwendigkeit, die uns die eine oder andere Haltung auferlegen wird, und wenn wir dann der Folgen des Krieges wegen noch weiter werden Buße tun müssen, so wird uns das leichter fallen, weil wir uns schon von jetzt ab freiwillig auf die rechte Bahn der Buße begeben haben: diese aber ist der Weg der Arbeit.

Aber für jetzt ist nicht nur der Krieg da — das ganze Leben ist fortzusetzen. Wenn also jetzt, wer für irgendeine Verrichtung — und sei es auch für das Straßenreinigen — angestellt ist, mit größerem Fleiß seiner Pflicht obliegt, wenn der Lehrer mit größerem Eifer sich mit seinem Fach beschäftigt, sei dieses auch noch so wenig kriegerisch wie die semitische Sprachvergleichung oder die darstellende Geometrie, wenn der Schriftsteller mit größerer Sorgfalt als sonst auf die tatsächliche Begründung und die Schlüssigkeit der Ideen in seinen Aufsätzen achtet, wenn ein jeder, dem eine öffentliche Einrichtung anvertraut ist, sich mit Hingebung an sie kettet und sich nicht wie bisher bemüht, seine Bande zu lockern und zu tun, was ihm paßt — wenn alle die Genannten und die anderen, deren Aufzählung ins Unendliche fortgehen könnte, sich auf diese Art benehmen, dann werden sie dem tragischen Gott des Krieges das einzige würdige Opfer bringen und ein exercitium spirituale ausführen, das uns instand setzen wird, eine bessere Verfassung der Seele und des Körpers zu erlangen für den Fall, daß der Krieg uns überfällt.

Ich sage da prosaische und längst bekannte Dinge, ich weiß es wohl. Es ist poetischer und es ist auch lustiger, die Sünden Italiens abzubüßen, indem man, wie es in der Neapler Universität geschehen ist, den harmlosen deutschen Lehrer der deutschen Sprache auspfeift und mit lautem Geheul Triest und Trient von jemandem verlangt, der den neapolitanischen Studenten doch nichts anderes bieten konnte als die Grundbegriffe eines ihnen unbekannten Alphabets, oder indem man, wie es in Rom geschehen ist, den polnischen Dozenten für römisches Recht auspfeift, weil er sich nicht, wie es die Studenten befahlen, als antideutscher Pole erklärt hatte . . . Dann wird ja der Krieg kommen und der Krieg wird uns, ohne daß weitere Anstrengung nötig wäre, Wissenschaft, Kunst, Philosophie, Reichtum, Moralität, Glück usw. usw. in den Schoß werfen. Und für jetzt wollen wir die Bücher zuklappen und den Studierzimmern entfliehen. Begeben wir uns in den Tempel des Krieges, will sagen: ins Kaffeehaus.

Die Gewerkschaften und der Weltkrieg

Von Adolf Braun

Mitten in diesem Weltkrieg wirken oder leiden wir alle, ob wir an höchster Stelle stehen oder in bescheidenster Wirksamkeit begriffen sind. Wir sehen uns in eine ebenso gewaltige wie gewaltsame weltgeschichtliche Entwicklung gestellt; wir erkennen, wenn auch vielfach unklar (aber jeden Tag wird es uns von neuem eingehämmert), daß nicht nur das militärische Genie, die kriegerische Vorbereitung, die Leistungen militärischer Massen wie ihrer Führer auf den Schlachtfeldern und in den Kriegsministerien bis hinab zu den Bezirkskommanden für die Entscheidung des Krieges den Ausschlag geben, sondern daß auch Technik und Wirtschaft als Produktion wie als Zirkulation und Konsumtion an der Entscheidung des Krieges mitwirken. Sollte man so vermessen sein, nach einem Ausdruck zu ringen, der für alle diese Kräfte den gemeinschaftlichen Nenner geben würde, so würde man bis zu einem gewissen Grade das Richtige treffen, wenn man das von unseren Fremdwortfeinden noch unübersetzte Wort Organisation hierher stellen würde.

Wer hat vor diesem Kriege dieses Wort am meisten gebraucht — wer hat mit der Berufung auf dieses Wort das meiste Unbehagen ausgelöst? Die Arbeiter, die

in ihrer ganzen Bewegung, seitdem sie ein Faktor der Wirtschaft und der Politik geworden ist, zum Individualismus im Gegensatz standen.

An der Wiege der deutschen Arbeiterbewegung sehen wir die leidenschaftliche Agitation Ferdinand Lassalles gegen den Individualismus, die in seinem hohnvollen „Bastiat-Schulze" die liberale Wirtschaftstheorie, das Manchestertum, zerpflückte und zerzauste und im Gegensatz dazu die Organisation der Massen forderte. So abgeblaßt heute die vor mehr als einem halben Jahrhundert vollendete Wirksamkeit Lassalles erscheint, sie ist doch noch lebendig in der kraftvollen Betonung und in dem zentralistischen Ausdruck der Organisationen, die die deutschen Gewerkschaften bis zu einem hohen Grade der Vollendung ausgebildet haben.

Die Gewerkschaften sind wirtschaftliche Organisationen, aus den Bedürfnissen des Friedens erwachsen und nur unter Berücksichtigung der Lage der Arbeiter in einer Zeit des Friedens eingerichtet. Freilich schlossen sie — und gerade das ist ein Beweis, daß sie nur an die Wirksamkeit im Frieden dachten — die Ansprüche auf Unterstützungen für den Fall des Krieges nicht aus, wie das bei vielen Organisationen und in zahlreichen Verträgen sonst üblich ist. Die Möglichkeit wurde den Gewerkschaften gegeben, weil die Versuche reaktionärer Politiker, die Gewerkschaften als „Versicherungsanstalten" unter staatliche Kontrolle zu setzen, dazu geführt haben, daß den Mitgliedern der Gewerkschaften die Unterstützungen nur nach Maßgabe der vorhandenen Mittel, nicht auf Grund eines klagbaren Rechtes gewährt werden. Aber diese Beschränkung war in keiner Weise in Zusammenhang mit dem Krieg gebracht. In keiner einzigen Beschlußfassung der Gewerkschaften war vorausgesehen, daß sich die Gewerkschaften einmal im Kriege zu bewähren haben könnten. Den Gegensatz zum Kriege brachten die Gewerkschaften vor seinem Ausbruch in den zahlreichen Kundgebungen, die sie in Gemeinschaft mit der sozialdemokratischen Partei veranstalteten, ja überhaupt deutlich zum Ausdruck.

Als aber der Krieg uns allen ein unentrinnbares Schicksal geworden war, haben sich die Gewerkschaften in einer ihnen durchaus fremden Lage, unter Schwierigkeiten, die sie vorher nicht einmal ins Auge zu fassen Anlaß hatten, in ganz außerordentlicher Weise bewährt. Wenn wir die Leistungen unseres Volkes mit den im Frieden ausgebildeten Methoden an den ähnlichen Erscheinungen im Auslande prüfen werden, so werden die deutschen Gewerkschaften zeigen, daß sie innerhalb ihres Aufgabenkreises eine außerordentliche Anpassungsfähigkeit an völlig anders geartete Verhältnisse bewiesen. Es wäre natürlich ungerecht, heute über die Kriegszeit der Gewerkschaften in Frankreich und

England auf Grund der spärlichen Angaben in zensurierten Zeitungen und der nicht immer informieren-wollenden Depeschen abzuurteilen. Aber daß die Gewerkschaften in Deutschland ein nach jeder Richtung hin anderes Bild gewähren, als die Gewerkschaften bei unseren westlichen Gegnern, das kann man als feststehend betrachten. Freilich sind es nicht einfach vergleichbare Momente, und es ist nicht möglich, alle die Haltung der Gewerkschaften, der Syndicats d'ouvriers und der Trade Unions bestimmenden und hemmenden, also ihre Gesamtheit erklärenden Momente zu überschauen, ja auch nur zu kennen und noch viel weniger in ihren Einzelwirkungen zu werten. Es werden Jahre nach dem Kriege verfließen, bis wir mit der alten Objektivität und Gründlichkeit die wirtschaftlichen Erscheinungen der Zeit, die wir jetzt durchleben, ganz erfassen, richtig verstehen und gerecht bewerten können. Immer wieder sollte man sich während dieses Krieges, bevor man sein Tagewerk beginnt, vornehmen, seine Urteile nur mit allen Vorbehalten und bedingungsweise abzugeben. Im Frieden sind wir gewohnt, über eine Fülle von urteilbildenden Momenten infolge der großartigen Entwicklung der Presse und unseres Verkehrswesens alltäglich von neuem zu verfügen; wir sollten gerade um deswillen den Mangel empfinden, daß uns in der Zeit des Krieges diese Informationsmöglichkeiten weder der Menge noch der Art nach in gleicher Weise zur Verfügung stehen, selbst wenn man sich der besten Verbindungen erfreuen könnte.

Unter allen diesen Vorbehalten betonen wir die großen Leistungen und den völlig unerschütterten Bestand der deutschen Gewerkschaften während dieses Krieges, besonders ihre finanzielle Festigkeit trotz der annähernd 24 Millionen Mark, die sie, im wesentlichen aus Anlaß des Krieges, seit dem 4. August 1914 an Unterstützungen geleistet haben. Ihr Bemühen, die Interessen der Arbeiter auch in der Kriegszeit nach jeder Richtung zu wahren, war selbst unter einem wenn auch nicht formellen Verzicht auf die speziellen gewerkschaftlichen Kampfmittel stets zu bemerken. Es gelang die Interessen der Arbeiter auch gegenüber den Unternehmern zu sichern, die sich als die Verfertiger von Kriegsmaterialien den Arbeitern gegenüber in besonderem Kraftbewußtsein fühlten. Das Bemühen der deutschen Gewerkschaften war es, den Krieg durch ihre Aktion nicht zu hemmen. Ganz anders die Lage der französischen Gewerkschaften, die vielfach zur Tatenlosigkeit gezwungen waren, ihre Leistungen in hohem Maße einschränkten, ja vielfach, wenn wir richtig unterrichtet sind, zu wirken aufhörten. Wieder anders stellen sich uns die englischen Gewerkschaften dar, die sich in einen ununterbrochenen Gegensatz weniger zum Kriege, als zur Durchführung der kriegerischen Notwendigkeiten zu stellen schienen. Daß man

in England ein eigenes Ministerium für die Herstellung der Munition, nicht zuletzt wegen der Schwierigkeiten, die die Gewerkschaften veranlaßten, errichten mußte, zeigt insbesondere den großen Unterschied zwischen den deutschen und den englischen Gewerkschaften. Über die gewerkschaftlichen Leistungen während des Krieges sind wir aus England nicht in der gleichen Weise unterrichtet, wie über die in Deutschland. Daß es sich aber bei den Gewerkschaften in Deutschland, Frankreich und England um durchaus verschiedene Erscheinungen handelt, das kann keinem Zweifel unterliegen. Die Kraft und das Selbstbewußtsein der deutschen Gewerkschaften hat während des Krieges in keiner Weise gelitten. Während die englischen Gewerkschaften unter dem Drucke des neuen Munitionsministeriums auf mannigfache Kampfmethoden verzichten mußten, während sie den Krieg mit einem Gefühle außerordentlicher innerer Schwächung durchleben dürften, sind die deutschen Gewerkschaften während des Krieges mit starkem Vertrauen zu sich erfüllt worden. Wie das alles nach dem Kriege wirken wird, ist heute nicht abzusehen. Es dürfte angenommen werden, daß die deutschen Gewerkschaften heute wohl die innerlich am meisten gefestigten fachgewerblichen Arbeiterorganisationen sind. Natürlich gibt es auch in ihnen mancherlei Strömungen. Aber für alle gilt das Bewußtsein der inneren Kraft, das Bemühen, die Gewerkschaften durch die Erschütterungen dieses Weltkrieges ungefährdet hindurchzuführen und nach diesem Kriege wirkungsvoll die Interessen der Arbeiter gegen Lohndruck und Verschlechterung der Arbeitsbedingungen zu vertreten, wenn die Zeit des Burgfriedens von den unverhüllten Gegensätzen der kapitalistischen Ordnung wieder abgelöst sein wird. Daß sich diese Ordnung nach dem Kriege anders gestalten wird, als sie vor dem Kriege gewesen ist, wird von manchem Vertreter der Gewerkschaften erwartet, doch ist es nicht die Absicht dieser Ausführungen, über diese sehr interessanten Strömungen in der deutschen Gewerkschaftswelt zu referieren oder kritisch auf sie einzugehen. Das, was feststeht, ist allein schon bemerkenswert genug für die Leser dieser Zeitschrift, die die Lebensäußerungen der Gewerkschaften nur aus großer Entfernung verfolgen können.

Die Gewerkschaften haben sich während des Krieges für ihre organisatorischen Leistungen, für ihr Wirken in zahlreichen Korporationen zur Lebensmittelversorgung, für die mannigfachsten Unterstützungseinrichtungen viele Anerkennung erworben; sie haben zahllose Arbeit der Selbstverwaltung geleistet und sie haben ihr organisatorisches Geschick in unzähligen Fällen zum Nutzen der Gesellschaft in die Erscheinung treten lassen. Sie haben auch sehr vieles Mißtrauen überwunden, viele Fehler verhindert und vielen neuen Methoden

Bahn gebrochen. Sie haben nicht nur durch ihre Eingliederung in zahlreiche Organisationen angetrieben und aufgebaut; sie haben auch selbständig ganz Außerordentliches geleistet. Gerade diese selbständigen Leistungen sind um so bedeutungsvoller, als die gewerkschaftlichen Organisationen während des Krieges durch seine wirtschaftlichen Wirkungen in besonders starker Weise in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Die Gewerkschaften haben infolge des Krieges ihre kräftigsten, lebendigsten und fleißigsten Mitglieder aus ihren Reihen scheiden gesehen. Anfangs September 1914 waren rund 590000, Ende April 1915 über 958000 Gewerkschaftsmitglieder zum Heeresdienste eingezogen; jetzt ist die Zahl ihrer im Kriege wirkenden Angehörigen sicherlich weit über eine Million gestiegen. Im Deutschen Holzarbeiterverband zum Beispiel stieg die Zahl der zum Heeresdienst Einberufenen, von den aktiven Soldaten abgesehen, von 27191 am 8. August auf 74791 am 15. Juni 1915. Die Zahl der Zurückgebliebenen ging in der gleichen Zeit von 125172 auf 89364 hinunter. Diese Zahlen sind überaus beachtenswert; sie zeigen vor allem, von welcher Bedeutung die organisierte Arbeiterschaft im Kampfe Deutschlands gegen eine Welt von Feinden ist; sie zeigen weiter, wie stark die Gewerkschaften durch den Weltkrieg in ihrem Mitgliederbestande in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die Zahlen zeigen aber endlich etwas vielleicht ganz besonders Bemerkenswertes: daß nämlich die Anziehungskraft der Gewerkschaften auch während der Kriegszeit nicht gelitten hat. Zählten im Holzarbeiterverband Einberufene und Zurückgebliebene rund 152000 am Beginne des Weltkrieges, so am Ende der Betrachtungsperiode rund 164000, also etwa 12000 mehr. Das ist besonders bemerkenswert, weil der Holzarbeiterverband zu den Organisationen gehört, die besonders stark unter dem Kriege gelitten haben. Die Zahl der Zurückgebliebenen sagt uns indes noch nicht viel; sie kann es aber, wenn wir sie differenzieren. Wenn wir hören, daß am 15. August von rund 120000 Zurückgebliebenen 52000 arbeitslos waren, so deutet das auf die gewaltigen Opfer hin, die den Gewerkschaften durch den Weltkrieg auferlegt wurden.

Wie ein alles zerstörendes Unheil schien der Krieg über unsere Wirtschaft einzubrechen. Die Mobilisierung legte Beschlag auf alle Verkehrsmittel, Waren konnten nicht geliefert, Roh- und Hilfsstoffe nicht herbeigeschafft werden; dabei weigerten sich die Besteller Waren abzunehmen, alle Zahlungen stockten, der Kredit versiegte, zahlreiche Betriebe wurden gesperrt und bei den übrigen schien es nur die Frage von Tagen und Wochen, bis auch sie aufhörten, ihre Maschinen laufen, ihre Arbeiter beschäftigen zu lassen. Es schien für die

Gewerkschaften, selbst für die finanziell gefestigtesten wie für den Buchdruckerverband, völlig unmöglich, den in den Satzungen in Aussicht gestellten Ansprüchen der Mitglieder Rechnung zu tragen. Die Gewerkschaften haben genau so wie das Reich zur Notgesetzgebung greifen müssen; sie haben zeitweilig Unterstützungen eingestellt, sie haben sich auf die Unterstützung der Arbeitslosen konzentriert, aber sie haben anderseits auch über den Kreis ihrer Verpflichtungen hinausgegriffen, indem manche Verbände die Frauen der zum Kriegsdienst eingezogenen Mitglieder unterstützten. Sie haben aber vielfach andere Unterstützungen auch weiter bestehen lassen und die meisten haben im Verlauf der Kriegszeit alle Unterstützungseinrichtungen, wie sie in der Friedenszeit galten, wieder eingeführt. Das war zum Teil deshalb möglich, weil die Umschaltung der Industrie für die mannigfachen Aufgaben, die der Kriegszweck stellte, eine Verminderung der Arbeitslosen herbeiführte, die indes in noch weit entschiedenerer Weise durch die starken Einberufungen bestimmt wurde, so daß die Kriegsindustrien für einzelne Berufsgruppen unter Arbeitermangel litten und sehr viele Überstunden notwendig wurden.

Von den Beamten der gewerkschaftlichen Organisationen wurden viele einberufen. Die Zurückgebliebenen verzichteten durch viele Monate auf erhebliche Teile ihres Gehalts, um eine reichliche Unterstützung der Familien ihrer einberufenen Kollegen zu ermöglichen.

Die Einstellung zahlreicher Betriebe, der schwere Druck der Kriegszeit auf die Industrie und das Gewerbe führten zu Bestrebungen, die Bundesstaaten und die Städte zu lebhafterer Beschäftigung des Baugewerbes, der Handwerke wie der Industrie zu veranlassen. Hieraus erwuchsen Bemühungen, Arbeiter und Unternehmer zu gemeinsamer Beeinflussung der behördlichen Organe zu bestimmen. So entwickelte sich eine Reihe von „Arbeitsgemeinschaften" in verschiedenen Gewerben, deren Bildung Aufmerksamkeit verdient. Sie lassen es an mannigfachen Eingaben und Kundgebungen nicht fehlen; doch wird ein abschließendes Urteil über deren Wirkung besser vertagt.

Die entscheidende Aufgabe der Gewerkschaften, die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen, konnte in der Kriegszeit nicht mit den gewerkschaftlichen Kampfmitteln, deren bekanntestes der Streik ist, erfüllt werden. Mit Kriegsausbruch wurden alle Lohnkämpfe abgebrochen. Die gewaltige Arbeitslosigkeit, die einsetzte, ließ jede Hoffnung auf Erfolge im Lohnkampfe aussichtslos erscheinen. Und doch haben die Gewerkschaften vielfach ihrer vornehmsten Aufgabe, der Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen und der Vermeidung ihrer Verschlechterung, auch während dieses Krieges nach-

gelebt. Sie haben die Aufrechterhaltung der Tarifverträge durchzusetzen verstanden. Sie haben die Versuche, die Not des Krieges zu Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen auszunützen, abgewehrt; sie haben den Arbeitern einen wenn auch recht bescheidenen Anteil an den großen Gewinnen der Unternehmer in manchen Kriegsindustrien gesichert. Freilich hat eine große Zahl von Arbeitern und Arbeiterinnen, auch von gewerkschaftlich organisierten, in der Kriegszeit schwere Not gelitten. Die eigentlichen Luxusindustrien, aber auch verwandte Industrien wie Porzellan- und Glasindustrie, kamen zum Stillstand oder arbeiteten mit außerordentlich verkürzter Stundenzahl. Auf alle Arbeiter, vor allem auf die kinderreichen Familien drückte die Teuerung schwer. Immer wieder von neuem haben die Gewerkschaften mit ihren Bemühungen eingesetzt, erhöhte Unterstützungen für die Familien der Kriegsteilnehmer, Arbeitslosenversicherungen zum mindesten für die Kriegszeiten zu schaffen und Reich, Bundesstaaten und Städte zu einer die Interessen der Konsumenten wahrenden Lebensmittelpolitik, zur Beschaffung billiger Lebensmittel und zu Preisfestsetzungen zu veranlassen. Zahlreiche Mitglieder haben die Gewerkschaften aus ihrem Beamtenstab abgeordnet, um die Selbstverwaltung der Städte im Interesse der Kriegsteilnehmer, der Arbeitslosen und der Lebensmittelversorgung durch sachkundige und eifrige Kräfte zu stärken.

Die Gewerkschaften waren auch bemüht, die Militärverwaltung sozialpolitisch zu beeinflussen; sie wiesen auf ihre Tarife hin, sie empfahlen erfolgreich den Kampf gegen das Zwischenmeistertum, gegen den Lohndruck, vor allem in der Heimarbeit. Selbst die direkte Beschäftigung von Gewerkschaften, so zum Beispiel bei der Herstellung von Uniformen, wurde durchgesetzt.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Übersicht sein, besondere Einzelheiten mitzuteilen; der Überblick genügt wohl zur Klarstellung der großen Leistungen der Gewerkschaften während der Kriegszeit, der großen Leistungen nicht bloß für die Mitglieder der Gewerkschaften und für ihre Familien, sondern auch für die ganze Gesellschaft und für die wirtschaftliche Ordnung in der Heimat. Mit dem lebhaftesten Anteil haben die Gewerkschaften auch das Schicksal ihrer Mitglieder auf den Schlachtfeldern verfolgt; sie haben die Verbindungen mit ihnen durch Übersendung ihrer Fachblätter, durch Briefe und auch durch Zusendung von Liebesgaben aufrechterhalten.

Die schwere Prüfung des Krieges haben die Gewerkschaften in einer so ausgezeichneten Weise überstanden, daß dies selbst ihre besten Kenner in Erstaunen gesetzt, ihre eigenen Leiter mit Stolz erfüllt hat. Heute denkt kaum jemand daran, so ferne auch vielleicht das Ende des Krieges sein mag, daß die Ge-

werkschaften nicht heil und sicher aus diesem Kriege hervorgehen werden. Diese Überzeugung allein beweist schon eine außerordentlich hohe Leistungsfähigkeit und eine bedeutsame Anpassungskunst der Gewerkschaften in einer Zeit und unter Verhältnissen, die ihnen Aufgaben stellten, die niemals von ihnen ins Auge gefaßt werden konnten.

Nach dem Kriege werden für die Gewerkschaften aber andere schwere Zeiten kommen — wiederum mit ganz neuen Aufgaben. Die Wiedergewinnung und Neueinreihung der vielen Hunderttausende, die aus dem Kriege heimkehren und die früher im Rahmen der Gewerkschaften wirkten, wird eine große volkserzieherische und entscheidende soziale Aufgabe sein. Der Ablauf aller Tarifverträge nach dem Kriege wird die Gewerkschaften vor die Verpflichtung einer Neuordnung des ganzen Arbeitsvertragswesens, einer Anpassung der Lohnsätze an die gesteigerten Lebensmittelpreise stellen. Die zahlreichen Ersatzkräfte, die während des Krieges an Stelle der zum Heeresdienste Eingezogenen wirkten, werden die Fürsorge der Gewerkschaften in Anspruch nehmen. Die Kriegsinvaliden werden die Gewerkschaften vor neue Probleme stellen. Eine Überfülle von Pflichten und Aufgaben, die in mannigfacher Hinsicht unter ganz neuen Gesichtspunkten zu betrachten sein werden, wird sich für die Gewerkschaften ergeben. Sie sollten bei der Neuordnung unserer Wirtschaft nicht übergangen werden; sie werden sich aber vielleicht nach dem Kriege die dauernde Anerkennung erkämpfen müssen, die ihnen während des Krieges auch von ihren Gegnern gezollt werden mußte.

Wir werden erst im Frieden sehen, welche gewaltigen Opfer unserer Wirtschaft der Krieg auferlegt hat. In der Zeit des kommenden Friedens sollen sich die Gewerkschaften neuerlich bewähren, wie sie es im Kriege so glänzend getan haben.

Die Fürstin

Erzählung von Bruno Frank

(Zweite Fortsetzung)

26

Fieberhaft eifrig machte sich Matthias zu eigen, was in den Zeitungen über die russischen Ereignisse berichtet wurde. Er hielt es zu solchem Zwecke sogar in den Kaffeehäusern aus, die ihm mit ihrer verdorbenen Luft und ihrer elenden Musik sonst verhaßt waren. Aber die Berichte schienen ihm ungenügend, sie waren ihm zu knapp, zu allgemein, zu politisch. Erschütternde, ja grauenvolle Einzelheiten wären ihm recht gewesen, die ihm das Mitleid und den Zorn in stärkeren Fluten zugeführt hätten. Doch was er so von den Szenen des Entsetzens erfuhr, die sich dort, in den Dörfern besonders des einen südrussischen Gouvernements abspielten, auch dies Wenige genügte, um sein Blut in Bewegung zu halten.

Auch er litt nun. Und gern hätte er in seiner Einsamkeit Kasteiung und Marter auf sich genommen, um denen dort zu helfen. Aber er war zu erwachsen, um an jenen einstigen Entbehrungen noch sein Genügen zu haben, ja er schämte sich, daß er früher einmal so töricht gewesen war zu glauben, es sei fruchtbares Märtyrerwerk, spärlich zu essen und rauh zu schlafen.

Es war wenig gewesen, nichts ... Aber war es wirklich besser, völlig untätig in einem hübschen, weißmöblierten Pensionszimmer zu sitzen, zwischen der elektrischen Tischlampe, dem Nickelhahn für warmes Wasser und der Glocke für die Dienerschaft? Matthias besaß wenig ironisches Vermögen, aber er besaß die Fähigkeit zur Zerknirschung, und wilder Zerknirschung gab er sich hin.

Nicht immer freilich, nicht völlig war er ohne Trost und Licht. Es genügt, daß Einer leidet, so vermochte er in gewissen Augenblicken zu denken — ja, dies genügt. Wenn wirklich der Schmerz, wenn Scham und Mitleid lebendig und heiß durch ein Herz fließen und es ganz erfüllen, dann ist's nicht weniger als hätten sie dies Herz zu Taten oder zu körperlichen Qualen geführt. Alle Märtyrer waren im Irrtum, sie waren Narren, oder sie waren halb wahr und halb gläubig und mußten sich vor sich selber beweisen. Jawohl, es genügt wirklich, wenn

Einer, gleich mir, auf einem hübsch weißlackierten Rohrstuhl in seinem Zimmer sitzt und ein so maßloses Weh empfindet ...

Aber dies ging rasch vorbei wie ein Augenblinken, und sogleich wußte er nichts mehr davon.

Eigentümlich hatte sich in Lenas Hause seine äußere Stellung verändert. Alle Besucher empfanden, ohne sich wohl Rechenschaft davon abzulegen, daß jetzt ein gleichgültig Geduldeter zwischen ihnen saß. Solange Frau Gontard ihn geliebt hatte, war ihr Ansehen mächtig genug gewesen, um Matthias einen Halt zu bieten; von ihm aus brauchte es nichts dazu. Nun war er eine losgelassene Marionette, die hinstürzt. Keinem fiel es mehr ein, sich im Gespräch auch einmal zu diesem stummen jungen Menschen hinzuwenden. Mit genauer Not reichte man ihm die Hand, abgekehrten Gesichts sogar, wenn es sich just ergab.

Dies kränkte ihn nicht; kaum daß er es bemerkte. Ja, als eines Tags der schöne Ernesty die Unachtung so weit trieb, ihm zu sagen: „Ach mein Bester, gehen Sie doch einmal hinaus an meinen Überrock, mit Seal-Otterkragen der, ich habe mein Zigarrenetui vergessen," stand er mechanisch auf, um den Befehl auszuführen. Und erst unter der Zimmertür kam ihm der Gedanke, daß diese Aufforderung in ihrem Haus eine Ungezogenheit Lena gegenüber bedeute; sich selbst zog er nicht in Rechnung. Er schloß die Türe wieder, ging zurück und setzte sich mit nachdenklichem Gesicht auf seinen Stuhl.

Kein Zweifel, daß ihm wenige Wochen zuvor ein solch schiefer Zustand noch unerträglich gewesen wäre. Tag um Tag wiederholten sich ja, nur weit reale, die Peinlichkeiten jener Teestunde dort überm Meer. Aber er war inzwischen in eine Tiefe des Leids und der Selbstmißachtung hinabgeglitten, in der sein Herz der äußeren Anlässe entraten konnte ... So spürte er in seiner Qual nicht Nadelstich noch Schlag.

Hätte er aber auch jeden gespürt, es würde ihn nicht gehindert haben, sich mehr denn zuvor unter Frau Gontards Gästen zu zeigen. Denn es waren die russischen Geschehnisse, von denen hier, ausschließlich beinahe, nun geredet ward, und er vernahm Deutlicheres als aus den Zeitungen.

Er lauschte mit ganzer Seele, heißen Willens sich zu empören, nicht allein weil er dunkel wußte, in solcher Empörung liege eine Rechtfertigung seines mißführten Lebens: darum besonders weil hier der Weg zu führen schien, auf dem er sich Lena wieder annähern könnte ...

Immer tauchte in den Gesprächen, denen er beiwohnte, der Name des „Generals" auf, der Name des Gouverneurs jener Provinz — als der des letzten

Urhebers aller Greuel. Als der eines Elenden, der auch in den Jahren des Mißwachses, der Teuerung, von seiner erpresserischen Strenge nicht abließ; der, wenn sich die arme dumpfe mißhandelte Bevölkerung aufzulehnen drohte, ihren Zorn nicht besänftigte, sondern zu bestialischer Wut anfachen ließ — mit der Zielrichtung auf Jene, die sich nicht wehren durften, die nicht viel mehr galten als rechtloses Vieh, die zu verfolgen, ja auszutilgen noch ein frommes Werk war, die zu schädigen und zu morden noch reiche Beute eintrug: die Juden.

„Es wird niemals besser werden," wurde wieder und wieder gesagt, „solange der dort ist — Kiprjanoff."

„So Gott will," sprach wohl ein Anderer dagegen, „wird er nun bald Flügeladjutant beim Zaren oder Hausminister!"

Unter denen, die sich so vernehmen ließen, waren Leute, die niemals zuvor hier gesehen worden waren, und bei ihren nachmittäglichen Zusammenkünften handelte es sich um helfende Taten: um eine Kollekte, eine Versammlung, um einen Vortrag, ein Konzert . . .

Jener Doktor Straßburger fand sich des Öftern ein, der damals Frau Gontard die erste Nachricht überbracht hatte, ein dünner nervöser Gelehrter; irgendwelche ausgestorbenen oder aussterbenden Sprachen waren seine Sache. Leider wurde er leicht verlegen, überhastete sich dann, geriet sogar ins Stottern und war alles in allem kein sehr gemütlicher Zimmergenosse. Aber Matthias sah hinter den Brillengläsern die milden und tiefen Augen und wußte, was er zu denken hatte. Übrigens wurde ihm von Doktor Straßburger keineswegs mehr Beachtung zuteil als von den Anderen.

Am nachdenklichsten stimmten Matthias einige bleiche, stets in Schwarz gekleidete Männer, die aus jenen bedrohten Strichen selbst herstammten. Sie hatten sich vor Jahren miteinander in die deutsche Hauptstadt geflüchtet und brachten nun hier, der Mehrzahl nach in irgendeiner rituellen Beschäftigung, ihr Leben hin. Einige von ihnen trugen Bärte, einige aber erschienen stets frisch rasiert bei Frau Gontard, mit eigentümlich verwundeten Wangen: an ihren Leib durfte kein Messer kommen, und so ließen sie, was die Schere nicht fortnahm, durch rauhen Bimsstein entfernen. Diese Männer erzählten höchst leidenschaftlich, mit gewaltigem Aufwand an Gesten, in gedehnten und weichen Nasallauten. Ohrenbetäubend war es, wenn sich mehrere von ihnen gleichzeitig einfanden, denn leicht gerieten sie ins Streiten, vergaßen ganz die Umgebung und hielten sich, ohne aufhören zu können, in wehleidigen oder auftrumpfenden, übrigens unverständlichen Worten ihre Irrtümer vor. Doch auch vor ihnen spürte Matthias, daß man sie lieben dürfe.

Mit Unlust sah er, wie sich zu diesen armen Hergewanderten manche der gesicherten, wohlhabenden Helfer verhielten. Hauptsächlich einigen Damen, die stets ein wenig zu laut, zu familiär und zu elegant erschienen, war er abgeneigt. Er sah spöttische Blicke des Einverständnisses hin und her gehen, Blicke, die vor Jenen eine Kluft aufrissen: mit euch haben wir nichts zu tun, bedeutete das gewiß, obwohl wir euch in Gottes Namen beistehen wollen ... Aber Matthias irrte, er glaubte boshafte Kälte zu sehen dort, wo nichts war als weiberhafte Aufgeblasenheit.

Rümelin erschien selten in diesen Wochen; es zeigte sich, daß er als Einziger sein Betragen gegen Matthias nicht verändert hatte. Er behandelte ihn wie in jener ersten Zeit völlig als Gleichstehenden, mit einer redlichen Höflichkeit, die umso eindrucksvoller war, als sie kein Lächeln hatte.

Aber nicht daran wuchs Matthias' Verehrung, sondern im Angesicht der gütigen und vornehmen Art, die er Rümelin vor jenen bleichen, sonderbaren Gästen bewahren sah, jenen nicht unmittelbar sympathischen, überlebhaften und ungepflegten Angehörigen des zurückgebliebenen Teils einer Rasse, die ihm fremd war. Er hatte für eine festliche Veranstaltung sein Mitwirken verheißen, die man zu Gunsten der Verfolgten plante; ohne Entgelt würde er eine Stunde lang sich vom Vortragspulte hören lassen, und bei dem Zauber, den sein Name ausübte, bedeutete dies einen Gewinn von Tausenden ...

Wenige Tage fehlten. Rümelin war gekommen, um noch einiges Äußere zu bereden; vielleicht weil er eine allzu zahlreiche Gesellschaft vorfand, verweilte er nur kurz. Er verabschiedete sich von Frau Gontard, dann trat er zu Matthias und bot ihm die kühle und feste Hand, und Matthias fühlte, daß er sich von dieser Hand, ja vom ersten Wort eines solchen Mannes zu jedem Tun getrost würde führen lassen. Er empfand eine schmerzliche Ehrfurcht, die ihn daran hinderte, zu Rümelin aufzusehen; und um seinen Blick zu vermeiden, verneigte er sich tief.

27

„Habe ich dir eigentlich einen Platz für heute Abend gegeben?"

„Ja, danke Lena, ich freue mich sehr ..."

„Freuen ...?!"

„Nein, freuen natürlich nicht. Sage, wird es viel einbringen? Wird es auch wirklich etwas nützen?"

„Ein wenig," antwortete sie freundlicher, „ein wenig wird es schon nützen. Und dann: wir sind ja nicht die Einzigen. Überall wird gearbeitet, in London,

in Wien, in New-York . . . Nur freilich, die Toten stehen nicht mehr auf davon."

„Es ist jetzt ruhig dort, wie? man verfolgt keinen mehr?" Matthias fragte, aber er wußte es.

„Ja," sagte sie müde und sie sprach wie von einer Sache, die man allzuoft beredet hat, „er ist ja nun fort . . ."

„Er ist fort?" wiederholte Matthias, ohne den Namen zu nennen. „Abgesetzt doch nicht? Aber nein, natürlich nicht."

Daß sie einander so ohne Bezeichnung verstanden, gab ihrem Gespräch etwas von früherer Wärme zurück.

„Ach nein," antwortete Frau Gontard mit einem Seufzer, „nein, Matthias, der wird nicht abgesetzt. Er ist fortgefahren nach vollbrachten Heldentaten, an die Riviera . . . spielt, amüsiert sich wie alle diese Leute."

„Jetzt schon?" Matthias wußte von irgend einem Anlaß her, daß es üblich sei, jene Gegenden erst tiefer im Winter aufzusuchen.

„Er muß doch zum Neujahrsempfang in Petersburg zurück sein," sagte Lena, immer ohne den Namen zu nennen — so wie Dienstboten von einer Herrschaft sprechen, die sie hassen. „Er darf doch keinen Empfang versäumen! Damit schließlich ein Anderer zum Minister gemacht wird! Und da unten ist es auch im Dezember schon ganz schön. Da kann man schon ganz prächtig das Judengeld für Baccarat und Kokotten draufgehen lassen, glaube nur . . ."

„Und übers Jahr fängt es von Neuem an," sagte Matthias erschüttert. Ein Ruck geschah in ihm, die heißen Quellen in seinem Herzen brachen auf. Der knabenhafte Rausch war wieder da, der Rausch des Hasses gegen alles was unterdrückte und was grausam war. Wenig hätte gefehlt und er wäre in begeisterte Worte ausgebrochen, in seine unbestimmten wilden Kampfrufe . . . Er konnte es wagen, Lena in die Augen zu blicken . . .

„Ich muß lernen," sagte sie. „Ich sehe dich abends. Komm ins Künstlerzimmer, wenn Rümelin gesprochen hat."

Schon war sie im Nebenraum. Matthias wagte gar nicht unter die Tür zu treten und sich nochmals zu zeigen. Er stammelte behindert: „Ja, danke, auf Wiedersehen", und schlich hinaus.

28

Ziemlich spät erst, nach mehreren musikalischen Vorträgen und nachdem Frau Gontard klug nuancierend eine Reihe von agitatorischen Dichtungen zu Gehör gebracht hatte, nahm Rümelin das Wort. Der Programmzettel gab nicht an, was er lesen würde, und niemand hätte es vorausgesehen.

Rümelin las in seiner bewunderten einfachen Art zwei Kapitel aus den Memoiren des Fürsten Krapotkin. Er las einiges über die Zustände vor Aufhebung der Leibeigenschaft, dann eine kurze Charakteristik des Kaisers Alexander des Zweiten und seines Todes, endlich ein paar Seiten über die Tätigkeit der berühmten „dritten Abteilung" und über die Paulsfestung. Kein Wort von den Juden. Aber wie er las — und dabei schienen ein Zögern oder ein Leiserwerden der Stimme seine einzigen Kunstmittel zu sein — türmte sich als ein unheilvoll finsterer Wall das russische Reich in die Höhe, und die Seelen der Zuhörer wurden in Grauen, Angst und Entzücken versetzt.

Matthias zitterte auf seinem Stuhle; wie gut kannte er noch dies Buch! Er schloß die Augen, lauschte und wußte kaum, ob um ihn die einsame Mansarde der Lehrerswohnung sei oder das ungeheuere, brausende Schweigen der Festung. Rümelins ruhige Stimme, der gerade ihre mundartliche Tönung heute etwas eigentümlich Priesterhaftes gab, veränderte sich unmerklich ... Glocken klangen. Rümelin las:

„... Nicht der geringste Ton war vernehmbar außer dem Knarren der Stiefel meiner Schildwachen und dem Läuten der Glocken auf der Festungskathedrale. Sie läuteten nach jeder Viertelstunde, je nachdem ein, zwei, drei oder vier Mal ein ‚Herr erbarme dich unser', Gospodi pomiliui ..."

Als Matthias sich durch die Menge gedrängt und den rückwärtigen Aufgang gefunden hatte, kamen ihm Rümelin und Lena bereits entgegen. Er empfand einen Stich in der Brust vor dieser Vergeßlichkeit und Lena erschrak ein wenig ... Sie sagte: „Unten wollten wir auf dich warten." Er war ihr dankbar für die Lüge.

Ein solides Restaurant in der Stadtmitte wurde gewählt, mit unmodischem, ja etwas spießbürgerlichem Publikum. Doch auch hier wurde es still, als sie eintraten. Bewunderung und Liebe strömten den Beiden nach, beinahe körperlich fühlbar. Matthias verzog seine Schultern unter dem Einfluß. Dann saßen sie, durch einen Wandschirm verborgen, an angenehmem Orte.

„Lebt dieser Krapotkin eigentlich noch?" fragte Lena, als der Kellner mit seiner Bestellung gegangen war. „Er müßte schon alt sein. Sprach er nicht von Nikolaus dem Ersten?"

Rümelin neigte das Haupt nachdenkend ein wenig zur Seite, mit einem freundlichen Ausdruck, der um Entschuldigung bat.

„Wirklich, ich weiß es nicht ... ich kam ganz zufällig an das Buch. Er könnte wohl noch leben, ja, — ich glaube, in den Vierziger Jahren ist er geboren ..."

„Zweiundvierzig," sagte Matthias, es kam wie aus der Pistole geschossen. Er wurde glühend rot dabei.

„Zweiundvierzig," bestätigte Rümelin mit einer überaus höflichen Geste. Lena wandte nicht ihr Gesicht. Sogleich begann es in Matthias zu wühlen. Als längst niemand mehr an seine Äußerung dachte, verwundete er sich noch immer mit Vorwürfen. Wie albern, wie eitel, mit einer präzisen Zahl sich einzumischen! Er verachtete sich dafür und starrte noch außer sich auf das Tischtuch nieder, als schon aufgetragen wurde.

Man aß ohne Aufmerksamkeit und mäßig. Rümelin und Matthias nahmen beinahe nichts.

„Wovon leben Sie eigentlich, Rümelin?" sagte Frau Gontard mütterlich. „Seit zehn Minuten zerlegen Sie ein Crouton, und dabei ißt man Croutons doch überhaupt nicht mit, das müßte ein so eleganter Held unbedingt wissen . . ." Aber sie rührte, mit ihren Gedanken beschäftigt, auch selbst nicht viel an, und bald ließ man abnehmen.

„Von den russischen Juden sagt er wohl nichts, Rümelin, Ihr Fürst?" Lena fand es nicht nötig, dem Gespräch erst wieder einen Anfang zu geben.

Rümelin besann sich: „Ich glaube nicht . . . ja doch. Einmal läßt er von Krakau aus verbotene Bücher über die Grenze schmuggeln, und er will den jüdischen Schmugglern, die sich für ihn riskieren, sein ganzes Geld lassen. Er schüttet seine Börse vor ihnen aus und erklärt, nur so viel wolle er behalten, um dritter Klasse nach Petersburg zu kommen. Aber das erlauben sie nicht. Weh, weh, rufen alle, was Sie sagen! So ein Edelmann dritter Klasse reisen! Niemals! Nein, nein . . . Und er darf ihnen nur eine Kleinigkeit bezahlen."

Matthias dachte: Rümelin sagt weh, weh. Sicherlich steht waih, waih in dem Buche. Er sagt es nicht vor Lena.

„Und sonst erzählt er nichts von ihnen?" fragte Lena, der das nicht genug war. „Ja, so ein russischer Edelmann — ich weiß schon, wie die sind. Juden sind keine Menschen für diese Leute. Vielleicht werden sie vom Bauernelend gerührt, das kann vorkommen. Bauern, wohl, warum nicht, aber Juden, Juden . . ."

Rümelin schüttelte den Kopf. „Von ihm glaube ich das nicht," erwiderte er behutsam. Und es war, als bürge er sanft für einen Bruder. Matthias erzitterte vor Hingebung das Herz.

„Hoffentlich lassen sie unser Geld ohne Schwierigkeit passieren," sagte Rümelin, der wohl noch bei der Schmugglergeschichte war. „Wir haben doch einen sicheren Mittelsmann?"

Lena entgegnete leidvoll: „Der ist sicher. Wir haben ihn erprobt. Es ist ja nicht das erste Mal."

„Nein ... aber darf man nun nicht hoffen, es sei das letzte? Für jetzt haben die Verfolgungen doch aufgehört, die Blätter jedenfalls sagen das."

„Für jetzt!" Frau Gontard hatte sich, das Kinn auf ihren beiden blassen Händen, über die Tischkante vorgestützt und schaute zwischen den Männern ins Leere. „Für jetzt, ja ... Seit vierzehn Tagen ist er ja in Nizza. Aber das letzte Mal ist es nicht," sagte sie, und ihr Antlitz war das einer hoffnungslosen Seherin, „das letzte nicht ... So lange es dort Mißjahre gibt, so lange man in den Mißjahren die Steuern nicht heruntersetzt, so lange man zur Deckung das Vieh aus den Ställen holt und verkauft, so lange man dann für die Wut der Bauern ein Ziel braucht ... So lange er wieder kommt," schloß sie und richtete sich mit einem schweren Seufzer in die Höhe.

Rümelin fragte: „Was ist das nur für ein Mensch, dieser Kiprjanoff? Ist er noch habgieriger als die Anderen? Wird in seiner Provinz noch mehr als anderswo unterschlagen und bestochen, daß es so abscheulich zugeht?"

„Ja ... auch ... aber das ist es nicht allein. Dieser Gouverneur ist ein Teufel, Rümelin! ein Teufel," sagte sie, sie rief es beinahe und hielt vor ihr leichtverzerrtes Gesicht eine zur Kralle gekrümmte Hand, was nicht im Geringsten lächerlich wirkte. „Ein Teufel," sagte sie zum dritten Male, „es macht ihm Freude."

Nach einer Pause fuhr sie leise fort: „Notowitsch hat mir von ihm erzählt. Sie kennen Notowitsch, Rümelin, nicht wahr? Sie haben ihn bei mir getroffen ... dieser bleiche Kleine. Nun, er weiß manches über den General. Schon im Kadettenkorps, als er Schüler der ersten Klasse war, hat er sich ausgezeichnet ... Man quält da die Jüngeren, wissen Sie, die Neuangekommenen, und es scheinen böse Zustände zu sein ..."

Matthias dachte: Auch Krapotkin erzählt es schon ... Aber er sagte es nicht.

„Ja, aber Kiprjanoff trieb es zu bunt. Ganz allein die Freundschaft mit einem der Großfürsten rettete ihn damals ... Er war nämlich befreundet mit einem Großfürsten, sehr befreundet, wissen Sie ... sonst wäre es ihm wohl schlecht ergangen, sogar in Rußland. Einer von den Kleinen, den Neuen, war nämlich unbotmäßig gewesen, wie es die in der ersten Klasse nannten, er hatte irgendeinen Befehl nicht ausführen wollen — und da verurteilte man ihn zum Tode."

„Zum Tode ...?" sagte Rümelin und schüttelte mit zusammengezogenen Brauen den Kopf.

„Vielleicht hätten sie ihn nicht gerade sterben lassen ... Aber auf Kiprjanoffs Vorschlag, denn er war der Beleidigte und hatte die Strafe vorzuschlagen, wurde so verfahren: man errichtete in einem abgelegenen Zimmer ein Bretter-

gerüst, oh, einfacher Konstruktion, und der Kleine wurde darin aufgehängt, nackt. Sein Kinn und sein Hinterkopf lagen auf einem Bretterrahmen, und so schwebte er gebunden an Füßen und Händen, ohne den Boden zu berühren, frei in der Luft. Abends als man schlafen gehen sollte, wurde er installiert, und man ließ ihn so bis in die Frühe. Aber die Fenster standen offen, wissen Sie, Rümelin, und es war Winter, russischer Winter, vielleicht zwanzig Grad Kälte ... Notowitsch erzählt, der Kleine sei nachträglich gestorben. Er erzählt auch, daß Kiprjanoff die ganze Nacht bei ihm ausgehalten habe, — in einem hübschen Pelz natürlich — daß er zuletzt, wie die Andern müde waren, allein noch geblieben sei, und daß er allerhand Dinge mit dem Verurteilten getrieben habe in dieser langen Winternacht. Aber ich weiß nicht, ob Notowitsch das wissen kann ... Sicher ist, daß man den General in Paris aus öffentlichen Häusern hat polizeilich hinausschaffen lassen, seiner Bestialität wegen. Nun, und tausend Juden sind doch gewiß besser als so ein Mädel aus der französischen Provinz, das sich für ein paar Louisdors mit freundlichem Lächeln alles antun läßt. Denn wenn die Opfer lächeln, so ist es doch nur das halbe Vergnügen ..."

Sie schwieg zitternd, erschöpft, und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück. Ein Totenschweigen trat ein. Man hörte von den andern Tischen undeutliches Gespräch und Gabelklappern.

Endlich sprach Rümelin mit ganz leiser Stimme einige Worte. Er sagte: „Es wird schon einen Dolch für ihn geben. Sicherlich ..."

29

In diesem Augenblick war es Matthias, als stürze mit dem summenden Saal die Welt über ihm ein, es dröhnte und rauschte, ihn dünkte es, als verlöre er seine Schwere. Aus den stürzenden Trümmern stieg er auf, hob sich empor, schwebte irgendwo im leeren Raum. Nun gab es nichts mehr zu zögern ... Mit Anstrengung verließ er seinen Platz, nahm den Mantel, den Stock, murmelte ein Wort sich zu entschuldigen. Er verbeugte sich gegen Rümelin, der etwas zurückfragte, er reichte Lena die Hand, die sie ohne Erstaunen, weit abwesend wohl, entgegennahm ...

Nur jetzt gerade gehen! dachte Matthias; viel schien ihm darauf anzukommen, daß er jetzt nirgendwo anstoße. Mit finsteren Brauen, den Blick auf den schmalen roten Läufer gesenkt, schritt er zwischen den Tischreihen hindurch und gewann den Ausgang.

Nicht rechts noch links anzustoßen, auch in Gedanken nicht, darauf kam es

nun an. Notwendiges durch Überlegung befestigen zu wollen, brachte Gefahr... Matthias verbot es sich, während ihn das Automobil durch die Stadt trug.

Wie ein Schiffer, der quer übern See will, brauchte er einen Sichtpunkt, ein Nächstes, gerade vor ihm Liegendes, um mit den Blicken dort einzuhaken und sich selber heranzuziehen. Das Pensionszimmer, in dem er nun sogleich Vorbereitungen für seine Reise zu treffen hatte, war ein zu breites Ziel. Auch vom Reisebedarf an Kleidung und Gerät glitt er ab und versammelte seine inneren Kräfte auf einem Gegenstand, von dem er zollgenau wußte, wo er lag ...

Es war ein leicht gekrümmtes malaiisches Dolchmesser, ein Geschenk Lenas, das die linke, hintere Ecke seines Schreibtisches überquerte, ein schön geschmiedetes Ding, mit elfenbeinernem Griff der einen Schlangenkopf vorstellte, in einer Scheide aus grünem Maroquin. Diese Scheide, obwohl orientalischer Arbeit, war nicht für das Messer gemacht, sondern für eine gerade Waffe und die Klinge stieß sich in ihr. Während der ganzen Fahrt ließ Matthias den Dolch in Gedanken nicht los. Doch als er sein Zimmer betrat, warf er keinen Blick auf das Richtziel; er war fürs Erste angekommen.

Viel war zu tun — und in höchster Eile. Eile tat bitter not. Jeder Augenblick des Verzugs, des Einhaltens bedeutete innere Gefahr ... Nicht um mehr als eine Stunde tiefer in der Nacht erreichte Matthias den Bahnhof. Er verschmähte es oder er durfte es vor sich selber nicht wagen, einen genauen Reiseplan zu erkunden; mit dem ersten Zuge, der ungefähr die Richtung nahm, fuhr er nach Süden.

Wenige Stunden später hatte er die Linie zu wechseln, und dann erst, allein in seinem Coupé, war er für längere Zeit in Ruhe. Heftig überkam ihn nun und mit einem Mal die Müdigkeit. Er hatte nicht mehr Muße, es sich bequem zu machen, das Haupt sank ihm gegen die Polster, und er schlief.

Einmal erwachte er ein wenig: durch die Fenster kam schon ein Tagesschein. Undeutlich sah er ihn aus halbgeöffneten Augen. Eine Bauernlandschaft — Wälder, Felder, Hügel — war es nicht der Ort seiner Kindheit? Ein wenig weiter — diesen Baumbestand noch — und das Haus seines Vaters war da. Aber ihm blieb nicht die Kraft und nicht die Zeit, um Sehnsucht zu fühlen, alles versank schon in einem schwarzen Rauschen. Noch während der Zug den kurzen Tunnel durchfuhr, war Matthias wieder in seinem schweren Schlaf.

30

Die gelbe, allzuneue Reisetasche in der Hand trat er am späten Abend in die

Halle hinaus. Vor der Tafel dachte er: „Mailand ist schöner als Milano. Mailand . . ." Doch es fuhr ein eisiger Wind durch den Bahnhof.

Matthias überschritt die Gleise und trat unter den zur Stadt führenden Ausgang. Er vermochte sich nicht von der Vorstellung zu befreien, daß, war auch der Bahnhof unwirtlich, doch die Stadt selber — Mailand, beim ersten Blick etwas vom Frühling haben müsse. Aber ein nordischer Novemberwind fiel ihn auf dem trostlosen Riesenplatze heulend an. Eine schlecht beleuchtete Öde . . . Matthias ging fröstelnd zurück und fand den Speiseraum. Mehrere Stunden lang hatte er zu warten . . .

Da er sonst nicht viel zu benennen wußte, so bestellte er sich in seiner Ecke stammelnd eine Kotelette und verzehrte sie, ohne zu bemerken, wie schlecht sie zubereitet war, ganz mit seinem nächsten Ziel beschäftigt. Wie sollte er dem Kellner den nächsten wichtigeren Wunsch verständlich machen? Schließlich fiel es ihm ein, französisch zu sprechen. Dort unten würde er ja den ganzen Tag französisch zu sprechen haben. Den ganzen Tag? Er hatte mit niemand ein Wort zu wechseln . . .

„De quoi écrire, s'il vous plaît!"

Der Kellner verbeugte sich tief vor dem eleganten jungen Herrn, eilte und kam mit dem Schreibzeug zurück. Matthias blickte an sich herunter, erstaunt über den Respekt, der ihm in fremder Umgebung erzeigt wurde. Seine Augen suchten am Kleiderhaken den weichen Hut, den dunklen Herbstmantel, eine Ecke des silbergrauen Seidenfutters war umgeschlagen und sichtbar. Gut — es gehörte zu seiner Aufgabe, in eleganter Umgebung nicht aufzufallen.

Seine Aufgabe . . . seine Aufgabe. Das Wort ließ ihn nicht los, unter der Hand veränderte es den Sinn. Ach, elegant oder nicht, noch immer lief er in seinem Schülerjäckchen vom vorigen Jahr herum. Aber nicht lange mehr . . .

Der breite Raum war mäßig besetzt. Matthias zunächst unter der großen Uhr an der Schmalwand nahm eine englische Familie, Vater, Mutter und zwei lange Söhne schweigend ihre Mahlzeit ein. Ein kleiner struppiger Bahnbeamter kam plötzlich schnellen Schrittes durch die Mitteltür, machte Halt, klingelte und rief eine Reihe von Namen aus, doch so, daß es klang, als sänge er ein einziges langes Wort. Er verschwand.

Matthias beugte sich über das wenig saubere Löschblatt, schob den Bogen zurecht und begann in seiner noch schülerhaften, ein wenig dünnen, schiefliegenden Handschrift den Brief . . .

Kurze Sätze kamen, wie sie das Volk in seinen Briefen schreibt. Und nach

jedem von ihnen ruhte er aus, in einer Haltung, als sei er müde geworden. Es wurde ein ungelenker kleiner Brief, ungelenk und kalt vor allem deshalb, weil ihm weder das Ziel seiner Reise noch auch Lenas Gesicht klar vor Augen waren. Er schrieb ins Leere hinein.

Seine liebende Qual war ganz vergangen, hatte weichen müssen, seitdem ihn ein dumpfer Wille vorwärts trieb. Es war, als habe Lena den Ort gewechselt und breite ihm nun, aber aus dem Nebel heraus, in fragwürdiger Gestalt, vom Reiseziel die Arme entgegen ... Dieser Brief, der ihr in Worten zu ungeschickt um anzudeuten, die Tat ankündigte, er war unnütz, Matthias schrieb ihn nur in einer Empfindung des Herkömmlichen ... Hatte er nicht vor langer Zeit — vor Monaten? — wann? — in einer Fuselkneipe einen ganz ähnlichen Brief an seinen Vater geschrieben, überzeugt davon, wie heute, daß er ins Leere redete und daß seine Worte den Vater nicht erreichen könnten?

Matthias saß da vor seinem festgerammten Marmortischchen im trüb beleuchteten Saal, wie in dickem Nebel ... Sorgfältig befeuchtete er die blaue Freimarke, brachte sie sorgfältig an und verschloß das Kuvert. Während er die Adresse schrieb, kam ihm ein neuer Zweifel ... Hatte er überhaupt die Wahrheit geschrieben? So rasch stehen die Buchstaben da ... ein wenig Tinte. Aber seine Tat, die von ihm abhing, bewies irgend etwas, daß sie geschehen würde? Niemand als er hatte hier etwas zu wollen, zu beschließen. Und Beweise gab es nicht. Freilich, er saß in dieser Nacht auf einem fremden Bahnhof, bereit, eine weite Reise fortzusetzen. Aber so Viele reisten ... Türen gingen auf, Gäste erschienen, von beladenen Trägern gefolgt; Leute, die hier auf späte Nachtzüge warten wollten, ganz wie er. Unterschied er sich so von ihnen, wie sein Brief es behauptete?

Dieser Brief hier, der vor ihm lag, frankiert und mit der Adresse versehen — mochte seine Bestimmung ungewiß sein — er war noch das einzig Wirkliche und Feste. Was galt ein Entschluß, der nur im Gehirn lebte und so schwach lebte, der künstlich erhalten werden mußte ... Diese Zeilen von seiner Hand, sie waren doch nun eine Sache der äußeren Welt, sie standen doch nun da als faßbare Zeugen seines Willens. Eine Ahnung von der ewigen Abgeschiedenheit alles Geistigen streifte Matthias.

Er hatte wirklich mit der Lust zu kämpfen, den Umschlag zu öffnen, das Geschriebene von Neuem zu überlesen. Er widerstand hauptsächlich, weil er die Postmarke nicht verloren geben mochte, der Instinkt sparsamer Bauern machte sich schüchtern Bahn in ihm. Übrigens war sein Verlangen ja lächerlich. Hatte er denn an sich selber geschrieben? Vielleicht ... Gedanken mancher Art streif-

ten mit dem Flügel seine Schläfe, machten ihn blinzeln und waren davon. Recht unberaten und verlassen saß er da in seiner Ecke.

Aber völlig dem Ungewissen preisgegeben war er ja nicht! Mit einem Lächeln und hastig nahm er aus der Innentasche seines Jacketts den Dolch und zog ihn am elfenbeinernen Griff aus der weichen, grünledernen Scheide. Nun lag die Waffe quer über dem weißen Briefumschlag und gab einen Schimmer von Gewißheit ...

Was da dunkel schimmerte, war mehr als Stahl, war auch Rümelins ermahnendes Wort — ausgesprochen dort, weit da hinten in der Helle, hinter tausend dunklen Äckern. Gut war es, dachte Matthias, daß gleich einer zur Hand war, als Rümelin von einem Dolche sprach. Einen Revolver kaufte man sich beim Waffenhändler, wo aber kaufte man in der Eile einen guten Dolch?

Lächelnd blickte er auf sein Beweisstück nieder. Aber der bläuliche Schein der Klinge erlosch, denn ein Schatten fiel über den Tisch. Der Kellner stand da, beugte sich vor, flüsterte erschrocken und aufgeregt hinter der Hand und wies auf die Waffe. Zu wiederholten Malen verstand Matthias das Wort prison, ausgesprochen mit einem sehr gerollten R und einem unvollkommenen Nasallaut. Eilig schob er Leder und Stahl zusammen und verbarg sein Eigentum an der Brust. Der Kellner verbeugte sich zustimmend, wedelte mit seinem Tuche und gab das Licht frei.

Ich muß ihn sehr belohnen, sagte Matthias zu sich selbst, und er bat um die Rechnung. Offenkundig hatte Gefahr gedroht. Es war ihm, als habe er zu einem Stoße ausgeholt, und als sei ihm Einer in den Arm gefallen. Mit Recht freilich — denn noch war es zu früh. Aber sein Abenteuer begann.

Matthias legte Geld auf das Tischchen, und an dem tief sich Verbeugenden schritt er vorbei nach dem Ausgang. Aber mitten im Saal, unter dem großen trübbrennenden Lüster, blieb er stehen, gehemmt.

Sein Abenteuer! Hatte er nicht von seinem Abenteuer zu sich gesprochen? Oh, aber dann stand es wirklich so, daß er nicht wußte, was er zu tun im Begriff war.

Er sollte töten! Es galt mit diesen seinen Händen ein ganzes beleidigtes und zertretenes Volk zu rächen für ungeheuere, unmenschliche Greueltaten. Er stand unter der Pforte zu einer großen Handlung! War niemand da, es ihm ins Ohr zu donnern?

Gemach aber, Schritt vor Schritt! Er konnte gleichwohl nicht rasen und um sich schlagen, nur um sich wachend, wissend zu erhalten. Schritt vor Schritt! Zunächst einmal befand er sich hier auf einem ganz alltäglichen Bahn-

hof und erwartete seinen Zug. Er würde sogar noch eine Stunde zu warten haben.

Dies wußte er; dennoch stellte er sich draußen, nachdem er seinen Brief losgeworden, geduldig in der verlassenen, zugigen Halle auf. Er stand und hielt seine schwere Handtasche am ledernen Griff. Spät erst fiel ihm ein, daß er sie niedersetzen könne. Mit der Sorgfalt des kleinen Mannes, der nichts verderben möchte, prüfte er erst die Steinfliesen auf ihre Reinlichkeit . . .

Stille herrschte. Selten zischte eine Lokomotive, die, in dem weiten Raum verloren, sinnlos hin und her zu rücken schien. Der Zeiger der großen Uhr, unter der Matthias durch Zufall stand, sprang von einer Minute zur andern mit einem deutlichen Knacken. Aus einer Tür in Matthias' Rücken tickte von Zeit zu Zeit ein telegraphischer Apparat. Dann wurde es lebendiger; langsam fuhr schließlich der Zug ein.

Es war ein vornehmer und sehr teurer Zug, dessen überall niedergezogene Vorhänge ihm ein abweisendes Gesicht verliehen. Männer in brauner Livree und schwarzen Handschuhen stiegen von den Plattformen. Matthias lief, die gelbe Tasche in der Hand, vor den stummen Wagen auf und ab, eingeschüchtert, aber bereit sich in ein Schicksal tragen zu lassen.

31

Das Meer wurde schon hell, als man es bei Genua erreichte, und Matthias in seinem Schlafcoupé kleidete sich an und setzte sich in den kleinen Fauteuil, der dem Bette gegenüber angebracht stand.

Er war aus wirren und bösen Träumen aufgewacht mit einem Gedanken, der ihn noch immer nicht losließ, während der Zug nun leicht, fast ohne Erschütterung am leuchtenden Meere hinglitt. Träumend hatte er eine fremde Stadt durcheilt, mit Straßen, die völlig deutschen Kleinstadtstraßen glichen. Er war auf der Suche nach diesem Gouverneur Kiprjanoff, von dem er nicht wußte, wo seine Wohnung liege. Die Stadt schien nicht sehr groß, und alle Leute wußten offenbar, wo der General wohnte, aber sie wollten es nicht sagen, sie waren bösen Willens und verbargen das auch gar nicht. Höhnisch lachten sie ihn aus. Jeden von ihnen wollte Matthias zur Rede stellen, aber seine Stimme hatte keinen Laut, auch zerfloß, wer immer vor ihm stand, mit einem Mal in Nebel. Ein neuer Passant tauchte auf, allein Matthias war mit ihm nicht glücklicher . . .

Das Problem dünkte ihn schwierig, auch nun im Wachen. Wie sollte er, wirklich, in dem menschenreichen Nizza diesen Gouverneur wohl finden, der

dort ein Gast war wie andere Leute auch. Dort fiel er nicht auf; dort konnte er nicht hängen und keine Juden verfolgen lassen.

Nicht weniger als zwei Stunden benötigte Matthias, um sich klar zu machen, daß an einem solchen Fremdenorte gewiß ein dienliches Verzeichnis bestehe, eine Liste der Angekommenen, die auch den General und sein Logis ohne Zweifel erwähnte. Ja, dies wußte Matthias bereits in Alassio. Aber San Remo war passiert, ehe er mit sich ins Reine darüber gekommen war, auf welche Art er sich diese Liste verschaffen könnte ... Es galt, das Gepäck am Bahnhof niederzulegen und in einem benachbarten Gasthaus sich unauffällig danach zu erkundigen; vielleicht war ein Caféhaus vorzuziehen. Er legte sich bereits die französischen Redensarten zurecht.

Welche Mühsal! Dinge, die sonst ein Reisender so selbstverständlich vollzieht wie das Atmen, wurden für Matthias zu abschreckenden Hindernissen. Er wäre im Stand gewesen, nach der Zahl der Trittstufen zu fragen, die vom Waggon wohl auf den Nizzaer Bahnsteig hinunterführen würden, und sich im voraus die Haltung seiner Füße zu überlegen. Suchte sein Denken sich Schwierigkeiten auf, als Zuflucht?

Jedenfalls war er so hingenommen von ihnen, daß er das Meer überhaupt nicht sah, und nicht früher, als man ihn hinter der Grenze zur Revision in den Gepäckwagen rief, rüttelte er sich auf und bemerkte wirklich den veränderten Charakter des Landes. Mit einem Mal sah er ein paar staubige Palmen und spürte die Wärme.

Was hatte er denn seit so vielen Stunden im Kopfe? Auch den Gouverneur ein wenig, ja. Nur dessen Person aber und dessen Wohnung, nicht was er bei ihm wollte und sollte. Und an Lena hatte er sich ganz und gar nicht erinnert ... Schwankend auf seinen Füßen, verwirrt, begab er sich in den Speisewagen hinüber. Die gemischte, angeregt lärmende Gesellschaft an den kleinen Tischen erschien ihm glänzend ...

Dort, wo er Platz genommen hatte, befand sich noch ein französisches Paar; eine brünette junge Frau war da mit einem Teint von deliziöser Blässe und einem außerordentlich frischen, vollen Mund, der unaufhörlich sprach und lachte, und ein Herr in mittleren Jahren, der sehr nachsichtig und freundlich mit einem etwas melancholischen Lächeln zuhörte. Die junge Dame war auch ganz augenfällig hingerissen von seiner Art, nahm in jedem Moment seine Hand und sah ihn verliebt an, was wiederum mit jenem charmanten und traurigen Lächeln beantwortet wurde.

Man passierte Villefranche. „Oh sieh," rief die junge Dame, „sieh, Kriegsschiffe, zwei ..."

„Englische Kriegsschiffe sogar, Liebling," sagte ihr Gefährte und blickte unter seinen etwas schweren Lidern hervor auf die schwarzgestrichenen riesigen Kästen, die in geringer Entfernung vom Lande ankerten. Dann kehrte er sich seiner kleinen Freundin wieder zu und sagte:

„Hier sollten wir einmal herüberfahren, wenn du willst, nach Villefranche. Da wirst du etwas Merkwürdiges sehen. Blicke einmal dahin — so — hinter der weißen Villa hindurch. Siehst du das lange, niedrige Gebäude ..."

„Ja, oh ja, jetzt sehe ich ... Aber ist es nicht recht häßlich? Ist das ein Vergnügungslokal?"

„Nein, ein Aquarium ist es. Man sieht die herrlichsten Tiere: seltene Fische, Krebse, ungeheure Muscheln, Korallen, so wie sie aus der Meerestiefe kommen, es gibt da Tiere in allen Formen und in jeder Gestalt, absolut phantastisch. Du wirst einmal sehen, kleine Odette, mit was für Geschöpfen du eigentlich auf der Erde zusammenlebst ..."

Nie, dachte Matthias, und die Gabel klirrte in seiner Hand, nie könnte ich den Gouverneur feindlich berühren, wenn er diesem Mann hier gliche, aber das ist ja zum Glück unmöglich ... Er begab sich in seine Abteilung zurück und erlebte die Einfahrt in den Nizzaer Bahnhof mit einer so gewaltig quälenden Unruhe, als müßte sich beim ersten Schritt auf diesem Boden bereits das Ganze entscheiden.

Doch alles vollzog sich einfach, glatt, ja unirdisch leicht, wie es Matthias scheinen wollte. Er fand das Verzeichnis, fand die Adresse noch auf dem Bahnhof selbst, im Warteraum, und zwar war es eine der ersten, die beim Aufblättern sein Blick traf; und gleich darauf folgte er einem schwarzbärtigen Dienstmann hinaus in den hellen und warmen Frühnachmittag.

Aus irgend einem Grunde dachte er nicht daran, eine Droschke zu mieten, den fragenden Träger verstand er nicht in der Benommenheit, sondern ging weiter und nannte sein Hotel. So setzte sich der Mann von Neuem in Bewegung und schritt, die leuchtend gelbe Tasche über seine blaue Bluse geschnallt, Matthias voran durch das Menschengewühl der Avenue de la Gare.

Matthias blickte unverwandt auf diesen Rücken, auf diese flache lange Tasche, — die einen zweiten Anzug aus dunklem Tuch enthielt, des Weitern seinen Frack und soviel Wäsche, daß es für einige Tage hinreichen konnte. Für wenige Tage ... zwei Tage, wenn er es ordentlich bedachte ... Und rechnete er denn damit, daß, was er vollbringen wollte, binnen zwei Tagen vollbracht sein würde?

Er zwang sich zur Überlegung. Zwei Tage — ja, mehr Zeit war nicht von-

nöten. Eine Gelegenheit war auszukunden, nichts weiter. Und sodann: ein Ruck, ein Stoß. Das ist schnell getan . . .

„Das ist schnell getan," sprach er ganz laut und war stehen geblieben. Ein paar Leute sahen sich nach ihm um. Matthias raffte sich zusammen und folgte wieder, doch in völliger Entrücktheit, ohne seine Füße zu spüren, dem lasttragenden Führer. Es ging die Avenue vollends hinunter und über einen weiten, von farbigem Leben erfüllten Platz bis ans Meer. Dann gab es nur ein paar Schritte noch zu tun, nach rechts hin auf einer breiten, glänzenden Promenade.

32

Matthias stand in dem kleinen hellen Raume, den man ihm nach der Promenade und dem Meer hinaus, jedoch im obersten Stockwerk zugewiesen hatte, und blickte auf den Nachmittagskorso, der in der strahlenden Sonne vorbeizog. Seit seiner Ankunft vor Stunden hatte er das Zimmer noch nicht verlassen, und sogar nachdem seine Toilette beendigt war, kaum einen Schritt auf dem Teppich getan. Er hatte auch nicht geklingelt, so war er völlig allein geblieben, und es schien ihm, während er da am hohen schmalen Fenster stand, leicht angelehnt ans schmiedeeiserne Gitter, das bis zur Höhe seiner Hüften reichte, daß kein Mensch auf der Welt so allein und vergessen sein könne als er hier in dieser Hotelkammer. Und wenn er bis zum Abend so stünde, und die Nacht hindurch und wieder einen Tag und noch einen, niemand würde in diesem Wirtspalast kommen, um nach ihm zu sehen, und erst wenn die Rechnung fällig wäre, also nach einer Woche vielleicht, vielleicht erst nach einem Monat, würde man ihn suchen . . . Nichts würde sich verändern, nichts ihn antreiben, einen Schritt zu tun — seiner Tat entgegen.

Er sagte sich freilich, es sei nicht das erste Mal, daß er mit gewaltsamem Ruck unerträgliche Verhältnisse zerreiße und, ganz auf sich gestellt, in das Unbekannte und Einsame entlaufe. Aber damals, bei seiner Flucht aus dem Lehrershaus, waren die Umstände anders gewesen als nun heute, da er ohne alle äußere Nötigung etwas so Ungeheueres, etwas so Phantastisches sich vorgesetzt hatte. Seine Gedanken schritten nach rückwärts. Sie gelangten zurück bis zu den Seinigen, aber ohne dort irgend einen Halt und Trost zu finden. Nicht mehr wirkende Wirklichkeit besaß für ihn die Heimat als jene flüchtige Vision von ihr im Frühschein der vorvergangenen Nacht . . .

Was ihn von den Seinigen abtrennte, war Schuldbewußtsein. Er war einer Verbindung mit ihnen nicht mehr würdig, dies hatte sich ihm ein für allemal ins Herz geprägt, als er damals aus dem Schlafzimmer der Lehrersfrau in

seine Dachkammer hinaufstieg. Wohl empfand er den Antrieb, die Seinen teilnehmen zu lassen, als sodann jene Summe Geldes ihm in die Hand gegeben wurde. Aber dies Geld gehörte ihm nicht, das verwaltete er. Er wagte es weder vor Lena noch vor sich selbst, einen Teil davon abzutrennen. Und die Briefe, die er seinem ersten, nie beantworteten, folgen ließ, schrieb er in einem mechanischen Pflichtgefühl, ganz ohne Hoffnung; alle blieben unerwidert.

Hier ans Gitter gelehnt, dachte er an jenen letzten, der vor einigen Wochen zurückgekommen war mit dem Vermerk, der Adressat sei verzogen. Matthias hätte sich bemühen, er hätte nachforschen können, aber dies schien ihm verboten. Der Vater war nicht nur „verzogen", er hatte sich ihm, seinem Sohn, entzogen; dies war der letzte Grund der Veränderung. Entscheidend waren sie getrennt, nichts vermochte ihn mehr dem Vater zu nähern, der so männlich, so vergnügt, so lebenstüchtig war. Matthias wußte ja nicht, in welch eilendem Verfall diese Männlichkeit sich befand.

Susa und seine Mutter? Es kam vor, daß seine Sehnsucht sich zu ihnen wandte, und immer war es dann, als träte in solchen Momenten etwas hervor, was insgeheim ohne Unterlaß wirkte; als habe er irgendwo, tief unten, auch nicht für einen Augenblick diese matten und duldenden Frauen je vergessen, als wäre sein ganzes Leben nichts als Sehnsucht nach ihrer Art gewesen . . .

Welche Stunde jetzt, welche tief tatenlose Stunde! Nicht einmal seine Phantasie vermochte zuzupacken und das, was kommen sollte, ins Licht des Wahrscheinlichen zu ziehen. Während er noch immer stand und auf die leuchtend elegante Menge sah, die drunten langsam promenierte, erinnerte er sich an jenen Morgen auf dem Arbeitsamt, da ihm für den kommenden Tag Beschäftigung im Depot der Straßenbahnen zugesagt wurde. Die Aussicht erregte ihn damals, er verbrachte einen Teil der Nacht ohne Schlaf, weil es ihm unmöglich schien, sich dies vorzustellen: das Depot, die farbigen Wagen mit den Riesennummern, leer und in Menge, sich selbst an Rädern scheuernd oder mit einem Lederlappen die Glocke blank reibend . . . Der Tag gerade fiel ihm ein . . . Matthias zog seinen Dolch hervor, entblößte ihn und ließ die krumme Klinge in der fröhlichen Sonne blitzen. Es half ihm zu nichts. An diese nahe Zukunft war nicht zu glauben, sie war zu erfüllen . . .

Und da mit einem Blitzen überkam Matthias, aber ganz flüchtig, ganz ahnungshaft, ein leichterer Aspekt des Lebens. War er denn nicht ganz frei noch und in keiner Weise zum Ungeheueren genötigt? Wohl — er hatte etwas davon an Lena geschrieben, aber würde Lena zu guter Letzt nicht am frohesten sein,

wenn nichts geschähe . . . Und nahm man denn einen solchen Brief überhaupt wörtlich!

Er selbst aber . . . nun, er saß hier an einem Freudenorte, mit recht viel Geld in der Tasche, frei, zu nichts verpflichtet, zu gar nichts, und jung. Wenn er jetzt seinen Hut aufsetzte, den hübschen Hut, und seinen Mantel über den Arm nahm, seinen hübschen Herbstmantel aus dunklem leichtem Wollstoff, und hinunter ging und sich zwischen die Leute auf dem Sandwege mischte und gemächlich unter ihnen spazierte, so war nichts geschehen, so war eben nur ein Gedanke verscheucht, und von ihm selber ganz allein hing es ab, daß auch ferner nichts, gar nichts zu geschehen brauchte . . .

Nicht das Edelste seines Herzens, was sich da nach oben kehrte! Aber der wunderliche arme Junge kostete vielleicht zum ersten Mal von dem tröstenden, trügenden, dem göttlichsten Gute, das dem Menschen zugeteilt ist: dem Bewußtsein der Freiheit.

33

Nicht für lange. Wenige Minuten später wußte er nichts mehr davon, und in völlig verändertem Zustand entschloß er sich doch endlich, sein Zimmer zu verlassen. Er sah, daß die Sonne sich schon dem Seespiegel näherte, ein düsterer Hauch, ein flüchtiger Schatten schien langsam die freudige Welt zu umnebeln. Matthias erblickte eine junge Dame, die ihre Pelzstola enger um den Hals nahm.

Ohne den Aufzug zu benutzen, begab er sich hinunter in das Vestibül. Er ging schleppend, Stufe für Stufe — völlig wieder unter dem Gewicht seines Entschlusses, seines ungläubig gewählten, unwahrscheinlichen und notwendigen Schicksals. Merkte ihm niemand etwas an? Einem Stubenmädchen in schwarzem Kleid, das an ihm vorübersprang, wagte er nicht den Gruß zurückzugeben, aus Furcht, sie könnte seine Augen sehen.

Drei Stockwerke lagen hinter ihm, und er hatte, nach dem letzten Treppenabsatz, das prunkvolle und weite Vestibül unter sich, worin fröhlich gekleidete Herrschaften und die galonierten Diener des Hauses sich durcheinander bewegten. Matthias zauderte einen Augenblick und schritt dann auf dem dicken roten Läufer weiter hinab. Wie er bei den letzten Stufen angelangt war, hörte er eine klingende Frauenstimme sagen:

„Ah, vous voilà! Bon jour Kiprjanoff!"

Dies Begebnis — daß ihm bei seinem ersten Schritt unter Menschen wie der Klang eines Schicksalhorns der Name des Feindes ans Ohr schlug, über-

wältigte Matthias. Es war, genau angesehen, kein Wunder hier im Hotel, — aber er vermochte nichts genau anzusehen. Er hörte auch nichts mehr, er stand im Brausen; er schloß die Augen, ohne recht noch die Gruppe erkannt zu haben, aus der jene Begrüßung gekommen war. Er wankte ein wenig, seine Hand griff nach der samtbespannten Rampe des Geländers.

Aber dann ermannte er sich ... Nur um diese vier Leute, die ihm zunächst waren, konnte es sich gehandelt haben; er erkannte es jetzt. Wie auf Wolken schien er sich selbst zu wandeln, während er der kleinen Gesellschaft durch das Hotelportal über den Fahrdamm der Promenade und weiter auf dem Gehweg der anderen Seite folgte.

Sie taten nur die wenigen Schritte bis hin zu einem ins Meer hinausgestellten Rundgebäude, vor dem sich Wagen und Spaziergänger stauten. Matthias wollte nach ihrem Beispiel ohne Weiteres eintreten, man hielt ihn zurück und wies ihn zum Schalter.

An der Garderobe traf er mit ihnen zusammen. Seine Blicke zögerten nicht, ihre Wahl zu treffen. Das also war er. So sah das Schicksal aus. Es konnte keinen Zweifel geben.

Kiprjanoff war ein untersetzter, dunkelhäutiger Mann von wenig mehr als vierzig Jahren, mit kurzgehaltenem graufädig dunklem Vollbart, einer Nase, die leicht nach oben gebogen war und die dennoch gewalttätig aussah, mit dichten schwarzen Brauen über kleinen Augen. Matthias ließ, während er auf seine Kleidermarke wartete, von unten nach oben den Blick über dieses Gesicht gehen und ihm war, als hätte er es immer gekannt. Es erleichterte ihn sehr, den Gewalthaber ganz so zu finden, wie sein Abscheu sich ihn gemalt, wie er ihn gewollt hatte. Gut, daß es sich nicht um einen der beiden Anderen handelte, nicht um den ältern Herrn, dem graue Favoris ein leidendes bleiches Gesicht einrahmten noch um jenen Aristokraten, der seitlich beim Spiegel stand und sich neckend mit der Dame unterhielt, die vor dem Glas mit einer winzigen Puderquaste hantierte.

Bald war sie bereit, — hatte sie doch kein Derangement, nur einen Weg von zwei Minuten hinter sich, — sie legte die Quaste in den kleinen goldenen Behälter zurück, und alle schickten sich an, die Treppe emporzusteigen.

Kiprjanoff ging als Letzter. Und da beobachtete Matthias eine Szene, die ihn entsetzte — und ihm willkommen war. Am innern Eingang nämlich war ein junger Diener aufgestellt, eine Art Page in blauem Frack mit Silberknöpfen, vierzehn Jahre alt vielleicht, ein schlankes blasses Kerlchen, dessen Amt es war, vor den Ankommenden mit einer tiefen Verbeugung die gläserne

Flügeltür zu öffnen. Diesmal irrte er sich, er ließ nach der Frau nur zwei der Herren passieren und bildete sich ein, es käme nun niemand mehr. Er schaute die Treppe empor gegen den Saal hin, aus dem zarte Geigenmusik drang; vielleicht, daß er der schönen Dame einen Blick nachsandte. Plötzlich aber bekam er von der Seite her einen fürchterlichen Stoß, um ein Haar wäre er gestürzt . . . Kiprjanoff sah den Pagen nicht an bei dieser Behandlung, er gab auch weiter kein Zeichen des Mißmutes über die Unaufmerksamkeit, er stapfte mit seinem schweren, gedrungenen Leibe nur gleichsam über den Pagen hinweg, durch den Pagen hindurch, und notwendiger Weise ergab sich ein Stoß dabei. War da irgend etwas zu tadeln? Gemächlich stieg der General den Anderen nach die Stufen hinauf, der süßen Geigenmusik entgegen, und der junge Diener, etwas blasser noch als vorher, stellte sich eilig zurecht, denn es kamen neue Gäste.

Matthias aber, empört und befreit, sah sich inmitten seiner Aufgabe. Wohl, so war er, dieser Kiprjanoff, so wie er sich soeben bewiesen hatte, und schlimm für ihn, daß er sich so bewies! So war er, den Matthias suchte, und den er gründlich treffen wollte! . . . Blitzschnell erinnerte er sich an gewisse Dinge, die Notowitsch in Lenas Besuchzimmer erzählt hatte. „Und wenn so ein Jude daher kommt auf dem Trottoir," sagte Notowitsch, „und er weicht nicht schnell genug aus, huitt, gibt ihm so ein Herr einen Stoß, daß er auf die Seite fliegt, er und sein Korb, wenn er einen trägt . . ." Matthias war nahe daran, mit dem Pagen zu reden, aber der stand in seinen Verrichtungen, als wisse er von nichts mehr. Wichtiger auch war es, ihn zu rächen, auch ihn. Matthias schritt eilig empor.

Betäubt blickte er sich um in dem riesigen, wimmelnden Raum. Das Orchester, das berühmte Teeorchester des Palais de la Jetée schloß gerade sein Vortragsstück mit einem brausenden Akkord, und ein Gesumme von tausend Stimmen, vermischt mit dem Klingeln der Silberstücke, hüllte Matthias in einen entrückenden Nebel.

Er hatte seine Gesellschaft aus den Augen verloren und begann einen Rundgang. An einem der Tische, an denen „Boule" gespielt wird, blieb er stehen und sah mit Verwunderung auf die flinken kleinen Croupiers, die das Geld austeilten und zusammenrafften. Ein weißhaariger Engländer sagte mit sonderbarer Aussprache zu seiner Begleiterin: „Mais c'est du vol organisé." Matthias dachte ernst: Ah, dies ist organisierter Diebstahl. — Die Menschen stießen sich und drängten sich um ihn her.

An einem solchen Spieltisch muß es geschehen, sagte Matthias zu sich selber, hier wird es leicht sein. Und er spielt sicherlich. Ja, Lena hat es gesagt . . .

Er machte sich los, erblickte die russische Gruppe im Mittelbau der Halle und nahm in der Nähe Platz. Die Musik setzte mit einer freudigen Marschmelodie wieder ein, die Violinen brausten silbern. In dem köstlichen Lärm wagte Matthias jene Tischrunde freier zu betrachten.

Der Gouverneur selbst, Kiprjanoff, wandte ihm den Rücken. Der ältere Herr mit dem bleiernen Teint und den Favoris lehnte mit halb geöffneten Lippen in seinem Korbstuhl und lauschte wahrscheinlich der Musik, während seine rechte Hand leise und rhythmisch im Teeglas rührte. Der Aristokrat jedoch unterhielt sich fröhlich mit der schönen Frau.

Denn sie war sehr schön, Matthias sah es jetzt. Was ihm zumeist an ihr auffiel, waren die perlmutterglänzenden dunkelgrauen Augen, die, nach den Schläfen hin mit sanftem Schatten gemalt und verlängert, das Gesicht ganz und gar beherrschten. Ihr rötlich schimmerndes Haar kam unter dem schwarzen Spitzenkäppchen, das sie als Hut trug, in feinen Stirnfäden zum Vorschein. Die Stirn erschien schmal und leicht gewölbt, die Wangen vom Puder bereift, den eine Farbe gesunden Lebens durchschimmerte. Der Mund war köstlich: ein wenig breit, aber sehr fein gezeichnet, üppig und klug, veränderte er im Lachen und Gespräch jeden Augenblick seinen Ausdruck. Das ganze Antlitz dieser vielleicht dreißigjährigen Frau, das sich von einem vollen, doch makellos jugendlichen Halse aufhob, konnte Anbetung zugleich und Begierde eingeben.

Matthias hörte während eines Piano, welche Anrede ihr Partner, dieser schmale, gepflegte Herr ihr gab: Princesse.

Matthias wunderte sich nicht, angesichts der Art, wie er die Beiden sich miteinander betragen sah. Eines Abends nach einer Festvorstellung in der königlichen Oper hatte er mit Frau Gontard ein Hotel aufgesucht, dessen Speisehalle fast ganz vom höfischen Theaterpublikum besetzt war. Ein Tisch mit Hofdamen war ihm in dauerndem Gedächtnis geblieben, die angemessen voneinander entfernt auf den kleinen Stühlen sehr aufrecht saßen, sich im Gespräch blumenhaft zueinander neigten und auf eine besondere, unbeschreiblich zurückhaltende Weise ihre Fächer bewegten ... Dies hier war freier, heiterer, weniger zeremoniös, aber Matthias meinte dennoch, die gleiche Luft zu atmen. Er bewunderte diesen schmalen rasierten Herrn, der in seinen Frauenhänden ein Biskuit zerbrach und so anmutig die Stirn zur Fürstin neigte; sie antwortete mit einem leisen, klingenden Lachen auf einen ohne Zweifel vortrefflichen Scherz. Wer mochte sie sein? Nun, es ging Matthias wenig an. Die Hand freilich, die sich gegen solche Menschen bewaffnet erhöbe, müßte erstarren. Aber es handelte sich nicht um sie.

Und Matthias' Blick glitt von Neuem zu dem brutalen, breiten Rücken, zu

dem roten, fetten Hals des Generals, die ihm zugekehrt waren. Alle Energie kam ihm zurück. Dieser hier, wirklich, war kein Mensch einer höheren Ordnung, war ein verächtlicher und böser Hund, den niederzustoßen ein Leichtes sein mußte. Und es regte sich in Matthias, wie er auf die feisten Falten des Nackens blickte, mächtig ein Verlangen nach körperlicher Gewalttat, — ja, es mußte schön sein, es mußte wohl tun, dieses Tier zu fällen. Ein Dolchstoß für den da war eine leichte Sache, und hier bedeutete sie so viel. Mit so geringem sich einen Platz im Leben erkaufen zu können, auch wenn es dann hieß das Leben sogleich verlassen, dies war ein guter, ein tröstlicher Gedanke.

Matthias' Hand strich leise über eine gewisse Stelle seiner Brust. In unwillkürlicher Scheu sah er dabei um sich und begegnete den Augen der Fürstin.

Mit einem heftigen, ganz unverhüllt verlangenden Blick versenkten sich ihre Augen in die seinen . . . Er zwang sich zu glauben, daß er sich täusche. Nicht lange aber: sie war beharrlich. Matthias wußte sich auf seinem Stuhle nicht mehr zu behaupten. In äußerster Verwirrung erhob er sich und ging davon.

Frische doch milde Abendluft schlug ihm entgegen durch die Tür, die der mißhandelte Page ihm offen hielt. Die Musik, die soeben wieder einsetzte, sandte ihm den Schall eines heftigen Akkordes nach.

34

Im Vorübergehen hatte Matthias einen Blick in den Speisesaal des Hotels getan, und ohne daß er es wußte war er von dem prächtigen weiten Raum, der verlassen dalag, eingeschüchtert worden. Er ging nicht zum Diner hinunter, sondern ließ sich in seinem Zimmer die lange Speisenfolge auftragen, die er ohne Appetit, eigentlich aus Gehorsam gegen den Kellner, absolvierte. Aus Unkenntnis der möglichen Bräuche hatte er sich eine Flasche Wein bestellt, und auch diesem Wein sprach er zu in seiner Verlegenheit. Zufällig war er an einen starken und sprühenden Mont-Rachet geraten und fühlte sich nach den drei oder vier Gläsern befreit und wohl aufgelegt, den Frack anzutun und sich unter Menschen zu wagen.

Die glänzende Halle war belebt von plaudernden Gruppen im Abendanzug. Man saß in den schweren Fauteuils oder stand zwischen den Palmen umher. Schwirrendes Gespräch und Lachen war hörbar. Nach der Promenade hinaus verschwanden einzelne Paare, mit einem Scherzwort oder einem Gruß an behaglich Zurückbleibende. Spätlinge kamen aus dem Speiseraum. Von einer kleinen Galerie im Hintergrunde ließ sich, auch hier, ein Orchester hören, aber es war nicht immer möglich, in dem eleganten Lärm seine Darbietungen zu unter-

scheiden. Matthias erfaßte mit dem ersten Blick unter einer Pflanzengruppe die russischen Herrschaften. Die Frau saß ihm voll zugekehrt. Der Schein eines rot beschirmten Tischlämpchens beleuchtete und tönte ihr Gesicht. Sie war herrlich.

Matthias fühlte sich wohl. Seine Mission stand irgendwo im Dunkeln hinter ihm. Er unternahm etwas, was er am Nachmittag gewiß nicht gewagt hätte. „Hören Sie," sagte er zu dem bärtigen Portier, der neben ihm beim Treppenaufgang sich hielt, — und er bemerkte, daß er auch mit einer neuen Leichtigkeit Französisch sprach — „wer ist diese Dame dort in Gesellschaft von General Kiprjanoff?"

„Die Fürstin Lanskoj, Herr," antwortete der Mann ohne erst hinzusehen, „aus Petersburg. Der Herr mit dem hellen Bart ist der Fürst."

„Ah," sagte Matthias — „Lanskoj." Und weil er das Gespräch nicht unhöflich abreißen mochte, fügte er hinzu: „Und wer ist dieser schlanke, rasierte Herr, der immer mit ihnen ist, — auch ein Russe, nicht?"

Der Portier änderte vorsichtig die Richtung seines Blickes, dann sagte er mit Erstaunen im Ton:

„Aber das ist Herr Kiprjanoff. Sie nannten ihn doch soeben selbst . . ."

„Ah . . ." stammelte Matthias, und seine Hand tastete nach einer Stütze, „ich glaubte, jener schwarzbärtige Herr dort sei der General, der neben ihm . . . Wer ist denn nun das . . .?"

„Ein gewisser Herr Besborodko," erwiderte der Portier und entfernte sich ohne weitere Förmlichkeiten. Auch Matthias verließ seinen Platz, trat unter das Portal und atmete die weiche, noch immer warme Nachtluft. Es fuhren weniger Wagen, er hörte das Meer. Matthias zog eine Cigarette hervor, weil er vorübergehende Herren rauchen sah, doch er vergaß anzuzünden. Langsam kam er zu sich . . .

Damit also, mit dieser Enthüllung, hieß es sich nun abfinden. Alles war verändert . . . Zum ersten Mal stand in Wahrheit, stand in ihrem vollen Ernst seine Aufgabe vor ihm. Noch hatte er nicht an sie geglaubt, noch hatte er ihr nicht ins Gesicht gesehen . . . Nein, nicht darum handelte es sich, einer widerlich grobschlächtigen Bestie, deren Wesen nach der Austilgung schrie, den Stahl in ihren gemeinen Rücken zu stoßen; so billig wurde nichts Großes gewirkt, so billig rechtfertigte sich auch ein Leben nicht. Ganz Anderes stand bevor, Schweres, ja Ungeheures; das Nächste aber mußte sein, den Feind zu sichten, zu erkennen, — noch nicht das Eisen, aber das Herz zu ihm aufzuheben. Es wurde Ernst.

Und nach einigen Schritten, mit denen er sich indes nicht vom Portale entfernte, kehrte Matthias in das Innere des schicksalträchtigen Hauses zurück.

Die Lorgnetten hoben sich gegen sein Gesicht, wie er gegen die russische Gruppe hinschritt. Man fand ihn schön und sagte es . . . Ihm aber war, als werde er schon von der Türe an nicht durch eine Pflicht nur, nein von einer körperlichen Gewalt geradeaus geleitet. Er schritt mit schüchtern unbewegten Schultern und Armen, blassen Gesichts.

Die Fürstin Lanskoj hob kein Glas, ihre perlmutternen Augen saugten Matthias her durch die erleuchtete Halle. Matthias nahm einen Sessel und bestellte sich Kaffee.

Wie er so dasaß, kam es ihm vor, als habe er gleiche Augenblicke schon einmal durchlebt. Doch auf so verschlungenen und dunklen Wegen irrte sein Geist, daß er sich nicht zu sagen vermochte, am gleichen Nachmittag sei das gewesen. Welche Spanne war denn seit seiner Ankunft vergangen? Es gab keinen Zeitablauf mehr, nur noch einen Wirbel, der ihn rasend stets wieder zur gleichen Stelle trieb, der aber mit seiner Gewalt, — und dies war zu ersehnen — endlich den Treibenden an seinem festen Mittelpunkt zerschmettern mußte.

Das Gespräch drüben war nun am Abend allgemeiner und lebhafter, ja es wurde auf Augenblicke lärmend.

Heftig bewegte sich Besborodko auf seinem Stuhle hin und her, ließ seine Ringe blitzen und lachte dröhnend. Flüchtig stellte Matthias fest, was festzustellen nun leicht war: daß er sich in diesem Gesicht töricht geirrt habe. Es war eher kindisch und ungeformt als bösartig. Und die Episode mit dem Pagen — sie war Rußland, häßlichstes Rußland freilich, aber nicht wert, rächenden Zorn aufzuhalten und zu zersplittern. Mochte er drüben in Sicherheit den Witzbold spielen, der Tölpel.

Denn Besborodko erzählte ganz offenbar viele und kräftige Späße, über die der alte Fürst — Matthias nannte ihn alt, obwohl der kränkliche Edelmann vielleicht noch nicht hoch in den Vierzigern stand — mit schwachem, seufzendem Tone lachte; seine Favoris, die eigentlich noch nicht grau waren, nur farblos blond, zitterten unaufhörlich.

Aber Kiprjanoff sekundierte den Späßen mit hoher, höflicher, ein wenig näselnder Stimme, in raschem Französisch führte er weiter, was der Schwarzbärtige vorbrachte, oder kommentierte es oder tat es ab. Matthias vermochte nicht zu folgen. Aber so angespannt beobachteten seine Sinne den Feind, daß die Klangbiegungen ihm die Natur der Repliken verrieten.

Nun sah er es freilich: dies war der Feind. Unglaublich stumpf oder im

Geheimen feige hatte er sein müssen, um den Andern, diesen armseligen Schlächterburschen, für das Ziel zu nehmen. Nur einmal hätte er ja ein entschlossen waches Auge auf den Vornehmen und Gefährlichen zu wenden brauchen, auf den es nun galt, zu blicken — und mehr als zu blicken.

Der General wandte im Gespräch, ohne die Haltung seiner Schultern zu verändern, den Kopf nach rechts und nach links, mit gefälliger Eile, ohne Hast. So sah ihn Matthias endlich ganz und vermochte ihn zu studieren.

Angstvolles, entmutigendes Studium! Matthias fühlte nach der Waffe, die er nicht gewagt hatte, auf seinem Zimmer zu lassen. Ja, sie war wirklich vorhanden die Waffe und scharf geschliffen, aber würde er sie jemals brauchen können; war der letzte Entschluß, war die Geste dazu nicht unmöglich, ein Hirngespinst?

Die Erscheinung dieses schlanken Mannes im Smokinganzug entrückte sich Matthias. Der General wurde mehr für ihn als ein Mensch, der da im Vestibül ein paar Schritte entfernt saß. Er war ja auch mehr, er war ja alles, wovor sich Matthias seit so langer Zeit gebeugt, was sein Blut überlegungslos verehrt hatte. Denn sonst wäre es ja in Wahrheit möglich gewesen, nun aufzustehen, hinzutreten und dem General das Eisen seitlich unter die Schulter zu stoßen, dorthin, wo sich der matte Stoff des Anzugs so straff und aufreizend spannte . . .

Aber wären auch alle Hemmnisse überwunden gewesen, das Eisen wäre machtlos abgeglitten. Dieser Mann saß dort wie in einem Panzer. Nein, man stand nicht auf als ein Knecht und fällte, so wie man ein anderes Geschäft tut, einen der Auserwählten, einen Herrn.

Es genügte auch nicht, um Entschluß und Kraft zu gewinnen, daß sich Matthias vor Augen hielt, wer ihm gegenüber saß. Ein Verworfener freilich. Kein Zweifel jetzt, daß Notowitschs entsetzliche Geschichte aus dem Kadettenkorps ihre Wahrheit hatte. Sie lag in der Natur dieses Menschen, und es lag auch in seiner Natur, die Juden des Gouvernements ausräubern und hinmorden zu lassen, — nicht aus Verwaltungspolitik, Lena wußte es ja, sondern aus wahnsinniger Verachtung der Menschen, aus Herrscherwollust . . .

Kiprjanoff kehrte das schmale Haupt hierhin und dorthin und Matthias sah, wie durch seine dünnen, an der Wurzel ganz angewachsenen Ohren das Licht schimmerte. Er sah seine Nase, eine unmenschlich schmale Nase, an den Seiten so zusammengedrückt, daß es unverständlich erschien, wie er durch sie atmen konnte. Aber das Seltsamste, äußerst seltsam waren seine Augen.

Kiprjanoffs Augen, von keinen Brauen überdacht, waren hellblau, eigent-

lich wasserblau. Aber wenn beim Hin- und Herwenden das Licht sie seitlich traf, so glänzten sie mit einem rötlichen Scheine auf und waren auf eine Weise transparent, wie es Matthias glaubte nur an Tieren gesehen zu haben. Er erinnerte sich an einen Abend in der Kleinstadt, da er mit Wächter ein wenig spazieren gegangen war: der lief zur Seite voraus, und wenn er unter einer der Straßenlaternen vorbeikam, so schimmerten seine Augen in solcher Weise — Wächters gute Augen. Bei einem Menschen aber bedeutete das nichts Gutes, das stand fest.

Matthias vermied es beharrlich, die Fürstin anzusehen, von der er spürte, daß sie ihn beobachte, von der er mit jeder Fiber wußte, daß sie dort neben dem Feinde saß. Langsam, gewaltig zog sie ihn in ihren Kreis.

Dort saß sie neben dem unverwundbaren Feind, als Seinesgleichen. Mehr vielleicht als nur ihm gleich.

Das Bild von der Waldlichtung stieg in Matthias auf: die Jägerin neben dem Jäger und stärker als er. Ein Herr stand dort an der Lichtung neben ihr, deren achtlose Hände das zuckende Tier hielten, er stand mit hängenden Armen, ängstlich, voller Scham, nicht viel anders denn ein gescholtener Schulknabe ... „Er haut die Leute jetzt," sagte Susa. Aber des Nachts lag er weinend vor dem Schlafzimmer seiner Frau. Aber er empörte sich nicht, wenn ein schlecht geschnallter Steigbügel ihm scharf ins Gesicht flog ... Matthias sah die Gräfin, wie sie bei jenem Besuch im Sterbehause plötzlich genug bekam und davonging, ohne zu fragen, ohne sich umzublicken; der Herr aber folgte ...

Holde, hohe Macht. Gegen einen hochgeborenen Bösen die bewehrte Hand zu erheben, das war nicht Sache eines Dienenden. Das war die Sache eines Weibes von gleicher Blutsart, dem Jener unterlag — als einem Weibe. Süße, äußerste Macht! In ihrer Hand freilich würde das Eisen nicht abgleiten ...

Lachen, Brausen und Musik war um Matthias. Sein Blut gebar Bilder und Ahnungen, denen sein knabenhaftes Denken nicht standhielt, die ihn mit ihrer dunklen und unheimlichen Fülle überwältigten. Die Vernunft wich ihm, wie ein Reif aus allzuweichem Eisen ...

Er richtete sich empor, von einer luftigen, unwiderstehlichen Gewalt fühlte er sich emporgezogen. Er fand den Blick der Fürstin Lanskoj auf sich gerichtet, saugend und fest, mit äußerster Entschiedenheit. Nun erst mußte er sie sehen und sah sie.

Die schöne Frau hatte sich schwarz gekleidet, in ein Gewand aus glatter Seide, aus dem ihr Fleisch leuchtete. Der Hals war nackt bis herab zum Ansatz der Brüste, die Arme waren nackt, und wie sie die Hand zum Munde führte,

um aus ihrer Cigarette einen Zug zu tun, erschimmerte goldener Flaum unter ihrer Achsel. Frei und hoch thronte ihr helles Haupt. Ihre Lippen erschienen herausfordernd rot, ihre Brauen stärker nachgezogen als am Tage, und über seidig vorgekämmten, rötlichen Haaren trug ihre Stirn ein Diadem: ein stählern schwarzstrahlendes Band geschliffener Steine, in dessen Mitte eine große dunkle Perle dämmerte. Perlen ähnlicher Gattung von nur wenig hellerem Grau schlossen ihren Ohrschmuck ab, der, schwer und kompliziert gearbeitet, bis tief über ihre Wangen reichte. So saß sie und blickte Matthias fordernd in die hingegebenen Augen . . .

Aber damit nicht irgend ein Zweifel mehr in ihm möglich bleibe, wies sie, ohne die Haltung zu verändern, mit den Augen erst auf ihren Gatten, dann auf den Gouverneur, mit wegwerfendem, ja offenkundig verächtlichem Ausdruck — einem Ausdruck, der besagte: diese sind mir nichts, du aber und ich, wir gehören zusammen. Gleich darauf wandte sie sich mit völlig gesammelter Miene an Kiprjanoff . . .

Matthias, da er sich losgelassen fühlte, sank wie entkräftet zusammen. Er begann ratlos in seinem kalt gewordenen Tranke zu rühren und beugte sich tiefer über das Tischchen. Plötzlich fühlte er einen heftigen Schmerz an der ungefähren Stelle seines Herzens. Der Dolch mußte die schlecht passende Hülle durchstoßen haben, und seine Spitze bohrte sich in das Seidenfutter des Rockes, in die Höhlung zwischen zwei Rippen.

Wie Matthias in die Höhe zuckte, wartete schon ihr Blick. Einen Moment lang hielt sie seine Augen fest, winkte dann mit einer kleinen Bewegung nach der Seite hin, dem Treppenaufgang zu, senkte die Lider mit Nachdruck und öffnete sie wieder, bedeutsam.

Sie gab ihm Zeichen, kein Zweifel war mehr denkbar. So verkehrte sich in diesen Minuten sein Leben . . . Und schon sah Matthias sie mit farbig beringter Hand eine Geste nach der Schläfe tun, so als erinnere sie sich an etwas Versäumtes . . . Die Herren kehrten sich ihr mit liebenswürdiger Frage zu. Sie antwortete, erhob sich und schritt langsam, sacht rauschend, durch die leerer gewordene Halle zum Aufgang. Mit einer tiefen Verbeugung ließ sie der betreßte Diener vorangehen, er folgte, schloß die Schiebetür, und im milchgläsernen Gehäuse, das aufschwebte, sah Matthias ihr dunkles Kleid undeutlich schimmern.

Mechanisch erhob er sich, gelangte auf einem kleinen Umweg zur Treppe und begann sie zu ersteigen. Sein Herz schlug dumpf und rasend; dennoch brachten seine Füße so leicht die Stufen hinter sich, als würde er, enthoben eigener Mühe, empor geleitet, empor gezogen.

Schon glitt ihm zur Seite der Aufzug wieder herab. Die Treſſen des Angeſtellten blitzten ein wenig durch das matte Glas. Matthias erreichte das Zwiſchengeſchoß, der niedrige Gang war leer; im erſten Stockwerk aber ſah er ſie warten.

Sie hielt ſich zur Seite, — einige Schritte von der Treppe und dem Aufzug entfernt ſtand ſie auf dem roten Teppich des Korridors in der vorgetäuſchten Stellung eines Menſchen, der, ſich beſinnend, eben Halt macht. Ihre Vorſicht ſchien überflüſſig, niemand zeigte ſich . . .

Matthias, ganz nahe an der Wand ſich haltend, ging auf die Fürſtin zu. Sie kam ihm entgegen, kam an ihm vorüber und ſagte mit ganz tonloſer, ganz ausgelöſchter Stimme: „Zwei Uhr heute Nacht, Zimmer vierzehn, Nummer vierzehn. Gehen Sie fort . . .“

Aber hingenommen wußte er ſich aus ihrer Atmoſphäre nicht zu trennen, meinte vielleicht auch, ſo ohne ein Wort ſich nicht trennen zu dürfen; verwirrt ſchickte er ſich an, ihr zu folgen. Da ſtrich ſie ihm ganz raſch, ganz flüchtig mit ihrer duftenden Hand über Augen und Lippen, ſchritt rauſchend aus, überquerte den freien Raum vor der Treppe und ging auf der andern Seite tiefer in den Korridor hinein.

35

Matthias war, beinahe ohne es zu wiſſen, ins Freie gelangt und eilte am Meere hin. Es war eine außerordentlich milde Nacht, mondlos, aber alle Sterne ſchienen. Auf der Promenade des Anglais war faſt niemand mehr. Dort wo die großen Gaſthofsbauten ein Ende nehmen, begegnete Matthias noch zwei Herren, die ſich in deutſcher Sprache unterhielten.

„Schön hier, in der Nacht,“ ſagte der eine von ihnen.

Der andere erwiderte wegwerfend: „Da ſollten Sie in Colombo die Galleface-Promenade ſehen . . .“

Dann kam niemand mehr. Schon dunkel lagen rechts die weißen Villen in ihren ſchönen Gärten. Das Meer rauſchte mild. Es wäre prächtig geweſen, hier irgendwo auf einer Bank zu ruhen, aber Matthias vermochte ſich nicht Einhalt zu tun . . .

Nun war alſo das Wunder geſchehen. Nun war alles entſchieden und auf eine unvergleichlich leichte, lichte, göttliche Art. Nun war ſeine Tat ſo gewiß, als hätte er ſie ſchon vollführt; er aber durfte, dank einer unendlichen Gnade, dieſen Zuſtand auf Stunden noch genießen, — während nachher, wenn in der Wirklichkeit der letzte Schritt getan war, mancherlei Widriges ihm die Freude des Freiſeins, des Wertſeins ſtören mußte . . .

Aber geschehen würde es, geschehen war es. Ihm wurde die Hand geleitet, nicht er selber führte den Streich, er war nur ein Werkzeug, doch ein notwendiges — und so rechtfertigte sich endlich sein Leben. Was er an diesem Abend dunkel erkannt hatte, nun bestätigte es sich auf eine glorreiche Weise: es war das Amt einer Frau von hoher Art, unter Ihresgleichen Rache zu üben. Er war nur der beseligte Knecht, der ihren Willen vollführte . . .

Ihr Wille, um den sie niemals wissen sollte! Denn er selber würde ja schweigen. Schweigen — und nur in der Umarmung dieser königlichen Frau die Kraft zur Tat schöpfen, zur Auflehnung, die dem Niederen versagt war. Welch ein Wunder, daß ihm dies gerade heute widerfuhr! Unter Hunderttausenden war er ein Erwählter. Ohnmächtig hatte er sich gegrämt vor bösem Herrschertum, er war verzweifelt an seiner Sendung, — da winkte ihm die Fürstin.

Die Fürstin! — Die unbedingte Demut, mit der Matthias das Geschehnis dieses Abends aufnahm, war gewiß ein Zeichen dafür, daß sein Herz nicht von der gewöhnlichen Art war. Der Gedanke: sie wählt mich, sie, eine so hochgeborene und eine so schöne Frau, ich muß also wohl meine Vorzüge haben, — dieser Gedanke streifte ihn nicht einmal. Es handelte sich um Ernsteres, wahrhaftig, als um gewinnende Eigenschaften oder um ein Vergnügen. Seine Person war wenig in Frage . . .

Vielleicht glaubte Matthias im Grunde gar nicht, daß ihm selbst im eigentlichen Sinn von dieser leuchtenden Dame Aufmerksamkeit zuteil geworden sei. Nicht ihm, nicht seinem eigentlichen und bleibenden Wesen. Wenn er, Matthias, heute für einige Stunden sich so darstellte, daß ihn diese Prinzessin erwählen konnte, — morgen schon wäre es unmöglich gewesen. Eine Schicksalsstunde sollte sich erfüllen. Ihm wurde die Hand geführt, dies allein war es . . .

Matthias gelangte weit hinaus, immer auf dem bequemen Weg überm Meere. Kaum gab es mehr Häuser. Die wintergrünen Gärten lagen schwarz und massig im leichten Sternenlicht. Und auch vom Wasser her schien ein wenig Helle zu kommen. Welch sanfte, streichelnde Nachtluft! Matthias trug den Hut in der Hand und den Mantel offen über seinem Frackanzug. Ihm war heiß geworden beim raschen Gehen, war er doch gewiß dreiviertel Stunden unterwegs.

Er sah zur Rechten einen häßlichen dichten Bretterzaun. Es war der Zaun, der hier vor der Stadt die Anlagen der Straußenfarm umschließt. Matthias kehrte ihm den Rücken und nahm Platz auf einer der bequemen Bänke, die dem Meere zugewendet stehen.

Sein Zustand war seltsam, zwischen Exaltation und Ermüdung. Es arbei-

tete in ihm, aber nicht Gedanken und Entschlüsse stiegen auf, sondern leichte Blasen, farbige vergängliche Bildnisse, die sogleich in ihren Schaum zurücksanken. Matthias sah Gesichter, und während er sie sah, veränderten sie sich. Sie zergingen vor einander, die Züge des einen traten aus dem andern hervor, und alle bildeten doch eine Einheit, eine schöne gefährliche Einheit.

Aus dem Antlitz der Fürstin schaute Lenas Antlitz, wie es von einem gewaltsamen Tod die Nachricht einsaugte, und schon zerteilte es sich und die Gutsherrin schaute aus strengen und bösen Augen. Arme legten sich um Matthias, Hände faßten um seine Seiten, und er wußte diese Hände zu unterscheiden, obgleich viele Paare nach ihm griffen ... Eines, er wußte es, gehörte dem großen Mädchen, das ihn an jenem Hochzeitsabend im Bretterverschlag sich genommen hatte. Dies wich und zwei Hände, die er noch niemals gespürt, die er noch kaum gesehen hatte, griffen nach ihm, hielten ihn, hoben ihn hoch empor ... Höher und höher stieg er in ihnen, bis er einem Riesen an die Brust reichte, zu dessen Füßen er gewesen war. Sie hoben ihn so hoch, sie hielten ihn so fest, daß er zu zielen, daß er zuzustoßen vermochte ...

Er fuhr auf. Undeutlich war es ihm, als habe ein dumpfer Schrei, ein Knarren und Kreischen sein Ohr getroffen, ein fremder nie gehörter Laut. Er wußte nicht, an welchem Orte er sich befand ... Und der Schrei kam wieder. Matthias vernahm ihn mit schauernder Verwunderung: es war ein tiefer klagender schluchzender Ton, eines wunden Menschen Stimme, vielleicht eines Nachttiers Stimme.

Matthias rief, aber es kam keine Antwort von den großen Vögeln. Angestrengt las er im Finstern vom Zifferblatt seiner Uhr die Stunde und schlug mit Eile den Rückweg ein.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Arthur Kauffmann. Verlag Georg Müller München-Berlin
Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

Das Nationale in der Philosophie Frankreichs

Von M. Scheler

I

Es sind sehr verschiedene Maße und Grade, in denen das Streben nach Erkenntnis an nationalem Wesen teilnimmt und vom sogenannten „Geiste der Nation" abhängig wird. In der Natur der Gegenstände selbst liegen zum Teil schon die Gründe dafür, in welchem Maße diese Abhängigkeit stattfindet. Sie wächst von der Mathematik an, wo sie die vergleichsweise geringste ist, über die Naturwissenschaften des Toten in der Richtung zu Biologie, Geisteswissenschaften, um in der Philosophie ein höchstes Maß aufzuweisen. Sie wächst ferner mit der Kompliziertheit der Objekte, sie wächst mit dem Anspruch auf letzte endgültige Erkenntnis der Sache selbst (um welches Objekt es sich inhaltlich handle), sie wächst endlich in dem Maße, als Wertunterschiede für das Wesen des Gegenstandes selbst bedeutsam werden; wie dies schon in der Biologie beginnt, um in der Geschichte sich noch erheblich zu steigern. Auf allen Gebieten aber, einschließlich dem der Mathematik sind einmal die geistigen Einstellungen auf gewisse Bereiche der idealen und wirklichen Gegenstandswelt, sodann die Formen des Findens und die Arten des Erkenntnisfortschritts, die sogenannten „Methoden" viel stärker national bestimmt als die Erkenntnis der Resultate. So äußerte sich der aufgeschlossene Sinn der Griechen für die plastische Raumform auch in einer Vorliebe zur Geometrisierung mathematischer Probleme, in Platons Entdeckung der Stereometrie in scharfem Gegensatz zum Beispiel zur weit abstrakteren indischen Mathematik. Der deutsche Geist ist nach dem auf Mathematik und Naturwissenschaft einseitig eingestellten Urteil Kants überhaupt stärker darin, „nach einer gegebenen Methode fortzuschreiten, als Neues zu finden". Seiner nationalen Einstellung nach fühlt er sich in der Welt von Gemeinschaft und Geschichte heimischer als in jener der Natur, in der Natursphäre des Lebens aber heimischer als in jener der toten Welt. Darum sind auch die Methoden der Geisteswissenschaft und der „historische Sinn" sein eigentümlichstes Erzeugnis. Hier war er erfinderisch. Die Prinzipien der neuen Naturwissenschaft hat er im großen ganzen von der Arbeit

Italiens und Frankreichs im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert übernommen — freilich, um nachher ihre Fruchtbarkeit höher zu steigern, als es jenen so erfinderischen Völkern gelang. Der toten Natur gegenüber bewährten die romanischen Völker stets ein höheres Maß von Objektivität als das deutsche Volk; der Deutsche hat es hier schwerer, sich aus den Banden des Anthropomorphismus herauszuwinden. Aber da, wo es am meisten kostet, objektiv zu sein, in Verständnis und Beurteilung menschlich-geschichtlicher Dinge, überragte der deutsche Geist alle anderen Nationen. Weniger seine Verstandestüchtigkeit als sein sittlicher Genius konnte so auch zur Wurzel dessen werden, was er der menschlichen Erkenntniskultur an Eigentümlichem hinzugebracht. Dieses eigenartige Verhältnis, daß sittliche Eigenschaften unmittelbar für die Erkenntnis der Welt erfinderisch werden, ist spezifisch deutsch. Nicht für die regelmäßige Fortarbeit auf den verschiedenen Erkenntnisgebieten — hier gilt das Prinzip der Internationalität — wohl aber für die Erfindung neuer Methoden und für den erstmaligen Aufbruch neuer Weltgebiete scheint auch für die Erkenntnis so etwas wie eine nationale Arbeitsteilung zu bestehen: So daß ein adäquates Gesamtbild der Welt nicht von einem Volke allein, sondern nur von der Gesamtheit der Völker — der ganzen Menschheit — geliefert werden kann. So meint es auch Goethe, wenn er einmal äußert, daß die Wahrheit nicht von einem Volke, sondern nur vom Ganzen der in Völker gegliederten Menschheit gefunden werden könne. Dieser Gedanke fällt nicht etwa zusammen mit dem, was man gemeinhin die „Internationalität" der Wissenschaft nennt. Er bedeutet sogar das Gegenteil dieses Gedankens. Er leugnet die volle Vertretbarkeit eines Volkes für das andere in Sachen der Erkenntnis und besagt, daß gerade die höchste Wirksamkeit des eigentümlichen Genius jedes Volkes für die beste Lösung der Erkenntnisaufgabe der Menschheit die höchsten Früchte verspreche. Erst die sich ergänzende Gesamtheit der nationalen Weltbilder gibt nach dieser Idee — einer ganz anderen als jener des Internationalismus — ein angemessenes Bild der Dinge.

Aber welches Maß von nationaler Abhängigkeit den verschiedenen Teilen der Erkenntnisarbeit auch zukomme — eine Art von Abhängigkeit muß überall wie Gift und Feuer vermieden werden, wenn das hohe Ziel erreicht werden soll, das Goethe aufstellt: die Abhängigkeit, die in der bewußten Motivierung des Forschers durch den nationalen Gedanken läge. Ein Forscher, der einen Gedanken ausspricht, einen Satz schreibt, weil er ihn dem Geiste seiner Nation entsprechend oder dieser Nation diensam hält, vergeht sich an dem höchsten Grundsatz aller Wissenschaft: der Wahrheit und ihr allein dienen zu wollen.

Nur diejenige Abhängigkeit vom nationalen Geiste, die (für den nachkommenden Betrachter) auch dann noch bleibt, wenn der Forscher in reinem Sinne nur den Tatsachen und Schlüssen Gehör gab und frei und offen berücksichtigte, was Forscher anderer Völker in dem sie beschäftigenden Problem geliefert haben, ist jene tiefe und wertvolle Abhängigkeit vom nationalen Geiste, die Goethe im Auge hat. Das Nationale in seiner Geistesart muß seinen Geist wie von rückwärts bewegen; es darf ihn nicht als Ziel oder Zweck ziehen. Im anderen Falle wirkt nicht der nationale Geist selbst, sondern gerade etwas ganz Internationales, die Reflexion über den oder einen nationalen Geist. Es ist die größte Selbsttäuschung, wenn Leute glauben, gerade dann am tiefsten „im Geiste" ihrer Nation zu wirken, wenn sie sich – anstatt vom Zwange der Sache – durch solche Reflexion über das Nationale bestimmen lassen. Gerade im Gegenteil befinden sie sich gerade dann auf einem Wege, auf dem auch das Nationale seine unwiederholbare Eigenart abstreift und selbst zum internationalen Klischee wird – wie es in der Tat heute Nationalisten gibt, die bei allen Nationen ungefähr dieselben Phrasen im Munde führen und so die Welt erheblich an Gleichförmigkeit vermehren. Andererseits verbürgt nur die strengste Fernhaltung jener reflexiven nationalen Motive, daß der echte, nationale Geist unverhüllt und in seiner vollen Eigenart zum Ausdruck gelange. Auch für die Nation gilt, daß die Tiefe seines Selbst nur gewinnt, wer sich verlieren will, wer nicht seiner, sondern der Sache allein gedenkt. Eine bewußt nationale Philosophie wäre ein Unding. Aber auch eine bewußt internationale Philosophie wäre ein Unding. Es hat – wie jüngst Professor Dessoir hervorhob – weder der Philosophie noch den Wissenschaften noch der Politik genützt, daß in der Einrichtung der sogenannten Austauschprofessuren wissenschaftliche Ziele mit politischen vermischt wurden. Die inneren Gegensätze der Nationen wurden durch das „repräsentative" Gerede mehr versteckt als erleuchtet; und der Wissenschaft wurde, indem sie die führenden Kreise der Nationen „befreunden" oder „aufklären" sollte, ein politisches Motiv beigemischt, das sie um so weniger verträgt, als die Forscher sich nur durch die Sache gebunden wissen. In seiner Intention darf den Forscher also weder der nationale noch der internationale Gedanke leiten – sondern eben nur die Sache. Aber es wäre nun auch kein geringerer Irrtum als jener einer bewußt nationalen Philosophie, wenn man aus der Erkenntnis der Nichtigkeit solchen Unternehmens den Schluß zöge, daß die Philosophie auch nach ihrem Gehalte einen nationalen Charakter nicht besitzen dürfe oder daß sie so weit falsch sein müsse, als sie ihn besitze.

Schon die außerphilosophische Wissenschaft enthält weit mehr nationale

Elemente, als der Laie anzunehmen pflegt. Wer auch nur eine Ahnung etwa von französischer, englischer und deutscher Physik hat, z. B. sieht, wie der Franzose Sadi Carnot, die Deutschen Leibniz, Robert Meyer und Helmholtz und der Engländer Joule verfuhren, um die bekannten Energiegesetze anläßlich ihrer Studien zur Wärmelehre zu finden, wird — abgesehen von den verschiedenen Forscherindividualitäten — auch die nationalen Geister scharf verkörpert finden. Pierre Duhem*) und Ernst Mach haben uns dies in ihren Werken zur Geschichte der physikalischen Thorien sehr deutlich gezeigt. Der Briefwechsel Leibnizens mit dem Newtonianer Clarke ist auch ein nationaler Dialog. Nur das vom Fluß der lebendigen Forschung, ihrer Richtung und Methode abgelöste, fertige Resultat wird zur international kursierenden Münze. Die Biologie, in der die Sphäre desjenigen Verstandes, der „Natur seine Gesetze vorschreibt", sich bedeutend verringert, ist ebenso national gebundener, als sie sich nach Rádl's schönem Buche über ihre Geschichte von Hause weit sprunghafter entwickelt hat als die Wissenschaften von der toten Welt. Innerhalb der Philosophie aber sind im Verhältnis zu anderer Art von Erkenntnis die drei Momente: Sprunghaftigkeit der Entwicklung, personale Bedingtheit und nationaler Charakter bis zum äußersten gesteigert. Darum stellt sie das Selbstbewußtsein der Nationen in höherem Maße dar als die übrigen Wissenschaften. Mit dem kontinuierlichen sogenannten Fortschritt fehlt ihren größten Werken und Charakterköpfen auch die Entwertung durch den Fortschritt. Es gibt in der Sphäre der Wissenschaften keine Analogie zu dem immer wiederkehrenden philosophischen Ruf: „Zurück zu —", zum Beispiel zu Platon, zu Aristoteles, zu Kant. Während in den historischen Reihen der Chemiker und Physiker der Letzte nur darum mehr sieht, weil er auf den Schultern des Vorgängers steht, sendet jeder große Philosoph im letzen Grunde einen einsamen und eigentümlichen Blick ins All, in Gott und in sich selbst. Es gibt nun freilich eine Idee von Wahrheit und von Sachgültigkeit, an der gemessen die philosophische Erkenntnis eben darum „subjektiver", willkürlicher, ja illusionärer erscheint als das Werk der unpersönlicheren, kontinuierlicher fortschreitenden und internationaleren Wissenschaft. Aber diese Idee von Wahrheit und Sachgültigkeit ist selbst nur eine und zwar eine sehr bestreitbare philosophische Idee von den Maßstäben der Erkenntnis. Ihre Vertreter — noch heute unbewußte Schüler der Aufklärungsphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts — beachten nicht, daß im selben Maße, als ein Wissen „allgemein menschlich" wird oder auch nur werden kann, es um so mehr sich damit begnügen muß,

*) S. jetzt Pierre Duhem: „La science allemande". F. Alcan, Paris.

die Sachen bloß eindeutig zu ordnen, anstatt ihre Wesensfülle zu erkennen; daß dieses Wissen gleichzeitig im selben Maße konventionell und symbolisch wird. Sie haben sich nie gefragt, ob nicht gerade das Ansich der Welt so eingerichtet sein könne, daß Welt sich nur der Totalität einer Person (in je verschiedenen Ansichten je nach deren Individualität) aufschließe. Nicht die möglichste Ausschaltung des Personellen und Nationalen wäre in diesem Falle die sachgültigste und den Namen der Wahrheit am strengsten verdienende Erkenntnis der Dinge; solche Wahrheit ergäben im Gegenteil erst die sich zu einem Gesamtbild ergänzenden charakteristischen Weltbilder der Personen und Nationen, deren jede dasjenige an Welt gesucht und gefunden hätte, was eben nur sie auf Grund ihrer letzten eigentümlichen metaphysischen Seinsbezogenheit auf das Universum zu erkennen vermag. Seit Schleiermachers Wirksamkeit ist uns der Gedanke in der Ethik geläufig, es sei das objektivste Gute, das an sich Gute jeweilig eben dies, von dem jede besondere einzelne oder Volksindividualität sich sagen müsse: Es ist mein Gutes und ist keines anderen; ist meine Aufgabe, mein gottgewollter Beruf. Aber in der Sphäre der Erkenntnis verhält es sich im Grunde nicht anders. Ist die metaphysische Rolle von Person und Individualität im All eine Rolle im Grunde, – und nicht bloßer Schein auf der Oberfläche der Dinge, so kann ja auch gar nicht ihre Ausschaltung, sondern nur ihre vollste und lebendigste Wirksamkeit auch die maximal objektive Erkenntnis der Welt geben. In diesem Falle müßten wir sagen: Nicht die Philosophie, sondern gerade die sogenannten exakten Wissenschaften geben trotz der hochgesteigerten Gewißheit und Genauigkeit ihrer Resultate das weniger sachgültige, also vergleichsweise „subjektivere" Bild der Welt. Denn sie bezahlen diese Gewißheit damit, daß sie von vornherein darauf verzichten, sich der an sich seienden Fülle einer Welttotalität zu bemächtigen – in der allein doch alle Dinge wirklich sind. Sie bezahlen sie, indem sie sich damit begnügen, nur den Ausschnitt der Welt sich zum Gegenstande zu machen, der auf das Gattungsmäßige des Menschendaseins relativ ist; und sie bezahlen sie zweitens damit, daß sie an Stelle der Aufgabe einer Sachkenntnis die ganz andere setzen, die in jenem Ausschnitt noch vorhandenen Sachen in konventionellen Symbolen eindeutig zu dem Zwecke zu ordnen, daß eine größte technische Beherrschung der Welt möglich wird. Der Verzicht also auf Sach- und Realgültigkeit zugunsten wohlgeordneter Symbole von den Sachen, der Verzicht auf die Erkenntnis eines Seins in sich selbst zugunsten der Art, wie es sich der generellen Subjektivität des Menschen darstellt, erteilt jenen Wissenschaften die Grundeigenschaften, durch die sie international, stetig fortschreitend

und unpersönlich zu sein vermögen. Das Nationale des Geistes wäre in diesem Falle keine „Beschränkung", „Trübung" oder Verdunkelung einer sogenannten allgemein menschlichen Vernunft – wie die Aufklärung lehrte: Es wäre im Gegenteil eine je eigentümliche Steigerung und Erhöhung der allgemein menschlichen Vernunft, – ein besonders gearteter Anstieg also zu jener „Welt", wie wir sie vor der unendlichen Vernunft der Person der Personen, vor Gott der Idee nach gelegen denken. Und nur im Verhältnis zu einem göttlichen Weltbilde dürfte und müßte dann das Nationale noch als Beschränkung und Verdunkelung verstanden werden.

Im Werden der Weltanschauung der Neuzeit treten die nationalen Geister weit ausgeprägter auf den Plan als innerhalb des kirchlichen Universalismus des Mittelalters, dessen Philosophie sozial durch den Stand der Kleriker, inhaltlich durch die Angleichung des Aristotelismus an das kirchliche Dogma, methodisch durch die apologetisierende sogenannte scholastische Methode, sprachlich durch die Einheit des Lateinischen bestimmt ist. Die zeitliche Ordnung, in der die Nationen ihre philosophischen Ideen konzipieren, entspricht ziemlich genau der Folgeordnung ihrer allgemeinen kulturellen Blüte und ihrer politischen Machtstellung. Italien geht in seinen großen Denkern der Renaissance und in der Grundlegung der neuen Naturprinzipien (Galilei, Leonardo) voran; Frankreich übernimmt dann in Descartes und seinen Nachfolgern die Führung; England tritt etwas später und schon in Abhängigkeit und Gegensatz durch Frankreich auf den Plan; erst im achtzehnten Jahrhundert wirkt durch die Vermittelung Voltaires, der Newton und Locke verbreitet, durch Montesquieu, Rousseau und Humes Besuch in Paris die englische Philosophie auf die französische zurück. Deutschlands Genius tritt in der äußerlich wenig, innerlich um so tiefer national bestimmten Gestalt Leibnizens am spätesten in die europäische Gedankenwelt schaffend ein. Leibniz klagt, in anderen Ländern sei „der Tag einer neuen selbständigen Philosophie längst angebrochen, während Deutschland noch immer durch die Lehrer der Scholastik beherrscht werde". In der Tat finden wir bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinein Aristoteliker auf den deutschen philosophischen Lehrstühlen, und so groß war der Einfluß des Descartes, daß seine Lehre als die „philosophie nouvelle" schlechthin bezeichnet werden konnte. Aber trotz dieser Verspätung Deutschlands in der reicheren Ausgestaltung einer eigentümlichen Philosophie durchwalten zwei Ideen deutschen Ursprungs die gesamte Gedankenentwicklung der Neuzeit: Die Idee des Unendlichen, in ihrer vollen Bedeutung konzipiert durch den Hirtenknaben von Kues, nachmaligen Kardinal; die von dem ermländischen

Domherrn Kopernikus in Anknüpfung an den Phythagoreer Aristarch von Samos zuerst entwickelte heliozentrische Lehre und das die alte deutsche Mystik Meister Ekkeharts mit Naturforschung und Heilkunde zusammenschmelzende Prinzip des Theophrastus Paracelsus, es müsse im Ganzen des Universums im Großen (Makrokosmus) sein, was in seiner vollkommensten und reichsten Gestalt im Kleinen sei, in der Seele des Menschen (Mikrokosmus)*). Der Sinn für Unendlichkeit steht in scharfem Gegensatz zum griechischen und lateinischen Sinn für Maß, Form, Gestalt, Grenze, Geschlossenheit des Weltbildes. Und darum ist der antiken Weltansicht das Unendliche immer nur das Verworrene, Chaotische, ja Schlechte und Böse, immer nur verderbliche Hybris; Endliches aber ebenso in allen Seinsbezirken wie in Wollen und Handeln nur als Einschränkung eines dem Geiste zuerst gegebenen Unendlichen zu erleben, als Not und Tribut an die menschliche Enge, — diese Einstellung ist spezifisch germanisch. Die größten Tugenden wie die größten Fehler des germanischen Genius ließen sich auf sie zurückführen. Derselbe Zug in der Theorie, den Dilthey einmal für die praktische Lebensform mit den Worten beschreibt: „Ihr (d. i. der Germanen) Handeln ist nicht durch eine rationale Zwecksetzung bestimmt und begrenzt; ein Überschuß von Energie, der über den Zweck hinausgeht, etwas Irrationales ist in ihrem Tun." Und: „Nicht in der heiteren Anschauung der Welt wie die Griechen, nicht in der gedankenmäßig abgegrenzten Zweckbestimmung wie die Römer, sondern in der Äußerung der Kraft als solcher ohne Begrenzung, in der so entstehenden Erschütterung, Erhebung der Persönlichkeit besitzen sie den höchsten Genuß und Wert des Daseins." Es ist wundersam, wie auch die klassischen Formulierungen des germanischen Ethos diesen Zug festhalten.

In den Ideen Lessings, Leibnizens, Goethe-Fausts, Kants, Fichtes, Schopenhauers, Nietzsches von einem unendlichen Streben, dessen Bewegung besser sei, wie das Erreichen, hat sich dieser deutsche Wesenszug zu einer philosophischen Grundidee durchgeklärt, die trotz des reichen Wechsels der Art, wie dies Streben verstanden wird, welche Richtung ihm gegeben, welcher Gemütsgehalt es begleitet, dieselbe bleibt. Immer wieder wurde es zugleich deutsche Aufgabe, das Recht der Kraftidee vor jener des Gesetzes und der Substanz, das Recht der Idee der Bewegung vor jener der stabilen Ordnung (Leibniz), das Recht des Glückes in der Aktion vor jenem des lustvollen Zustandes darzutun. Am Mikrokosmosgedanken aber ist germanisch einmal die alle deutsche Philosophie der Folgezeit beherrschende Tendenz, auch die Natur auf geistige Prinzipien zurückzuführen, der Innenwelt ein Übergewicht der Realität über die Außen-

*) S. auch W. Wundt: „Die Nationen und ihre Philosophie".

welt, dem Individuum über die Gesellschaft zu erteilen; mehr noch als dies aber (was z. B. nicht minder den englischen Geist charakterisiert) in der Innerlichkeit der Seele nicht einen Teil der Welt, sondern das Ganze einer Welt zu suchen. Daß, was im Menschen das Herrschende und Vornehmste sei, es auch im Weltall sein müsse, daß im Menschen als Teil der Welt Nichts sein könne, was nicht im Großen, ja Unendlichen auch in der Welt als Ganzem sei — das ist ein Gedanke, der versteckt oder ausgesprochen ein Obersatz für die meisten deutschen Gedankensysteme ist. Diese Gedankenrichtung ist das äußerste Gegenteil zu der vorwiegend englisch-französischen, die ich als Angst vor dem Anthropomorphismus bezeichnen möchte. Denn ist der Mensch weltförmig gebaut, so kann Anthropomorphismus keine Fehlerquelle der Erkenntnis sein. Nicht so sehr ein besonderer Ausdruck des deutschen Geistes ist der Heliozentrismus. Schon die Alten hatten ihn gefunden. Nur die philosophische Deutung der kopernikanischen Umgestaltung des mittelalterlich-aristotelischen Weltbildes anstatt — wie es zunächst nahelag — als Relativierung des Irdischen und menschlich Geschichtlichen zur Angelegenheit eines kleinen Sonnentrabanten, gerade umgekehrt zur äußersten Steigerung des denkenden Selbstbewußtseins, das sich kraft dieser Überwindung des Sinnenscheins nun erst recht in das Zentrum der Dinge gerückt erlebt, ja in Kant sich bis zum „Gesetzgeber der Natur" emporwirft, ist von deutscher Eigenart.

Nachdem ich vor kurzem das Eigentümliche in der englischen Denkweise an der Hand der Philosophie des Inselvolkes darstellte (s. mein Buch „Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg), möchte ich hier die Eigenart des französischen Denkens an der französischen Philosophie kurz umschreiben.

2

Sieht man auf Gestalt und Rhythmus des Ganzen dieser Philosophie, so findet man sie einheitlicher als die deutsche und kontinuierlicher in ihrer Entwicklung. Scharf ausgeprägte Charakterköpfe — bei uns ein Leibniz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Schopenhauer, Fechner — treten zugunsten einer größeren Homogenität und Zusammenarbeit der Forscher zurück. Die Tradition wirkt stärker, auch in der Terminologie; die Schulbildungen sind weniger geschlossen. Wendungen von jener Schroffheit, wie sie z. B. der Absturz des romantischen Hyperidealismus der Hegel-Schellingschen Epoche in den banalsten Materialismus (in dieser Denkrichtung wird der Deutsche stets banal) aufweist, fehlen hier. Die Maßlosigkeit des Gedankens im Zuendegehen der Konsequenzen ist minder groß. Das Verhältnis der Philosophie zu den

Wissenschaften ist im Ganzen das eines fruchtbaren Gebens und Nehmens; man kann weder sagen, daß sich die französische Philosophie je eines solchen Richter- und Führeramtes angemaßt habe wie z. B. die deutsche unter Hegel, noch daß sie je so ohnmächtig und restlos in die Menge der Fachwissenschaften versunken sei wie zuzeiten die deutsche. Die Grenzen der „Fächer" sind in der französischen Wissenschaft überhaupt weniger scharf gezogen als bei uns; das fördert wohl vielfach den Dilettantismus, hat aber auch den Vorzug, daß ein gewisses philosophisches Bewußtsein den Fachforscher nicht so leicht verläßt. Der Tendenz, von irgendeinem Winkel eines Faches her gleich eine sogenannte Weltanschauung zu fabrizieren, ist hierdurch stärker gesteuert. Figuren wie E. Haeckel oder Ostwald sind in Frankreich nicht ganz so möglich wie bei uns. Weit stärker ist die Berührung der Philosophie mit der „großen Welt", weit intensiver auch die für Philosophie und Staat gleich gefährliche Neigung, die Philosophie zur Denkweise, wenn nicht gar zur geistigen Grundlage der Gesellschaft und des Staates zu machen. Außer Hegel fehlen uns Deutschen Versuche, wie sie in dieser Richtung seit Rousseaus contrat social von Comte, St. Simon, Louis Blanc, Fourier bis zu Sorel immer wieder gemacht wurden. Das erste hat seinen Hauptgrund wohl darin, daß ein anderer sozialer Stand die Hauptleistung der französischen Philosophie getragen hat als bei uns — weniger der Bürger und Theologe, als der Adel, der Weltmann und (beruflich) der Mathematiker und Naturforscher. Der deutsche Protestantismus begünstigt eine freispekulative Ausgestaltung der religiösen Ideen, die der Katholizismus verbietet, und lockt so die Theologen stärker in die Philosophie hinein. Der Zerfall in ein „klerikales" und „modernes" Frankreich wird indes hierdurch gesteigert. Anderseits ist das Verhältnis der französischen Philosophie zur Literatur stetig (nicht wie bei uns nur während der romantischen Periode im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts) ein offeneres gewesen. Dafür ist bezeichnend, daß uns jene Spielart von philosophischer Literatur, deren Autoren man in Frankreich gerne als les grands écrivains oder les grands moralistes bezeichnet, ein Typus in der Art Montaignes, Pascals, Vauvenargues', La Rochefoucaults, Taines usw. fehlt. Der innere Zusammenhang der strengen und reinen Philosophie mit dem geselligen Leben und der Kunst ist durch diesen Typus vor allem hergestellt. Die Charaktere von La Bruyère verbinden z. B. Molière mit Theophrast und Aristoteles. Balzac nimmt sich Buffons Histoire naturelle als Vorbild seiner Comédie humaine. Molière ist voll von Anspielungen auf die cartesianische Philosophie.

Jede Philosophie einer Nation hat eine Aufgabe, die ihr dunkel vorschwebt

und die sich nur schwer mit Begriffen umschreiben läßt, ein Schema, nach dem sich ihr unwillkürlich alle Probleme ordnen. Dieses Schema ist für die französische Philosophie die Welt als ein universales, überall wohlbegrenztes, ruhendes Ganzes von klarer formeller Ordnung, das aus seinen Bestandteilen begriffen werden kann und das an erster Stelle auf den souveränen Verstand und Willen des Menschen als Gesellschaftswesen bezogen ist. Nach einem Ganzen strebt deutscher und französischer Geist im Unterschiede zum englischen gemeinsam. Aber dieses Ganze ist für den deutschen Geist mehr die Idee einer unendlichen Aufgabe als ein Vorhandenes; und dieses Ganze geht für den deutschen Geist seinen Teilen vorher. Die größten deutschen Geister waren Synthetiker größten Stils (Leibniz, Kant, Hegel), die größten gallischen ausgeprägte Analytiker. Das Bewußtsein, daß dieses Ganze weder der Zeit der Forschung nach, noch der Fülle seines Gehalts nach je in das Netz menschlicher Begriffe eingehen könne, überwältigt den deutschen Geist. Ehrfurcht und Scheu vor dem Ganzen ist darum seine Grundhaltung. Seine Werke behalten eben darum etwas Ungeschlossenes, Fragmentarisches — eben das, was die Franzosen nach ihren Leitideen bei uns formlos, verworren, dunkel, Steckenbleiben im Material, nennen. Ein Buch wie des zarten, frommen Fénélons vielgelesene Demonstration de Dieu, so kristallklar, so endgültig jeden Zweifel lösend, so unmerklich Schwierigkeiten aber auch umgehend und — so ehrfurchtslos vor dem Unsichtbaren hätte kein Deutscher schreiben können. Selbst die großen französischen Mystiker, die Bernhard, Hugo und Adam von St. Viktor, Fénélon, Bossuet, Franz von Sales behalten mitten im Überschwang der religiösen Empfindung etwas von dieser Verstandeshelle. Diese Welt aber ist stets bezogen auf den Menschen als Glied der Gesellschaft. Daß der Mensch die Krone der Schöpfung sei, ja ihr souveräner Herr und Meister, daß jedes Problem in ihm anfange und ende, — das ist eine stillschweigende Voraussetzung aller französischen Philosophie. Zwischen den Polen der Mathematik als der Formwissenschaft kat' exochen, in der purer Verstand seine souveränste Freiheit kostet, und Gesellschaftslehre schwingt vornehmlich der französische Geist. Die stumme, knorrige, reiche Wirklichkeit der Dinge, der der englische Geist mit Liebe nachgeht, tritt weit zurück vor dem Klarheitsbedürfnis der Begriffe; die deutsche Lebensempfindung dunkler über- und unterbewußt geleiteter Schicksalsform der wichtigsten Wendungen des Menschen-, des Volkslebens, die Verehrung für solche Einordnung des Menschen in das geheimnisvolle Ganze einer Welt fehlt der französischen Seele und gilt ihr leicht als „sklavische Triebbefangenheit". Den Begriff des Unterbewußten hat der deutsche Leibniz

eingeführt. Die philosophische Denk- und Darstellungsform entspricht der Bevorzugung mathematikartiger Klarheit und einer Welt, die schon als Diskussionsgegenstand einer Gesellschaft konzipiert ist. In der Kunst der idealisierenden Abstraktion, in der Klarheit der Deduktionen aus wenigen „Prinzipien" (Taines „belle comme un syllogisme" konnte man nur in Frankreich sagen), in der Kunst einfache klärende Fragestellungen in der Forschung zu finden oder die Sache zum experimentum crucis zu treiben, ist der französische Geist ebenso unvergleichlich wie in der eleganten gewinnenden Rhetorik der Darstellung, in der Kunst auch über das Fach hinaus Menschen für eine Frage und ihre Lösung zu erwärmen.

An der Fülle der Welt hebt diese Denkart in Natur und Menschentum vor allem ein feinstufiges Reich von wohlgeordneten, durchsichtigen Formen ab, das gleichsehr den Verstand als den Geschmack befriedigt. Logisch-sachliche Interessen von ästhetischen zu scheiden ist der französischen Geistesart von Descartes bis auf den Mathematiker H. Poincaré stets äußerst schwierig gewesen. Ein Buch, dem die klare Disposition und die Kunst der Darstellung fehlt, erweckt in Frankreich schon darum leicht Zweifel an der Wahrheit dessen, was es enthält. Umgekehrt gehört ein gutes Maß „bonne logique" auch zum gallischen Schönheitsideal. Was an der Welt Anschauungsfülle, Kraft, Individualität ist, das läßt diese Einstellung gerne zur Seite liegen; die komplizierte Dunkelheit des organischen Lebens, die Unverfügbarkeit über dasselbe durch den souveränen Verstand gewinnt darum zusehends keinen rechten Platz in dieser Welt. Leibniz hatte die Kategorie der Individualität wie jene der Kraft gegen Descartes wieder in ihr Recht zu setzen. Die relative Unabhängigkeit der Teile der Welt voneinander verschwindet vor der Idee einer Allabhängigkeit und einer Deduzierbarkeit der Welt aus ganz wenigen Prinzipien. Überall, im Staat wie in Sprache und Weltansicht tötet ein zentralistischer Absolutismus die Freiheit und Unabhängigkeit der Weltelemente und ihrer Eigenentwicklungen. Gleichzeitig tritt in Geschichte wie in der Mechanik die Bewegungs- und Entwicklungsseite der Welt vor dem Bilde einer statischen Ordnung, einer „Hierarchie" der Dinge zurück und die kunstreiche Klassifikation muß häufig die Erklärung ersetzen. Die Mechanik des Descartes, die den Zeitbegriff und die Idee der Kraft aus den Grundbegriffen dieser Wissenschaft ausschaltet (die Lehre von der creatio continua ist davon eine Folge), macht auch die Dynamik zu einem Spezialfall der Statik. Erst Leibniz weist philosophisch diesen Fehler auf, ja will umgekehrt selbst das Bild des ruhenden Raumes auf ein Produkt zeitbedingter Kräfte zurückführen. Bei Descartes, in dem der gallische Genius einzigartige Klassifizi-

tät erhielt, treten auch die übrigen der genannten Züge scharf hervor. Seine Definition der Wahrheit „verum, quod clare et distincte percipitur" hängt fast wie ein ehernes Axiom über der Entfaltung der französischen Philosophie — ja des französischen Geistes. Ob „Klarheit" aber nicht ein bloß subjektives Menschenbedürfnis sei, das die Sache selbst und die Wahrheit über sie nichts angeht, fragt sich Descartes keinen Augenblick. Aber nicht minder französisch und für die Zukunft folgereich ist die Haltung, die im cogito, ergo sum des Cartesius liegt. Diese Haltung enthält wie in nuce Kunst und Geist des Menschen des ancienne regime; sie durchseelt die auf überlebensgroßen Kothurnen einherwandelnden Gestalten Racines und Corneilles, ist für das geniale Volkskind Molière (Femmes savantes und Misanthrope) der Gegenstand des Spottes und drückt zugleich jene kalte, fast grausame Distanzierung aus, mit der Voltaire, Diderot und Balzac die menschlichen Dinge betrachten und typisierend schildern. In diesem Satze schnellt das souveräne Vernunftsubjekt des Menschen in eine Höhe des Seinsbewußtseins, die in unmeßbarer Ferne die ganze Welt, einschließlich des gesamten organischen Reiches und der eigenen lebendigen Menschennatur unter sich und gegen sich liegen sieht. Dieses „Ich" des Descartes steht nicht mehr in der Welt; es hat in ihr keinerlei Heimatsgefühl mehr und nicht umfließt es mehr tragend und wohltätig der Strom des Werdens. Entfremdet fällt die eisige Helle seines Blickes analysierend, scheidend, richtend auf Natur, Tradition und Geschichte. Nur von der Konzeption eines solchen „Ich" aus konnte der künstlichste und anschauungsfernste Gedanke, der je gedacht ward, gedacht werden: Alles Lebendige, Tier und Pflanze, einschließlich des Menschen, sofern er nicht denkt, seien nur komplizierte, seelen- und triebloſe Mechanismen; ein französischer Gedanke, ein gallischer Exzeß kat' exochen! Descartes' Auffassung der gesamten Physik, ja Philosophie als Pangeometrie (welche Wissenschaft er durch seine klare und wohlgefällige analytische Geometrie bereichert) ist gleichfalls eine echt gallische Idee. Nach dieser Auffassung sind Kraft, Zeit, Materie, Intensität, Qualität und objektive Form lauter „verworrene, dunkle Ideen" und darum aus den Urtatsachen der Welt auszuscheiden; sie werden als Anthropomorphismen verworfen; so erst — meint er — können die der Mathematik entlegensten Gebiete unter den freien konstruktiven Zugriff des mathematischen Denkens gebeugt werden; er macht das Ruhende, den Raum, in dem der Geist willkürlich seine Grenze zieht, zum Herrscher auch der Zeit und ordnet, wie die Dynamik der Statik, alle Entwicklungslehre der Klassifikation unter. Pascal sucht sogar eine „geometrie du cœur". Noch auffälliger aber ist die Art, wie sich die deduzierenden

und zentralisierenden Tendenzen des französischen Geistes in Descartes malen. Auf ganz wenige „Prinzipien" wird die vielgestaltige Natur zurückgeführt. Zwischen Gott und dem individuellen Menschen fallen Descartes alle jene vermittelnden Reiche und Potenzen aus, die das Mittelalter gelehrt; die causae secundae werden von der causa prima verschlungen, genau wie die Stände und ihre Freiheiten von der Gewalt des absoluten Monarchen in der französischen Staatsentwicklung; und wie vor dem „L'Etat c'est moi" (dem staatsphilosophischen Analogon des „Cogito sum") schließlich alles Seiende eine demokratisch gleichförmige Masse wird, so werden die denkenden Ichs auch vor Gott „gleich" an der Vernunftmitgift, der idées innées. Auch die Seele ist nicht mehr „ganz in jedem Organ des Leibes" (Aristoteles), sondern an einem Punkt des Gehirns zentralisiert; sie ist ausschließlich „Denken" und alles, was vordem als anima vegetativa, anima sensitiva, was als „Lebenskraft" die Welt des Ausgedehnten mit der des reinen Geschehens vermitteln sollte, wird dem Mechanismus anheimgegeben. Bis in die Gehirnphysiologie hinein neigen die französischen Forscher dazu, die psychischen Formationen „zu hoch" zu lokalisieren. Vor dem „denkenden Ich" sind alle Triebe, alle Leidenschaften, alle Gemüts- und Gefühlskräfte der menschlichen Natur so gleichwertig, wie die denkenden Ichs vor Gott, wie die Masse vor dem absoluten Monarchen. Aber die Geschichte Frankreichs hat diese merkwürdige Analogie noch merkwürdiger bestätigt. Wie es nur eines einzigen königlichen Kopfes bedurfte, um aus der absoluten Monarchie die Freiheit jedes Gliedes der schon vorher „gleich" gewordenen Bürger zu machen, so bedurfte es nur des Wegstreichens des Seelenpünktchens an der Zirbeldrüse, um den „Homme-machine" Lamettries, nur des Wegstreichens des für den Gang und die Bewegung der Welt schon überflüssig gewordenen Gottes, um den Materialismus Holbachs zu gewinnen. In den gewaltsamen Dualismen des Descartes tritt auch jene maßlose Neigung des französischen Geistes zur Antithetik hervor, vermöge der er — wie Pascal sagt — so gerne „blinde Fenster" macht; dieselbe Antithetik, die auch dem gallischen Witz mit zugrunde liegt. Auch bei Descartes entspricht aber jener Kraft, die Welt in klare, leicht faßbare antithetische Prinzipien aufzulösen, nicht im mindesten die synthetische Kraft, zu zeigen, wie denn nun eine Zusammenwirksamkeit, eine Kooperation der Substanzen möglich sei, in die er das Weltall einteilt. Sowie wir den Blick von der Anatomie der Welt auf die Physiologie lenken, bleibt hier alles dunkel.

Und dennoch hat die eigenartige Werbekraft der französischen Kultur sich an wenigen Beispielen stärker erwiesen als an der Geschichte des Cartesianis-

mus. Nicht nur im ganzen achtzehnten Jahrhundert war er „la nouvelle philosophie" schlechthin. Er ist — was man gar nicht nachdrücklich genug hervorheben kann — bis heute die Grundlage der Weltauffassung des Durchschnitts der wissenschaftlich Gebildeten Europas. Diese Philosophie allein verstand es, so zu gewinnen, daß man gar nicht mehr merkte, sie sei überhaupt eine besondere Philosophie, daß man sie vielmehr für eine Frucht des gesunden Menschenverstandes hielt.

Die bisher genannten Grundzüge des französischen Geistes durchdringen aber nicht minder die außerphilosophischen Kulturinhalte. Ob wir die französische Gartenkunst oder die Einteilung des Staatsterritoriums in künstliche Departements, ob wir den Zentralismus der unteren Verwaltung, der sich trotz aller Verfassungsänderungen seit dem ancien régime so zäh erhielt, oder den Zentralismus der von Paris aus geregelten Sprache und Mode betrachten, ob die Kalendererperimente der Revolution: der „Cartesianismus" des Daseins und Lebensstils tritt uns immer wieder entgegen. Das Laplacesche Ideal der einen Weltformel, die auch die Geschichte umfassen soll, die Versuche des Freidenkers Comte, die Wissenschaften in eine feste „Hierarchie" zu bringen und die Geschichte auf wenige Grundgesetze einer Entwicklung (das sogenannte Gesetz der drei Stadien) zurückzuführen, in der die Verstandesleistung des Menschen die unabhängig Variable sein soll, seine charakteristische Zurückweisung der Lamarqueschen Entwicklungsidee als einer „dunklen Idee", Josef de Maistres kirchlicher Hyperzentralismus im Traité du Pape Fouriers nach Phalangen abgezirkelter Sozialstaat: Alles Ideen, in deren Bildung sich ebendieselben Eigenschaften des Nationalgeistes widerspiegeln, die Descartes zuerst so plastisch dokumentiert. Gegen die individuelle Gewissensfreiheit spricht A. Comte schärfere Worte, wie sie je ein fanatischer Priester sprach, und sein Ideal der Gesellschaft, mit einer gelehrten „pouvoir spirituel" an der Spitze und einem durch die Verehrung einer Frau vermittelten Kultus des „Grand-Etres", der „Menschheit", — enthält den alten Verstandes-Zentralismus und den Gedanken künstlicher Menschenklassifikation nur in neuer Gestalt. Der gallische Freiheitsbegriff kennt — so grundverschieden er von dem englischen Freiheitsbegriff ist — weder eine Freiheit des geistigen Individuums noch jene Freiheit des Gliedes in der natürlich und historisch gewachsenen Gemeinschaft, der gemäß der Staat weder ein Vertrag zu größtmöglicher Garantie jeder Selbstsucht noch ein von oben her aufgesetzter künstlicher Wille ist, sondern nur die höchste Organisation der in ihm auslaufenden partikularen Willenseinheiten des Volkes. Wenn in England Traditionsschema, Konvention, Sitte zur Nieder-

haltung des geistigen Individuums, ja — wie schon J. St. Mill klagt — zu seiner Erstickung führen, so hier ein bewußter Normierungswille der staatlich herrschenden Schicht. Es ist die besondere Art von Tragik dieses Volkes, daß sein ungestümer Freiheitsdrang immer wieder wie aus sich selbst heraus eine höchste, einheitliche Gewalt an die Spitze führt, die neue Knechtschaft bewirkt. Mit Recht ist zu allen Zeiten das sonderbare Schwanken des französischen Geistes zwischen Skepsis und Mystik, zwischen Ausschweifung und Reue, Frivolität und mildester Reinheit z. B. der besten französischen Frauen hervorgehoben worden — vielleicht nur die psychologische Innenseite der schroff antithetischen Entwicklung der Verfassung des französischen Staates. Schon Montaigne, noch mehr Charron und Pierre Huët ist die Skepsis das beste Mittel, die Seele der Autorität und Kirche gefügig zu machen. In Pascals großer kranker Seele wohnen beide sich unterstützend zusammen und in Rancé, dem Begründer des Trappistenordens, schlägt die glühendste Weltfreude um in Schweigen und äußerste Zurückgezogenheit. Bayle, Friedrichs geistiger Erzieher, wiederholt das Tertullianische: Credo, quia absurdum. Bei Lamenais und Josef de Maistre, ja bis heute bei Brunetière und Maurice Barrès kehrt derselbe Rhythmus der Gemütsbewegung zwischen skeptischem Traditionalismus und ungebundenster Willkür wieder. Aber es muß auch auf die wunderbare Kontinuität und die herbe spirituelle Reinheit jenes stillsten Frankreich hingewiesen werden, das innerhalb der Philosophie durch die Namen Hugo von St. Viktor, Bossuet, Fénélon, Pascal, Malebranche, die übrigen großen prêtres de l'Oratoire, in neuerer Zeit durch Maine de Biran, Ravaisson (Bergsons Lehrer) angedeutet sei. Hier hat eine Verschmelzung augustinisch gefärbter Frömmigkeit mit geistiger Leidenschaft, mathematischer Klarheit und Kühnheit des Denkens eine Reihe edelster und durchgeistigtster Charakterköpfe erzeugt, Gestalten und Gesichter voll herber Würde und zarter Demut, voll lebendigstem Glauben und innerer Weite und Freiheit, daß wir bei anderen Nationen kaum eine Analogie dieser Mischung zu finden vermögen. Diese stillere aber kraftvolle Geistesrichtung, die in der neuesten Zeit in der französischen Jugend eine erhebliche Stärkung erfuhr und durch den Krieg sie weiter erfahren wird, bildete für die Abenteuer des französischen Gedankens immer wieder einen lichten Orientierungspunkt und wird ihn — so hoffen wir — auch in Zukunft bilden.

Wie spiegelt sich das französische Volksethos in der französischen Philosophie? Die Franzosen haben von Descartes bis zu Bergson die Probleme der Moral nur stiefmütterlich behandelt. Weder die Verbindung von Ethik und Nationalökonomie, die reiche, genaue Beobachtung sittlicher Konflikte und die Subtilität der Pro-

blemstellung, die der englischen Ethik eigen sind, noch die Neigung der Deutschen, von den inneren Erlebnissen des Gewissens und der Pflicht her eine Metaphysik zu konstruieren, sind ihnen eigen. Was man les grands moralistes français nennt, sind mehr „Schriftsteller" und Soziologen als eigentliche Philosophen (La Rochefoucault, Vauvenargues, St. Simon, Fourier, Comte usw.). Das deutet darauf hin, daß sie hier der teils kirchlichen, teils sozialen Tradition, dem „bon sens" und den in ihnen enthaltenen festgewordenen Idealbildern (der „Heiligen", des „Gentilhomme") einen größeren Spielraum einräumen als andere Völker und daß das Problem der Herstellung einer angemessenen Sozialordnung ihnen gegenüber den inneren sittlichen Erlebnissen vorangeht. Neben der stark stoisch gefärbten, auf der kirchlichen Tradition ruhenden Moraldoktrin der cartesianischen Schule nimmt den größten Raum in ihren ethischen Versuchen der Gedanke ein, daß das wohlverstandene Selbstinteresse die Wurzel des sittlichen Verhaltens sei. Was La Rochefoucault in seinen „Maximes" mehr als souveräne Kritik und Anklage einer Gesellschaft meint, die sich noch heimlich an christlichen Idealen mißt, das wird bei den Moralisten des achtzehnten Jahrhunderts, bei Lamettrie, Helvetius, Holbach, zu einer ernstgemeinten Theorie der Entstehung sittlicher Wertschätzung. Diese Lehre ist ein Ausdruck des französischen Ethos nur insofern, als der Antrieb durch den Wetteifer der Individuen um bestimmte, jeweilig als höchste geltende Lebensgüter vielleicht der stärkste aller Antriebe des französischen Menschen ist. „Concours", „Arrivisme" in allen Sphären, Stellenjagd, Wetteifer, sei es nun in einem Kloster heiliger wie der Andere oder auf der Börse reicher wie ein Anderer zu werden oder vor dem König und maßgebenden Frauen besser als Andere zu stehen, ist hier eines der Haupttriebräder alles Handelns. Man darf indes hier nicht an gemeinen individuellen Egoismus denken, der die Vorteile ruhig genießen möchte, die er sich verschafft hat. Gerade Kühnheit und Wagemut erhalten vielmehr auch von den philosophischen Schriftstellern die höchste Auszeichnung. Denn dies kommt nun — gleichsam als Überleitung, durch die aus wohlverstandenem Selbstinteresse überhaupt erst eine Moral werden kann — hinzu, daß die Hauptquelle der Freuden und die Art der Lebensgüter, um die jeder in wohlverstandenem Selbstinteresse mit dem Anderen konkurriert, weniger ein Sein und Verhalten ist als das Bild eines Seins und Verhaltens in der Gesellschaft, weniger der wirkliche Zustand des „Ich" als die „Rolle", die sich jeder selber in der Gesellschaft spielen sieht. Nicht in der Sphäre der Wirklichkeit, sondern in einer der wirklichen Welt wie ein Netz übergeworfenen Scheinwelt sozialen Geltens, in der jeder ein be-

stimmtes idealisiertes Schattenbild als seine „Rolle" besitzt, spielt sich der Grundprozeß des französischen Lebens ab; in einer Welt gleichsam sozialer Mathematik, deren Figuren wie die Gestalten der Geometrie über die Wirklichkeit zu deren Messung geworfen werden. Und diese „Welt" ist auch der vorzügliche Gegenstand des französischen Romans. Je nachdem aber die Lebensgüter geistige oder mehr materielle sind, um deren Bild es sich handelt, — je nachdem es das Bild des sinnlich sichtbaren Menschen oder der tieferen Persönlichkeit ist, wird diese französische Neigung entweder zum Fehler der sprichwörtlichen französischen Eitelkeit oder zur Tugend des edleren Ehrgeizes und jenes wunderbaren Sinnes für den Ruhm (gloire) ausschlagen, dem nach einem bekannten Worte von Clausewitz der Deutsche ebensoselten gerecht zu werden vermag, wie nach bekannten Worten Schillers der französischen „Anmut im Betragen" und der gallischen Rhetorik, die er gerne als überzeugungsloses Wortgepränge und als Bestechung wertet. Und je nachdem der Zustand der Verfassung und die allgemeine Kulturlage das Aufsteigen des Einzelnen mehr an die Gunst eines Königs oder an jene einer herrschenden Plutokratie oder der großen Massen knüpft, bald mehr Tapferkeit, Takt und Anmut, bald mehr Reichtum und die hier so einzig geschätzte volksrednerische und forensische Begabung die sozial bevorzugtesten Güter ausmachen, wird der *Zielinhalt* dieses allgemeinen Wetteifers wechseln — ohne die Konstanz dieser sittlichen Grundeinstellung zwischen ancien régime und der heutigen republikanischen Gesellschaft zu ändern. Für das Ganze der Nation heißt aber jenes Ansehen Prestige. Der *Prestigegedanke* ist in Frankreich der Idee realer Macht und der faktischen Ausnutzung aller Territorien und Volkskräfte ganz unverhältnismäßig übergeordnet. Die französische Kolonialpolitik der letzten Jahrzehnte, welche die Kolonien weit mehr als Rekrutierungsanstalten für das von den Vogesen hypnotisierte Heer und als Steuerzahler, denn als Boden fruchtbarer Arbeit auffaßte, ist gleichfalls von hier aus zu verstehen. Gesellt sich nun gar zu dieser nationalen *Ruhmbegierde* noch das drückende Gefühl des Lebensniederganges der Rasse (Entvölkerung), so muß aller fremder Aufstieg, auch der, wo er die eigenen Nationalinteressen nicht unmittelbar beeinflußt, psychologisch wie ein positiver Angriff wirken und rein als solcher Haß erwecken. Nur dies erklärt die sonderbare Tatsache, daß auch besonnenste, ruhigste, gebildetste Franzosen seit Jahrzehnten fest überzeugt waren, Deutschland werde sich demnächst auf Frankreich stürzen, um sich neue Provinzen anzugliedern. *Prestige*, nicht die reale nationale Macht und der Reichtum (die sich gegenseitig fördern können), *ist* ja eben eine Relations- und Differenzkategorie. Kein Prestigegewinn einer

der großen Mächte ohne proportionalen Prestigeverlust der anderen. Wird das Prestige zum spiritus rector der Politik — anstatt zu einem der Macht untergeordneten, nur als eventuelle Machtquelle gewerteten Faktor —, so muß auch das Bild bloßen Wachstums fremder Macht der Volksseele schon als Angriff auf die eigene Nation erscheinen und gleichzeitig das als Defensivstellung auf den illusionsartig gefürchteten Angriff, was faktisch Angriffsaffekt ist. Dieser nationalen Selbsttäuschung verfiel Frankreich in den Jahren vor dem Kriege in ganz besonderem Maße. Hier liegt im Großen genau der Fall vor, den französische Psychopathologen den Fall des persécuté persécuteur genannt haben. Die Angst vor vermeintlichem Angriff wird zum Kern einer alle Ausdrucksäußerungen in ihrer Richtung abstufenden und deutenden psychischen Verfassung und schließlich zum Motiv des Angriffs als vermeinten Verteidigungsaktes. Gesteigerte Empfindlichkeit aber für möglichen Prestigeverlust und nationale Rachsucht mußten zusammen fallen und steigen. Die seit 1871 grabende und bohrende, alle französische Politik leitende Wirksamkeit der Revancheidee kann — wie ich schon anderwärts zeigte — nur auf der Grundlage dieser seelischen Zusammenhänge verstanden werden. Henri Bergson sprach jüngst — nach dem Figaro — in einem Vortrag ganz richtig von einer „tiefen Erkrankung der französischen Volksseele", welche der deutsch-französische Krieg von 1870 zur Folge gehabt hätte. Nur wenn er hinzusetzt, es habe diese Erkrankung darin bestanden, daß die französische Seele durch die Wegnahme des Elsaß in eine Verzweiflung an die mögliche Herrschaft von Recht und Gerechtigkeit in der Welt überhaupt getrieben worden sei und sich den verlorenen Glauben an sie nur durch einen siegreichen Krieg wiederherstellen könne, so konstruiert er ziemlich naiv pro domo. Nicht Verzweiflung an „Recht und Gerechtigkeit", sondern quälende Ungewißheit an der Erreichbarkeit der Ziele, welche jenes eng umschriebene Volksethos dem politischen Handeln Frankreichs wie von selbst setzt, nur die quälende Ungewißheit, ob es sein altes Bild als „grande nation" und den Ruf seiner ruhmgekrönten Armee nach dem Verlust des Elsaß in Zukunft bewahren könne, führten zu jener „tiefen Erkrankung der Volksseele". Und diese Ungewißheit muß nun durch eine klare Machtprobe beseitigt werden, wenn wieder Gesundung eintreten soll. —

Die albanische Frage*)

Von Hermann Wendel

Die albanische Frage ist wieder da. Oft genug in den Jahren vor der großen Katastrophe hatte sie einen lauten Mund, um unter dem Donnern des Weltkriegs jäh zu verstummen. Aber jetzt meldet sie sich von neuem und heischt ihre Lösung.

Stets, wenn in den letzten Friedensjahren Europa gespannt nach Albanien spähte, geschah es mit einem heimlichen Schauder, denn immer klirrte etwas Eisernes wie drohende Kriegsgefahr im Hintergrund. In der Tat gaben albanische Zusammenhänge einen Antrieb zu dem Balkankrieg der Jahre 1912/13, und auch auf den Spuren des Weltkriegs braucht man nicht allzuweit zurückzugehn, um auf Albanien zu stoßen. Kein Land und Volk ist auch so geeignet, immer nur Objekt und nie Subjekt der Weltgeschichte zu sein und dadurch eine stete Gefahrenquelle für den europäischen Frieden zu bilden. Über Land und Leute hat man in den letzten Jahren fingerfertig allerhand zusammengeschrieben, manches Richtige, mehr Falsches und viel Widersprechendes; ich kenne beides durch eignes Schauen. Ich bin durch die Gaue der Miridita geritten. Ich habe die „Söhne der Felsen" ihr dürftiges Maisbrot in heißer Asche backen sehen, ich habe bläuliche Milch mit ihnen aus einunderselben Schüssel gelöffelt und in ihrer Gesellschaft unter dem freien Sternenhimmel geschlafen, drunten im Stromgebiet des weißen und schwarzen Drin. Ich weiß darum, wie wenig Übertreibung drin steckt, wenn man die Arnauten, was ihre Entwicklungsstufe angeht, mit den Germanen zur Zeit des Tacitus oder mit den Indianern in den Tagen Lederstrumpfs vergleicht. Die Indianer Europas sind sie wirklich, ob sie nun wie in einigen Gegenden die Skalplocke tragen oder nicht, und keineswegs zu Unrecht nennt man ihr Land, unwirtlich, fremder Besiedlung verschlossen und kaum halb erforscht, wie es ist, das europäische Tibet. Von den alten Illyrern, die nach unverbürgten Gerüchten ihre Stammväter sind, bis auf diesen Tag haben die Albaner auf die gleiche Art durch die Jahrhunderte ihren Ziegenkäse verfertigt und sich mit dem gleichen Trotz hinter den Mauern

*) Ein Teil der Ausführungen des Verfassers wurde von den zuständigen Behörden zur Veröffentlichung nicht zugelassen. Die Stellen, an denen von der Zensur größere Streichungen vorgenommen wurden, sind durch eine Zeile Gedankenstriche gekennzeichnet.

ihrer festungsähnlichen Kulas gegen alles Neue verschanzt. Nichts haben sie von der ganzen modernen Zivilisation angenommen als das Repetiergewehr, und auch das nur, um sich im übrigen die moderne Zivilisation desto erfolgreicher vom Leibe zu halten. Dieses Repetiergewehr vertritt bei ihnen immer noch das Gesetzbuch; auf dem Wege der Blutrache tragen sie ihre Rechtsstreitigkeiten aus, und Blut fordert wieder Blut: in manchen Stämmen sterben vierzig vom Hundert der männlichen Bevölkerung, von der Kugel eines Rächers getroffen, in ihren Opanken. Schon diese angenehmen Sitten müssen jeden wirtschaftlichen Aufschwung hoffnungslos hemmen, zumal in dem Lande der Eisenpflug unbekannt und die Fruchtwechselwirtschaft unmöglich ist. Die Blutrache fürchtend, hocken die Männer oft jahrelang im feuchten Dunkel ihrer Kula und überlassen den Frauen die Feldarbeit, die besten Viehweiden bleiben aus Furcht vor der Blutrache ungenützt, der Acker wird nur in der Schutz gewährenden Nähe menschlicher Siedlungen richtig angebaut. Handel treibt man oft noch in der urwüchsigsten Form, die Ware gegen Ware, Eisennägel gegen Salz, Ziegenfelle gegen Mehl tauscht, und wenn sie gerade lustig sind, sperren die Miriditen den Saumpfad von Prizrend nach Skutari, die einzige Handelsstraße, die das Innere mit der Küste verbindet, und für Wochen und Monde ist jeder Warentausch ganz unterbunden. Dringt ein Fremder ins Land, der sich nicht der Bessa, der Urfehde einflußreicher Häuptlinge, erfreut, so betrachten ihn die Eingeborenen als Ingenieur, der Eisenbahnen bauen will, und nach Landesbrauch werden Eisenbahningenieure als Schießscheiben benutzt. Auch das Christentum hat die paradiesische Einfachheit des Verkehrstones, den diese unverdorbenen Naturkinder gegen ihre Mitmenschen anschlagen, nicht zu sänftigen vermocht. Als vor etlichen Jahren die Bewohner eines Dorfes im Erzbistum Skutari mit ihrem Seelsorger in Zwiespalt lagen und ihn kurzerhand in einen Ziegenstall sperrten, ritt der greise Erzbischof von Skutari in die Berge, um den Gefangenen aus den Händen seiner Pfarrkinder zu befreien. Nach langem Hin und Her wurde dem Kirchenfürst gestattet, den Pfarrer mitzunehmen, falls bis zur Regelung der Streitigkeiten ein Bürge gestellt werde. Der Erzbischof erklärte sein Wort für genügende Bürgschaft, aber die Unzufriedenen winkten ab: „Auf dich können wir nicht schießen, weil wir dich verehren. Du mußt einen Bürgen stellen, auf den wir schießen können.“ Und so geschah es!

Freilich geht es nicht überall so toll und wild wie auf dem rauhen Karst des katholischen Nordalbaniens zu, wo unter ihren Bairaktars die trotzigsten und ungebundensten Stämme der Berggegend, der Malissia, hausen. Die

Mohammedaner Mittelalbaniens sind einige Grade friedfertiger. Wie dort die Urzeit, so kann man hier das Mittelalter an der Quelle erforschen, denn im Zeichen des ausgesprochensten Feudalismus gehören hier Land und Leute weithin einem reichen Grundherrn; die einem solchen Tschiftlik (Rittergut) fronen, haben vor Leibeigenen nicht das geringste voraus. In dem orthodoxen Südalbanien endlich sitzen wieder wie im Norden freie Bauern, nur daß der reichere Ertrag des Bodens auch die Sitten milder stimmt, als in jener unfruchtbaren Gebirgswildnis. Die köstlichste Blüte Albaniens aber sind seine „Intellektuellen", die, mit einem ganz oberflächlichen europäischen Firnis lackiert, in den Kaffeehäusern von Skutari, Alessio und Durazzo über Politik schwatzen, und weil sie allein auf viele Meilen in der Runde des Abc einigermaßen kundig sind, sich als die berufenen Vertreter der albanischen „Nation" aufspielen. Diese albanische „Nation" gibt es allerdings nur in ihrer üppigen Einbildung, denn wenn allen Albanern, die nach Typus, Sprache und Religion sehr verschieden sind, eines gemeinsam eignet, ist es der gänzliche Mangel an Nationalgefühl, das sich eben erst bei Völkern auf höherer Entwicklungsstufe einstellt. Ein Meerschweinchen in die Geheimnisse der Logarithmentafel einzuführen ist leichter, als einem Schkipetaren so etwas wie nationales Bewußtsein zu erwecken. Noch den dringlichsten Überredungskünsten hält er die Tatsache entgegen, die allein seinem zähen Hirn eingeht, daß er zum glorreichen Stamm der Clementi, Kastrati, Hoti, Pulati, Rioti oder Miriditi gehört und mit dem Nachbarstamm schon deshalb nichts Verbindendes zu tun hat, weil zwischen beiden gerade die Blutrache waltet und dann ein Hüben, ein Drüben nur gilt. Trotz dieser Zersplitterung der Arnauten in Stämme sind die Osmanen ihrer Herrschaft über Albanien nie recht froh geworden. Die Alttürken ließen wenigstens die Zügel schleifen. Sie mühten sich nicht einmal, das in der Türkei überall streng durchgeführte Tabakmonopol in Albanien zur Geltung zu bringen. Wollte man in Prizrend oder Pristina oder Dibra Tabak einkaufen, so fragten die Händler in Gegenwart der Gendarmen treuherzig, ob der Effendi Monopol- oder Konterbandetabak wünsche. Als die Jungtürken die Zügel fester anzogen, gab es Krawall. In den vier Jahren, die nach der Revolution in Stambul Albanien noch türkisch war, brachte jeder Frühling im ursächlichen Zusammenhang mit der Schneeschmelze einen kleinen Arnautenkrieg. Wenn nämlich die Lenzsonne den Winterschnee an den rauhen Berghängen wegtaut, treibt der Albaner seine paar Ziegen auf die Weide. Dem besitzlosen Nachbarn schafft das Gelegenheit, sich über Nacht auf dem landesüblichen Wege zum Ziegenbesitzer zu befördern. Geht es schief, so beißt er da-

bei ins Gras, und die Lawine beginnt zu rollen. Für eine Ziege ein Menschenleben, für ein Menschenleben ihrer dreie, und so fort, bis im weiteren Verlauf der Blutrache zwei ganze Stämme einander befehdeten. Dann griff die hohe Obrigkeit ein, um die randalierenden Untertanen zur Vernunft zu bringen, worauf sich flugs die Gegner von eben vertrugen und gemeinsam auf die hohe Obrigkeit losschlugen. Andere Stämme schlossen sich an, die Revolte wuchs zur Rebellion, ein kurdisches Redifbataillon nach dem andern, aus Kleinasien herbeigeschafft, kletterte in die albanischen Berge hinein, und was mit einer gestohlenen Ziege begonnen hatte, endete mit einem regelrechten Feldzug, der Dörfer niederbrannte und Galgen aufbaute. Der Aufstand im Lenz 1912 gewann besondere Bedeutung, weil er die ganze Ohnmacht der türkischen „Macht"-haber offenbarte. Die Arnauten stiegen in Schwärmen zu Tal, stürmten die Bahn, die Mitrovitza mit Saloniki verbindet, fuhren fröhlich nach Üsküb hinab, gebärdeten sich in dieser Hauptstadt des Wilajets Kossowo, die überdies Sitz eines Korpskommandeurs war, tagelang als die Herren und ergötzten sich großartig auf andrer Leute Kosten — mit verschränkten Armen schauten Militär- und Zivilbehörden dem Treiben zu. Für den Balkanbund, der seit langem den Krieg gegen das Osmanenreich vorbereitete, war das der Wink mit dem Zaunpfahl; er schlug los und fand die europäische Türkei so widerstandsunfähig, wie die Szenen von Üsküb erwarten ließen.

Aber Albanien bot nicht nur den Anstoß, für Serbien wenigstens war es auch der Grund zum Krieg gegen die Türkei. Rein wirtschaftliche Momente gaben den Ausschlag. Serbien ist ein vorbildliches Kleinbauernland von demokratischem Gepräge; wer den Pflug durch die Scholle treibt, dem gehört der Boden; Großgrundbesitz kennt man nicht. Da zudem die bäuerliche Klasse zahlenmäßig schlechthin vorherrscht, steht das ganze Volk mit leidenschaftlicher Teilnahme hinter der Agrarpolitik der Regierung, die nur einen Richtpunkt hatte: dem Ackerbau und der Viehzucht des Landes günstige Absatzmärkte für die reiche Fülle ihrer Erzeugnisse zu erschließen. Das war nicht leicht. Der Berliner Kongreß hatte, wohl nicht ohne Absicht, das Königreich Serbien so unglücklich zurechtgeschnitten, daß es des Zugangs zum Meer entbehrte und für seine Ausfuhr auf das Wohlwollen der Nachbarn angewiesen war. — —

— —

Vielleicht war es weniger diplomatische Unfähigkeit als böser Wille, was die Triple-Entente auf der Londoner Konferenz dem ausgefallenen Gedanken eines selbständigen Albaniens zustimmen ließ. Die einzige gründliche Lösung der albanischen Frage war die Teilung des Landes unter Serbien, Mon-

tenegro und Griechenland. Alles andere war schmähliches Flickwerk, und nun gar dieses Fastnachtskönigstum aus dem Vorfrühling 1914, in dem ein deutscher Prinz sich zu nicht beneidenswerter Rolle hergab. Mit berechtigtem Spott hat man dem Mbret aufgewartet, der zunächst daran ging, sich einen Hofstaat zuzulegen, einen Orden zu stiften und sich mit anderen äußeren Merkzeichen des Gottesgnadentums zu umgeben; stolz wußte Schmock zu berichten, daß das königliche Schloß in Durazzo das erste Wasserklosett in ganz Albanien enthalte. Aber der Spott traf auch wieder daneben, denn auf das Verhalten des Mbret kam in Wirklichkeit blutwenig an. Von allem anderen zu schweigen, war Albanien schon geographisch nicht lebensfähig, denn das reichste Gebiet von Arnautluk, zu der früheren Provinz Kossowo gehörend, hatte man zu Serbien geschlagen, und im einzelnen verlief die Grenze so unglücklich, daß Handelsmärkte auf albanischem und ihre regelmäßigen Besucher auf serbischem Boden lagen. Selbst ein Napoleon, mit den gleichen Mitteln in die gleiche Umgebung gestellt, wäre kläglich gescheitert, und in der klaren Erkenntnis, daß es sich nur um ein heiteres Zwischenspiel handelte und binnen kurzem die albanische Frage wieder wie eine Pulverkiste explodieren werde, halfen die Österreich übelgesinnten Mächte der Entente das autonome Albanien aus der Taufe heben. Schmunzelnd warteten sie ab.

— —

Vor mehr als einem Menschenalter begann sich in Italien der Wahn einzunisten, man müsse die Auswandererströme, mit denen das Land Jahr für Jahr ein gut Teil seiner Volks- und Lebenskraft einbüßte, in ein überseeisches Kolonialreich leiten. Zu diesem Ende faßte man zuerst Tunis ins Auge. Aber Frankreich besetzte Tunesien und schlug Italien die Tür vor der Nase zu, so daß es sich enttäuscht und erbittert in die Arme des Zweibunds stürzte. Nachdem wurde das Hochland von Habesch das Zukunftsreich des italienischen Imperialismus; durch diese Rechnung zog der Tag von Adua einen dicken, blutigen Strich. Statt weiter in die Ferne zu schweifen, sah Italien nach diesem Schlag das Gute plötzlich in der Nähe liegen. Wurde das Kreuz von Savoyen an der albanischen Küste gehißt, baute hier Italien seine schweren Batterien ein, so konnte die schmale Wasserstraße von Otranto und von Valona unter Feuer genommen und wie durch eine Barrikade gesperrt werden. Dann glich die Adria einem italienischen Binnensee und bot den Panzern Viktor Emanuels den trefflichsten Kriegshafen des Mittelmeers, aus dem sie nach Belieben ausfallen, in den sie sich nach Belieben zurückziehen konnten. Die albanische Küste italienisch, und Italien war Herr des Mittelmeers! Zu diesem Zwecke donnerte man

kräftig auf die dicke Pauke der Stimmungsmache, das Schlagwort vom mare nostro hallte in der Kammer so gut wie in der Kneipe wider, und da Albanien zu der europäischen Türkei gehörte, der ohnehin das Totenglöcklein läutete, und da ausgewanderte Albaner zu Zehntausenden Süditalien bevölkerten, war der Weg vom Wort zur Tat kurz. Obwohl noch heute die erbärmlichen Schulverhältnisse in Sizilien und Apulien nach Besserung schreien, begann die Konsulta ihre Maulwurfsarbeit mit der Verstreuung italienischer Schulen über Albanien; Seminare, Spitäler und Klöster dienten dem gleichen Zweck, und das Liresstück rollte so munter, daß Italien, namentlich an der Küste Mittelalbaniens, auf Schritt und Tritt seinen Einfluß mehrte. — — — — — —

— —

Aber ehe noch der Konkurrenzkampf der beiden Adriastaaten in dem selbständigen Albanien für den einen oder andern ein Ergebnis abgeworfen hatte, stellte der Weltkrieg jede europäische Frage und damit auch das albanische Problem aufs neue zur Diskussion. Was vorauszusehen war, geschah. Schon in den ersten Wochen des Krieges ging ein italienischer Kreuzer in der Bucht von Valona vor Anker, und ein weniges später ließen sich italienische Truppen in der albanischen Stadt so gemütlich nieder, als sei ihr Aufenthalt für ewige Zeiten gesichert. Letzten Endes bestimmte auch eine Anweisung auf die ganze albanische und dalmatinische Küste die Herren Sonnino und Salandra, Italien zum Büttel der Entente zu machen. Nicht nur wegen des Trentino, sondern auch wegen Albaniens laufen Alpini und Bersaglieri gegen die Isonzostellung an. Serbien aber, das schon bei der Besetzung Valonas mißtrauisch die Ohren gespitzt hatte, läßt plötzlich Österreich Österreich sein und wirft wie im November 1912 seine Truppen über die albanischen Berge an die Adriaküste. Auf dem Konak von Skutari weht die Flagge Montenegros.

Aus dieser historischen Darlegung springt die politische Folgerung von selbst heraus. Der freie Adriazugang ist eine Lebensfrage für Serbien. Die Entente hat die albanische Adriaküste Italien zugesprochen. Gegen die Bundesgenossen wütet in Serbien eine Stimmung wie nach dem Balkankrieg gegen Österreich. Zugunsten der Neutralität Italiens aber war Österreich-Ungarn willens, der Besetzung Valonas zuzustimmen und allen politischen Ansprüchen auf Albanien zu entsagen. Das sind die nüchternen Tatsachen, und in diesen Tatsachen liegt für eine kluge Staatskunst der archimedische Punkt, an dem die Entente aus den Angeln zu heben wäre!

Tod und Stern

Novelle von Hans Reisiger

Die junge Sibylla Burger stand in ihrem Zimmer, spät in der Nacht, voller Unruhe und ohne Müdigkeit. Die dunkelgrünen Vorhänge flossen zu beiden Seiten der geöffneten Fenster hernieder, zwischen ihnen glänzte ein Spiegel. Das Licht der Lampe, die am Bett brannte, glitt durch den dunkel getäfelten Raum. Das Linnen des Bettes leuchtete schneeweiß.

Das schöne Mädchen stand mit erhobenem Kopf und sah zum Fenster hin, durch das die Frühlingsnacht hereinatmete.

Wie eng war nun das Haus! seit heute abend! — Drei ganze Wochen lang hatte es ihr gehört, ihr ganz allein! hatte sie die großen Fenster geöffnet, so war für sie, zu ihr der Wind über die Heide und See, über die niedrig bewaldeten Hügel hereingedrungen bis in die Ecken der Zimmer; ihr ganz allein hatten die stürmischen, glänzenden Wolken einen Gruß gesandt, ihr allein die silberbeflügelten Möwen, die sich von der fernen Küste herüber verirrt, ihren Freiheitston zugekräht. Wenn sie von ihren weiten Spaziergängen nach Hause gekommen war, so hatte sie sich ganz ungestört der wilden und süßen Welt des Geistigen hingeben können, hatte lesen und musizieren und Bilder anschauen können, ohne Schranken zu fühlen. Kaum je zuvor hatte sie so wirklich gewußt, wie leidenschaftlich in ihr die Liebe zur Einsamkeit war.

In der Küche und Wirtschaft hatte nur die alte Beschließerin selbstherrlich geschaltet, ohne viel Reden und Fragen, eine schwarzäugige, runenhafte Person, die aus einer fremden Zeit zu stammen schien.

— Und nur dunkel war zuweilen ein beunruhigendes Getöse an Sibyllas Sinne gedrungen, über viele Meilen her, aus dem rauch- und kohlengeschwärzten Land, wo das eigentliche Wohnhaus ihres Vaters stand, mit spiegelnden Scheiben und marmornen Wänden, und wo seine Fabriken lärmten: donnernd und fauchend von früh bis spät, von Schwungriemen durchrissen, von Rädern durchwühlt, von Kolben durchschossen. Dort stand eine Heerschar schwarzer Männer, mit hageren Gesichtern, Tag für Tag dieselben Handgriffe verrichtend bis an das Ende ihres Lebens, mit Augen, die sahen, und Ohren, die hörten. Ein Klüngel von Weibern und zahllosen Kindern hing wie ein düsterer Schwarm

daran. Und an Sibyllas Brust war finster und gewaltig die Frage gestiegen, ob dies alles recht sei.

Ihr Vater war drei Wochen lang im Auslande gewesen. Er hatte sie inzwischen allein in dem Landhause zurückgelassen. Ihre Mutter hielt sich im Süden auf. Der alte Burger wollte unterwegs einen Freund des Hauses treffen, Karl Berger, einen Bergassessor, einen alten Schul- und Studienkameraden der älteren Brüder Sibyllas, der in Südamerika für eine deutsche Gesellschaft nach Petroleum gebohrt und auch wirklich eine Quelle gefunden hatte. Die hochentzückte Gesellschaft hatte ihn sogleich zum Direktor des neuen Unternehmens machen wollen, aber er hatte abgelehnt. Erstens bekam ihm das Klima nicht gut, und dann und vor allem fühlte er sich durch eine lebhafte Neigung zu Sibylla Burger an die Heimat gefesselt.

Er war sich dessen bewußt, daß Sibylla ihn nicht liebte, sondern nur Achtung für ihn hatte. Aber er hoffte — nun schon seit Jahren —, daß es ihm vergönnt sein würde, alle seine großen Fähigkeiten, seine Erfolge, die glänzende Laufbahn, die ihm bevorstand, als einen gültigen Einsatz darzubringen. Er war ein Mann schon in mittleren Jahren. Es war für ihn seit langer Zeit entschieden, daß das ganze Glück, ja aller Sinn seines Lebens allein an der Entscheidung dieses Mädchens hinge. Er hatte offen mit ihr gesprochen, sie hatte weder ja noch nein zu sagen vermocht; beide hatten beschlossen, daß er zuvor die längst geplante Reise machen und daß Sibylla bei seiner Rückkehr ihm ihren endgültigen Entschluß mitteilen sollte.

Der alte Burger wünschte seit jeher sehr, daß diese seine jüngste Tochter sich dafür entscheiden möchte, dem tüchtigen, zukunftsreichen Mann ihr Jawort zu geben. Er hatte mit ihm Beziehungen geschäftlicher Art angeknüpft und ihn in jeder Weise herzlich an sich gefesselt. Er ging mit ihm wie mit einem jüngeren, gesunden und tatkräftigen Freunde um.

Aber er wagte es nicht, seine Tochter zu beeinflussen. Denn in seiner eigenen, so ganz der Wirklichkeit zugewandten Natur fühlte er doch die dunklen, unbändigen Gewalten, die aller Freiheit verschworen waren. Sein Geschlecht war seit Jahrhunderten mit geraden Sprossen aus uralt-deutschem Boden gewachsen. Sie alle hatten hohe Gestalten, schmale, scharfgeschnittene Gesichter, große blaue oder auch fast schwarze Augen und dunkelblondes Haar gehabt, das zuweilen ins Rote schlug. Von der Bebauung des Bodens waren sie in der neuen Zeit zu Handel und Fabrikation übergegangen, aber sie schienen ihre Geschäfte nicht eigentlich zu betreiben, um Geld zu verdienen, sondern nur um eine Betätigung für ihre unruhigen, eigenwilligen Naturen zu haben; der Vorteil und die

Macht, die dabei herauskamen, waren ihnen gleichsam etwas Selbstverständliches.

Die Ehen seiner beiden älteren Töchter hatten sich nicht glücklich gestaltet. Die eine, Isabella, hatte ihren sehr geliebten Mann schon nach drei Jahren durch eine jähe Krankheit verloren. Sie war kinderlos allein geblieben und kam nur noch selten in ihre Heimat. Ihr Gemüt hatte sich umdunkelt, und sie ging einer dem Wahnsinn nahen Schwermut entgegen.

Die zweite, Hildegard, ein besonders schönes Mädchen, das schon in jungen Jahren erschienen war wie ein Patenkind Freyas, hatte sich ohne Liebe einem Manne vermählt, nachdem der Andere, den sie liebte, sich von ihr abgewandt hatte, da sie ihn, in unsinnigem, kindisch-wildem Stolz, wie einen Narren behandelt und zurückgestoßen hatte. Sie hatte sich aus dieser finsteren Luft nicht lösen können, die ihre helle Gestalt umschloß.

Der alte Burger wünschte, daß seine jüngste Tochter glücklich werden sollte. Er war ihr wie einer Verkörperung alles Jugendlichen, Romantischen und Stolzen ergeben. Dieses sein Gefühl mischte sich und stritt mit dem anderen: daß der Mann der herrschende in der Familie sei und die Frauen sich unterordnen müßten.

Seiner Gattin gegenüber war dieses letztere Gefühl im Laufe der Zeit das stärkere geworden, so daß Frau Burger halb mit leidender, halb mit spöttischer und hochmütiger Gebärde sich von ihm abgewandt und in die behaglich-beständige Pracht des südfranzösischen Küstenlandes sich hinwegbegeben hatte, wo sie nun den größten Teil des Jahres verbrachte.

Sibylla hatte mehrere Briefe von ihr erhalten, die sich mit der Frage ihrer Verheiratung mit Dr. Berger beschäftigten. Fein gekritzelt, wie Dokumente eines vergangenen, galanten Jahrhunderts, voll einer gewissen koketten und wohldurchdachten Leidenschaftlichkeit waren diese weiblichen Hirtenbriefe gewesen.

„Auf den idealen Mann warten", hatte sie geschrieben, „bedeutet für eine Frau, ihre verwundbarste Stelle jederzeit unbeschützt den Verletzungen der Welt darbieten. Innere Unruhe, nervöses Erwarten, Unbefriedigtheit sind Zustände, die dem Wesen einer Frau viel schädlicher sind, als dem des Mannes, in dessen natürlichen Schaffens- und Abenteuerdrang sie sich einfügen. Die Frau wird von ihnen verzehrt. Sie ist für den Zustand der Erfüllung geboren. Du weißt, daß Du bereits eine ganze Anzahl von angesehenen Bewerbern ausgeschlagen hast. Du weißt auch, daß die Beschäftigungen, mit denen Du jetzt Dein Leben ausfüllst, Deine Studien, Deine Musik, Dich nicht befriedigen

können. Vergiß nicht, meine Liebe, daß Du nunmehr ein Mädchen von sechsundzwanzig Jahren bist, und daß die Zeit schnell verrinnt — zum Erschrecken schnell —", stand flüchtiger dazugekritzelt.

Sibylla hatte diese Briefe oft spät in der Nacht hervorgeholt und gelesen. Mit fremder, zurückhaltender Liebe war sie dieser schönen, selbstbewußten Mutter zugetan. Bild und Szenerie und Vorgang war jener die Welt: ihr aber Dunkelheit, nahe Bedrängnis und Fülle.

„Wie rette ich mich?" hatte ihr Herz gezweifelt. „Ich schließe mich an diesen festen, starken Mann an, ich warte nicht länger auf eine Erfüllung, die nie kommt!"

Sie hatte mit ihrem Vater gesprochen, kurz und zurückhaltend, halb gleichgültig, und mit ihm verabredet, daß er den Dr. Berger unterwegs treffen und mit ihm zurückkehren sollte und daß sie, Sibylla, ihm alsdann ihr Jawort geben wolle.

Dann war, mit süßester, erschreckender Lust, diese Einsamkeit über sie gekommen, der sie sich tausendmal leidenschaftlich zuschwor und verschwisterte, während dieser untätig-drangvollen Tage. Ein Sichhingeben an das Unpersönliche, Weite, Wilde der Natur, an das Dunkel-Göttliche, das sich wie mit herber Begier ihr nahte, glühte in ihr.

Und zerrissen zwischen Reue über ihren Entschluß und solcher trotziger Lust hatte sie doch nur wieder heißes Verlangen nach der noch nie gekannten Wirklichkeit, nach dem lebendigen Glück jäh gefühlt: das da hieß Liebe, Küsse, Hingebung, Verschwenden des ganzen Seins an ein Anderes, Herrliches, Geliebtes. Heiße, hilflose Tränen waren ihren Augen entstürzt über leuchtend-wilde Worte, die sie an gelb und rotem Abend, vor der Dunkelheit der Wälder, gelesen:

„Weiche Arme, zu umarmen,
Roten Mund zu süßem Kuß,
Weiße Brust, dran zu erwarmen,
Reichen, vollen Liebesgruß
Bietet dir der Hörner Schallen.
Süßer, komm, eh' sie verhallen!"

Nun war die Einsamkeit vorüber, nun war das Haus verengt, die Stimmen der Natur verstummt.

Gestern abend war der Vater mit Karl Berger angekommen. Aus dem Dunkel war der nun endlich Erwählte in den Lichtschein der Haustür getreten, und Sibylla hatte mit einer seltsamen, fühllosen Ruhe und Selbstverständlich-

keit ihn empfangen, ihm die Hand gereicht, die er an seine Lippen zog, und war mit ihm ins Haus gegangen, gleich als wäre sie nun ganz einig mit ihrem Schicksal gewesen.

Ein starkes, frisches Wesen strömte von diesen beiden Männern aus. Die weite Welt leuchtete in ihnen: nicht als ein romantisches Bunt, sondern wie ein Grundstück, daran sie Rechte hatten. Sibylla hatte ihren Vater mit inniger Liebe wiedergesehen. Noch an demselben Abend sprach sie in ihrer etwas kurzen Art, doch freundlich mit Karl Berger allein und bot dem erbebenden Mann ihre Lippen dar. —

Fremd, fremd und feierlich war ihr der nächste Morgen erschienen, als sie erwachte. Eine kühle, gedämpfte Sonntagsstimmung drang ihr ins Herz. Eine unbegreiflich schmerzvolle Ruhe schwebte in dem Zimmer. „So habe ich endlich die Entscheidung getroffen," sprach sie zu sich. Eine Lässigkeit, die sie sonst nicht kannte, hielt sie länger als gewöhnlich in halbem Schlummer zurück. Dann stand sie langsam auf, und vor dem Spiegel blieb sie, mit gelöstem Haar, lange unbeweglich und schaute, der jungen Griechin Erinna, der Freundin Sapphos, gleich, voll Zukunftsgedanken in die Tiefe ihrer eigenen Augen schwindelnd hinab.

Der Tag war rasch vergangen, die beiden ältesten Brüder waren angekommen, von Frau Burger war die Nachricht eingetroffen, daß sie bereits unterwegs sei und daß man sie morgen erwarten könne.

Sibylla hatte immer stärker das Gefühl, daß sie eine von alters her überlieferte Pflicht und Sitte erfüllte; daß sie nun erst sich wirklich an ihre Familie, an ihren Herd anschlösse, und die unruhvolle Empfindung des Entsagens schien ihr wie kraft eines Naturgesetzes oder eines göttlichen Willens dazu zu gehören. „Wer", sagte sie zu sich, „müßte nicht Opfer bringen, der einer Gemeinschaft würdig sein will?"

In ihrer Familie hatte von jeher der alte deutsche Brauch gegolten, sich gegenseitig niemals Bewunderung zu zeigen, sondern mit mehr oder weniger gutmütigem Spott und Hohn alle Schwächen zum Ziele zu nehmen. Eine gewisse knabenhafte Abhärtung hatte auch Sibylla von Kind an erfahren, besonders durch ihre Brüder. Und auch diese hatten sich untereinander nie mit Sammetpfoten angefaßt. Der achtundzwanzigjährige Jüngste wurde, trotzdem er schon ein wohlbestallter Ingenieur war, noch wie ein Milchbart behandelt, der überhaupt erst zu beweisen habe, daß er ein Mann sei.

Der alte Burger war an diesem Tage von gewissen Ereignissen bedrückt, die auch auf den Anderen lasteten. Es war ein Streit zwischen den Arbeitern

und den Herren des Syndikats ausgebrochen, dem auch Burger angehörte. Erhöhung der Löhne, Verkürzung der Arbeitszeit war der seit den letzten Jahren immer wieder dunkel aufflammende Ruf. Die Arbeit war noch nicht niedergelegt worden, aber jeden Tag drohten sich die eingeleiteten Verhandlungen zu zerschlagen. Der alte Burger sah das menschlich Berechtigte in den Forderungen, aber er glaubte sich im Besitze eines noch besseren Rechtes: nämlich der Verantwortung für das Gedeihen seines Unternehmens und für die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Firma auf dem internationalen Markte. Heftige Reden und Gegenreden erhoben sich alsbald unter den vier Männern. Sibylla saß dabei und hörte zu. Es tat ihr wohl, daß etwas Großes, Wichtiges das Interesse von ihr selbst und von der Verlobung ablenkte. Es wäre ihr recht gewesen, wenn plötzlich etwas Unerwartetes, Gewaltiges geschehen wäre, eine Revolution oder dergleichen, so daß alle, gleichwie zu einem Kriege, hätten aufbrechen und auseinandergehen müssen. Zugleich fuhr ihr der Gedanke durch den Sinn: „Warum tust du selbst nicht etwas Erlösendes, anstatt dich hier in Bande zu geben?"

So hatte man bis zum Abend zusammengesessen, die Fenster waren geöffnet gewesen, das gedämpfte Licht der Lampen hatte warm das braun und grün möblierte Zimmer erfüllt, in dem sich die drei scharfen blonden und der schwarze Männerkopf abhoben, während Sibylla in einen tiefen Lehnstuhl geschmiegt saß. Dann hatte sie sich erhoben, und Karl Berger hatte, aus dem erregten Gespräch sich reißend, mit jähem Entzücken ihre Gestalt in dem häuslichen Lichte gesehen.

In ihrem Zimmer hatte Sibylla keinen Schlaf gefunden. — Wie eng war nun das Haus! Sie ging an eines der geöffneten Fenster und schaute hinaus. Das weite hügelige Land war in Dunkelheit versunken. Das Rauschen des Flusses tönte gleichmäßig; von unruhigem Hauche getrieben stiegen dünne Wolken über die Büsche und Sterne empor. Ein waches Erwarten lebte trotz der Finsternis allenthalben. Irgend etwas Gewaltiges schien sich in der fernen Tiefe des Ostens zu verkünden.

Dicht unter dem Fenster bewegten sich die Zweige einer Birke. Sie waren noch nackt und schwärzlich, aber Würze des Lebens duftete schon aus ihnen.

Sibylla lehnte sich in ihrem Nachtkleid ans Fenster. Welch ein warmer Strom glitt schon durch die kühle Luft? — Sie schob den leichten Stoff des Gewandes beiseite und bot ihre Brust dem Hauche. Sie verweilte zurückgelegten Kopfes, mit halb geöffneten Lippen.

War er zärtlich zu ihr gewesen? Sie hatte sein Zittern gefühlt, als er sie

gestern abend umfaßt hatte. — Aber heute, den ganzen Tag über, war er so ruhig, wenn auch glücklich gewesen, daß es fast seltsam erschien, wenn man daran dachte, wie lange und stetig er den Wunsch, sie zu besitzen, gehegt hatte. War es wirklich so natürlich und selbstverständlich, daß sie ihm endlich seinen Willen getan? So zu geben, — war das, wozu sie aus träumender Kindheit herangewachsen? wozu sie zum Weibe gereift war? — Oder wem, wem wollte sie geben? Wem wollte sie den Kuß erwiedern? — Dieser Frühlingsnacht? —

Als Sibylla die vier Männer verlassen hatte, hatte es Karl Berger nicht lange mehr in dem Wohnzimmer geduldet. Er hatte, nachdem er eine Zeitlang den Standpunkt der Arbeiter verteidigt, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben versucht und sich alsdann erhoben und „Gute Nacht" geboten.

Arthur, der älteste der Brüder Sibyllas, war mit ihm gegangen, den Arm in den seinen legend. Er hatte ihn in sein Gastzimmer begleitet und, auf Bergers Koffer hockend, von einer Liebesgeschichte zu reden begonnen, die ihn erfüllte. Er konnte das Bild eines Mädchens nicht loswerden, das er vor einigen Wochen verlassen hatte; er sah ihre großen Augen, ihre erstarrte Haltung, wie aus Glas, zerbrechlich, wenn man daran stieße; er fühlte die tödliche Stummheit ihrer zuvor so lebhaften Lippen. Und indem der große, schöne Mann, mit langausgestreckten Beinen auf dem Koffer sitzend, davon erzählte, klangen die wenigen Worte, die er sagte, ähnlich wie ein altes, derb-wehmütiges Volkslied.

Karl Berger sah mit Lust die scharfen, edlen Züge von Arthurs Gesicht und seine blau leuchtenden Augen, die denen seines Vaters glichen, während diejenigen Sibyllas um einen Schatten schwärzer waren. Es wollte dem neuen Angehörigen scheinen, als sei das ganze stille Haus von einem blauen Licht durchglüht. Und wie in den Volksmärchen hexte ihm dieses Flämmchen das Bild des schönen Mädchens herbei. Noch während Arthur sprach, dachte er bei sich: „Dies war der erste Tag, seit ich mit ihr verlobt bin. — War ich nicht wie ein Stück Holz? Habe ich nicht so getan, als hätte ich dieses Glück als etwas Selbstverständliches entgegengenommen? Den ganzen Nachmittag und Abend haben wir von diesem Streik geredet, sie ist aufgestanden und zu Bett gegangen, ohne daß ich sie geküßt habe. Jahrelang habe ich von diesem Tage geträumt; die letzten Monate und Wochen meiner Reise sind nur von diesem Gedanken erfüllt gewesen. Und nun sitze ich hier wie ein alter Familienonkel, mit Pantoffeln an den Beinen inmitten der Wirklichkeit."

Er stand am Fenster, halb auf Arthur hörend, von dem Gedanken ganz erfüllt, der ihn heimlich so lange gequält: Was wohl im tiefsten Herzen Sibylla von ihm dächte, und ob es wohl möglich sei, ohne den Zauberspruch der Liebe

dem Innersten eines Menschen nahezukommen; ob wohl Freundschaft, ehrlicher Wille, äußere Vertraulichkeit stark genug wären, den geringen, ach furchtbaren und unendlichen Rest von Dunkelheit und Schweigen zu überwinden, der zwischen ihnen lag. Und etwas, das ihn seit langem geängstigt, stieg finster in ihm empor: — irgendein unbestimmtes Grauen vor der eigentlichen Wesenheit dieses leidenschaftlichen Mädchens, vor einer Inbrunst, deren eigentliche Triebkraft er nicht mehr erkannte, die mit Tod und Wahnsinn verwandt war. — Wovon glühten ihre Augen oft so fremd und blind? — Waren ihre beiden Schwestern nicht auch den finsteren Mächten so nahe verwandt? Isabella ging dem Wahnsinn entgegen; — Hildegards höhnische und verzweifelte Selbstzerstörung gehörte einer dunklen Welt an, die nicht mehr vom ruhigen Lichte des Lebens getroffen wurde. — Hatten nicht auch in der Jüngsten solche Gewalten Macht?

Aber von dieser Empfindung fühlte sich Karl Berger ebensowohl angezogen als abgestoßen; es war ihm, als dürfe er sich etwas Elementarem anschließen, durch dessen Nähe auch sein eigenes Wesen vielleicht endlich einmal erlöst werden würde von der verhaßten Nüchternheit und Gleichmäßigkeit, zu der es verwünscht war!

Arthur Burger redete mit der plötzlichen Gesprächigkeit, die verschlossene, doch leidenschaftliche Männer zuweilen befällt, weiter von dem Mädchen, das er verlassen hatte. Er rechtfertigte sich, philosophierte über Liebe und Leben und sagte mit einiger Unruhe, er wünsche nur, daß das lebhafte Ding sich nicht etwas zuleide tue. „Die Weiber sind viel näher am Sterben als wir," sagte er, seine langen Beine anziehend und vom Koffer sich aufrichtend. Er schüttelte, melancholisch lächelnd, dem neuen Schwager die Hand und sagte: „Armster, schon Mitternacht!" Dann ging er hinunter in sein Schlafzimmer.

Karl Berger sah durch das Fenster in die Dunkelheit hinaus. Der Große Bär stand schräg über ihm. Ein paar Zeilen aus der griechischen Anthologie, die er auf dem Gymnasium gelernt, kamen ihm in den Sinn:

„Mitternacht schon war es, um die Stunde,
Wann der Bär sich um Bootes Hand herumdreht."

Und plötzlich, während er so zu dem steilen Sternbild in etwas unbequemer Haltung hinaufsah, befiel ihn die Vorstellung von der Wirklichkeit aller der Weltkörper dort oben. Er hatte seit seiner Jünglingszeit diese Empfindung nicht mehr gekannt. Er hatte jetzt im Süden Amerikas und auf dem Weltmeer so oft die prunkenden Gestirne der anderen Himmelshälfte gesehen; sie waren ihm wie ein selbstverständliches Bild erschienen.

Nun plötzlich fühlte er, wie durch seine Augen hier die Unendlichkeit sich in ihn senkte. Die schwebenden Welten dort oben in der Finsternis waren ihm einen Augenblick so nahe und wirklich, wie Gegenstände in seiner Stube. Ein ganz und gar unbestimmbarer, süßer und starker Drang erfüllte minutenlang sein Herz, — eine Lust, seinem ganzen bisherigen arbeitsvollen Leben fremd zu werden und nur zu lauschen auf die nichtbeachteten Kräfte seines Innern, die sich hier regten. Es wollte ihm in diesem Augenblick scheinen, als sei auch der eifrigste und pflichtgetreueste Alltag nur ein wehmütiger Irrtum, oder eine Vorbereitung, in der man aber allzuleicht steckenbleiben könnte. Er fühlte die ungeschickte, lahme Regung seiner Seele mit grimmigem Schmerz, es war ihm, als striche das Zittern des Flugs entwöhnter Schwingen durch seine Brust. Tausend große Gedanken schienen dort oben im Dunklen zu schweben, eine unhörbare gewaltige Musik und das Brausen reinen Geistes dort zu ertönen; aber er vermochte nicht zu hören und zu verstehen.

Er gedachte der halberstickten Arbeit der vielen tausend Bergleute, an der er selbst so oft teilgenommen; dieser armen Seelen, die Tag für Tag gebückt hinab mußten in die finsteren, schlecht gelüfteten Erdgänge: unsterbliche lichtbegierige Seelen auch sie, und lebenslang verdammt, im engen Dunkel das schwarze Gestein zu klopfen. Wozu hingen ihnen alle diese goldenen Welten dort oben? — Pflicht! Pflicht! — Oh, er selbst tat auch seine Pflicht, er hatte sein ganzes Leben an heiße Arbeit hingegeben; und hatte er dabei nicht das Beste in sich verkümmern lassen? — Es wollte ihm in diesem entrückten Augenblick erscheinen, als spürte er etwas von der strahlenden Gewalt, deren die menschliche Seele dereinst fähig sein würde, wenn man ihr Zeit und Willen geben würde, sich zu nähren und zu entwickeln. Denn nur was man nicht übte, verkümmerte; die Fähigkeiten, die man ungeweckt ließ, blieben schlummern. Vielleicht würde dann die Seele Kraft haben, sich jederzeit aus den Schranken des Einzelwesens zu lösen und an einer leichten und flutenden Gemeinsamkeit teilzunehmen?

Karl Berger fühlte sein Denken ungeschickt und lahm, allzu gewohnt, sich festen Forderungen des Tages und des praktisch-moralischen Lebens unterzuordnen. Auch waren ihm die Gedanken, die ihn so undeutlich, doch erschütternd anrührten, unheimlich. Denn konnte man mit ihnen das Bestehende stören? — Man wußte nicht, ob sie Blendwerk oder Wetterleuchten einer traumhaft fernen Zukunft seien.

Er wandte sein ernstes, dunkles Gesicht dem Zimmer wieder zu und ging langsam auf und nieder. Es war ihm, als ob er in diesem kurzen Augenblick

sehr weit von sich selbst entfernt, doch näher an dem Gefühlskreise seiner Verlobten gewesen wäre. Ja, sie war diesem allem — so nannte er es für sich mit einer lebhaften Handbewegung — verwandt. Irgendwie vermochte er mit seinem Sein und Leben, mit seinen Gefühlen das Tiefste in ihr nicht zu wecken; immer würde etwas Unerlöstes, Unruhiges in ihr verbleiben, das gleichsam nur einem wilden und süßen Zauberwort gehorchen konnte. Seine Fähigkeiten, sein Wissen, sein Beruf, seine aussichtsreiche Laufbahn, die er als gültigen Einsatz in diese Ehe bringen wollte, waren kein gültiger Einsatz.

Und doch würde vielleicht ihr Zusammenleben segensreich sein, würde vielleicht in ihren Kindern ihrer beider Wesen sich glücklich verschmelzen.

Mit schwerer Süßigkeit senkte sich dieser Gedanke in sein Herz.

Er beugte sich aus dem Fenster und sah, daß in dem Zimmer Sibyllas, das nicht weit von dem seinen lag, noch Licht brannte. Plötzliche heiße Sehnsucht nach dem schönen Mädchen ergriff ihn, nach dem Gefühl ihrer Hand, der Berührung ihrer herben und heißen Lippen.

Wie träumend, und mit entzückter Ruhe, verließ Karl Berger das Fenster und öffnete die Tür des Zimmers. Er stand einen Augenblick lauschend, die Hand gegen den Türrahmen gestützt. Dann ging er hinaus und schloß die Tür hinter sich. Er schritt leise den Gang entlang und ein paar Treppenstufen hinauf und stand vor Sibyllas Tür. Das Herz schlug ihm laut. Er zögerte kurz, dann klopfte er leise an die Tür.

Sibylla hatte sich in der Nähe der Fenster auf einen kleinen Tisch gesetzt und hielt ein Buch im Schoß, darin sie ungeduldig las, ein Buch voll Glanz und kühner Sprüche, voll Widerhall der Einsamkeit; sie las: „Aber auch noch eure beste Liebe ist nur ein verzücktes Gleichnis und eine schmerzhafte Glut. Eine Fackel ist sie, die euch zu höheren Wegen leuchten soll. — Über euch hinaus sollt ihr einst lieben! So lernt erst lieben!" — Sie hielt mit heißen Wangen inne und sah ins Dunkel draußen. Ihre Augen waren fast schwarz, und ihr dunkelblondes Haar glänzte im Kerzenlicht.

Als sie das Klopfen an der Tür hörte, sprang sie vom Tisch auf, das Buch in den Händen. Sie horchte kurz, dann sagte sie mit lauter, ruhiger Stimme: „Wer ist da?" — „Ich bin es," antwortete Karl Berger draußen. — — „Wer denn?" sagte Sibylla etwas ungeduldig, ging zur Tür und öffnete sie. Als sie ihren Verlobten sah, trat sie ein wenig zurück und fragte verwundert, ob etwas geschehen sei. — „Ich sah Licht bei dir," sagte Karl Berger mit tiefer, unsicherer Stimme; „deshalb wagte ich —", er stockte, und Sibylla fragte flüchtig: „Was ist denn?" — „Könnte ich nicht", fuhr Karl Berger fort, „noch

eine kleine halbe Stunde mit dir plaudern?" — Sibylla sah im Halbdunkel die Gläser seines Kneifers glänzen, der Ausdruck seines braunen Gesichtes schien sehr verlegen zu sein.

„Ja, — aber es ist ja schon so spät," sagte sie ungeduldig. „Ich wollte eben, — — du kannst doch nicht hier hereinkommen." — „Ja, ja, gewiß nicht, natürlich," erwiderte er rasch, und fügte halblaut und schnell hinzu: „Ich wollte dich nur gern noch einmal sehen." Sibylla wußte nicht recht, was sie sagen sollte: „Ist denn etwas geschehen?" fragte sie befangen noch einmal. — „O nein, nein," sagte er, „entschuldige nur, es war sehr dumm von mir." —

Er sah in dem Kerzenlicht, das sich vom Luftzug, der durch die geöffnete Tür strömte, leise bewegte. Ihre Augen strahlten in holder, ernster Finsternis, etwas Heidnisch-Strenges ging wie ein Duft von ihr aus.

Sie erhob mit schneller Bewegung ihre Hand und sagte, sie ihm hinreichend: „Also dann, auf morgen, nicht?" — Karl Berger ergriff die Hand, beugte sich leidenschaftlich nieder und preßte sie an seine Lippen. Sie ließ sie ihm einen Augenblick und strich in einer plötzlichen warmen Bewegung mit der anderen Hand über seinen gebeugten Kopf.

„Wie gut er ist," dachte Sibylla in ihrem Herzen. Aber zugleich war die Ungeduld in ihr wach, die wünschte: „Wäre er doch nicht gut, aber hätte Macht über mich! Wäre doch sein Wesen hier das Herrschende, und nicht das meine! Wäre er doch ein Taugenichts anstatt eines wohlbestallten, starken Mannes, ein Bettler, ein Dieb, ein Geächteter, — aber Herr über mich!" — Karl Berger richtete sich auf und trat über die Schwelle der Tür. Er hielt Sibyllas Hand in seinen beide.: Händen und sah eine Sekunde lang in ihre Augen. Dann zog er sie an sich und küßte sie.

Sibylla fühlte eine wilde Regung durch sich gehen; indem sie ihren Kopf zurückbog, und ihre Lippen diesem Manne bot, bebte die mystische Kraft solcher Bewegung durch sie. Wenig sind der äußeren Zeichen, die dem Menschen gegeben sind; Geliebtes oder Nichtgeliebtes zu küssen, muß er die Lippen spitzen. Sibylla fühlte aus der Bewegung selbst die Süßigkeit ihrer ersten Bedeutung durch sich rinnen. — Hatte sie im Traume schon so ihren Kopf geneigt und ihre Lippen geboten? ohne zu fragen, wem? ohne zu wissen, wem? —

Ein Schauer lief durch ihren Leib. Oh, konnte sie noch anders, als den Mann liebend zu umfangen, der sie hier hielt? Liebte sie ihn nicht? oder was lag daran? war dies nicht Wirklichkeit des Lebens, nach der sie gelechzt? oder klang ein dunkles Hohnlachen in der rauschenden Tiefe ihres Herzens?

Karl Berger hielt das leidenschaftliche Mädchen mit erstarrten Händen. —

„Nicht mir! nicht mir ist sie erschaffen!" schrie sein Herz. Höhnend rief eine andere Stimme dagegen: „Sie ist dein! hier in der Frühlingsnacht, was anderes kann ein Weib wollen, als geliebt und bezwungen zu werden?" — Er spürte den Duft ihres Haares, ihrer Schultern; ihre Lippen brannten süß auf den seinen, er fühlte ihren Atem.

Sibylla fühlte alles Bewußtsein fliehen. „Nimm! Nimm!" stammelte ihr ermüdetes wildes Herz. Ein höhnisch-süßer Schmerz krampfte ihr die Brust zusammen, eine wollüstige Verachtung gegen sich selbst. Als böte sie sich aller Welt dar, als hörte sie nicht mehr auf die Freuden und Freunde ihrer Einsamkeit, nicht mehr auf Himmel und Wolken und Wind, noch Bäume und Büsche, noch auf die stolze Stimme der Phantasie. Allein, ganz allein und in eisiger Luft stand sie hier preisgegeben und ließ einer fremden Gewalt all das Ihre.

Die Tür schlug in der Zugluft zu. Einen Augenblick standen sie beide regungslos Mund an Mund. Ein flüchtiges Gefühl der Lächerlichkeit lief eisig durch Sibylla. Zugleich rief ihr Herz wie in böser, verzweifelter Ungeduld: „So nimm doch, was ich dir gebe! so fühle doch, daß ich brenne, wie eine sündige Nonne! wie eine gepeitschte Sklavin! hebe mich doch auf, trage mich wie ein Tier in den Winkel der Lust! Lösch das Licht aus! schließe die Fenster, daß ich diesen großen herrlichen Atem nicht spüre, der dort draußen geht, daß ich die Freiheit und die Reinheit nicht rieche!" —

Karl Berger war es, als sei die Glut, die von ihr ausging, ein Blendwerk des Bösen, ein Hauch von Wahnsinn, ein heißer Luftzug von loderndem Scheiterhaufen her, auf dem die junge Hexe nackt sich wand und schrie. Nur tief und kaum bewußt, glitt dies durch ihn. Ein dunkles Kämpfen war in ihm, als gälte es jetzt, für immer das Schicksal seiner Ehe zu bestimmen. Durfte er hier sein? durfte er sie zu eigen begehren, ehe sie sein Weib war? Es galt hier mehr, als irgendeine Sitte oder Brauch; was bedeuteten sie? Aber ihm waren sie hier wie Zeichen zur Reinheit und Wahrheit, zur Gesundheit und Natürlichkeit. Dunkles Gefühl alter Ritterlichkeit und Manneskraft, die im Entsagen sich am stärksten erweist, glühte in ihm, als er seinen Arm, in dem Sibylla hing, von ihr löste, mit der Hand über ihre Stirn und das dunkelblonde Haar strich, ihre Hände in den seinen preßte und alsdann mit tiefer und verhaltener Stimme sagte: „Gute Nacht, Sibyl."

Sibylla stand mit leicht erhobenem Kopf, halb abgewandt. Sie ließ ihm ihre Hände, sie antwortete: „Gute Nacht." Er drückte ihre Hände noch einmal und sagte: „Sibyl!" — Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, ein dunkles, blindes Licht glomm in ihren Augen. Ihr Mund lächelte flüchtig, sie nickte

leicht mit dem Kopf und sagte noch einmal: „Gute Nacht!" — Er öffnete die Tür, zögernd und bedrängten Herzens.

Als Sibylla sich allein sah, ging sie an das Fenster und sah eine Weile hinaus. Ihr Blut floß heiß durch ihre Adern und brannte in ihren Wangen. Sie warf ihr Gewand von sich. Es fiel, streifte die Kerze und löschte sie aus. Sie warf sich nackt auf das schimmernde, kühle Bett, sie trank gierig mit Augen und Mund die Dunkelheit, die ins Zimmer drang, und wildes Lachen füllte ihre Brust.

* * *

Der nächste Morgen kam mit klarem, wolkenlosem Licht und jäher Wärme. Der Ball der Sonne stieg rund und nah über die Hügel empor. Ein Trinken und Sich-Dehnen ging wohlig durch Boden, Busch und Bäume. Der kleine Wald, der sich in einiger Entfernung vom Hause hinzog, ließ die Feuchtigkeit seines schattigen Grundes dampfen. Der schmale Fluß schwamm glänzend dahin.

Die vier Herren saßen auf der kleinen Terrasse des Hauses beim Frühstück. Das Geschirr glänzte, Zigarrenrauch kräuselte sich in der Sonne und die Zeitungsblätter knisterten. Für den Nachmittag erwartete man die Ankunft von Frau Burger. Der alte Burger selbst sowie Arthur mußten schon morgen früh wieder abreisen. Karl Berger saß, ohne zu lesen; die Zeitung lag auf seinen Knien und sein kräftiges braunes Gesicht mit den kurzsichtigen Augen und dem goldenen Kneifer war ernst der schönen Landschaft zugewandt. Der Gedanke an Sibylla und an die Stunde gestern nacht erfüllte ihn. Er kannte sie so lange schon, und nun erst begann er zu fühlen, was es bedeutete, ihr nahezukommen.

Er sollte noch drei Tage als Gast mit Frau Burger, dem jüngeren Sohn, Rudolf, und Sibylla hier bleiben; danach mußte er in den Bergwerksbezirk zurückkehren, und man wollte sich dort später im Hause Burgers wieder treffen, wohin auch die schöne Hildegard kommen sollte.

Karl Berger hatte Sibylla fast immer hier in dem Landhause oder sonstwo getroffen, doch nur selten in dem Wohnhause ihres Vaters, und er konnte sie sich nicht recht inmitten all des Reichtums und des unruhigen Lebens denken, das dort herrschte.

Er dachte über die Gestaltung der Zukunft nach. Wahrscheinlich würde er die Stellung im Bergwerk vorläufig behalten und sie würden nach ihrer Verheiratung ein kleines Haus dort beziehen. Das Licht der Sonne, das hier so

jung und stark auf ihn leuchtete, schien auch die Zukunft zu durchdringen. Daß Junges und Starkes und Wildes nun ihm anvertraut sei, fühlte er wohl.

Sibylla kam etwas später zum Frühstück. Sie trug ein weißes Kleid. Der Ausdruck ihres Gesichtes, als sie auf die Terrasse trat, war fast finster; sie setzte sich an den Tisch, lachte aber dann flüchtig und lebhaft, als ihr Bruder eine spaßhafte Bemerkung machte. Sie selbst erwiderte etwas, worüber beide Brüder laut lachten. Als sie schließlich aufstand, sagte sie, das Buch, das sie mitgebracht hatte, vom Tische aufnehmend, daß sie ein Stück spazierengehe. „So, so," sagte der alte Burger, von der Zeitung aufblickend, „wohin denn?" „Oh, nur ein kleines Stück," sagte sie leichthin mit ihrer tiefklingenden Stimme und sprang die Treppe hinab.

Als sie eine Strecke vom Hause entfernt war und nicht mehr gesehen werden konnte, lief sie ein Stück, so schnell sie konnte, und blieb dann atemlos einen Augenblick stehen mit einem Wohlgefühl, das sie zuweilen im Traume gekannt, wenn sie irgend etwas Feindlichem entflohen war. Eine große Lust überkam sie, jetzt drei, vier Stunden lang zu gehen, irgend wohin, am kleinen Waldsee vorüber, über die Hügel hin.

Spielend, wie vorzeiten Menschen sich Rat erstichelt, führte sie eine lange Kiefernnadel zwischen die Seiten des Buches, das sie mitgenommen, und kam auf eine Stelle zu lesen, die hieß: „Lieben und Untergehen: das reimt sich seit Ewigkeiten. Wille zur Liebe: das ist, willig auch sein zum Tode. Also rede ich zu euch Feiglingen!" — Die starke, kristallene Luft des Buches drang ihr in alle Nerven; sie fühlte den warmen Morgen sich davon füllen. Eifrig und entzückt zugehend auf das Wort, das sie gelesen, redete sie im Schreiten zu sich: „Warum könnte ich nicht willig sein zum Tode?" — Sie gedachte ihrer Kindheit. Immerdar war sie im Herzen allein gewesen, immerdar hatte sie dieses Alleinsein, ohne es zu wissen, heiß geliebt. Sie hatte Bündnis geschlossen mit sich selbst, Kameraden und Gespielen waren ihr ihre Hände und Füße und ihr Haar gewesen, lachend dachte sie nun daran. Was sollte ihr der bürgerliche Frieden und Wohlstand, darin sie lebte? Was bedeuteten ihr die Menschen, mit denen zusammenzukommen sie im Hause ihres Vaters gezwungen war? Irgend etwas, — vielleicht Unsinniges, aber ach! so Starkes in ihr wollte nichts wissen von Behagen und ruhigem Frohsein. Oh, sie liebte Frohsein, liebte Spiel und Tanz und Leibesübung, aber was klang von jeher so dunkel in ihr und lockte sie hinweg auch davon? — Ja, ein Mann durfte einsam sein, durfte mit all seinem reichen Wesen ein Einsiedler werden, wie dieser sehnsüchtig-stolze Gebirgsprediger. Er war Herr seiner eigenen, inneren Welt, er konnte

spenden und wachsen und wirken, auch wenn er auf besonnter Felswiese mit Schlange und Adler saß und nur die Luft seine Worte vernahm; er durfte schwelgen mit sich selbst.

Aber ein unglückseliges, unberatenes, unwissendes Weib? Oh, sie fühlte, daß die Gedanken ihr wie verflogene Tauben sich im Einsamen verirren müßten. Oh, sie liebte und begehrte die Einsamkeit und war doch heißer Wünsche voll, — so voll, daß sie sogar dem Ungeliebten oder Halbgeliebten zwischen Tür und Angel zu nachtschlafener Zeit ihre lüsternen Küsse bot, ihren begierigen Körper bot, den er nicht einmal annahm! gleichviel warum: ob aus Liebe oder Furcht oder Ritterlichkeit oder Kälte, was galt das ihr, da nur Scham sie brannte. Oh, wie war das Schönste und Beste in Qual und Starrheit verwandelt.

Der Tod! Ja er müßte zu empfangen verstehen! Er müßte wie ein hoher und wilder Geliebter sein, dem man alles, alles schenken könnte, Leib und Seele, Hände und Füße und Haupt und Haar und allen Stolz der Phantasie, alle Zärtlichkeit, alle Begier, ohne auch nur einen Hauch dieser schmerzenden Scham zu fühlen, die wie Krankheit auf der Haut brannte, wie Feuer des Scheiterhaufens.

Der Weg senkte sich tiefer zwischen die sanften Hügel, der Wald begann. Sibylla ging ein Stück am Fluß hin, sie sah Wasser und Licht mit begierigen Augen. Sie vergaß, umzukehren, um zur rechten Zeit zum Mittagessen nach Hause zu kommen. Sie dachte nicht daran, sie ging immer weiter und ihren Gedanken nach. Sie warf sich in den Schatten eines Buchenbusches und ruhte wohl eine Stunde lang. —

Oh, ein Weib war an das Leben schmerzhaft angeschlossen! Sie konnte es nicht entbehren, Liebe zu empfangen und zu spenden, und zwar persönliche, gegenwärtige, lebendigste Liebe, — nicht nur die hohe, geistige, Menschheit umspannende Liebe, die des Mannes Heil und Kraft war und die ihn berechtigte, einsam zu werden. Aber fand sie keinen, dem sie ihre Liebe rein und heiß zu spenden vermochte — was sollte sie alsdann tun? wo ging ihre Jugend und Blüte hin? — „Wo finde ich," rief Sibylla sich ungeduldig zu, „wo finde ich die sieben und mehr Jahre wieder, die mir ins Nichts vergangen sind? Und wie lange noch sollte ich warten, um diese grausam zögernde Erfüllung zu erreichen?"

Nie, niemals hatte sie Kleines hingegeben von dem Großen, das sie besaß! das durfte sie bekennen! Niemals hatte sie den Besitz, den sie in sich trug, zu kleiner Münze zerschlagen, ungeduldig und haßerfüllt war sie gewesen gegen das nichtige Eintagsgetändel zwischen Mann und Weib; „Flirt", diese zwit-

schernde Fratze der Liebe, war ihr wie ein grinsendes Scheusal erschienen, wie eine Beleidigung, ein Hohn, eine Affengrimasse, bei der man sich nicht einander in die Augen blicken konnte. —

Sibylla ging am Waldsee vorbei, sie fühlte Hunger und Durst. Sie trank an einer kleinen Quelle, die zwischen zwei Wacholderbüschen herabrieselte. Sie dachte an die Rückkehr, ging aber weiter. Jetzt mußte ihre Mutter bald ankommen. Man würde sich ängstigen und nach ihr, Sibylla, suchen.

Wie würde ihr Leben nun werden? immer weiter nur dieses Unbefriedigende? dieses Mißverhältnis zwischen Innen und Außen? diese Unmöglichkeit, sein tiefstes Wesen ans Licht zu bringen, zu zeigen, zu geben? freundliche Worte, ruhiges, geordnetes Tun, äußere Sicherheit, — und Sehnsucht und Unordnung im Herzen?

Sibylla wurde müde, sie setzte sich am Rande des Waldes nieder, lehnte sich zurück und schlummerte allmählich ein. Das warme Rauschen des sinkenden Nachmittags wiegte sich über ihr. Ihr Kopf sank auf dem Gras zur Seite und eine Blume berührte fast ihre Lippen. —

Als Sibylla zum Mittagessen nicht zurückgekehrt war, hatten sich alle sehr beunruhigt. Karl Berger wollte sogleich auf die Suche nach ihr gehen. Um vier Uhr wurde Frau Burger erwartet. Bis dahin mußte man wieder da sein. Der alte Burger versuchte, ruhig zu sein, aber er ging rastlos auf der Terrasse auf und ab und sagte dann, daß er auch mitkomme. So machten sich alle Vier auf den Weg, den Sibylla am Morgen eingeschlagen hatte. Da aber Sibylla schnell gelaufen war, konnte man sie in dem von tausend Büschen und Hügeln zerfurchten Gelände nicht finden und mußte nach vieler Aufregung innehalten, da es gegen vier Uhr ging. Es wurde beschlossen, daß Karl Berger und Rudolf weiter suchen sollten, während der alte Burger mit Arthur zurückging. —

* * *

Als Sibylla erwachte, wußte sie einen Augenblick nicht, wo sie war. Hoch über ihr blühten mit Flecken roten Goldes die Waldstämme. Herber Dunst strömte aus seiner dämmrigen Tiefe. Oh, wie schmerzend-süß zog dieses Sich-Nicht-Zurechtfinden durch ihre Brust. Wo war sie nur? — War hier der Geliebte, der Tod, neben ihr gestanden und hatte im Schlafe ihre Lippen geküßt? Oh, sie hatte es deutlich gefühlt. — „Nimm, nimm," hatte ihr Herz gestammelt, und er hatte seinen dunklen Arm um sie gelegt und sein großes schwarzes Auge hatte sie angeblickt. Alles, was sie je gefühlt, hatte sich in ihrer Brust gedrängt, alle Freuden und Schmerzen waren da, keines fehlte, alle verlangten

zitternd nach ihm, oh, da war kein Zwang noch Scham. „O Bruder!" flüsterte sie. Um sein schönes Haupt flammte das rote Gold des Abends, dann stieg der gläsern helle, grünliche Abendhimmel empor, von einem leichten roten Schein durchglüht, und ein großer silberner Stern flammte plötzlich darin auf, verschwand noch einmal und erstrahlte wieder. —

Sibylla stand, mit der einen Hand sich gegen einen Baum stützend. Ihr Haar leuchtete sanft und ihre fast schwarzen Augen waren dem Stern zugewandt. Senkte er sich blitzend in ihr Haupt? und sprühend in ihre Brust? —

Sie stieg den sanften Abhang hinab, dem See zu. Der glatte, stille Spiegel glänzte grün-rötlich wie der Himmel. Der Stern spiegelte sich in der Tiefe. Starker, reiner Geruch stieg von den Fichten auf. Ein Vogel strich schnarrend vorüber.

Sibylla stand leicht erhobenen Kopfes nahe am Wasser. Ihre Lippen waren ein wenig geöffnet, wie zum Flüstern. — Wohin? wohin? wo versank die Welt? — Wo aber war der Schöne, Dunkle? —

Ein tiefes Entzücken strahlte in ihr. Das ging von diesem wundervollen Stern aus. Wie er wild und rastlos zuckte und blitzte! wie rein und weiß sein Licht war! Was hielt ihn dort oben? von welcher gewaltigen Lebenskraft bebte er so? wer hatte dieses herrliche Licht dort oben entzündet? dort in der ungeheuren Unendlichkeit?

Und wer hier diesen See, diesen Wald, diesen Boden? Und wer sie selbst, die da stand und sah?

Sibylla atmete tief, etwas löste sich von ihren Augen, von ihrer Brust. Ein warmer Blutstrom quoll ihr über das eigene Herz, süßes Lebensgefühl rann ihr durch Hände und Füße, es wollte ihr mit einem Male scheinen, als ob allenthalben in der Welt Liebe ihrer wartete. — Hier glitt der Abend hin über diese stille Landschaft, aber zog er nicht den goldenen Tag und rosigen Morgen hinter sich drein über die Erde? Unablässig blühten Nächte und Morgen auf dem Erdball, wie dunkle und lichte Blumen; von tausend und abertausend Seelen war alles gefüllt, Meere brausten und Gebirge schimmerten. Was galt Glück oder Unglück? Es schwand wie ein Traum. Nur atmen! nur leben! nur hoffen!

Und nun jene finstere Arbeitswelt, jenes schwarze Menschengewimmel in toter Erde, — wie stieg es ihr schwer ans Herz, o wie flehte es um Hilfe, um Licht, um Freude — ja um alles das, was hier in ihren schönen, gesunden Gliedern blühte und in ihrem Herzen rang. — „O gib uns, gib uns!" schrien Tausende von Stimmen. Elende Frauen und Kinder, deren Welt sie bisher nur mit halberhobenem Blick gestreift. Oh, hier war etwas Heißes, das brannte, so wie ihr

eigenes Herz; hier in den zermürbten Wesen glühte etwas, wovor sie sich nicht scheute; hier war etwas, so dunkel, wie die Schwinge des Bruders Tod; Not anzurühren sehnten sich die Hände.

„Ich nehme dich an!" rief sie, in Tränen lachend, dem armen Halbgeliebten, dem treuen Verlobten zu, „ich nehme dich an als einen ersten Helfer, da ich helfen lernen möchte. Treue schwöre ich dir nicht, da ich Liebe begehren will, bis mein Herz kalt ist. Als ein Unterpfand der Wirklichkeit nehme ich diese Ehe an. Als mehr nicht! Liebe will ich mir suchen, solange meine Augen sehen können."

Sie sprang vom See hinweg, lief die Anhöhe empor und wieder jenseits hinab. Sie ließ den Wald hinter sich. Wie tanzend sprang und rannte sie hin. Wild und jung hüpfte ihr Herz. Sie schrie der Zukunft zu, Küsse, Küsse sandte sie hin an das Kommende. Als trüge sie den blitzenden und zuckenden Stern in sich, so kehrte sie durch die Dämmerung zurück.

Plötzlich hörte sie rufen. Sie blieb still stehen und lauschte. „Sibylla!" klang es nicht weit von ihr. Sie erkannte die Stimme ihres Bruders. — „Hier! Hier!" rief sie, ohne zu zögern, laut. Sie lief ein Stück weiter, sie hörte die Stimme und die ihres Verlobten näher, sie sprang an dämmerndem Gebüsch vorbei und stand auf dem Wege, zu dem jene herabgeeilt kamen. — „Gott sei Dank! Gott sei Dank!" rief Rudolf, „wo warst du nur? Ist dir etwas geschehen?" — Sibylla sagte ganz ruhig und mit tiefer Stimme: „Mir ist gar nichts geschehen. Ich habe mich verlaufen." Karl Berger vermochte kein Wort zu finden. Die eben ausgestandene Angst, die Freude, die Furcht vor dem wahren Grunde dieses wilden Spazierganges stritten in seiner Brust. Sibylla schien ungeduldig, fast zornig, und übermüdet. Er sah nur flüchtig im Halbdunkel ihre Augen leuchten. Als sie seinen Arm, den er ihr bot, nahm, fühlte er, daß sie zitterte, wie ein Reh. Er atmete tief und bebend, und heiße Tränen stiegen ihm ungesehen in seine Augen, die sonst noch nie geweint. Wäre alle Qual der Hölle hier gegen seine Brust gestürmt, er hätte diesen Arm nicht von sich gelassen.

Aktivistische Erziehung

Von Kurt Hiller

Heute sind sich vielleicht viele darüber im klaren, daß nur in Betracht kommt, wer ein Ziel will (Selbstbeschau, mit Formenstolz als Ziel, gilt nicht). Wer aber ein Ziel will, muß auch den Weg wollen: dies hat, gerade unter den geistig Weitesten, manch einer noch nicht erfaßt. Die unablässig fortwurstelnde Empirie als Basis; das Ziel, fernschwebend und ziemlich konturlos, als Postulat: damit begnügt sich das Temperament expressionistischer Revolutionäre; um die Technik der Verwirklichung schert es sich den Teufel; ja, es rangiert die, die sich um sie bemühen, als Philister.

Philister ist dem Zigeuner, wer die Dualität zwischen Utopie und Empirie, zwischen Geist und Tatsächlichkeit, zwischen wahrer Welt und wirklicher Welt zu beseitigen sucht; wer die Wirklichkeit nach den Geboten des Geistes umeinzurichten vorhat. Als Philister denunziert der Zigeuner ... den Melioristen (diesen „Flachkopf", der „an Fortschritt glaube"), während er selbst sich grimmvoll zum Pessimismus bekennt — freilich zu einem recht sudligen; denn was ein sauberer Pessimist ist, der hütet sich doch unter allen Umständen vor Forderungen an das Dasein ... und paukt sie auch nicht innerhalb einer Luftkugel musischer Transzendenz.

Wer ist mithin der wahre Philister? Wen eine Idee so lange reizt, als niemand daran denkt, sie zu verwirklichen; wer nicht etwa zur empirischen Realität bloß polemisch, sondern zur Realität überhaupt ironisch steht; wer aus der Unüberbrücktheit der Diskrepanz „Wirklichkeit — Geist", von der er profitiert, eine Unüberbrückbarkeit macht ... und vorgibt, dieselbe tatsächliche Welt, deren Bestimmungen er sich als Geschöpf von Fleisch und Blut niemals entziehen kann, aufs tiefste zu verachten. Jener Mystiker, Chassîde, Anarcho-Anachoret und Heros des „reinen Geistes", der die Wirklichkeit spitz vernachlässigt, weil er nicht „Unreines berühren" wolle, in Wahrheit: um sich von der Verantwortung zu drücken, — das ist der eigentliche Philister; philistriger noch als der (immerhin bewegende) Bourgeois der Alltagspolitik. Die Tätigen und Verantwortlichen, die Hellen, Organisationellen, wahrscheinlich bessere Hasser dieser Wirklichkeit als die aus Erhabenheit Quieten ... und ebendarum bessere Liebende der Wirklichkeit, die es zu bauen gilt, meinen mit Deklamation von Zielen nicht genug zu tun, sondern weisen auch Wege.

Ein wichtigster Weg ist die Psychagogik. Denn will man ein Ziel verwirklichen, das nicht etwa bloß ichkultürliches Ziel des isoliert gedachten Individuums, sondern Gemeinschaftsziel ist, so bedarf man, außer der führenden Minderheit, einer unterstützenden Menge. Diese Menge braucht innerhalb des Gemeinschaftsganzen keineswegs die Mehrheit zu bilden (denn die Intensität des Geistes besiegt die Extensität der Zahl); aber eine gewisse numerische Mindestgrenze der Gefolgschaft muß doch gewonnen sein, damit eine Bewegung nicht Sekte bleibe und eine Idee nicht Litteratur. So wenig es soziologischen Exaktisten je glücken wird, diesen Mindestnumerus mathematisch zu bestimmen, so sehr hat alle geistige Tendenz die Begleittendenz, ihn zu erreichen. Das gilt in hervorragendem Maße von jener umfassendsten geistigen Tendenz, die das Geistige selber zum Inhalt hat; sie ist auf Psychagogik, das heißt: auf methodische Beeinflussung, Bearbeitung, Leitung der Seelen, unendlich angewiesen.

Die Mittel, Formen und Schauplätze der Psychagogik wechseln. Im klassischen Athen war es vor allem die Palaistra – wo Philosophen mit den Epheben und unter sich sehr entscheidende Dinge diskutierten; im Mittelalter war es vor allem die Kirche. Die psychagogischen Hauptmittel der Gegenwart sind: das öffentlich gesprochene oder durch Druck verbreitete Wort (Reden, Vorträge, Theater, Zeitungen, Zeitschriften, Bücher) und: die Schule.

Die Schule aus der bureaukratischen Erstarrnis, der sie längst anheimfiel, erlöst, wenigstens virtuell erlöst, und Pädagogik als besonders wertigen Fall von Psychagogik aufgezeigt zu haben, „als Eingliederung des jugendlichen Einzelbewußtseins in das soziale Bewußtsein", als „Dienst am Geiste" –: das ist das großartige Verdienst Gustav Wynekens, dessen Namen man nicht zuviel Ehre antut, wenn man ihn auf die Linie setzt, die von Lessing über Fichte bis Nietzsche führt und von dort weiter zu jenem Helden einer noch dunklen Zukunft, der, die göttliche Mitte zwischen Genie und Disziplin zum erstenmal innehaltend, tiefster Wissender und stärkster Wollender, Geist und Tat, Denker und Staatsmann zugleich, das Unerhörte, Ungeheure vollbringt: der Verwirklichende zu sein.

Wyneken hat seine Gedanken über Erziehung in mehreren Schriften niedergelegt; sein Hauptwerk heißt „Schule und Jugendkultur" und ist bei Diederichs 1913, in zweiter Auflage 1914, erschienen; es gehört zu den ganz wenigen Büchern des Vorkrieg, die nicht nur hinübergerettet zu werden verdienen, sondern von denen die neue Zeit ausgehen muß, um werthaft zu sein und dem blutigen Unsinn rückwirkend so etwas wie Sinn zu geben.

Das Mittelpunktsgeheimnis der Wynekenschen Pädagogik ist: die Fruchtbarmachung einer Antinomie. Und zwar folgender:

Ziel der Erziehung sei: junge Menschen zu „Rittern des Geistes" zu machen; „Charaktere heranzubilden, die ohne Rücksicht auf die eigenen Interessen der Durchführung des Rechten und Guten in der Welt zustimmen und Hilfe leisten"; „Weltanschauung" in ihnen zu erzeugen — die (wundervoll unmetaphysisch!) als „Beurteilung des Gesamtdaseins nach der Kategorie des Wertes" definiert wird: „stets praktisch", stelle sie „dem Seienden das Seinsollende gegenüber". Da „die wahre Formel der Moral": „diene dem Geist" laute, so könne eine moralische Erziehung nur diejenige sein, die den Zögling bestimme, „im Sinne der Zukunft" zu handeln; „nicht der zufälligen Zukunft, sondern der notwendigen"; beizutragen zur „Welterlösung", mitzubauen am „Reich Gottes" — das wir heute „erst von weitem ahnen". Damit fällt das Hauptdogma eines weichlichen und flachen Erziehungsmodernismus: „der sentimentale Kultus der individuellen Persönlichkeit". Individualismus ist Relativismus: der Mangel an einer alle beherrschenden sittlichen Idee gestattet, das Ziellos-Besondere zur Idee zu erheben. „Die Persönlichkeitskultur macht aus der Not eine Tugend; sie will uns einreden, daß wir für das, was wir draußen verlieren, in uns einen reichen Ersatz finden ... Das ist die große Errungenschaft der Neuzeit, alles zu genießen, ohne daran zu glauben; alles zu gewinnen, ohne etwas zu opfern." Die Gegenwart „erlebt das mächtige Vorwärtsdringen des Geistes", aber „sie kennt nicht den Zweck dieses großen Geschehens, und so schiebt der allzeit wache Wille zur Lust ihr seinen Zweck zu, den sie nun dem Leben des Geistes unterlegt: da ich keinen Zweck kenne, als mich, geschieht dies alles zu meiner Lust, Beglückung und Bereicherung". So erklärt sich's, daß beispielsweise alle ethische Wucht der großen Litteraten unserer Nation ... Bildungsinhalt wird, statt Motor zu werden. Jener „unappetitliche Subjektivismus" entsteht, „der auch die ewigen Werke des Geistes nur als Mittel eines schwächlichen Selbstgenusses würdigen kann": man läßt sich von ihrem Feuer nicht entzünden, sondern entzücken. Jede geistige Tendenz wird verhätschelt, keine verwirklicht. Möglichst viele davon im Gedächtnis aufzuspeichern und originell zu kombinieren — höher versteigt sich der Ehrgeiz des Ichkultürlichen nicht. Wider diesen hemmenden und sterilen Persönlichkeitskult betont Wyneken klar und kräftig: „Daß jemand anders ist als andere, hat an sich nicht den geringsten Wert." Und ohne sich bei Einsichtigen dem Mißverständnis auszusetzen, als wolle er etwa „zu geistiger Knechtschaft erziehen oder Knechte des Geistes heranbilden", entwickelt er im Gegensatz zum bürgerlichen Ideal der Persönlichkeit das adelige der Gefolgschaftstreue. „Selbständigkeit ist das Vorrecht und die schwere Pflicht des Schaffenden ... Der unproduktive, der mittel-

mäßige Mensch ist zum Gehorchen und Zuhören bestimmt. Nur auf diese Weise kann er mit dem Geist in Verbindung treten." Es ist „keine Schande", „zu lernen und sein Leben lang Schüler zu bleiben"; „wer nicht zum Könige geboren ist, der diene sich hinauf zum Ritter". Man verwechsle den Dienst am Geist keineswegs mit jenem Nachlaufen und Nachschwatzen, davon in der Welt gerade genug vorhanden; keineswegs „mit dem Sklavendienst der öffentlichen Meinungen"; „er ist eine freie Hingabe an selbstgewählte Führer". (Hier erhellt, wie sehr mit wahrem Aristokratismus Aktivität und Revolutionarität zusammenhängen, während individualistisch-anarchische Gleichmacherei eng zu Quietismus und Konservativismus gehört.) Auf diese Weise bleibt politische Erziehung kein abgegrenztes Kapitel der Pädagogik mehr: die Erziehung selbst wird politisch. „Wenn wirklich", schreibt Wyneken, „die Schwierigkeiten unsers öffentlichen Lebens nicht aus materiellen, sondern aus moralischen Unzulänglichkeiten erwachsen, so kann nur die Erziehung uns weiterhelfen."

Diesem Gedanken von der Erziehung als einem politischen Mittel tritt nun aber aufs schroffste der Gedanke vom Selbstziel der Jugend entgegen. „Wenn wir mit reineren und sozusagen göttlicheren Augen auf den Garten der Menschheit blicken, werden wir nicht nur die fruchttragenden Bäume und das nützliche Gemüse gelten lassen, sondern auch die unnützen Blumen, die nicht arbeiten und nicht spinnen, weder für sich selbst, noch für andere. Jugend ist die Blüte des Menschheitsbaumes, und diese Blüte muß uns endlich unverkümmert zuteil werden." Entzückend und heidnisch faßt Wyneken das jugendliche Alter nicht, wie man es früher tat, als eine Periode der Unvollkommenheit und bloßen Vorbereitung auf, vielmehr sieht er in ihm eine eigne Vollkommenheit, eine eigne Schönheit, einen eignen sittlichen Reichtum . . . und gibt ihm daher ein eigenes Recht. Er findet gegen die Herablassung der Erwachsenen und den lächelnden Dünkel der Zweckbesessenheit prachtvolle Worte des Zorns. „Die Jugend strebt zum Unbedingten. Sie will, da sie die vielen Einwendungen und Umwege der sogenannten Wirklichkeit noch nicht kennt, ohne Umschweife auf den letzten Wert hinaus. Sie ist die Zeit der Leidenschaft und Liebe, der Glaubens- und Begeisterungsfähigkeit, und das sind Güter, deren unermeßlichen Wert die erwachsene Generation erst wieder begreifen wird, wenn einmal eine neue Religion über sie kommt. Noch freilich tröstet sie sich mit ihren kleinen Klugheiten und Aufgeklärtheiten über den Verlust ihres jugendlichen Enthusiasmus, wagt es ihn zu belächeln und sucht sich weiszumachen, daß sie ihre Jugend überwunden habe, die sie doch nur verloren hat. Wahrlich, man muß es schon zu Großem gebracht haben, ehe man die eigenen Gedanken und Leistungen

den Instinkten einer edlen Jugend für gleichwertig erachten darf. In der Überlegenheit aber des Philisters steckt viel Neid."

Scheinbar schließen sich nun eine Erziehungsmethode, welche die Jugend ins große Sollen der Europäer hineinstellt, und eine Methode, die um das Recht der Jugend auf eigenes Leben kreist, vollkommen aus. In Wahrheit liegen die Dinge umgekehrt. Nichts politisiert eine Gesellschaft stärker als eine Jugend, die man wirklich jung sein läßt. „Eine Gesellschaft, die sich satt und stark getrunken hat am Quell der Jugend, und für die in ganz anderer Weise als heute das Leben der Jugend im Mittelpunkt ihres Interesses steht, die wird überhaupt anderen Werten nachgehen, als die heutige ganz auf Renten und Luxus bedachte." Außerdem wird das öffentliche Leben in seiner Gesamtverfassung sich erstaunlich ändern, wenn erst einmal Generationen seine Träger werden, die haben jung sein dürfen.

So erweist sich, daß Jugendkultur, als Selbstziel betrieben, absichtslos ein Mittel wird, die Nation dem großen Ziele der Herrschaft des Geistes zu nähern. Die Antinomie, die wie eine Gefahr hier lauert, gilt es lebenspendend zu machen; ob man die Ansprüche der Gegenwart und der Zukunft, die hier zu kollidieren scheinen, miteinander in Einklang bringen kann, „darin erprobt sich die pädagogische Meisterschaft".

Die Schul-Empirie der Zeit, zumal die „höhere" Schule, bleibt von solcher Meisterschaft unsagbar entfernt. Es ist ein kontinuierliches Verbrechen an der Jugend und am Geiste, daß man die junge Menschheit liebloſen Spießbürgern anvertraut, die, vollkommen unfähig, das heilige Feuer in ihr zu hegen, geschweige denn zu entzünden, Erziehung begreifen als eine öde Applikation von Wissen. Nicht nur das verkniffene Gebaren, der kalte Beamtenhochmut, die Jugendfeindschaft des Oberlehrers, sondern vor allem auch seine Idiotie ist sprichwörtlich: der totale Mangel an Beziehung zu dem, was die Zeit geistig bewegt, ja zum Geistigen aller Zeiten. Auch das Vergangne, das er dem Schüler ins Gedächtnis stopft, ist (selbst falls es Geist, also ewigen Lebens ist), so wie er's stopft, nicht Geist, sondern starres Faktum. Die Schule und ihr Gespenst, der Oberlehrer, sind schuld daran, daß der herrlichste Teil des Volkes seine herrlichsten Jahre (in denen der Grund zu Größe, Geistigkeit und Göttlichkeit gelegt werden könnte) nutzlos vergeudet. Nutzlos und nicht einmal heiter.

Europäisch-koexistentiell betrachtet, ist es eine unerhörte, unvergleichliche, in ihren Folgen gar nicht auszumessende Schufterei, die gegen die Zukunft da verübt wird. Man könnte ein so rasches Tempo der Besserung irdischer Dinge

erzielen – wenn man nur wollte; und man will nicht. Man lehnt das unfehlbarste Beschleunigungsmittel, die Intendierung der Jugend zum Geiste, aus purer Trägheit ab; und man tötet, tötet, tötet in ihr alles Heilige systematisch. Dummheit, nämlich die des Oberlehrers, ist so lange kein Entschuldigungsgrund, als eine verantwortliche Gesellschaft lebt, die sie zuläßt. Welches Verbrechen an der Zukunft unsre Schule bedeutet – man entkleide diesen Gedanken aller nie ganz vermeidbaren Phrase und denke ihn eine Minute lang bis ans Ende: vermag die Empörung, die dann entsteht, Ruhe zu schöpfen ... etwa aus Setocks ironischer Frage an Zadig: „Was gibt es denn überhaupt Ehrwürdigeres, als einen alten Mißbrauch?"?

1748 hat Voltaire diese Frage gestellt; heute, nach fast zwei Jahrhunderten, erscheint sie so gültig wie nur je. Und in keinem Bereiche gültiger als in dem der Erziehung.

Der absurdeste aller alten Mißbräuche hier ... ist der Mißbrauch des Alten. Die Schule, die Träger der Zukunft heranbilden soll, „steckt tief in der Vergangenheit"; „von Geschlecht zu Geschlecht muß die Zahl der Atmosphären anwachsen, unter deren Druck die Jugend der Gegenwart lebt"; und dadurch, daß ein verrückt-quantitatives Prinzip von Bildung sie zwingt, „die vorauseilende Kultur einzuholen", wird die ungeheure Arbeit, die jeder Mensch leisten muß, um sich vom Animalisch-Naiven weg ins tätige Zusammen einzuordnen, noch vermehrt, der Daseinskampf unnütz erschwert: denn „es gilt, zu allem übrigen auch noch die Schule zu überwinden, wenn man sich das Leben gewinnen will". Im „Neuhumanismus" (dieser so aufgequollenen wie armseligen Ideologie unsrer Gymnasien) sieht Wyneken mit Recht lediglich den „philologischen Reflex des philosophischen und poetischen Idealismus". „Man hatte nicht den Glauben an eine wirklich geschaffene neue Kultur, noch weniger den Mut, eine solche sich in der Schule und vermittels der Schule zu erarbeiten, und so schlug man den sicheren, aber unfruchtbaren Weg ein, sich an die Antike anzulehnen. Statt die Assimilierung der Antike, ihre Verarbeitung zu deutscher und moderner Kultur, die von unseren klassischen Denkern und Dichtern im Prinzip geleistet war, zu akzeptieren, versuchte man, deren Arbeit noch einmal zu leisten." „Die Schule mit ihrer historischen Bildung hat uns zu ewigem Epigonentum verdammt, und wenn es nach ihr ginge, müßte all unser Werk Plagiat sein. Aber wir sind nicht dazu da, fremde Geschichte und Kultur zu lernen, sondern eigene zu machen. Dazu müssen wir die Hände frei haben." „Die Gegenwart, die Geschichte, die wir selbst miterleben, ist uns wichtiger als die gesamte Vergangenheit; und nicht nur uns, sondern sozusagen absolut.

Das letzte Jahrhundert hat einen größeren Umschwung gebracht als vorher Jahrtausende ... Der ganze Unterricht sollte von Begeisterung für die Größe unsrer Zeit durchweht sein, für die großen, entscheidenden Siege des Geistes." „Es gilt, eine vom historischen Denken befreite, eine unhistorisch denkende Generation zu erziehen." Der Unterricht muß zeigen, „daß jetzt eine neue Zeit angebrochen ist, die Zeit, in der der Geist sich selbst gefunden hat, in der die Menschheit sich und ihre Aufgabe erkennt und danach trachten kann, unter Ausschaltung des vernunftlosen Zufalls ... selbst ihr Geschick in die Hand zu nehmen, ihre Geschichte nicht mehr bloß zu erleiden, sondern zu machen".

Dieser helläugige Aktivismus, der sich vor den radikalsten Formulierungen nicht scheut, entspringt unmittelbar in der Ideenwelt Nietzsches; es ist prachtvoll, Zeuge zu sein, wie das Ethos des tiefsinnigsten Manifestes der Deutschen, des Aufsatzes „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben", in aller Reinheit hier praktisch wird. Der Historismus bleibt die große Seuche unserer Zivilisation; und Wyneken leistet da auf pädagogischem Gebiet dieselbe Arztarbeit, die etwa auf rechtsphilosophischem Rudolf Stammler, auf künstlerischem jene revolutionären Litteraten geleistet haben, die seit dreißig Jahren in Deutschland wieder ein Typus sind. Wünschenswert bliebe, daß zwischen den partialen Vorkämpfern nicht länger Beziehungslosigkeit starrt; daß jeder hier seines Wollens grundsätzliche Identität mit dem Wollen des andern erkennt; darum auch jeder seine Angewiesenheit auf den andern; daß, nach so langer Strategie des getrennten Marschierens, Fühlung genommen wird und die vereinten Armeegruppen der antihistoristischen Propaganda endlich ernstlich den großen Durchbruch wagen.

Mit besonderer Schärfe geht Wyneken gegen das zwangsmäßige Studium der alten Sprachen vor. „Im Grunde sind es nur die um ihre Unentbehrlichkeit kämpfenden Priester und Pfründner der Altphilologie, die einem Teil der öffentlichen Meinung den Aberglauben an die Wunderkräfte des Lateinischen und Griechischen noch suggerieren." „Zur Kenntnis der antiken Kultur" (falls solche Kenntnis überhaupt das Wesentliche wäre) „trägt die der antiken Sprachen, soweit sie auf der Schule erworben werden kann, kaum etwas bei. Wenn man die Hälfte der Zeit, die dies Studium beansprucht, der Lektüre von Übersetzungen, der Betrachtung antiker Kunst, der kulturgeschichtlichen Vertiefung in die Antike widmen wollte, so würde man ein besseres Verständnis der Antike, eine unendlich reichere Anschauung von ihr gewinnen." Übersetzungen —! Mancher antiquarische Snob wird da gelbgrün zusammenzucken. Aber ich gedenke Platonischer Dialoge, deren ewige Schönheit, in Borchardts oder Kaß-

ners Übertragung, mich tief ergriff . . . und Platonischer Dialoge, die ein alter Krüppel uns aus dem Teubner präparieren ließ – ohne die Fähigkeit, ohne auch nur den Vorsatz, unser Herz dem Geist in ihnen zu nähern: jede Seite war bezwungen, sobald ihre Syntax bezwungen war.

Die Behauptung vom Training der Logik durch Latein und des Sprachgeschmacks durch das Griechische erklärt Wyneken für unkontrollierbar, und jedenfalls hat er insofern recht, als „die eigene Sprache ein näher liegendes und fruchtbareres Feld solcher Bemühungen" bietet. Was aber die Fremdwörter betrifft, so würde ein gut angelegter Vierteljahrs-Kursus im Lateinischen und Griechischen geeignet sein, den auf Etymologie der fremden Ausdrücke gehenden Wunsch eines denkenden Menschen vollauf zu befriedigen.

Die Überwertung der alten Sprachen leitet Wyneken historisch ab. „Niemand kann im Ernst bestreiten, daß wir nicht daran denken würden, diese Sprachen so allgemein zu treiben, wenn nicht Latein die Sprache der katholischen Weltkirche, Griechisch die Waffe des sie bekämpfenden Protestantismus gewesen wäre. Beide sind Rudimente aus dem kirchlich-theologischen Zeitalter." „Der Gedanke, wir sollten die Leichname dieser beiden Sprachen noch lange mit uns herumschleppen, wäre geradezu grotesk." Eines Tages müsse das Lateinische und Griechische aus dem allgemeinen Lehrplan verschwinden und lediglich noch auf der Hochschule Platz haben, neben dem Sanskrit. Fraglich sei, ob dieser Tag schon gekommen; aber man dürfe nicht die Annäherung an das Ziel künstlich verlangsamen und den circulus vitiosus begehn: „wir müssen die alten Sprachen auf der Schule treiben, denn jeder höher gebildete Mensch kennt sie – weil wir sie auf der Schule treiben".

Wer polemisiert, läuft Gefahr, verwechselt zu werden. Denn alles Schlechte wird, wie aus guten, auch aus schlechten Gründen bekämpft. Im Omnibus der Negation sieht man sich oft neben peinlichen Fahrtgenossen. So hat Wynekens Gegnerschaft zum „humanistischen" Gymnasium nichts gemein mit der Plattheit gewisser Reformer, die statt der Mechanisierung des Geistigen den Geist ablehnen und deren schönster Schlachtruf lautet: „Nicht Griechisch, sondern Handfertigkeitslehre!". Kein pädagogisches Prinzip verwirft Wyneken mit solcher Entschiedenheit wie den Utilitarismus. Liebe zum Ziel erzeugt Haß auf die Zwecke. Er bestreitet nicht die elementare Notwendigkeit einer Real- oder „Arbeitsschule", deren Absicht „Tüchtigmachung für den wirtschaftlichen Daseinskampf" ist; doch hiermit sei das Problem der Pädagogik nicht etwa erschöpft, hier beginne es erst. „Die Arbeitsschule rüstet fürs Leben aus, erzeugt Können und Kräfte, aber sie erzieht nicht eigentlich, sie bestimmt nicht die Richtung der

Kräfte, die Gesinnung." Das vermag nur die „Kulturschule" — die, weit von der Prätention entfernt, Berufsvorbereitung zu sein, dem alt-edlen Gedanken des Universalismus huldigt. Freilich keines bureaukratisch quantifizierten, wie wir ihn an unsern Gymnasien erleben; Universalität ist nicht Polyhistorentum; vielmehr die Dynamik der „allgemeinen Bildung" muß in ihrer ursprünglichen Frische wiederhergestellt werden. Nicht um addiertes Wissen handelt es sich, nicht um „Summe", sondern um „Resultat". (Es ist genau die Antithesis von „Bildung" und „Kultur", die — man gestatte mir diese Klammer — im ersten Band meiner „Weisheit der Langenweile" auseinandergesetzt wird.)

Der beliebte Vorwurf von „realistischer" Seite, die Kulturschule sende Ästheten in die Welt hinaus, erledigt sich, sobald man bedenkt, daß jene „Kultur", die hier anstelle der Zweckmäßigkeit Kriterium wurde, ja alles eher als eine hedonistisch-egozentrische ist. Wie begründet Wyneken seine Verwerfung des Utilitätsprinzips? „Kein Schüler darf von dem Bewußtsein beherrscht sein, die Schule wolle ihn im Grunde für den Kampf ums Dasein ausrüsten. Was würde das anderes heißen, als daß ihm die Schule Waffen schmiede gegen seine Mitmenschen, gegen seine Kameraden. Der Kampf um das Dasein des Geistes, um das Dasein des Guten in der Welt, kein anderer Kampf schwebe ihm während seines Schullebens als seine Aufgabe vor."

Das zeigt, wie sehr sich dieser Un-Amerikaner verbitten darf, in seinem Feldzuge gegen passeistische Erziehung mit den „Modernen", nämlich den öden Aposteln einer trivialen Nützlichkeit, verwechselt zu werden. Auch die Reformereien der Naturbolde läßt sein Ethos weit hinter sich. Zwar sei eine Schule, die nicht vor allen andern Dingen es sich zur Aufgabe stelle, die ihr Anvertrauten gesund zu machen, gesund zu erhalten, ganz sicher ein Mittel zur Entartung des Menschengeschlechts; aber das Wesen der Schule bestehe nicht in dieser Aufgabe, „und eine Schule, die in Hervorbringung und Förderung einer gesunden Lebensweise ihre hauptsächliche oder ganze Aufgabe sieht, bleibt in den Voraussetzungen stecken". Zurück zur Natur ist kein Ruf der Erziehung; „die Natur ist ein Land, das wirklich verlassen werden muß, wenn man sich ernstlich unter die Gesetze des Geistes stellen will". So hat auch der Sport nur Wert, wenn er sich in ein System der Kultur eingliedert; nie aber als Selbstzweck. Wyneken bekämpft (vor dem Kriege!) unsere Nachahmung Englands und wünscht den „Materialismus der körperlichen Ausbildung" durch ein System ersetzt zu sehen, „das neben den selbstverständlichen Voraussetzungen von Gesundheit und Kraft die Erzielung körperlicher Schönheit und schöner Haltung und Bewegung anbahnt". Welcher Hellene wird hierzu nicht Ja sagen!

Es hält schwer, die Fülle der Ideen, welche dieser tiefe und herzhafte Neuerer propagiert, im Berichte zu erschöpfen. Als besonders wesentlich muß das Kapitel über Familienerziehung hervorgehoben werden. „Die gewöhnliche Familie verdiente viel mehr Objekt als Subjekt der Erziehung zu sein" — diese These wird mit allem hier gebotenen Ernst, doch aufs erfrischendste begründet. Auch dem Staat erkennt Wyneken nicht, wenigstens noch nicht, pädagogische Befähigung zu. „Der Staat ist noch nicht moralisch; er ist konservativ, d. h. er verwechselt seine relative Bedeutung mit jener absoluten Aufgabe der Menschheit, er ist noch nicht vom Geiste der Zukunft, von der ‚Liebe zum Fernsten' erfüllt. Das ist eben sein allbekannter Egoismus. Aus diesem Grunde darf er noch nicht Erzieher sein — oder doch nur in Notfällen. In alter Zeit mochte er sich noch als Selbstzweck fühlen dürfen; unsrer Zeit ist ein weiteres, höheres Ziel sichtbar geworden, ihr kann er nur Mittel zum Zweck sein, und es ist die heilige Pflicht der Erziehung, die Augen für das höhere, das absolute Ziel, die Förderung und Steigerung des Geistes, zu öffnen." Dieser Worte sich zu erinnern, wird demnächst vielleicht hervorragend angebracht sein. Möglich, daß der Krieg, wie wir Gläubigen, berauscht, in den ersten Monaten für sicher hielten, einem Ineinanderwachsen von Staat und Geist dienlich sein, daß er wenigstens ein Abnehmen der Entgeistigung des offiziellen Betriebs begünstigen wird; möglich, vor allem: wünschenswert! Aber es kann leider auch umgekehrt kommen; und da dürfte denn ein Protest gegen „die Aktiengesellschafts- und Handelskompagniegesinnung, die sich heute als Patriotismus in der Öffentlichkeit breit macht," (so sehr „heute" in diesem Satz ... gestern heißt) kaum etwas schaden.

Der Familie, dem Staate und natürlich auch der Kirche nicht will Wyneken die edelste Jugend anvertrauen; und so fordert er eine, unter dem Schutz des Staates zu errichtende, autonome Schule: die „Freie Schulgemeinde" (die übrigens in Wickersdorf, Herzogtum Meiningen, unter seiner Leitung ein paar Jahre lang verwirklicht war. Daß Wyneken, auf den man hätte stolz sein müssen, dann roh aus dem Reiche gedrängt wurde, das er selber der Jugend, der Zukunft und allem Heiligen erschaffen, wird als ein empörendstes Beispiel scholarchischer Enge und gouvernementaler Unsittlichkeit noch lange im Bewußtsein aller Anständigen fortbestehn. Das Ressentiment armseliger Bureaukraten zwang einen Überlegenen, aus nichtigen Gründen und auf niedrige Weise, den Wirkungskreis mit einer bloß theoretischen Existenz zu vertauschen. Wynekens 1910 veröffentlichtes Schriftchen „Kabinett gegen Freie Schulgemeinde", eine aufreizende, dabei menschlich rührende Abrechnung, zeigt, wie übel — vor dem

Krieg — selbst in „liberalen" und angeblich kulturfreundlichen Kleinstaaten der titulierte Mob dem Geiste mitgespielt hat).

Es fragt sich, wer künftig dergleichen autonome Schulen ins Leben rufen soll; wer an ihnen unterrichten, wie man an ihnen unterrichten wird. Hier können weder Beschlüsse von Kongressen noch paragraphierte Anweisungen aus etwa moderniſtischen Ministerialbureaus irgend helfen; hier hilft einfach Schöpfung (die Freiheit von spießerischer Bevormundung freilich vorausgesetzt). „Wann", ruft Wyneken, „wird der heilige Bund unserer jungen und künftigen Erzieher gegründet, in dem sie sich zusammenfinden, um von innen heraus die Schule zu verjüngen?" In der Tat ist die pädagogische Revolution nicht durch Umregelung von oben, sondern durch Aufbau von unten zu bewerkstelligen; werden erst einmal viele Menschen da sein, die so wollen, wird es nicht an Instituten fehlen, in denen so geschieht.

Über die neue Schulverfassung bringt Wynekens Werk mancherlei Interessantes; nur der Erzieher aus Leidenschaft hat in ihr Raum. Alle Einzelgestaltung fußt auf der Definition des Unterrichts als einer „Verabredung von Lehrern und Schülern zum Zweck der Erreichung eines bestimmten Zieles durch gemeinsame Arbeit". Die traditionelle, aber darum nicht minder geistwidrige „Zerspaltung in die zwei Heerlager der Lehrer und Schüler, die einander teils mit Gleichgültigkeit, teils mit Feindschaft gegenüberstehen," findet unter diesem Himmel nicht statt; die Zöglinge sind den Erziehern moralisch koordiniert, und es bildet sich zwischen beiden „ein brüderlicher Orden, zusammengehalten durch den Glauben an ihre gemeinsame Sache". Aus solcher Arbeits- und Glaubensgemeinschaft erwächst eine Freundschaft, die das tägliche Leben der Schule verklärt und später die Erinnerung verklären wird. Der sittliche, der politische Gewinn einer so von Idee und stolzer Gefolgschaftstreue ausgefüllten Jugendzeit ist unermeßlich. Wenn wir an uns zurückdenken — wir könnten heulen, verspätet heulen, Gustav Wyneken, daß es damals solche Menschenmöglichkeiten noch nicht gab.

Über Besonderheiten der Schulverfassung, zum Beispiel über die neueren Versuche, den Schülern Selbstregierung oder eigene Gerichtsbarkeit zu gewähren, sagt Wyneken sehr zutreffend: „Nicht auf diese einzelnen Einrichtungen kommt es an, sondern auf den Geist, aus dem sie entstanden sind und leben." Von allen Spezialvorschlägen, die er macht, ist wohl der originellste, jedenfalls mir liebste der: daß man (im Fachunterricht) auch befähigte Nichtlehrer heranziehen sollte. Eine verlockende Vorstellung: ohne Amt, doch ex officio sich mit Jünglingen, die erzogen sind, über Grundfragen der Ethik zu unterhalten, sie

durch entwirrende Mitteilungen über Malerei-Richtungen zu erfreuen oder gar ihnen einen Begriff von dem zu geben, was deutsche Prosa ist. Wie sehr dränge der Geist in des Volkes besten Teil, wenn der Litterat zum Primaner käme; wenn der Abgrund verschwände, der zwischen dem ganz gewiß bestehenden pädagogischen Wunsch vieler Geistigen und den heut vorgeschriebenen Bedingungen seiner Erfüllung klafft. Auch unterschätze man den Nutzen nicht, den der Geistige selbst von solcher Berührung erführe: immer wieder würde er zu den Ursprungspunkten, aufs Elementare gestoßen und bliebe vor jeder Verspitzung ins Abgegliederte und Absurde bewahrt. Etwas wie Fruchtbares, und zwar Reziprok-Fruchtbares, Unterricht des Nichtzünftigen (in höheren Klassen) sein kann, haben jetzt einige junge Schriftsteller erlebt, die sich für die Kriegszeit Schulbehörden zur Verfügung stellten.

— „Schule und Jugendkultur" ist eine Programmschrift, aber eine viel zu sehr philosophisch verankerte, als daß ein halbwegs reizbarer Kopf es über sich gewänne, das Programmatische in ihr als losgelöste Tendenz zu sehn, die er einfach zu akzeptieren oder zu verwerfen habe, während das begründende Drumherum nebensächlich sei und jedenfalls keine Stellungnahme herausfordere. In Wahrheit stachelt dies herrliche Buch unter anderm zu heftigstem Widerspruche. Ihn herunterschlucken, hieße sich den Magen vergiften; empfehlenswert ist das nicht.

Als ziemlich fatal empfinde ich den schulmeisternden Ton, in welchem sich Wyneken zuweilen über Nietzsche ausläßt — von dem er, was ja erfreulich ist, doch so sehr abhängt. Nietzsches „Lehre" habe „ihre wissenschaftliche Widerlegung erfahren" „durch den Sozialismus". Das geht nicht! Das klingt, als sei Nietzsche ein Koordinabler gewesen, ein beliebiger professoraler Kopf, einer jener Irgendwers, die Jahr für Jahr, gleichsam aus amtlicher Pflicht, mit einer trüben Hypothese auf den Plan treten und so die Welt zwar nicht um ein Lot Geist, aber um etliche Kilogramm akademischer Makulatur bereichern. Friedrich Nietzsche, in pauschquanto, ist überhaupt nicht „widerlegbar", und am wenigsten „wissenschaftlich"; denn seine Tat überufert erhaben alles Doktrinäre, und da ihr, wie jeder echten Philosophie, konstitutives Gesetz Wille, nicht Erkenntnis, lautet, entzieht sie sich der Beurteilung durch Wissenschaft. Die Philosophie wird kompetent sein, über den Wert wissenschaftlicher Methoden zu entscheiden; aber keine wissenschaftliche Methode der Welt, über den Wert einer Philosophie. Inwiefern zumal der Sozialismus auch nur eine Zeile Nietzsches „widerlegt" haben soll, bleibt unerfindlich; denn der Sozialismus ist entweder Imperativ — und als solcher vermag er überhaupt nicht zu „wider-

legen" — oder wissenschaftliche Methode, Theorie, Geschichtsauffassung: als solche (Marxismus) hat er die Eigenschaft, flach und falsch zu sein, . . . wie von Stammler und anderen präzis, von Gustav Landauer leidenschaftlich dargelegt wurde. Wyneken irrt, wenn er meint, eine Analyse der menschlichen Persönlichkeit beweise, „daß sie kein Subjekt, sondern eine Funktion ist". Das Funktionelle der „Milieu"-Männer schließt den Subjektbegriff nicht aus; man muß die kausale Betrachtungsart mit der teleologischen nicht konfundieren. Dagegen ist das Axiom eines „objektiven Geistes" süßeste hegelische Mystik; und wenn Wyneken von peinlichen Afterweisen den Begriff des „überindividuellen sozialen Bewußtseins" ungeprüft übernimmt, so frage ich ihn ganz harmlos, wo dieses Bewußtsein denn sitzen mag. Ich bin gegen Psychologie und für Ethik, darf aber nicht dulden, daß einer, wenn er schon Psychologie treibt, (mit bloß ethisch zulänglichen Argumenten) falsche Psychologie treibt. Ich bin gegen individualistische und für soziale Ethik: woraus noch lange nicht folgt, daß ich in der Psychologie den mühsam erkämpften Analytizismus (welcher hier Individualismus heißt) aufgebe und, aus sozialen Gründen, in ein Stadium dumpfster Scholastik zurückfalle.

Wer, wie solche Dinge zeigen, etwas an Kategorienverschlingung leidet (einer übrigens heilbaren Krankheit), der sollte sich hüten, über Nietzsche drucken zu lassen, seine Ethik sei „ein wenig spielerisch". Jemand könnte, gegen sämtliche Zeitgenossen gehalten, eine Gottheit . . . und gegen Nietzsche ein mittelmäßiger Kopf sein.

Ich nehme aber zu Wynekens Gunsten an, daß er den Riesen von Sils-Maria gar nicht recht kennt. Sonst würde er kaum von „Darwin und Nietzsche" reden — was, sehr gelinde gesagt, eine unzutreffende Koppelung ist . . .

Im übrigen fällt bisweilen ein zarter Zug ins Verschwommene auf (dafür ist das Buch bei Diederichs erschienen). Obwohl Wyneken zum Beispiel „Weltanschauung" immer wieder als Welt-Wollung erklärt, möchte er sie doch, an einer Stelle, durchaus „kosmisch, ja metaphysisch" begründen. Aber wie? frage ich. Oder sollte gar am ende die „Kritik der reinen Vernunft" gleichfalls „ein wenig spielerisch" sein? — Wer den Satz Kants „Handle so, als ob . . ." für „die Wurzel der Metaphysik" hält, setzt sich immerhin dem Verdachte aus, den Unterschied zwischen Metaphysik und Ethik nur halb erfaßt zu haben.

Klärung von Begriffen ist überhaupt Wynekens stärkste Seite nicht. So klingen manche seiner Moralismen brummiger, reaktionärer, oberlehrerischer, als sie wahrscheinlich gemeint sind. Die „Religion der Aktivität", die er fordert, ist ein wundervoller Gedanke: aber einer „Religion der Arbeit" (wie er sie an-

derwärts nennt) sieht sie sehr unähnlich. Arbeit schändet; Arbeit ist das Geschäft von Galeerensträflingen; Arbeit ist Fluch, ist Rache Gottes, — im günstigsten Fall ein notwendiges Übel. Ihr sittlichen Selbstwert zuzuschreiben, sie womöglich als den Sinn des Lebens zu verkünden, war seit Jahrtausenden die heuchlerische Taktik Privilegierter, die ihre Sklaven bei guter Laune erhalten wollten. Wie? Der junge Mensch müsse lernen, „die Arbeit um ihrer selbst willen zu lieben"? Das soll Erziehung zum Geiste sein? Knechtung ist das; Verdummung ist das! Denn der Geist verlangt, daß nur Tätigkeit, die dem Geist dient, geliebt werde; Arbeit ohne Rechtfertigungsgrund, Arbeit um ihrer selbst willen, Arbeit l'art pour l'art heißt er verachten. Darf die Vernunftbedeutung und der Wert eines Tuns nicht mehr Problem, nicht mehr Gegenstand jünglingischer Kritizität werden, dann erscheint alle antiquarische Erziehung ja vollkommen gerechtfertigt; das Ansinnen, Arbeit „um ihrer selbst willen", nämlich kritiklos, zu lieben, stellt unser „humanistisches" Gymnasium wahrhaftig an seine Schüler! Jener Pflichtbegriff, der aus einem Ethos der „Arbeit um ihrer selbst willen" springt, ist ein freudefeindlicher, antiparadiesischer, grausamer, asketisch-enger; ein mönchs- und muckerhafter; ist in sämtlichen Hinsichten der fröhlichen Geistigkeit entgegengesetzt, für die Wyneken sonst kämpft.

Ich glaube also, daß hier nur Scheidungsunvermögen, schwache Dialektik, Mangel an Stil-Delikatesse obwaltet; dieser voluntarisch prachtvolle Mann hat den Fehler, intellektisch zu einfach zu sein. Ihm käme unsereiner gewiß verdächtig „kompliziert" vor — obwohl unser Wille nicht weniger auf die große Linie geht und nur unsre Fingerspitzen es sind, in denen eine feinere Empfindlichkeit für logische wie terminologische Nuance prickelt. „Arbeit" ist ein häßliches Wort; für schöne Dinge würden wir schönere Worte bevorzugen.

Grundsätzlicher ist der Einwand, daß Wynekens Zentralbegriff „Geist" nicht völlig klargestellt scheint. Definiert man ihn (ohne sein Was überhaupt in Betracht zu ziehn) als „das Ewige", „das Überzeitliche" und „Übernatürliche" in uns, so treibt man Mystagogie ... statt Begriffsbestimmung. In der Tat, der Geist ist aufs Ewige gerichtet, aber darum nicht ewig; er wirkt gegen die Zeit und gegen Natur, darum doch im Rahmen der Zeit und als ein Fall von Natur. Daß sein Inhalt außerempirisch, ja anti-empirisch ist, besagt nichts gegen das Fakt, daß auch er, als Form (als Funktion, als psychologisches Phänomen), dem Kausalgesetz ganz untersteht. Wenn es etwas auf Erden gibt, das nicht geheimnisvoll, etwas, das vielmehr gerade der Schlüssel zu jedem überhaupt erschließbaren Geheimnis wäre, so ist es der Geist. Man hüte sich, um der Unendlichkeit seines Gehaltes willen die scharfen Konturen seiner Form ins Nebulose

aufzulösen. Mystik in der Theorie des Geistes führt allemal zu mystischer Praxis, das heißt zum Rückschritt. Die gefährlichsten Dunkelmänner sind nicht die, die es aus Beschränktheit, sondern die, die es aus Meditation sind.

Wynekens Auffassung vom Geist steht mit seiner im übrigen radikal-kritischen Haltung erschreckend im Widerspruch. Während er sonst das Prinzip befolgt, „keine Behauptung gelten zu lassen, die nicht ausreichend begründet ist", verlegt er sich hier auf einen rabiaten Dogmatismus und dekretiert bloß noch. Anstatt Geist als den Inbegriff aller Bemühungen um Besserung des Loses der Menschheit zu begreifen (wobei unter „Los der Menschheit" ja nicht nur physisches, sondern durchaus auch metaphysisches Leid fiele), strengt er sich an, seinen Lesern das Verkehrte jeglichen „Eudämonismus" plausibel zu machen, weil ... weil „die Gesellschaft eine Organisation zum Zwecke der Förderung des Geistes" sei. Wohlgemerkt: nicht Förderung der Gesellschaft sei ein Zweck des Geistes, sondern Förderung des Geistes der Zweck der Gesellschaft. Das nenne ich mir nun doch die Dinge auf den Kopf gestellt; das ist intellektuelles Quäkertum. Der Geist: eine bestimmte unbestimmte Attitüde, ein magisches „Objektives", ein inhaltloser „übernatürlicher" Selbstzweck – und die ganze Natur, die große, die sichtbare, die üppige und leidende Natur lediglich geschaffen, auf daß sie jenem Einen, Dunklen, Zwecklosen, in sich selbst Begründeten, zu keiner Legitimation Verpflichteten, Imaginären diene: da kann ich auch gleich an Vitzliputzli glauben! Was? „Kampf und Fortschritt des Geistes" sei „der eigentliche Sinn der Welt"? Umgekehrt, Pfaffe! Kampf und Fortschritt der Welt ist der eigentliche Sinn des Geistes!! Wozu der ungeheure Aufwand an Welt, wenn Evolution eines weltfreien Geistes Absicht des Ganzen wäre? Das hätte der Demiurgos doch billiger haben können! Nein, diese sinnenfeindliche Lehre ist blasphemisch; sie macht die Welt schlecht, wie das Christentum den Leib schlecht machte. Nicht die Welt zu überwinden gilt es, zum Geiste hin, sondern durch Geist die Welt so zu gestalten, daß sie Geist nicht mehr nötig hat. Geist ist aus Not geboren, also ärmer als Welt. So wahr ihm der Vorrang gebührt vor allen Utilitäten verantwortungsloser Bürgerlichkeit, so wahr ist im Unendlichen nicht er die Instanz, vor deren Entscheid sich das Leben zu beugen hätte, sondern das Leben die Instanz, vor der sich der Geist verantworten muß. „Alles Leben im Dienst des Geistes" hat nur Sinn, wenn aller Geist im Dienste des Lebens steht. Verehrung einer „in sich ruhenden" Geistigkeit, die nicht aufs Leben abzielen, nicht Ziel, sondern Spiel sein würde, ist Götzenkult. Daß der Geist, auf dem schwierigen, verzweigten und ungeheuren Wege zwischen Leben und Leben, oft selbständige Gesetzmäßigkeiten entwickelt, wollen wir nicht in Abrede stellen; aber

Weg bleibt Weg, Mittel Mittel; und Relatives, so sehr auch sein Relativitätscharakter verdunkelt, ja entrückt ward, ins Transzendente verabsolutieren, heißt ein Gespenst über uns zum Herren machen. Wer behauptet, „die letzte Aufgabe der Menschheit" sei „nicht ihr eigenes Wohlergehen, sondern die Kultur", der vergißt, daß Kultur letzten Endes keine andere Aufgabe haben kann als — das Wohlergehen der Menschheit. (Freilich werden Verschiedene über „Wohlergehen" verschiedener Meinung sein; aber das Grassieren einer plattesten Sorte von Sozialeudämonistik widerlegt nicht die Eudämonie der Menschheit als höchstes ethisches Prinzipium.)

Man könnte nun glauben, diese Selbstzweck-Auffassung vom Geist sei als bloße Lehre ganz ungefährlich, angesichts der aktivistischen Praxis ihres Verkünders! Das wäre nur halb wahr. Wie sehr jene Theorie die Qualität hat, auch praktisch zu werden, zeigt sich in der Stellung, die Wyneken der Kunst einräumt. Während uns reinen Aktivisten die Kunst durchaus nicht als oberster Wert gilt, an dem alle übrigen Werte zu messen seien, vielmehr als ein, wenn auch erhabenes, Mittel zu höheren Zwecken, nämlich zu Zwecken des Geistes, das ist: der Welt-Verbesserung, der Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden; während wir also in artistischer Vollkommenheit, in noch so „vollendeter" Fixierung noch so „tiefer" Erlebnisse ethischen Belang zu sehn keineswegs mehr bereit sind und nur die Kunst schätzen, anerkennen, überhaupt ernst nehmen, welche dem Geist dient (von einem wie winzigen Bruchteil zumal moderner Kunst läßt sich das aussagen!), — erklärt Wyneken: „Der höchste Dienst am Geiste ist die Kunst." Da ihm Geist nichts Zielhaftes bedeutet, muß ihm Kunst, diese „einzige Möglichkeit im Weltensein, wo der Geist mit sich selber spielen kann", als Geist κατ' ἐξοχήν erscheinen. Das ist nur folgerichtig; und nur folgerichtig, wenn dieser Mystiker des Formalen auch für den Dualismus zwischen Kunst und Leben (nach berühmten Mustern) eintritt. Die Kunst soll „ihr Heiligtum neben und über dem Leben behalten"; sie ist „Überwirklichkeit"; und wer „etwas anderes in ihr sucht als sie selbst", der „mißversteht oder mißbraucht" sie! — Wir haben dergleichen in Jahrbüchern für geistige Bewegungslosigkeit und anderwärts oft zu hören bekommen; allein die büttenpapierenste Propaganda hat uns von der Überzeugung nicht abzubringen vermocht, daß die Rechtfertigung der Kunst mit der Kunst ein Zirkelschluß . . . und die Definition der Kunst „als sie selbst" eine klägliche Tautologie ist.

M. Buber stellt einmal den „motorischen" Menschen dem „sensorischen" gegenüber. Sehr interessant und bei Gelegenheit erörterbar, daß er, selber ein Hauptbeispiel des sensorischen Typus, für den motorischen Partei nimmt. Bei

Wyneken liegt der Fall umgekehrt. Wyneken, eine der bewegendsten Persönlichkeiten, die das geistige Deutschland zur Zeit aufweist, singt dem anschauenden Charakter Hymnen. Jede „Gestaltung von Klang und Licht" bedeutet ihm „Blume aus dem Paradiese", „jede künstlerische Schöpfung ein metaphysisches Ereignis". Die Methode seiner Pädagogik ist revolutionär, ihre Essenz revolutionierend; und trotzdem ist ihm ein Symphoniesatz von Bruckner heiliger als die Abschaffung des Krieges. Den Allegoriker Carl Spitteler, der sich durch (diskutable) Äußerungen über das „barbarische" Deutschland nicht gerichtet hat, wohl aber durch die Frechheit, mit der er einst dem Verfasser des Zarathustra, dieser „höheren Stilübung", riet, er „möchte später doch auch für Inhalt sorgen" (im Ecce Homo lese man das nach) — besagten Herrn Spitteler erhebt Wyneken, ziemlich oktroyant, zum „Homer" des Zeitalters ... und scheint unsre Voltaires und Rousseaus knapp beim Namen zu kennen.

Das rückständigste Kapitel dieses radikalen Buches endet mit dem Satze: „In einer vollkommenen Welt gäbe es keine Kunst." Sehr zutreffend; nur müssen wir daraus den moralischen Schluß ziehn: Machet also die Welt vollkommen! Wyneken schließt: Verratet also die Welt und gehet zur Kunst über.

— So wichtig mich dünkt, was ich gegen die Philosophie dieses bedeutenden Psychagogen einzuwenden habe (hätte ich's sonst eingewandt?), so unerläßlich scheint mir das Gebot, diese Einwände von vornherein als untergeordnete und sekundäre zu kennzeichnen. Die große Sünde sämtlicher geistig Kämpfenden in Deutschland war bis zuletzt das Sektierertum; jeder bestand eigensinnig auf seinem Sonder-Ritus, niemand hatte Instinkt für unser aller tiefe Gemeinsamkeit. Die vollkommene Vereinzelung des Geistes erzeugte seine vollkommene Ohnmacht; und wenn nicht morgen der Tag erschienen ist, an dem mit Eigenbrödelei und mit Eigensinn endlich kurzer Prozeß gemacht wird, dann blüht dieser Tag uns nie! Mag sein, daß Wyneken etwas andre Paläste bauen will als wir; doch in Hinsicht aufs Einreißen sind wir uns einig — und das genügt vorderhand. Aber selbst darüber hinaus bewähren schließlich sein musischer und unser politischer Begriff des Geistes, bei all ihrer Gegensätzlichkeit, die Identität des Formal-Geistigen. Hiermit ist — man werfe einen Blick auf die Welt, die uns umgibt — sogar eine sehr positive Zusammengehörigkeit festgestellt: die Solidarität des (wie auch immer sich definierenden) Geistes gegen den Ungeist.

Kameraden! Ohne daß Einzelnen dies Verbrechen zur Last fiele, sind unsre heiligsten Jahre uns schändlich verwüstet worden. Wo ständen wir heute, wo stände vielleicht Europa heute, wenn unsre Schulzeit keine ertötende Abrichtung

zu Leerem gewesen wäre, sondern eine Zeit der Erfüllung mit Edelstem. Menschlich ist, zu vergessen. Ich aber beschwöre euch: vergesset nicht! Ihr tragt die Verantwortung für das Wohl derer, die kommen werden; gedenket unsrer jungen Brüder, eurer Söhne, des Fernsten: Kameraden, vergesset nicht! Nährt in euch, ernst wie die Pflicht zu einer Dankbarkeit, die Pflicht der Rache. Vermag nun einer sein Schicksal besser zu rächen als dadurch, daß er alles daransetzt, jenen es zu ersparen, denen es künftig droht? Gustav Wyneken ist ein Meister eurer Rache.

Aus der griechischen Anthologie

Von August Oehler

Es besteht die Absicht, in naher Zeit unter dem Titel „Der Kranz des Meleagros von Gadara" (Georg Müller, Verlag München und Berlin) deutschen Lesern die ältesten und vorzüglichsten unter den Dichtern der sogenannten griechischen Anthologie zu vermitteln. Die hier folgenden Stücke mögen als Probe dieses Unternehmens angesehen werden.

Die Gedichte jener Sammlung gelten den Alten als „Epigramme", eine Bezeichnung, welche nur für jenen sinnvoll ist, der sich gegenwärtig hält, daß sich die literarische Form dieser Gattung aus der wirklichen monumentalen Aufschrift entwickelt hat — irreführend dagegen für jeden, der dahinter den von Lessing aus Martial abgeleiteten und in unser Schrifttum eingeführten Begriff des „Sinngedichtes" sucht. Damit ist gesagt, daß für diese Gedichte im besonderen Maße zutrifft, was von aller antiker Kunst gesagt werden kann: daß die Poesie hier in erster Linie bestimmte reale Inhalte auszudrücken berufen ist und somit ihre Absicht und Wirkung vornehmlich auf der Ausschöpfung des Gegenständlichen durch das Wort beruht. Dieses wesenhafteste Merkmal nicht zu verfehlen, erschien es geboten, auf die äußere Nachbildung der antiken Form zu verzichten, um mit den eigenen Mitteln unserer Sprache eine den antiken Vorbildern mindestens nahekommende Lösung dieser ihrer eigentlichsten Aufgabe — Anschaulichkeit und Belebung — zu versuchen. In diesem Sinne glauben wir eine Verdeutschung dieser Stücke, deren inhaltlicher Reiz seit Goethes Tagen die Aufmerksamkeit der Kenner den Verhüllungen einer äußerlichen Übersetzungsmanier zum Trotz erregt hat, zum erstenmal unternommen zu haben.

I

Erinna

Ihr Säulen, die man auf mein Grab gestellt,
Und ihr, Sirenen, die es treu bewacht,
Du trauervoller Krug, der nichts enthält
Als kargen Aschenrest für Hades' Nacht!

Die hier vorüberziehn den Wanderpfad
An meinem Hügel, grüßt mir all' zusammen,
Sei's, daß sie aus der weiten Fremde stammen,
Sei's, daß sie heimisch sind in unsrer Stadt.

Und dieses kündet ihnen: man verbrannte
Mich unberührten Leibs — so lieg' ich hier;
Und auch, daß mich mein Vater Baukis nannte
Und Telos' Inselland die Heimat mir.

Auch diese Kunde sollen sie noch haben:
Es war Erinna, die Gespielin mein,
Die all die Zeichen hier in diesen Stein,
Der meinen Tod verkündet, eingegraben.

2

Anakalkas

Kleonymos hat dies dein göttlich Bild
Gesetzt, o Artemis, in diesem Hagen.
So sollst du, Herrin, so zur Höhe ragen
Hier über diesem Hügel reich an Wild.

Denn dies Gebirge ist dein Tummelplatz,
Des Bäume deinem Fuß die Blätter streun,
Hier fährst einher du in der Hunde Dräun,
Die Rascheste in ihrer wilden Hatz.

3

Anyte

In einem Grab ließ Myro hier bestatten
Heuschrecke, dich, der Fluren Nachtigall,
Und dich, Zikade, deren Stimme Schall
Hervortönt aus der Eiche tiefem Schatten.

Kindlicher Tränen Flut vergoß dabei
Das Mädchen; Hades, den kein Bitten rührt,
Hat beide ihr mit einemmal entführt;
Ihr liebstes Spielzeug waren diese zwei.

4

Anyte

Dein Mut war dein Verderben in der Schlacht,
Proarchos! Deines Vaters Phidias Haus
Hast du versenkt in Kummers schwarze Nacht,
Mit deinem Tode ging das Licht uns aus.

Der Stein, der über dir errichtet ist,
Weiß dieses schöne Wort von dir zu singen,
Daß du im Heldenkampf gefallen bist,
Um deines Landes Feinde zu bezwingen.

5

Asklepiades

Hier vor der Türe, Kränze, bleibet hangen;
Daß ihr mir nicht zu früh die Blätter regt,
Ihr tranket ja die Tränen meiner Wangen,
Zu weinen ist Verliebten auferlegt.

Bis er heraustritt, sollt dies Naß ihr hüten,
Von keinem Winde sei es euch geraubt,
Dann aber schüttelt eure zarten Blüten,
Gießt meine Tränen auf sein blondes Haupt.

6

Asklepiades

Mich schnitt ein weiser Meister in den Stein.
Ich bin der Rausch, jedoch des Steines Art
Ist jene, die vor Trunkenheit bewahrt;
Wie könnten Stein und Bild verschiedner sein?

Allein Kleopatra nennt mich ihr Eigen
Und weil mich sie als Talisman erstand,
Muß selbst des Rausches Gott sich nüchtern zeigen
Und stille ruhen in der Herrin Hand.

7

Nikias

Du magst dich unter diese Pappeln setzen,
Bis du von deiner Straße ausgeruht,
Du müder Wandrer, und an unsrer Flut,
Bevor du wieder gehst, die Lippen netzen.

Und nur dies eine werde uns zum Lohn:
Gedenk auch ferner dieser reinen Quelle,
Die Simos eingefaßt nah bei der Stelle,
Wo Gillos er bestattet, seinen Sohn.

8

Kallimachos

Schiffbrüchiger fremder Mann, mir unbekannt!
Ich, der ich deine Leiche hier gesichtet
Am Ufer, bin Leontichos genannt
Und habe dieses Grabmal dir errichtet.

Da fiel mir ein und brachte mich zum Weinen
Mein eignes Los von Angst und Sorgen schwer:
Denn mir will auch der Ruhetag nicht scheinen
Und wie die Möwe fahr' ich übers Meer.

9

Leonidas von Tarent

Drei Brüder weihten diese Netze dir,
O Pan, dem großen Herrn der Jagd. Ein jeder
Erwählte sich ein andres Jagdrevier:
Dies Garn stellt' Pigres nach des Vogels Feder;

Dies Damis nach vierfüßigem Getier;
Kleitor, der Dritte, tauchte seins ins Meer.
Du sende ihnen guten Fang dafür
Am Strand, im Wald und aus den Lüften her.

10

Leonidas von Tarent

Es hat an der Athena Tempelschwelle
Des Meisters Theris kunsterfahrne Hand
Den Maßstab hier, die schnurgerade Elle,
Die starre Säge mit gebogenem Rand,

Die Axt, den Hobel leicht der Hand sich fügend,
Den Bohrer auch, der sich gedreht im Kreis,
Zur Schau gestellt, dem Handwerksbrauch genügend,
Da er geendet seinen alten Fleiß.

11

Leonidas von Tarent

Ambrosia hat nach ihrem Wochenbette,
Von dem du des Gebärens Schmerz verbannt,
Eileithyia, an diese heilige Stätte,
Wo deine Füße ruhen, hergesandt

Die Binde, die sie sich ins Haar gewunden,
Und dieses Kleid, worin im zehnten Mond
Ihr Schoß zwiefacher Bürde ward entbunden
Und Segen zwiefach ihre Müh' gelohnt.

Sommernacht

Von Paul Zech (z. Z. im Felde)

Sommernacht; und man sitzt in dem dumpfschwülen Gemach des feindlichen Quartiers, stützt die Stirn, starrt in die Flackerflamme der Kerze. Hört den Wind um die Hausecken fegen, in den morschgrünen Dachziegeln lärmen und über den Flur hintappen wie ein Dieb.

Käme nicht manchmal durch die zerbrochenen Fensterscheiben der Reflex eines Scheinwerfers gehuscht, spränge man nicht jäh auf, wenn unvermutet der kurze Hall der Geschütze röhrte . . . die Pulse blieben stehen!

Es ist beileibe nicht Angst, kein Grauen, das immer wieder versucht, die Kehle hinaufzudrücken; das die Schläfen umkrallt und den Rücken frostkalt überrieselt. Nein, stärker denn je fühlt man die Folter des Alleinseins, des Abgeschnittenseins von Dingen, die friedfertig sind, liebeumwogt und göttlich.

Was hilft es, daß wir tags lachen. Wie sorglose Kinder lachen. Daß wir singen und spielen, in den Feuerpausen unsere Zeitungen lesen, auf die Briefbotschaft von Hause warten, wie wenn die allzu geruhige Einsamkeit eines Feriendorfes sich über uns wölbte und nicht der Krieg. Den ihr alle wißt, dem wir alle entgegengeschmiedet sind; der jede Sekunde unseres Daseins durchdonnert, Fleisch ist von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein.

Was hilft es, daß der Name Gottes unter uns ist wie verhaltene Vorfreude, daß wir ihn aus dem Wehen des Windes, aus dem Gesang der Gräser, aus dem Klingen der Kiesel vernehmen. Menschen machen ihn mündig, falten sich zu ihm empor, denen alles Außerräumliche einstmals billig schien wie der Trick eines Fakirs.

Scheu, wie das nächtige Gesträuch vor dem Schein der Laterne flieht, drängen wir uns in uns hinein. Versuchen das zu leben, was wir jenseits dieser Erscheinung waren, oder zu werden uns mühten. Bäumen uns auf: zu wissen, daß wir Fragment des großen Betriebes sind, eine Schraube der großen Tod-Maschine, die sich nicht lockern darf und geräuschlos, unsichtbar das Ganze drehen hilft. Oft schalt man uns hart. Zu oft höhnten uns feindliche Bürger durch Mienen und Gebärden: „Barbaren!" Kinder flohen unserem Schritt und Greisinnen verhüllten die Runzelfalten ihrer leblosen Gesichter, wenn wir ein Dorf durchzogen, aus dessen geschwärzten Mauern Grauen und Verwüstung ängstete.

Schwer schlugen sich da die Notbrücken von Herz zu Herz. Es kamen Tage, wo wir uns belauerten, umschlichen; wo wir voneinander abrückten und Auge hart in Auge uns endlich fanden.

Wir halfen die Kartoffeln aus dem versteinten Acker graben und fällten Brennholz in den Forsten. Wir sahen den Reif wie Diamant auf den Feldern brennen und den Winter kommen, wurden von Nebeln umwölkt, beperlt, die die kühl und monumental geschichteten Linien der Berglandschaft verschleierten. Wir mühten uns durch Schnee und Eis vorbei an Massengräbern, Verwundetenzügen und Proviantkolonnen von Gefecht zu Gefecht, vom leuchtenden Morgenrot bis in die Nacht bergeschwarzer Erstarrung.

Hoffnung keimte, da uns der Befehl auf einen neuen Schauplatz sandte. Es war wie ein tausendfältiges Willkommen und Abschiednehmen quer durch Deutschlands Gaue.

O diese vielen weißflatternden Hände aus den Fensterreihen der großen Städte; von Dächern herunter wie Fahnenzipfel, aus Kellerluken herauf. Aus einer Welt, die in brausendem Saus an uns vorüberflog.

O diese mütterlichen Zartheiten der Helferinnen, wenn wir auf einem abgelegenen Schienenstrang uns zur Speisung zusammenfanden!

Kurz aber wie der Bilderzug eines Films glitt das vorüber. War im Sekundenblitz der Schau leibhaftig nahe, brachte die erhabentrutzigen Geräusche industrieller Arbeit und Geläute verschollener Dörfer. Begann tanztaumelnd und endete in Tragik. War nicht tragisch in seinen großen Erscheinungen, nicht in den neuen Zusammenballungen von Zerstörung, Feuergeschrei und Tod. Nicht in dem Erkennen: daß eine neubarbarische Idee uns auf den unsicheren Unterströmungen in das Unendliche trug. Aber in den kleinen Geschehnissen, die jenseits der Gefechtszone lagen. Auf der Suche nach neuen Quartieren, auf einsamen Postengängen, in den langen Wartestunden der Briefsperre.

Noch fühlten wir aus Hemmungen hervor die Kraft, den Mut, aus jeder Not ein Gesicht, aus jeder Begegnung ein Geschick zu formen.

Mit allen Schauern packte uns der Frühling.

Fast schien es, als wüchsen die Eisen in unseren Händen zu Stäben, die plötzlich zu grünen anfingen. Verschlossenheiten des Herzens schrumpften zu nichts. Zu Sonntagsfeiern wuchs jedes Marschieren durch sprossende Felder, wo die weißen, langgehörnten Stiere den Pflug zogen und in krausen stahlblanken Schrauben die Schwalben flitzten. Nie hat in den Städten einstmals der Frühling uns so benommen, uns so verschwistert mit den unscheinbaren Kreaturen, mit dem unendlich Daseienden, an dem alltägliche Waller spurlos vorüberschwankten.

Wir sahen den Silberschaum der Edelkirschen die Spaliere überflocken und zarte Töne in das Dunkelgrau der Beete wirken. Wir ahmten den Ruf des Kuckucks nach und staunten in die prunkenden Farben des Himmels, wenn der Abend feierlich zu Tal brannte mit Amselgeschmetter, Wälderrauschen und Zitherklängen in einsamen Quartieren.

Wir standen vor den Zäunen zusammengerückter Katen, sahen Greise die mageren Pferde aus den Sielen schirren, Mütter mit den Milchgefäßen beklommen hantieren und hörten die Hungerstimmen der Unmündigen. Es gesellten sich Mädchen zu uns; schwielenhändige, hüftenrüstige. Wir konnten die Sprache ihres Landes nur mühsam verstehen, in ihre uns willig hingehaltenen Hände nur ein leise zuckendes Werben um Vertrauen legen. Aus ihren aufgeglänzten Augen, groß und goldbraun wie die Lichter zärtelnder Rehe, tief und samtgrün wie kleine Waldseen aber rieselte der Mai in Strömen.

Da stiegen Brücken vor uns auf; siebenfarbige, sternenüberscheitelte, über die wir fuhren, traumwandlerisch und mit allen Ergriffenheiten und Hoffnungen zurück in die Herzen unserer Frauen.

In solchen Stunden geschah es, daß man sich heimlich fortstahl, über den schmalen Gurt eines Feldstegs schritt, dürftige Blumen pflückte, über die Blütenblätter leise hinfuhr und aus der Tiefe des Herzens heraufquellen ließ die warmen Ströme der Sehnsucht, dunkle Schwermut.

Es waren schon Sterne in den blauen Samt des Himmels gestickt, wenn man heimkehrte. Die braunen Schattenhände der Nacht lagen über die Strohdächer gebreitet und auf den Höfen geisterte eine magische Stille.

Es war gut, daß danach wieder Tage kamen, die uns wie mit Zangen packten. Über das Antlitz des Himmels faltete sich die Gorgonen-Maske. Unsere Welt, nicht die geruhige flacher Landschaften, sommerweißer Städte, der blanken Seen umklammerte uns polypenhaft, pendelte uns durch ein irrlichtgrausiges Dasein, wo die Grenzen des Daseienden sich verschoben, nie gekannte Hellungen und Dunkelheiten in ununterbrochenem Wechsel durcheinanderwirbelten. Denn gewaltiger als je tobte uns der Ansturm des Feindes entgegen. Stätten, die wir liebgewonnen hatten, mußten wir aufgehen sehen wie dürre Haufen Korn; Kameraden, mit denen wir Blutsbrüderschaft getrunken hatten an einsamen Lagerfeuern, fielen von uns ab wie ein zu schweres Gewicht und zerschellten.

Man konnte sich die saftstrotzenden Schluchten, die sanftgeschweiften Kuppen nicht mehr vorstellen ohne den gelben Pikrinqualm der Explosionen, den rasselnden sanglosen Radau der harten Eisenorkane. Die Luft war wie überladen von den Kräftekreisen teuflischer Hypnosen. Flugzeuge schwärmten;

riesenhafte Insekten, die den Himmel verfinsterten, mit langen weißen Fühlern die Nächte zerschnitten und die Erde aufrissen. Die Tage hüllten sich in das Gewand der Nacht und die Nächte glühten rubinenrot, folterten alle Sinne und schallten voller Rufe aus dem Jenseits.

Man schauerte nicht mehr zusammen, wenn die traurigen Transporte der Verwundeten vorüberwallten. Das Stöhnen der armen Leiber ging nicht mehr wie Eis ins Gehirn. Stärker als alle Melodien in Busch und Feld, überwältigender als die Gefälle der Flußkrümmungen brausten die Sturmtakte der Gefechtslinien, die Hurrarufe aus zehntausend Siegerkehlen.

Wer noch sprach da von Abenden auf lampionüberperlten Seeterrassen, von Gondelfahrten und Promenaden durch verschwiegene Mondalleen!

Eisengrau und schroff zogen die Stunden und jede Minute war beflügelt von der motorischen Kraft des gewaltigen, dreimalglutenden „Vorwärts!".

Die Pulsschläge des Blutes und der Schwung der Glieder hatten nur den einen Rhythmus, der das Hirn und alle Fasern des Herzens ausschaltete. Heil der Seele, die auf solchen Fittichen in die Ewigkeit hinübermünden durfte!

Uns aber, die wir blieben, ging auch dieser Wirbel vorüber und warf uns zu schnell zurück in die quälerischen Tage der Etappe, die keiner ersehnte, aber alle fürchteten wie ein grünes, leise schleichendes Gift.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und wieder muß man fühlen, daß Sommer ist, daß der junge Roggen verblüht, in den Vorgärten unserer Quartiere die Erdbeeren glühen und die Kirschbäume von Frucht strotzen.

Seele hat die Landschaft mit eins bekommen. Von den Birken, die links und rechts aus den Buchten aufsteigen, sich sammeln, ausrichten und eine endlose Reihe in das fleckige Braun der Acker stricheln, lösen sich mit dem Klingen der Geräte die Erntewagen.

Wohin die Augen schweifen, stoßen sie auf Jugend und eilende Geschäftigkeit. Die ganze Arbeit dieses Erntesommers wird von den schmalen Schultern der Jugend getragen, den gekrümmten Nacken blonder Frauen, die mit ihren dreißig Jahren aus den faltigen Gesichtern müder Greisinnen schielen.

Hinausstürzen möchte man sich in dieses wogende Meer der Tausendhändigkeit, mitanstimmen den strotzenden Rhythmus der Fruchtbarkeit!

Sieh, und da kommen solche Abende, wo man versucht wird, von den Möglichkeiten des Friedens zu sprechen, herausgefordert wird, irgendeinen Tag zu nennen, der über Deutschland aufgehen muß wie keiner zuvor. Denn wir alle

glauben den Willen zu haben, an der neuen Welt mitzubilden und sei es auch um den Preis des Unterganges.

Aber noch schlagen die acherontischen Wogen von Eisen und Blut zusammen, noch scharen sich immer neue waffenflügge Männer um die blutübersprengten, eichenbekränzten Fahnen. Noch hemmen die uneinfache Materie, der Triumph der Zerfleischung, die Notrufe des untergehenden Hellas die Geburt des einfachen Menschen, der sein wird wie jener, welcher sprach: „So ihr nicht werdet wie die Kinder . . .“ — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Krieg

Von Erich Unger

Erstes Gespräch zwischen einem Feldgrauen und einem dauernd Untauglichen

Der Feldgraue — Wie kann einer wagen, Worte zu reden über Dinge, die über alle Worte groß und fürchterlich sind. Wie kann einer wagen, den Mund aufzumachen zu irgendeinem Urteil, der nicht den Todesschrei der Tausende gehört hat. Und wer nicht ihren Siegesschrei gehört hat, wie kann der etwas anderes tun, als stumm sich verhalten vor dem ungeheuerlichsten Erlebnis, das es zu erleben gibt, und das er nicht erlebt hat. Zeit meines Lebens stand mir Geistiges höher als die Grundlosigkeit des Tatsächlichen — aber wenn mir die alles Maß verlassende Gewalt dieser Stunden des Kampfes wieder vorkommt, so hören sich deine tiefsten Gründe in meinen Ohren an wie ein Summen, wie ein leeres Summen.

Der dauernd Untaugliche — Du lästerst.

Der Feldgraue erstaunt — Ich — lästere? Wen?

Ich schütze das Respektheischendste, das es gibt, das Sterben der Menschen, vor Beredung.

Der dauernd Untaugliche — Es gibt kein anständiges Wort dafür: Du lästerst das Lebendige.

Der Feldgraue — Ich rede von furchtbarer Wirklichkeit, und du bringst einen Begriff herbei.

Der dauernd Untaugliche — Ehedem hat es Menschen gegeben, die in Begriffen manchmal das Symptom der furchtbarsten Wirklichkeit sahen.

Der Feldgraue — Es gibt nichts Furchtbareres als das Sterben der Völker. Du hast es nicht gesehen.

Der dauernd Untaugliche — Wenn dich in solcher Sache Erwägungen nicht erbittern: Das Sterben Tausender addiert sich ja nicht in gleicher Weise wie ihre Leiber, sondern in weit geringerer. Denn der Tod ist für das Außen nur ein sehr mittelbares Unglück, die wahre Katastrophe kann er nur für das Innen bedeuten, aber diese erlebt jeder nur für sich, einzig — und diese Einmaligkeiten lassen sich nicht addieren wie körperliche Größen und insbesondere nicht wie die Körper der Fallenden. Fürs erste also: die Furchtbarkeit des Todes steigert sich nach anderen Maßen als nach der Zahl der Sterbenden, und der Tod eines Einzigen kann Millionen Tode nicht nur an Entsetzen überbieten, er kann objektiv verneinenswerter sein.

Der Feldgraue — Was willst du?

Der dauernd Untaugliche — Ich will nicht, daß die Eindrucksmacht dieses ungeheuerlichen Sterbens ausgenutzt werde zu einem Argument gegen den Geist. Ich will nicht, daß der Krieg zu jenem alles niederschlagenden Argument der „Real-Denkenden", der „Wirklichkeits"- und Tatsachen-Geister wird, deren Hochmut heute schon nicht mehr zu ertragen ist.

Diese glauben, daß der glühende Strom, dieses plötzliche Emporbrechen von Begebenheiten, Greifbarkeiten und Gewalten mit dem Donnern der Ekrasit-Explosionen für ewige Zeiten alles — Utopische wegblasen werde. (Ja, ich nenne es mit falschem Namen.) Mit ekelndem Grinsen werden sie dich bedeuten, daß der Orkan von Materie und Körpern auf lange hinaus jeden Grund begraben und jede Ebene habe einstürzen lassen, auf der eine Stimme (ich muß es mit falschem Namen nennen) — unrealisierbare und unreale Ideen und Begriffe aussprechen könne (es sei denn, werden sie fröhlichen Mutes hinzufügen, daß sie in das „Gebiet" der Künste oder der theoretischen Wissenschaften gehören. Diese natürlich werden nach dem Kriege wieder „aufblühen").

Der spannende Argwohn, mit dem die gesamte ernste und die Entscheidungen treffende Welt ohnehin auf das Nur-Geistige blickt, wenn es körperliche Geltung beansprucht, wird angesichts dieses Ausbruchs der „realeren" Mächte in offene Lästerung ausschlagen.

Der Feldgraue — Du glaubst also immer noch an die Lenkbarkeit der Menschen durch bloße Ideen — an Schiedsgericht, Weltfrieden, Völkerrecht?

Immer noch? Immer noch?

Der dauernd Untaugliche — Du Blinder! Merkst du nicht, daß diese Idealisten und diese Realisten, von denen ich sprach, an einem Stamme

wachsen! Merkst du nicht, daß diese Einrichtungen die Erfindungen derer sind, deren unterirdisches Interesse es ist, Ideen zu diskreditieren. Aber der Blutstrich, mit dem der Krieg die Institutionen ausstrich, war so brutal, daß er diesen (und wenn auch tausendmal: unbewußten) — Schiebern des ethischen Denkens ihre Tätigkeit auf eine kleine Ewigkeit verleiden wird. Diese — Perspektiven-Verwirrer, die den härtesten Gläubiger: Geist nicht anders loswerden können, als daß sie Einrichtungen hinstellen, die seinen ewig nagenden Willen abwenden sollen. Falsche Teilzahlungen. Aber der Krieg trümmerte sie so weg, daß vielleicht manchem die Augen aufgehen werden; denn es ist gerade das Wesen des Geistes, millionenmal eher auf Trümmerfeldern zu beginnen, als an einmal versauten Ideen auszubessern und weiterzuentwickeln.

Mehr noch! Diese verdorben riechende Humanität konnte einen so maßlosen Krieg aufflammen lassen — zu nichts anderem war sie (und sei es tausendmal unbewußt) gebraut worden, ganz zufällig erfand sie der Zar von Rußland — aber: vor den Leichenhügeln der Völker wagen sie — das Maß der boshaften Verlogenheit wird entsetzenerregend unheimlich — diese Art von Menschlichkeit und Gesittung *weiter zu fordern* —: Sich zu empören über die Kathedrale von Reims, die Beschießung offener Städte, die Torpedierung der Lusitania.

Ja, eher wird aus der blutigsten Abrechnung antiker Völker miteinander, da es als Verbrechen galt, die Säuglinge des feindlichen Volkes *nicht* zu vernichten, weil das *ganze* Volk eine Einheit und *ein* Feind war — tausendmal eher wird aus dieser sauberen Grausamkeit der Weltfrieden kommen, als aus dieser an ihren Früchten erkennbaren Menschenliebe.

Der Feldgraue — Sie war eben nicht groß genug. Was kann *sie* dafür?

Der dauernd Untaugliche — Das ist gerade der Verwirrer der Perspektive, der sich an zu wenig genügen läßt. Lieber Nichts! Tausendmal lieber Nichts! Und dieses Nichts hat der Krieg vielleicht endlich geschaffen. Vielleicht ist endlich der Wahn erwürgt, wir seien in der Kultur — nicht in der Technik — weiter als vor zwei- oder dreitausend Jahren, wir hätten uns — in geistigen Dingen — irgendwie entwickelt.

Vielleicht hat der Krieg das Trümmerfeld geschaffen, das der Geist braucht.

Russisch-tatarische Eindrücke

Von Oscar A. H. Schmitz

Schon in den Straßen Moskaus begegnet man Tataren, bärtigen Männern mit schwarzen Lammfellmützen und in langen Kaftanen. Wie die Nachkommen Dschingis-Chans sehen sie nicht aus, vielmehr haben die breiten, etwas derben Gesichter mit den ausladenden Backenknochen oft etwas Mildtrauriges, in sich Gekehrtes, wie man es bei erloschenen Völkern findet, die sich Jahrhunderte über ihre große Zeit hinaus überleben. Die Tataren, unter denen man sich im Westen meist den Inbegriff der Wildheit und Verschlagenheit denkt, gelten im allgemeinen in Rußland für zuverlässige, reinliche Menschen. Viele sind fleißig und bringen etwas vor sich. Auch in die höheren Stände dringen nicht wenige ein, besonders der Rechtsanwaltsberuf hat eine gewisse Anziehungskraft für sie, einige bringen es zu großem Reichtum im Handel und leben in Palästen in den großen Städten. Auch in den höheren Staatsdienst ist mancher trotz seinem mohammedanischen Glaubensbekenntnis aufgestiegen, das hier im Gegensatz zum jüdischen Bekenntnis keineswegs ächtet und benachteiligt. In Moskau und in Petersburg sieht man Tataren nur vereinzelt, ihre Sitze befinden sich an der Wolga und jenseits dieses Flusses. Die Stadt Kasan an der Wolga schließt ihre Hauptsiedlung ein. An dem Rand eines grauen, teils von niedrigen Bäumen umstandenen Teiches, Kaban genannt, zieht sich die Tataren-Vorstadt hin, mit ihren einfachen nüchternen Moscheen und ihren belebten Basaren. Kasan besitzt auch das einzige aus tatarischer Zeit in Rußland übriggebliebene Bauwerk, den Ssujumbeka-Turm, einen roten Backsteinbau mit sieben sich nach oben verjüngenden Stockwerken. Weithin sichtbar überragt er die Kremlmauern. Obwohl die Stadt Kasan die größte tatarische Siedlung besitzt, so ist doch auch in ihr das tatarische Gepräge stark verwischt. Kasan ist doch im großen und ganzen eine echt russische Stadt. Will man reines unverfälschtes Tatarentum kennen lernen, so muß man die Wolga-Ufer verlassen und tief in den Verwaltungsbezirk Samara vordringen. Dort auf der uralischen Hochebene finden sich noch ganze Tatarendörfer aus Holz und Stroh.

Ein Zufall hat mich einige Wochen vor dem Krieg in jene Gegend geführt. Ich saß eines Mittags auf einem Wolgadampfer, der mich von Nischni-Now-

gorod nach Samara bringen sollte, in eine Ucha, die berühmte Sterlet-Suppe vertieft, als plötzlich ein vor mir sitzender, mir bisher den Rücken zukehrender Herr mit auffallend üppigem dunklem Bart und Haupthaar sich auf dem Stuhl um seine eigene Achse drehte, wobei die übereinandergeschlagenen Beine wie eine Wetterfahne herumfuhren. Er fragte mich in leidlichem Französisch kurzerhand: Eh bien, Monsieur, où allez-vous? Nach wenigen Worten merkte ich, daß der etwas verwildert aussehende Mann, der eine Flasche Hochheimer trank, ein hochgebildeter Mensch war, dem keine Frage fremd geblieben ist, die unser heutiges Leben von San Francisco bis nach Sibirien bewegt. Politisch nannte er sich äußerst radikal, und als ich auf seine Frage nach meinem politischen Glaubensbekenntnis das Wort „freikonservativ" aussprach und ihm erklärte, was das ungefähr heißt, erwiderte er: „Nun, das ist das, was wir in Rußland sozialrevolutionär nennen." Wenn das nun auch gewiß eine wunderliche Übertreibung war, so würde doch sicher in Rußland jemand, der nichts anderes verlangt als das, was in Preußen die strengsten Konservativen als verfassungsmäßig gutheißen, bereits erheblich links stehen. Auf seine Frage, was mir Rußland für Eindrücke gegeben habe, mußte ich gestehen, daß ich nur das von Rußland kannte, was sich mit Hilfe des Baedekers und einiger Empfehlungen in Petersburg und Moskau für den Fremden erreichen läßt, daß ich aber das unbedingte Gefühl habe, das wahre Rußland könne man nur auf dem Land finden, und das erschließe sich dem Fremden leider nicht ohne weiteres. „Warum?" fragte er mit der Einfachheit eines Kindes, während er mich unter seinen buschigen Brauen anschaute; „kommen Sie doch einfach mit mir, ich bin gerade im Begriff, auf mein Gut zu fahren. Ich habe 24000 Desjatinen, sie werden Ihnen schon einen Begriff von unserem russischen Landleben geben." Die widersprechendsten Gefühle erfüllten mich auf Grund dieser Einladung. Ich hatte einen scheinbar unerfüllbaren Wunsch ausgesprochen und sofort wird er mir gewährt. Gleichzeitig wirft er allerdings alle meine anderen Pläne über den Haufen und rückt die bereits ersehnte Heimkehr weiter in die Ferne. Was für eine unglaubliche Liebenswürdigkeit aber von dem Mann, einen Fremden nach einem Gespräch von kaum zwei Stunden im Ton solcher Selbstverständlichkeit einzuladen, was für ein kindliches Vertrauen! Gleichzeitig fühlte ich etwas von der eigentlich törichten Verlegenheit des Westländers, der sich fragt, ob er etwas annehmen dürfe, wofür er sich wahrscheinlich nie in gleichem Maß „revanchieren" können wird. Außerdem war es doch auch nicht ganz ohne Bedenken, diesem Mann von ganz anderen Lebensgewohnheiten in seine der sibirischen Grenze nahe Einöde zu folgen,

besonders, nachdem ich hörte, daß wir von einer kleinen Wolgastadt aus noch etwa vierzehn Stunden Bahnfahrt und noch etwa vierzig Werst mit Pferden zu reisen hatten. Ich lebe im allgemeinen wie ein Einsiedler und bin nicht daran gewöhnt, einen ganzen Tag oder gar eine Woche dauernd mit Menschen zusammen zu sein, und noch dazu mit so fremdartigen. Werden wir uns auf die Dauer genügend verstehen und sympathisch genug bleiben können? Wie wird seine Familie den plötzlichen Besuch auffassen? Ich war in einer großen Verlegenheit, aber einfach abzulehnen, das erlaubte mir doch die Vernunft nicht. Zeitlebens würde ich es bereuen, ein derartiges Anerbieten abgeschlagen zu haben. Ich suchte geradezu nach Gegengründen, die mir für den Rest meines Lebens gerechtfertigt erscheinen würden, diese so verheißungsvolle und doch in mancher Hinsicht so unbequeme Einladung anzunehmen. Da fiel mir ein, daß ich am Morgen in Nischni-Nowgorod, wo ich noch etwas Geld erheben wollte, die Bank wegen der Krönungsfeier des Zaren geschlossen gefunden hatte und infolgedessen nur mit dem Notwendigsten versehen war. Nun war es klar, ich konnte der Einladung unmöglich folgen, dieser Grund war gültig. Ich sagte es meinem neuen Freund ganz offen, aber sofort bot er mir an, mir 100 Rubel zu leihen. Nun fragte ich ihn lachend, ob er denn so sicher sei, daß ich kein Hochstapler bin? Da aber bekam ich eine Antwort, welche die ganze Großzügigkeit, ja die rührende, kindliche Ursprünglichkeit des russischen Herzens verriet und die mich mit einemmal entschied, die Einladung anzunehmen. Mein Freund, der inzwischen in mir den Deutschen entdeckt und viel lieber und besser Deutsch sprach, als Französisch, sagte: „Ich bin reich genug, daß mich Ihre 100 Rubel nicht ärmer machen. Geben Sie sie mir nicht zurück und sind Sie ein Hochstapler, was geht mich das an? Die Sünde fällt allein auf Sie." Diese Auffassung war unwiderstehlich. Wir tranken nun zusammen eine Flasche Hochheimer, während der Dampfer zwischen den niedrigen Wolgahügeln und den bunten aus Holzhäusern bestehenden Dörfern dahinfuhr. Gegen Abend überzog sich der Himmel mit mattblauen, mattlila, mattrosa, ja mattgrünen Tönen, wie ich sie nur auf dem Nil gesehen habe; schließlich hielt der Dampfer vor einem kleinen Landstädtchen und wir stiegen aus. Es war dämmerig geworden, wir standen auf dem staubigen Holzdamm des Ufers, einige zwanzig bis dreißig Ochsenkarren, ebenso viele kreischende Esel und ungeheure Lasten schleppende Träger um uns herum. Mein Freund stand mitten in dem Gewühl, umbrüllt von mehreren Kerlen, mit denen er über irgend etwas nicht einig werden konnte; unser Gepäck stand zerstreut am Boden umher und der Dampfer fuhr in die helle Juninacht hinaus. Ich merkte, daß irgend etwas nicht stimmte,

konnte aber aus dem Geschrei nicht verstehen, um was es sich handelte. Nur zu bald sollte ich erfahren, daß es schon zu spät war, um den Nachtzug zu erreichen, der auf der anderen Seite der Wolga in einer halben Stunde abfahren sollte. Der Fluß ist dort vielleicht so breit wie der Züricher See, ein Kahn würde ihn in der kurzen Zeitspanne nicht überschreiten können. Mein Freund war verzweifelt. „Wissen Sie, was uns jetzt bevorsteht, wir müssen in einer Stadt von einer Niederträchtigkeit, wie Sie sie nie gesehen haben, vierundzwanzig Stunden bleiben. Wir werden innerhalb weniger Stunden vor lauter Ärger und Langerweile Streit haben, und bis morgen abend der Zug weggeht, haben wir uns gegenseitig erschossen." Ich mußte lachen und erklärte ihm, daß ich jetzt, wo ich einmal entschlossen war, keine Unannehmlichkeiten mehr fürchtete, daß es mich im Gegenteil außerordentlich reizen würde, einmal eine Stadt, deren Luft derart auf die Menschen wirkt, kennen zu lernen. Wir nahmen nun zwei der erbärmlichen Fuhrwerke, ließen auf eins unser Gepäck laden und klemmten uns zu zweit in das andere. In Rußland bieten nämlich die gewöhnlichen Wagen, auch die Droschken in Petersburg und Moskau, gerade für anderthalb Personen Platz, eine Menschenhälfte hängt immer über den Wagenrand hinaus. Wir mußten die Bergwand entlang fahren, im Westen glänzte der Himmel metallisch, über uns war er dunkelblau. Wir befanden uns in der Zeit, wo die weißen Nächte beginnen. Das riesenhafte Gewässer der Wolga lag zu unseren Füßen und spiegelte den lichten Nachthimmel. Das Städtchen war übrigens bei weitem nicht so furchtbar, wie mein Freund meinte, der es durchaus heute mit westeuropäischer Brille ansehen wollte. Einstöckige, aber nicht unbehagliche Häuser begrenzten die breiten, ungepflasterten Straßen, nicht anders, wie es in den Landstädten Ungarns ist. Ebenso wie meist dort gibt es zwei bessere Gasthöfe, der eine, der sich mehr zum Schlafen, der andere, der sich wegen der dort abgehaltenen Vergnügungen mehr zum Verbringen des Abends und zum Erforschen der Volksseele eignet. Unsere Fuhrwerke hielten vor dem Schlafgasthof, einem großen palastartigen Bau, der einst einem reichen Gutsbesitzer gehört hatte und nun in einen Gasthof verwandelt war. Zimmer konnten wir aber keine bekommen. Nun hob wieder ein lebhaftes Hin- und Herreden an, Leute blieben stehen, Fremde, die aus Seitenstraßen oder aus dem Inneren des Hauses kamen, beteiligten sich, und schließlich wurde mir mitgeteilt, daß man uns eines der „cabinets particuliers" oder, wie man in Deutschland sagt, „chambres séparées", die in keinem russischen Gasthof fehlen, zum Schlafen einrichten würde. In dem Zimmer, in das man uns nun führte, befand sich allerlei, worauf ich leicht verzichtet hätte, während

anderes fehlte, was ich gern in einem Schlafzimmer habe, nämlich ein Waschtisch und Bettwäsche. Dafür aber war ein Überfluß an Wandspiegeln, die das irrgartenartige Gemach zurückstrahlten, in dem mehrere spanische Wände Seufzeralleen bildeten. Außerdem gab es dort mehrere sehr breite und niedrige Polstererhöhungen, die sich in den abgelegeneren Teilen des Irrgartens verbargen. Vor soviel überraschender Wildromantik wollte ich erst nicht unbescheiden sein, aber schließlich wagte ich doch etwas von Waschtisch und Bettwäsche zu sagen, und siehe, wenn man auch nicht von selbst auf den Gedanken gekommen wäre, solche Wünsche zu befriedigen, nachdem sie ausgesprochen waren, rannten mehrere dienstfertige Wesen herum, um das Gewünschte herbeizuschaffen. Einige spanische Wände wurden entfernt, in der Mitte des Zimmers jene berühmte russische Waschgelegenheit aufgestellt, an der aus einem Blechbehälter ein dünner Strahl in eine Schüssel rinnt, worin man sich aber nicht wäscht, sondern die nur als Ausguß dient. Wie alle ursprünglichen Einrichtungen, ist auch diese bei weitem nicht so verfehlt, wie der an seinen dummen „Komfort" gewöhnte Westeuropäer zunächst glaubt. Die orientalische, auch bei den Mohammedanern übliche Art, sich in einem Wasserstrahl zu waschen, hat manchen Vorteil vor unserem Gebrauch der Waschschüssel und der Wanne. Die Orientalen behaupten, wir wüschen und badeten uns in unserem eigenen Schmutz. Die Bettwäsche, die man herbeibrachte und mit der man die Polster bezog, war übrigens durchaus reinlich, und mein mitgeführtes Insektenpulver brauchte nicht angebrochen zu werden.

Auf dem Weg zum Speisesaal mußten wir, wie es in alten Palästen üblich ist, große Gänge und Hallen durchschreiten, in denen einst Scharen von Leibeigenen dem Wink eines Bojaren gehorchten, während heute der kulturstolze Westeuropäer hier bereits die Säulen seiner herrlichen Zivilisation aufgestellt sieht: lange schwarze Reihen von Musterkoffern, die Handlungsreisende aus der Ferne hierhergeschleppt haben. Als wir gerade einen dämmerigen weißgetünchten Saal durchschritten, in dem eine trübe Gasflamme die schüchternen Barocklinien der weißbeworfenen Wände beflackerte, sprangen plötzlich drei Türen an der Längswand auf, ein Haufen Männer und Frauen mit erregten Gesichtern füllten den Saal im Nu, und wir blickten durch die Türen hinunter in ein rötliches Provinztheater mit dunklen Logen und einem sagenhaft bemalten Vorhang. Die Zuschauer benutzten den Speisesaal des Gasthofes als Erfrischungsraum. Nun hatte ich Gelegenheit, die ganze bessere Gesellschaft dieser kleinen Landstadt zwischen dem Büfett mit den bekannten vortrefflichen Gerichten der russischen Sakuska und dem Heiligenbild an der Wand sich aus-

breiten zu sehen in der unbefangenen Behaglichkeit, die jeder größeren Ansammlung russischer Menschen, selbst in den nüchternsten Wartesälen der Bahnhöfe, eine wohltuende Lebenswärme gibt. Nach einer Viertelstunde hatte der Theaterraum diese ganze Welt wieder eingesogen, während wir uns in das Städtchen begaben, um zu sehen, ob irgend etwas mit dem Abend anzufangen sei. Zunächst kamen wir in eine städtische Anlage, wo um einen Musiktempel herum genau wie in unseren Vergnügungsgärten, in den französischen „jardins publics" und in den italienischen „giardini municipali" „chacun avec sa chacune" beim Klang genau derselben Weisen, des Tango, des Puppchens und Wagnerscher Hornrufe die Abendfrische genoß. Dann gingen wir in den Adelsklub, wo ein langhaariger Mensch nicht übel Geige spielte, während ein zum Teil Französisch sprechender Hörerkreis von Offizieren und Gutsbesitzern mit ihren Damen schweigend und gelangweilt zuhörte und damit bewies, daß er sich durchaus auf der Höhe der westlichen Gesittung befand. Darauf begaben wir uns in den Kaufmannsklub, wo man im Freien saß, viel lebhafter war, teilweise auch unter dem Einfluß von Wodka stand, während ein paar alte weißbärtige Männer in Kaftanen gemütlich in der Ecke um einen Samowar saßen. Zuletzt gingen wir noch in das andere Gasthaus, das sich weniger zum Schlafen eignet, weil bis vier Uhr Musik gemacht wird und Sängerinnen auf der Bühne herumspringen. Als wir Deutsch sprechend den Saal betraten, kam uns eine große Blonde mit hartem Gesicht entgegen und rief: „Na Onkelchen, wo kommst de denn her?" „Aus Berlin! Und du?" „Doch aus Berlin", war die schlagfertige Antwort. Die übrigen Künstlerinnen waren Polinnen, Jüdinnen, Russinnen, und natürlich fehlte auch nicht die „Französin", ohne die im Osten solche Unternehmungen nicht leben zu können glauben. In den vordersten Reihen saßen Offiziere, in den hinteren kaufmännische Angestellte; um den Saal herum ging, wie in einem Kloster, ein Kranz von Zellen, aus denen bisweilen Geschrei und Musik tönte. Hie und da sprang auch einmal eine Tür auf, und es quoll ein Strom zusammengeballter Menschen mit roten Köpfen, Männer mit aufgeknöpften Uniformen und tiefausgeschnittene Frauen mit Zigaretten im Mund und wirrem Haar, aus den Zellen hervor, um sofort wieder darin zu verschwinden, während sich die Tür wie ein Deckel auf einem geheimnisvollen Kasten schloß und die Fortsetzung des Lärmes wie unterirdisch in den Saal drang.

Am anderen Abend, als es Zeit war, mit dem Dampfer auf die andere Wolgaseite zu fahren, hatten wir uns im Gegensatz zu der Prophezeiung meines Freundes keineswegs zerstritten und getötet, vielmehr den Tag sehr angenehm

verbracht, mit Schlafen, Essen, Trinken, Lesen, langen Erörterungen über Gott und die Welt und ein paar Einkäufen in den kleinen Geschäften des Städtchens. Auch auf einer Bank waren wir gewesen, wo es mir gelang, mehr auf Grund der Liebenswürdigkeit des guten, dicken Bankdirektors als der buchstäblichen Auslegung meines Kreditbriefes, einiges Geld zu erheben. Wir tranken viele Tassen Tee mit ihm, und der brave Mann, der mir immer wieder mit schmatzenden Lippen sagte, in der Butterwoche müsse man nach Rußland kommen, unbedingt in der Butterwoche, versicherte, daß von Deutschenhaß unter den guten echten Russen keine Rede sei. Sie ginge vielmehr von den Revolutionären aus, welche beabsichtigten, die Regierung durch einen verlorenen Krieg in Mißhelligkeiten zu bringen, um dann ihre Absichten durchsetzen zu können. Mein Freund lächelte; ich selbst will mir kein Urteil über die Frage anmaßen, aber jedenfalls habe ich diese Auffassung auch mehrfach in russischen Nationalistenkreisen in Moskau äußern hören. Die Regierung und das Militär wüßten im Augenblick nur zu gut, daß ein Krieg unglücklich ausgehen müßte, Verwaltung und Industrie aber seien mehr als je auf Ruhe angewiesen, um den begonnenen Aufschwung zu fördern.

Wir fuhren im Abendlicht über die Wolga, die weit über ihre Ufer getreten war, so daß die Bäume fast bis an ihre Kronen im Wasser standen. Am linksseitigen Ufer waren Bretter gelegt, die uns das Aussteigen über die überschwemmten Ufer ermöglichten. Ein kleiner armseliger Zug, der uns nun annähernd vierzehn Stunden beherbergen sollte, erwartete uns. Er bestand aus mehreren Wagen dritter Klasse und einem zweiter Klasse. Der war aber nicht in Abteile abgegrenzt, sondern enthielt einen großen Raum, in dem sich nun alles durcheinander lagerte. Die Rücklehnen der Bänke waren nach russischer Art zum Aufklappen eingerichtet, so daß man zwei, an manchen Wänden drei Betten übereinander herstellen konnte. Als sich der Zug in Bewegung setzte, trat Dämmerung ein, ein freundlicher bärtiger Schaffner erschien und stellte eine Talgkerze in eine an der Decke befindliche Laterne, wodurch nun der ganze Raum ein klein wenig erhellt wurde. Alles lag kreuz und quer. Mein Freund, der bereits auf heimatlichem Boden war, kannte viele der Mitfahrenden und empfing dauernd auf seiner Bank Besuche von Bekannten. Ich ruhte schweigend in meiner dunklen Ecke und betrachtete ringsum die Gruppen. Da saß mein Freund mir gegenüber, links von ihm ein russischer Bauer mit einem blonden, fast bis zum Gürtel reichenden Bart und hellen blauen Augen, rechts von ihm ein alter dicker Tatar mit verschmitztem Lächeln um die scharfgeschnittenen Lippen, die schwarze Lammfellmütze schief auf dem breiten Kopf, die Beine auf

türkische Weise auf den Sitz gezogen. Vor ihren Gesichtern aber hing ein großer schwarzer Reiterstiefel herab, einem Offizier gehörend, der sich zu ihren Häupten bereits zur Ruhe gelegt hatte. Links auf einem Ecksitz schnarchte, im Sitzen vollständig in sich versunken, eine Bauernfrau von maßlosen Formen, einen Sitz gegenüber hatte sie langgezogen, darauf lagen zwei zwerghaft kleine Kinder, die schliefen. Vor Mitternacht hielt der Zug noch einmal mitten im Feld vor einem hölzernen Bahnhofgebäude, wo bei trüber Ölbeleuchtung eine kleine Imbißtafel aufgestellt war. Ich wunderte mich darüber, wie vortrefflich alles war, was man dort bekam, der Tee, das Brot und die russische Sakuska, die auch hier wie nirgends fehlte. Während man bei uns selbst auf größeren Bahnhöfen gern zu essen vermeidet, kann man in den abgelegensten Teilen Rußlands in windschiefen Bretterbuden ein paar einfache Speisen von vortrefflichem, herzhaftem Geschmack finden. Inzwischen war es übrigens recht kalt geworden, und mein Freund prophezeite für die Nacht Frost, da wir ungefähr 600 Meter hoch bis zur uralischen Hochebene ansteigen würden. Nach Mitternacht verkroch ich mich auf einer der aufgeklappten Lagerstätten und versuchte so gut zu schlafen wie es ging in jenem, um mich herumwimmelnden, sich die ganze Nacht nicht beruhigenden Leben des gemeinsamen Wagens. Gegen zehn Uhr morgens hielt der Zug in der kleinen Kreisstadt, unserem Reiseziel. Auf dem Bahnsteig stand die gute dicke Frau meines Freundes mit träumerisch dunklen slawischen Augen und einem großen freundlichen Mund mit blendend weißen Zähnen. Sie war gar nicht weiter darüber überrascht, daß ihr Mann, der ungefähr vierzehn Tage abwesend gewesen war, einen Fremden mitgebracht hatte, und begrüßte mich aufs herzlichste. Sie verstand Deutsch, aber sprach es nur wenig. Die Stadt mit den niedrigen, weit auseinander stehenden Häusern auf der eisigen, stets von sibirischen Winden bestrichenen Hochebene war trostlos; ringsherum sah man große Ansammlungen von Tataren, alle im schwarzen Kaftan, mit der mir bereits bekannten Lammfellmütze auf dem Kopf. Der Wagen hielt vor einem einstöckigen Haus mit einer ganz kleinen Säulenvorhalle, ein alter Diener und zwei freundliche Mägde kamen uns entgegen, küßten erst dem Herrn und dann mir unterwürfig die Hände, und trugen das Gepäck hinein. Als wir gerade den Vorraum betraten, erhob sich ein alter Mann, der bis jetzt in einem Schafpelz auf dem Ofen geschlafen hatte, und stürzte sich mit einer wahrhaft kindlichen Freude auf seinen zurückgekehrten „Barin", den er bereits als kleines Kind gekannt hatte. Das Haus hatte eigentlich nur einen Wohnraum, an den ein kleiner Alkoven mit einem breiten Bett stieß. Es war nicht für längeren Aufenthalt bestimmt, sondern sollte nur die Möglichkeit geben,

bei spätem Ankommen mit der Bahn oder früher Abfahrt eine Nacht hier verweilen zu können. Der Raum war übrigens bei aller Einfachheit, ja Nüchternheit von der bekannten russischen Behaglichkeit, deren Ursache einfach rätselhaft ist, die aber, wie gesagt, überall sofort entsteht, wo russische Menschen beieinander sind. Weißgetünchte Wände, ein paar geflochtene Möbel, ein Schreibtisch, das war alles. In der Mitte aber stand ein schön gedeckter Tisch mit einem riesigen Samowar, mehrerlei Brot, mehrerlei Eingemachtem, und in die Wand war eine Art Festung von einem Ofen gebaut, der, obwohl wir uns in den letzten Tagen unseres Mai befanden, geheizt war und sehr wohltätig wirkte. Nach dem Frühstück wurde eine urväterlich alte Kalesche angespannt, von einer Ausdehnung, die im Westen nur noch bei Wagen in Museen zu sehen ist. Vier Pferde zogen dieses Fuhrwerk. Wir aber hüllten uns in große Schafspelze und bedeckten die Beine mit Pelzdecken, die reichlich von dem Gesinde herbeigeschleppt wurden. Eine alte Magd versicherte sich noch einmal genau, ob wir alle auch gut eingewickelt waren, um nun ohne Gefahr die vierzig Werst zu dem Gut zurücklegen zu können. Wir fuhren nun durch die weite hügellose Ebene, über die schwarze fruchtbare Erde, hie und da zwischen russischen, kleinrussischen und auch tatarischen Dörfern hindurch. Einen reichen Eindruck macht die Gegend wohl nicht, aber welch ein Lebensbehagen atmen diese russischen Dorfstraßen mit den kleinen Holzhäusern, die oft nur aus groben Balken zusammengezimmert sind und bald Strohdächer, bald grün gestrichene Blechdächer haben. Nachmittags kamen wir auf das Gut. Die Berliner Erzieherin kam uns mit den drei reizenden Kindern entgegen, die mit der ausgelassenen Freude junger Hündchen plötzlich in die Kalesche sprangen und sich zwischen die Eltern und mich einklemmten. Obwohl sie erst zwischen vier und sechs Jahren waren, sprachen sie alle drei ganz gut Deutsch und fragten mich sofort, wie es käme, daß ich nicht Russisch spreche. Selten habe ich so nett erzogene Kinder gesehen, ebenso fern von dem unsinnigen englischen Erziehungsideal, das in den Kindern immer schon angehende Gentlemen und Ladies sehen läßt, wie von jener überheblichen Anmaßung, zu der heute bei uns oft neuzeitlich gesinnte Eltern ihre Sprößlinge im Namen der freien Persönlichkeitsentwicklung erziehen. Vollkommen natürlich, unbefangen und harmlos sprachen sie mit dem Fremden, ohne sich auch nur einen Augenblick zu „genieren", aber auch, ohne sich das Geringste herauszunehmen. Besonders der rotbäckige dicke Mitja wurde gleich mein Freund. Er war an solche Erfolge offenbar gewöhnt. Die beiden etwas älteren Schwestern blickten bald zu ihm bewundernd wie zu dem Herrn der Schöpfung auf, bald bemutterten sie ihn wie besorgte kleine Kinderfrauen. Unter dauerndem Lachen,

Zwicken und Stoßen kamen wir vor das Herrenhaus, wo wir wieder ähnlich empfangen wurden, wie am Morgen in der Kreisstadt.

Ich habe englische, französische und italienische Gastfreundschaft auf dem Land genossen, und so dankbar ich auch meinen Wirten immer für ihre Liebenswürdigkeit war, ich muß doch gestehen, nirgends habe ich mich sofort so heimisch gefühlt, wie auf diesem Gutshof nahe der sibirischen Grenze. Hier ist alles, was der Mensch zum Leben braucht, aber nichts Überflüssiges. Von Eleganz ganz und gar keine Rede, aber ein Behagen und eine Bequemlichkeit, die nicht übertroffen werden können. Alle Möbel einfach, schon etwas verbraucht und alt und darum so vertraut und eingewohnt. Dabei fehlte es nicht an einer Riesenbücherei, in der sich auch viel deutsche und französische Literatur befand, an einem Bechsteinflügel und einer Schiedmayerschen Orgel. In alle Räume aber waren diese festungsartigen Öfen eingebaut, die das ganze Haus mit behaglicher Wärme erfüllten. Im Eßzimmer war der Tisch den ganzen Tag gedeckt. Da gab es vor allem die berühmten russischen Suppen, von denen eine allein eigentlich für uns eine ganze Mahlzeit darstellt, die Saljanka, den Rassolnik, den Borscht, den grünen Schtschi und den Schtschi mit Kraut, die kalten Suppen aus Kwaß, die Podwinja mit Fisch, und die Akroschka mit Fleisch, dazu eine überraschende Abwechslung der Vorgerichte und besonders der Fische aus der nahen Wolga. Da gab es Karauschen in Schmand, Stör und Sterlet und die vortrefflichsten mit der Schale in Salz gebratenen Kartoffeln der Erde. Jede Mahlzeit begann natürlich mit einigen Glas Wodka. Ich erregte das allergrößte Erstaunen damit, daß ich erst etwas von den Vorspeisen aß, ehe ich Alkohol in den leeren Magen beförderte. An den nächsten Tagen, wenn bisweilen Gäste kamen, rief diese meine Gewohnheit als typisch westeuropäisch immer wieder allgemeine Verwunderung hervor. „Nein, wie kann man erst essen und dann Wodka trinken." Später gewöhnte ich mich daran, es zu machen wie die Russen, und fand bald den guten Grund dieses Brauches heraus. Wenn man nämlich einmal zu spät zu Mittag gegessen hat, aber gezwungen ist, wieder früh abends zu speisen, und noch keinen rechten Hunger hat, so genügen ein oder zwei Glas Wodka, um sofort wieder eine große Eßlust zu schaffen. Das Essen spielt aber dort auf dem Lande eine Hauptrolle. Dazwischen wurde geschlafen, dann wieder aufgestanden und Tee getrunken, dann wurde man von Dienern in Schafpelze gewickelt, in einen Tarantas gesetzt, der, von einem Troikagespann gezogen, über die Ebene jagte, während einem manchmal der Schnee trotz der Jahreszeit ins Gesicht stöberte. Dazwischen machten wir Spaziergänge auf dem baum- und wasserreichen Gut,

betrachteten uns die riesenhaften Kuh- und Pferdeställe, die ausgedehnte Bienenzucht in einer kleinen Stadt von zahllosen blauen, grünen, roten und gelben Holzhäuschen, die ein graubärtiger Imker betreute. Abends aber wurde Musik gemacht. Der Gutsherr spielte selbst Violine und Orgel, aber es fehlte ihm stets an Klavierbegleitung, und da konnte ich ihm denn mit meinen bescheidenen Künsten das Langvermißte bieten. So geschah, daß ich seit vielen Jahren zum erstenmal wieder, im Schatten des Ural, Beethovensche und Mozartsche Violinsonaten zu spielen in die Lage kam. Die Kinder hörten zu mit feierlichen Mienen, und dann sangen sie zusammen russische Lieder, zum Teil solche, die bei uns 1813 durch die Kosaken bekannt wurden, und ihre Überraschung war groß, als ich „Schöne Minka, ich muß scheiden" und das kleinrussische Lied „Seh ich drei Rosse vor dem Wagen" begleiten konnte. Sie singen sie freilich mit ganz anderen Texten als wir. Der erste Abend bot noch eine Überraschung. Badegelegenheit in unserem Sinn gibt es auf einem solchen russischen Gut nicht, dagegen hat man auf dem Hof ein kleines Holzhaus, die sogenannte Badestube, in der man jederzeit ein Dampfbad haben kann. Ein Knecht begleitete mich mit der Kerze in den dunklen überheizten Raum, wo ein Riesenfaß mit heißem, ein anderes mit kaltem Wasser neben einem ungeheuren Ofen stand, der eine wahre Höllenhitze ausströmte. Auch hier war alles einfach und ursprünglich, ohne eine Spur von überflüssiger Eleganz und leicht entbehrlichem „Komfort", aber das, was man zu einem wohltätigen Dampfbad braucht, war vorhanden. Wozu eine Brause, wenn genug Hände da sind, die einen mit heißem, lauem und kaltem Wasser übergießen können. Lebloser Komfort ist nur da unentbehrlich, wo es nicht hinreichend lebendige Bedienung gibt.

Ob dieses breite russische Leben, dieses „schirokaja natura", sich noch lange halten wird, scheint mir fraglich. Während mein Freund noch vollständig von ihr erfüllt ist, haben bereits seine jüngeren Geschwister das Alte zersetzende, neuzeitliche Einflüsse in sich aufgenommen. Da kam zum Beispiel ein zwanzigjähriger Student in Uniform, ein netter Junge, der es aber für notwendig gehalten hat, auf der Hochschule bereits zu heiraten und nun ein knochiges Hirnweib in diesen natürlichen Familienkreis gebracht hat. Der Begriff der Autorität ist in der Familie unbekannt; man läßt die Kinder tun, was sie wollen, und wagt vor allen Dingen nicht, unsinnige und zu frühzeitige Ehen zu hintertreiben. Damit aber ist das alte breite russische Leben wahllos allen Strömungen preisgegeben und wird wohl in nicht allzulanger Zeit von ihnen weggeschwemmt sein.

An einem Vormittag fuhr ich mit meinem Gastgeber in ein kleines Tatarendorf, das auf der eisigen Hochebene am Fuß eines baumlosen Berges hingestreckt war, ganz aus Holz und Stroh bestehend. Es ist in ein Gehege eingeschlossen, das nur ein Tor hat. Davor steht eine zeltartig spitze Strohhütte, in der ein Wächter schlief. Die wohlhabenderen Bauern wohnen in gutgebauten russischen Holzhäusern aus Birkenstämmen, aber mit Stroh bedeckt. Überall liegt Stroh, auf den Straßen und in den Höfen. Dadurch sehen sie aus wie die zerwühlten Lager ungeheurer riesenhafter Wesen, die sich noch vor kurzem darin gewälzt haben. Dazwischen liegen einige bleiche Teiche und Sümpfe. Man sieht sehr wenig Menschen. Da steht vielleicht ein Tatar in Pelzmütze, oder es kommt eine Frau vorbei, die sich angesichts des Fremden schnell verschleiert. In der Mitte ragt eine einfache weiße Moschee mit grünem Dach und spitzem Minareh. Wir halten vor dem großen Hof des Imams, des ersten Geistlichen, der uns zum Frühstück eingeladen hat. Er empfängt uns auf dem Hof. Es ist ein knochiger brauner Mann mit kurzgeschnittenem, schwarzem Vollbart, kahlgeschorenem Kopf und der Lammfellmütze auf dem Kopf, ein mäßiger, weiser Mensch mit feinem Mund und stillen Augen. In der Mitte der Stube steht ein viereckiger, weißer Kachelofen, es ist sehr warm. Die Wände sind aus rohen Birkenstämmen gezimmert, sechs Fenster versehen den Raum mit sehr viel Licht, alles ist peinlich sauber. Am Boden liegen weiche, helle Filzteppiche zum Sitzen, in den Ecken liegen Kissen zum Hocken. Ein bunt bedruckter Vorhang scheidet den Harem nur halb von dem Hauptraum ab. Seit ein paar Jahren haben manche Tataren die Einschließung der Frau aufgehoben, wie man sagt, infolge der Revolution. Ich habe mehrfach die Gastfreundschaft von Mohammedanern genossen, aber hier erlebte ich zum erstenmal, daß ich den Frauen des Hauses vorgestellt wurde oder vielmehr: sie wurden mir vorgestellt. Die blonde schüchterne Gattin des Imams kam herein, mit einfachem, breitem, rotwangigem Bauerngesicht, das von einem bunten Kopftuch umrahmt war. In ihrem rührend rosa Kleidchen gab sie jedem der Gäste ein Patschhändchen und genierte sich offenbar fürchterlich. Dabei lag etwas Feierliches in ihren abgemessenen Bewegungen. Eine Jüngere, Schlankere, die Nichte des Imams, saß im Hintergrund, warf uns neugierig kokette Blicke zu und unterdrückte nur schwer ein Kichern; das jüngere Geschlecht scheint auch hier weniger schüchtern zu sein. Die Frau deckte einen Tisch und brachte für die Fremden zwei richtige Stühle, während der Imam und sein Gehilfe, der inzwischen hereingekommen war, auf den Filzteppichen mit übergeschlagenen Beinen Platz nahmen. Das Frühstück war ganz ausgezeichnet. Sie boten das Beste, was sie hatten, alles

rein, gut und einfach. Ein Samowar ſtand mitten auf dem Tiſch, Milch, Rahm, Honig, Eier und Weißbrot, alles war das Beſte vom Beſten. Hier läßt ſich leben, denn hier iſt Behagen und Glück. Ein paar Tage in dieſem Haus feſtgehalten werden, wäre gewiß bedeutend angenehmer als der Aufenthalt in manchem weſteuropäiſchen Gaſthof mit ſeinem Scheinkomfort. Auch einige Bücher beſitzt der Imam, teils in arabiſcher, teils in ruſſiſcher Schrift. Leider hat er keine Kinder, aber er will dennoch keine zweite Frau nehmen, weil er die erſte liebt. Trotz allem war es ſchön, nachdem wir den Imam verlaſſen hatten, wieder nach dem Gut zurückzufahren, in die gute gaſtliche ruſſiſche Welt.

Was mir bei dieſem ruſſiſchen Leben immer am meiſten auffiel, iſt dies: wie wenig regelmäßig gelebt wird. Bei uns iſt auch da, wo man nicht gerade ordnungstoll iſt, Eſſen und Schlafen an beſtimmte Stunden geknüpft. Das wird in Rußland durchaus nicht ſo genau genommen. Wenn wir von Nachtleben ſprechen, ſo iſt es eine Kinderei gegen das, was die Ruſſen tun. Alles geſellige Leben beginnt überhaupt erſt nach Mitternacht und zieht ſich bis in den frühen Morgen hin. Dafür wird bei Tag viel geſchlafen. Bisweilen ſtehen ſie aber auch wieder ſo früh auf, daß uns graut. Große kirchliche Feſte werden unter Umſtänden auf drei und vier Uhr in der Frühe angeſetzt. Wann eigentlich die ruſſiſche Hauptmahlzeit iſt, habe ich bei wiederholtem Aufenthalt in Rußland niemals herausbekommen. Es wird eigentlich zu allen Zeiten gegeſſen, aber nicht ſo wie in Berlin, wo auch verſchiedene Schichten verſchiedene Tiſchzeiten haben, die aber dann für die beſtimmte Schicht einheitlich ſind; vielmehr ißt jeder, wenn es ihm behagt, heute früh und morgen ſpät. Das iſt das einzige, woran ich mich bei dieſem Leben nicht gewöhnen konnte. Entweder war ich überhungert, wenn ſtatt um zwei erſt um vier Uhr das erwartete Mittageſſen kam, oder aber ich hatte zu viel gegeſſen, wenn das Abendeſſen erſt um elf oder halb zwölf Uhr aufgetragen wurde und man dann um ein Uhr ſchlafen gehen ſollte. Über dieſe Abhängigkeit von der Stunde, die bei uns in Europa zur Erziehung gehört, machen ſich die Ruſſen nicht ſchlecht luſtig. Sie haben gar kein Verſtändnis dafür, warum man die Dinge jeden Tag zur ſelben Stunde tun ſoll. Trotzdem läßt ſich in jenem Land vortrefflich leben: zunächſt geiſtig, denn es gibt kein anderes Volk, deſſen Gebildete wirklich ſo offene Köpfe haben, ein ſolches Verſtändnis für alles, aber auch wirklich alles Geiſtige und Seeliſche. Aus dieſem Grund ſind ſie uns Deutſchen bedeutend näher als die Franzoſen und Engländer. Was aber das äußere Leben betrifft, ſo iſt es zwar anders als das unſerige, aber durchaus ſinnvoll. Wenn die Reinlichkeit bisweilen dort, wo wir ſie ſuchen, zu wünſchen übrigläßt, ſo wird das wieder gutgemacht

durch die allgemein verbreitete Badekultur, die einen überall, auch in den entlegensten Orten, die Wohltat des echten russischen Bades, wenn auch mehr oder weniger einfach, finden läßt. Was aber die Kultur des Essens betrifft, so steht sie hoch über der unserigen. Es gibt vielleicht kein Land, wo so allgemein bestimmte Ansichten darüber bestehen, was gut und was schlecht ist. Nahrungsfälschung durch minderwertige Ersatzmittel, wie sie bei uns in vielen „erstklassigen" Gasthäusern sich jeder gefallen lassen muß, ist in Rußland, selbst in mittleren Wirtshäusern, nicht zu finden. Die Besucher selbst wissen zu gut Bescheid, als daß ihnen der Wirt etwas Unbekanntes, wovon er seinen Nutzen hat, als „vornehm" oder als neueste Mode vorschreiben könnte. Der russische Esser sieht überall auf Gediegenheit und Reinheit der Nahrung.

Im allgemeinen hört man über das Reisen in Rußland in Europa zwei feststehende Behauptungen, die aber beide im Grunde falsch sind. Es heißt: in Rußland reise man viel teurer als im Westen, dafür aber seien die Eisenbahnen soviel angenehmer. Nun, für den Angesiedelten mag das Leben teurer sein, da er eine große Menge Dinge, ohne die der heutige Mensch nicht leben mag, aus dem Ausland beziehen muß; der Reisende aber, der in dem Land nichts oder wenig einkauft, kann nicht behaupten, daß in Rußland Gasthöfe, Speisehäuser und Fahrgelegenheiten teurer sind als bei uns. Auch in den allerersten Gasthöfen Petersburgs und Moskaus gibt es kleinere Zimmer von 3 Rubel an. Man kann überall gut für 1 Rubel eine Mahlzeit haben. Gefahren aber wird geradezu zu Spottpreisen, kleinere Strecken für 20 oder 30 Kopeken. Wirklich kostspielig ist nur das Vergnügen, da der Wein von auswärts kommt. Aber auch hier sind die Preise nicht höher als bei uns an entsprechenden Orten. Französische Champagnermarken, die bei uns heute 25 Mark kosten, kann man in Moskau und Petersburg für 10 bis 11 Rubel haben, also etwas billiger. Die Krimweine sind durchaus trinkbar und billig, der russische Champagner, der im Kaukasus hergestellt wird, ist wohlschmeckend, aber bekommt schlecht. Wenn dennoch das Vergnügen in Rußland so teuer ist, so liegt es nicht an den Preisen, sondern an der großzügigen Art, wie der Russe Geld hinauswirft. Zwar werden keine Spiegel mehr zerschlagen, keine ehrwürdigen Kakadus mehr gebraten, keine Klaviere mehr mit Wein gefüllt und keine jungen Bären mehr zwischen Glas und Porzellan gehetzt, aber dreistellige Zahlen gibt es noch, auch manchmal vierstellige, wenn man nachts mit Freunden in die Strjelna zu Moskau geht und den Zigeunerchor kommen läßt.

Was aber nun die vielgerühmten russischen Eisenbahnfahrten betrifft, so läßt sich nur eines zu ihren Gunsten sagen: die Wagen sind größer als bei uns,

und darum wird man nicht annähernd so herumgeschüttelt, wie in unseren Zügen. Im übrigen aber ist das Eisenbahnfahren in Rußland bedeutend unangenehmer als bei uns. Da alles für die Nachtfahrten eingerichtet ist, läßt die Fahrt bei Tag viel zu wünschen übrig. Zunächst sind die Wagen nur durch ein einziges, nicht sehr großes Fenster erhellt, so daß der, welcher keinen Fensterplatz hat, kaum Licht genug hat, um während der Fahrt zu lesen. Die Fensterplätze selbst sind aber sehr unbequem, da zwischen ihnen eine Leiter steht, die es bei Nacht ermöglicht, die oberen Betten zu erreichen. Da die Rückwände nachts als Bett hinaufgeschlagen werden, sind sie nicht für die Bequemlichkeit beim Sitzen berechnet und sind infolgedessen viel zu gerade, um dem Rücken eine angemessene Stütze zu geben. Dazu sind die Wagen schmutzig und auf den kleineren Strecken sehr schlecht beleuchtet. Da man nachts in denselben Wagen schläft, gibt es natürlich keine Waschgelegenheit. Man muß abends und morgens zu diesem Zweck den gemeinsamen Waschraum benutzen, der allerdings nicht sehr besucht wird, da das Waschbedürfnis im allgemeinen bedeutend geringer ist als bei uns. Wer kein Handtuch mit sich führt, wird schwer eines bekommen. Ich mußte mir das erstemal für Geld und gute Worte eine Serviette im Speisewagen ausbitten. Das Schlimmste bei den russischen Zügen aber ist die begrenzte Anzahl der Plätze. Sie sind immer bis auf den letzten Platz besetzt, und wenn man nicht rechtzeitig genug die Fahrkarte löst, auf viel befahrenen Strecken zu bestimmten Zeiten Wochen vorher, so kommt man nicht mit. Es kann einem an der Eisenbahnkasse so gehen, wie an der Theaterkasse, man findet ein Schild „Ausverkauft" und muß tagelang auf Weiterbeförderung warten. Neue Wagen einzustellen, fällt den Leuten gar nicht ein. Wer sich aber rechtzeitig vorher für die Nachtfahrten ein Halbabteil erster Klasse belegt, wozu er nur eine Fahrkarte und vier Platzkarten braucht, der freilich lernt die Annehmlichkeiten des russischen Reisens kennen. Der Schaffner, der in der dritten Klasse ein Vorgesetzter, in der zweiten ein Richter, in der ersten aber ein Diener des Reisenden ist, betreut ihn wie ein Leibeigener und bringt ihm in einem Sack unter Bleisiegel mit staatlichem Stempel für einen Rubel schlohweiße Bettwäsche (aber kein Handtuch). Er hat, auch wenn er großgewachsen ist, Raum, sich auszustrecken, und vor allen Dingen Zeit, sich auszuschlafen, da die Nachtzüge nicht, wie bei uns, viel zu früh ankommen, um wirklich eine genügende Nachtruhe zu gewähren. So in langen Nächten durch die endlosen Ebenen Rußlands zu fahren, hat einen geheimnisvollen Reiz und ist behaglich und erholend.

Friedensarbeit im Kriege

Ein Vorschlag von Dr. Ludo M. Hartmann

In allen Darstellungen der Entwicklung der russischen Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert wird hervorgehoben, wie gewaltig der Einfluß gewesen ist, den die aus dem Feldzuge gegen Napoleon zurückkehrenden Russen auf ihr Vaterland genommen haben. Sie brachten französische Ideen in ihre Heimat zurück, sahen mit anderen Augen und suchten den Zusammenhang mit Frankreich aufrechtzuhalten. Damals handelte es sich freilich nur um die gebildeteren und wohlhabenderen Schichten, aus denen sich die Offiziere des russischen Heeres rekrutierten.

Der Masse nach sind sie nicht mit denen zu vergleichen, die heute auf Befehl ihres Zaren nach dem Westen marschiert sind und sehr gegen dessen Willen als Gefangene in Deutschland und Österreich zurückgehalten werden. Über eine Million Russen, etwa ein Prozent der russischen Bevölkerung — könnte man sie nicht künftiger Kulturarbeit dienstbar machen? Ihr Anschauungskreis muß sich ohnedies gewaltig erweitert haben; sie sehen, daß Väterchen nicht Alles ist und nicht überall gebietet; sie lernen eine Umwelt kennen, die ihnen bisher fremd war, und — sogar im Gefangenenlager — Kulturgüter, von deren Existenz sie bisher nichts wußten; verwundert nehmen sie wahr, daß sie nicht hingeschlachtet, sondern von den Menschen, die man ihnen als Barbaren geschildert hat, menschlich behandelt werden. In die Seele des russischen Muschik, der ohnedies als gutmütig geschildert wird, wird nicht Haß gegen die Fremden, die sich seiner annehmen, einziehen, sondern, wenn das Mißtrauen des Erstaunten geschwunden ist, eine Prädisposition zur Freundschaft und zur Annäherung. Man sollte diese Prädisposition zur Friedensvorbereitung mitten im Kriege benützen, indem man die Möglichkeit einer Verständigung auch in Friedenszeiten — nicht mit dem Zaren, aber mit dem Volke schafft.

Zur dauernden Verständigung ist aber die Kenntnis der Sprache erforderlich. Man ermögliche also dem gefangenen Russen die Erlernung der deutschen Sprache, indem man ihm deutschen Unterricht erteilt. Allerdings genügt, wenn der Zweck erreicht werden soll, nicht ein dilettantischer Versuch wohlmeinender Leute an einem oder dem anderen Orte für einige Dutzend Gefangener. Eine systematische Organisation muß geschaffen werden, getragen

nicht durch private, sondern durch staatliche Mittel, durchgeführt durch staatliche Angestellte. In erster Linie kommen da die Volksschullehrer in Betracht, die pädagogische Erfahrung haben, dann andere Gebildete, die sich dazu eignen und denen gewisse allgemeine didaktische Grundsätze auf den Weg mitgegeben werden müßten. Namentlich auch den Frauen könnte sich ein neues Gebiet nützlicher Betätigung eröffnen. Die Schwierigkeiten sind, auch abgesehen von den finanziellen, die überwunden werden müssen, da es sich auch hierbei um die Erreichung eines Kriegszieles handelt, nicht geringe, sollen aber auch nicht übertrieben vorgestellt werden. Vor allem: es ist nicht notwendig, daß die deutschen Lehrer oder Lehrerinnen selbst des Russischen mächtig sind; es wird genügen, wenn sie sich einiger weniger russischer Worte bedienen können. Der Unterricht muß in moderner Weise auf die Anschauung begründet werden, nicht auf die Übersetzung. Er muß ferner auf das Sprechenlernen und Verstehen, nicht auf den schriftlichen Ausdruck gerichtet sein. Dann muß es möglich sein, namentlich auch mit Hilfe der unwillkürlich fördernden deutschen Umgebung, in etwa einem halben Jahre die Schüler mit den Elementen der deutschen Sprache bekannt zu machen. Und das ist es, worauf es ankommt.

Ganz abgesehen von dem Bildungswerte, den ein solcher Unterricht in einer zweiten Sprache, und namentlich in der deutschen, vermittelt, könnten die Massenwirkungen ungeheuer sein. Man bedenke nur, was es bedeutet, wenn nach Ausscheidung Minderbegabter auch nur eine halbe Million Russen, die Deutsch verstehen oder sprechen, sich über das ganze Land zerstreuen. Sie werden nicht nur mit einem gewissen Stolze ihre Kenntnisse zur Schau tragen und bei Vielen, wenn auch nur bei der Minderzahl, wird der Samen, der in sie hineingelegt ist, weiter sich entwickeln, bei dem einen oder dem anderen Liebe zur deutschen Literatur oder das Bestreben erwecken, seine neu erworbenen Kenntnisse zu vervollkommnen. Es wird auch ein dauerndes Band hergestellt sein, das, ohne Ansehen der Wünsche von oben, die Russen mit den Deutschen verbinden wird. Wenn der deutsche Handelsagent wieder in Rußland erscheint, wird er überall Menschen finden, mit denen er Deutsch sprechen wird. Die Sprache wird dem Handel wieder den Weg ebnen und die wirtschaftlichen Bande wieder knüpfen, die vorläufig zerrissen erscheinen. Die Bevölkerung selbst wird dem deutschen Handel, der deutschen Industrie auf halbem Wege entgegenkommen, und deutsche Kultur wird auf verständnisvolle und bereitwillige Aufnahme rechnen können. Eine neue deutsche Mission wird sich im Osten betätigen. Und je brutaler alle Beziehungen durch den Krieg zerrissen sind, desto notwendiger wird es sein, sie auf friedlichem Wege wieder zu erneuern

Deshalb möge die vorbereitende Friedensarbeit schon im Kriege geleistet werden durch das köstlichste Instrument, das der Deutsche besitzt, durch seine Sprache, die vielleicht jetzt Gelegenheit hat, zur Sprache des großen Verkehrs im Osten zu werden, wo noch keine andere den Platz vorweggenommen hat.

Die Fürstin

Erzählung von Bruno Frank

(Schluß)

36

Mit der Ruhe und Sicherheit eines Schlafwandlers suchte er das Zimmer. Er begab sich ja zu mehr als zu einer galanten Zusammenkunft, — unwahrscheinlich, daß ihn etwas sollte hindern dürfen.

Die Tür war angelehnt, rötlicher Lichtschein drang heraus. Matthias öffnete halbweit und trat ein. Aus einem Armstuhl vor dem dreiteiligen Toilettentisch erhob sich die Frau und ging ihm lächelnd, groß im fließenden Gewande, durch das erleuchtete Zimmer entgegen. Matthias blieb stehen und sah sie nahekommen. Sie hob, ohne zu sprechen, die Arme, von deren strahlender Weiße die weiten Ärmel zurückfielen, und hüllte Matthias in ihre duftende Wärme ein.

Das Gesicht der Fürstin war über dem seinen, sie neigte sich über ihn herab und öffnete seinen Mund mit ihren Lippen. Sie küßte lange, tief und mit Durst.

Oh ... Sie richtete sich empor, mit einem Laut wie Verschmachtende nach dem Trunk. Sie nahm Matthias sanft bei beiden Armen und schob ihn ein wenig zurück, betrachtete ihn lange und nickte endlich wissend mit dem schönen Frauenhaupte.

Matthias sprach ernst: „Ich bin sehr glücklich, Fürstin, daß ich habe kommen dürfen."

Sie lachte offenherzig: „Das — glaube ich Ihnen, mein Junge."

Sie war jetzt, in ihrem ganz losen, ganz dünnen Gewand aus lachsroter Seide vielleicht noch schöner als am Tage. Aller Schmuck war abgelegt, selbst die Ohrgehänge, und sie wirkte außerordentlich nackt. Matthias wandte die Augen von ihr ab mit einem Herzklopfen, das nicht der Bewunderung und der Begierde, sondern einer unbestimmten Angst entstammte ...

Dank einer wohl zufälligen Übereinstimmung herrschte in dem großen Zimmer

die Farbe ihres Gewandes vor. Alles Holz zeigte leuchtend helle Lackierung, aber die Stoffe ohne Ausnahme waren lachsrot: die schweren Vorhänge an den drei breiten und hohen Fenstern, die Bespannung von Stühlen und Chaiselongue, der Teppich, der völlig den Fußboden verbarg, und die gesteppte Seidendecke des ungeheuren, nach drei Seiten freistehenden Bettes. Dieses Bett und alle übrigen Möbel zeigten die stumpfen Voluten des Stiles Louis Seize.

Sie ließen sich nieder, die Fürstin halb liegend auf dem Ruhebett, er auf einem der Stühle in sehr aufrechter Haltung. Eine Unterhaltung fing an, mager und kühl durch Matthias' Schuld, dem sich die Stunde mehr und mehr verschleierte. Er hätte viel darum gegeben, für zwei Minuten allein zu bleiben, sich zu sammeln vor dem Neuen und Unerwarteten, das sich begab. Dennoch begab sich nichts . . .

Aber als Matthias auf eine der steifen Fragen, zu denen seine Art die Fürstin zwang, eben geantwortet hatte: „Nein, Fürstin, ich bin erst heute hier in Nizza angekommen", da sprang sie auf, stieß mit einer heftigen Kopfbewegung alle Rücksicht zur Seite, und mit nervösem Druck seine Hände erfassend, sagte sie dies eine Wort: „Komm!"

Später dann, viel später, nach einer stumm vergangenen Spanne, wandte sie sich nahe zu ihm her und flüsterte in einem etwas harten Deutsch:

„Ja, mein Junge, großes Verlangen habe ich nach dir gehabt. Es war heute Abend wahrlich nicht mehr auszuhalten an diesem Tische."

Matthias murmelte: „Sie reden deutsch, Fürstin?"

Sie antwortete mit einem eigentümlichen Lächeln: „Viele Sprachen rede ich." Aber mit tiefer, beinahe rauher Stimme fügte sie hinzu: „Sage nicht immer Fürstin zu mir, wir beide wollen das doch lassen."

Und da er schwieg, nahm sie ihn fest in ihren vollen, schönen Arm und sprach, fast zischend, ganz nahe an seinem Ohr: „Oh, wenn du wüßtest, wie wohl das jetzt tut . . . Wie wohl es tut, nicht mit diesen dort Possen aufführen zu müssen! Ach, als ich dich sitzen sah, so stark, so jung, so schön und gar nicht ein bißchen wie sie — ich wäre beinahe aufgesprungen und wäre mitten in der Halle zu dir gelaufen. Ja, schon nachmittags in der Jetée . . . Wieder einmal war es mir so, als müßte ich ersticken, so als könnte ich nicht mehr leben, als müßte ich um mich schlagen . . . komm, komm, sei du einmal frei mit mir, laß dich los! Sage mir, wo du herkommst, junges Kerlchen, was du treibst, was du getrieben hast. Sei nur frei! Es macht nichts, wenn du etwas zu gestehen hast. Umso besser, oh umso besser. Nicht an die ‚Fürstin' denken, ja?" — sie lachte

tief, ganz hinten in der Kehle, „ich schwöre dir, das ist nicht nötig, keineswegs. Aber erzähle mir, erzähle mir . . .“

Matthias murmelte scheu, als beginge er ein Unrecht: „Ich habe so wenig zu erzählen, fast nichts. Vergeben Sie . . .“ Er hielt die Augen geschlossen, um nicht ihrem Blick zu begegnen, und atmete mit bitterem Entzücken ihren Duft. Er wiederholte: „Vergeben Sie.“

„Sage du zu mir, süßer Dummkopf. Und erzähle. Sage mir, was du bist . . . Wenn du etwas bist, was man nicht sagt, umso besser. Wenn du von Hause durchgegangen bist, umso besser. Wenn du einmal Kellner warst, vielleicht noch in der vorigen Woche — umso besser. Wenn du gestohlen hast, umso besser, umso besser. Komm näher, so, ganz nahe — deinen Mund, so, deinen Hals, oh was du für einen kräftigen Hals hast, mein Junge! Und dazu so zarte, weiße Haut . . .“

„Sie sind schön,“ stammelte Matthias. „Schön, oh und gut, ich liebe Sie.“

„Das ist nicht wahr. Du liebst mich gar nicht. Du brauchst mich auch nicht zu lieben. Wer verlangt das? Aber du solltest mir erzählen, das ist nicht nett, daß du mir nichts erzählst . . . Nein, du brauchst mir nicht zu sagen, daß du mich liebst. Faut pas te donner du mal! Du bist einfach gekommen, weil eine hübsche Frau gewinkt hat, das ist sehr natürlich, mein Kleiner, sehr. Es muß dir oft passieren bei deinem Aussehen, wie?“

„Oh nein,“ flüsterte Matthias.

„Oh ja. Und dann warst du wohl ein bißchen stolz, nicht? Man hatte dir gesagt, wer ich bin. Hat das dem Jungen geschmeichelt, sage, hat das dem dummen Bubi geschmeichelt — oh, ich weiß sehr gut, daß man im Deutschen Bubi sagt. Ich habe es oft gesagt — Bubi! Ich habe viel deutsch gesprochen und viel mit Zärtlichkeit deutsch gesprochen, ja. Man behauptet, die Deutschen verstehen nichts von der Liebe. Aber das ist eine von den dummen Lügen in der Welt, eine von den allerdümmsten. Vielleicht haben sie nicht so ruinierte Nerven wie unsere guten Russen. Jolis cocos, ceux—là! Nein, so seid ihr nicht, so nicht . . .“

Später dann, viel später wiederum, nahm sie ihr Reden ungefähr dort wieder auf, wo sie es abgebrochen hatte . . . „Wenn du wüßtest,“ sagte sie, aber ihre ganze Art, der Klang ihrer Stimme sogar war nun noch weit vertraulicher, noch weit rückhaltloser geworden, „wenn du wüßtest, welche Wonne es für mich ist, hier mit dir zu sein, mein süßer Kleiner . . .“

Sie richtete sich an der Rückwand des Bettes in die Höhe, dort, wo es die Wand berührte, und pochte erhobenen Armes triumphierend gegen den Stein. Das Licht der Mittellampe, die unverhüllt brannte, ließ unter ihrer Achsel den Flaum rotgolden aufleuchten.

„Es ist köstlich zu wissen, daß er da drüben schläft und dummes Zeug im Schlafe redet, der zuckerkranke Narr . . . nur durch den Salon ist er von uns getrennt, da . . . und hier betrügen wir ihn ganz wie wir wollen. Ich möchte wahrhaftig wissen, was er anstellte, wenn er es einmal entdeckte, denn es ist nicht das erste und nicht das einzige Mal, — du denkst es dir, mein Kleiner . . . Vielleicht würde er gar nichts sagen, vielleicht würde er nachsichtig lächeln, weiter nichts — er ist über allem, oh er ist superb, der da . . ."

Sie sagte das mit einem wütenden Hohn, als wisse sie sich gar nicht genug zu tun.

„Komm, kleiner Freund, küsse mich. Aber stark . . . ohne Rücksicht. Wir wollen es ihnen ordentlich zeigen, wie . . ."

„Ihnen . . ." sagte Matthias leise. Seine Arme hatten keine Kraft mehr, zu halten und zu pressen.

Die Fürstin sagte ruhiger, beinahe belehrend: „Ihnen. Ja. Mir ist es, als betrüge ich nicht ihn allein, und das macht meine Freude größer — meine Freude an dir," fügte sie gütig hinzu. „Was ist er denn schließlich — eine arme schwache Kreatur. Er ist sanft aus Schwäche. Aber seine Schuld ist das nicht. Und im Herzen ist er wie die übrigen . . . Ach, ich habe sie nun so ungefähr kennen gelernt unsere russischen Edelleute, unsere Großfürsten, unsere Grafen und Generale. Teufel ja, was für eine Gesellschaft. Denen eins zu versetzen, das ist eine Wollust. Vielleicht gibt es andere, ich weiß nicht. Die ich kenne, die sind alle gleich. Alle miteinander sind sie schlecht und verdorben bis ins Mark und Herz hinein . . . Ach, aber das ist nicht das Schlimme . . ."

Sie preßte sich enger an Matthias an, wie Hilfe suchend, und flüsterte: „Das Schlimme ist, daß man sie nicht verachten kann, daß man nicht an sie hinreicht mit Verachtung. Macht haben sie über Unsereinen, das ist das Empörende. Dir kann ich's ja sagen, mein kleiner Freund, mit deinen dicken Handgelenken, oh welche Wonne, daß ich dir das sagen kann . . ."

Matthias in ihrer Umarmung fragte tonlos: „Wie ist es möglich, Fürstin, daß Sie so sprechen, Sie selber, Sie . . ."

Darauf sah sie ihn aus großer Nähe mit einem langen, grüblerischen Blicke an und sagte, ohne alle Überleitung:

„Er hätte mich ja nicht geheiratet, ich bin sicher, wenn er sich weniger gelangweilt hätte. Aber diese kleinen deutschen Höfe sind wohl schrecklich . . . Er war dort eine Art Botschafter. Weißt du, manche von diesen kleinen Fürstenfamilien haben durch Heirat Beziehungen zu dem russischen Kaiser. Der Botschafter hat nichts zu tun, er kann sein wie er will, nur ein wenig repräsentativ muß er sein, so ein würdiger feiner Herr, weißt du. Und das war er sicherlich schon

mit dreißig Jahren. Ich trat am Variété auf, meine Tournée ging zu Ende, ich wollte wieder nach Rumänien zurück . . ."

Matthias fragte, erstorbenen Sinnes: „Sind Sie eine Rumänin?"

„Ich bin eine Bauerntochter aus der Gegend von Jassy, mein Freund. Ich bin eine Bäuerin, mein Freund, ganz einfach eine Bäuerin. Als ich sechzehn Jahre war, hat mich einer verführt. Ich kam dann nach Bukarest" — sie drängte sich an seine Brust und fügte leise, aber keuchend vor leidender Aufrichtigkeit hinzu —: „Zu einem Kaffeepächter, weißt du, so ein großes Café-concert . . ."

Matthias begriff sie. Ihn schmerzte die Brust vor Leid und Mitleid. Oh etwas Häßliches und Niedriges, um es ihr zu gestehen, um sie damit zu erwärmen und zu beglücken, um ihr beizustehen, ein Bundsgenosse! Aber hatte er nicht genug zu gestehen? Er begann, doch er verwirrte sich, er kam nicht von der Stelle . . . „Auch ich bin ein Bauer", sagte er, „das heißt mein Vater war Gutsinspektor, Inspektor auf einem Vorwerk . . . einem kleinen Vorwerk . . ."

Hörte sie ihm zu? Von sich selber mußte er reden, von seinem eigenen, mißführten Leben. Wo nur beginnen?

Aber bereits schien sie nicht mehr zu wissen, wie sehr sie ihn gedrängt hatte.

„Nun, er heiratete mich, Fürst Lanskoj. Gut. Ich habe es gut. Oh diese Leute halten viel zu viel von sich, um es ihren Frauen fehlen zu lassen. Ich lebe prächtig, in einer großen Welt. Ich bin ja auch eine schöne Frau, bin ich nicht . . .?"

„Ja," sagte Matthias.

„Aber ich hasse sie . . . weißt du, wie das ist, wenn man haßt, weißt du es?"

„Ja . . ." wiederholte Matthias, leiser und unbestimmt.

„Man sagt von uns Frauen, daß wir rasch lernen, daß wir schnell alles aus uns machen können, was wir wollen. Daß man uns sehr bald nicht mehr anmerkt, wo wir herkommen. Ist das wahr? Ich glaube, es ist wahr . . ."

Sie hielt inne, als erwarte sie eine Bestätigung und fuhr dann mit einer Stimme, die wie gebrochen klang, fort:

„Ja, aber was hilft das? Es hilft gar nichts. Das Herz verändert sich doch nicht. Und es möchte sich ja verändern, es möchte doch dort hinauf, wo Jene sind — ihnen nach, obwohl sie schlecht sind. Und dann fängt es an zu hassen, aus Ohnmacht. Oh mein kleiner Freund, wie sehr ich sie hasse. Und ich zittere doch und ich verehre sie doch, oh sage mir, kannst du es verstehen . . ."

Sie zitterte wirklich und schmiegte sich zitternd zu ihm her. Dann sagte sie, und wieder schien ihre Stimme verändert, rauh von einer geheimnisvollen Erregung:

„Ich habe manchmal zugesehen, in Rußland auf einem von den Gütern,

wie ihm vor dem Schlafengehen zwei Kammerdiener die kalten Füße rieben. Weißt du, er sitzt dann ganz lächerlich da, Lanskoj, er hat sogar ein schwarzes Käppchen auf dem Kopf und seine Augenlider hängen schon schläfrig herunter — il y met du noir, figure-toi! Aber er hat so eine Art, den zwei Männern die Füße hinzustrecken — so — auseinander — so gleichgültig, kalt, er ist es seit dreihundert Jahren gewohnt, weißt du. Ich habe Ehrfurcht davor, verstehst du mich? Ich muß mich sehr in Acht nehmen, daß er nicht bemerkt, wie sehr ich Ehrfurcht habe. Oh sage mir, ob du mich verstehst, sage es mir, mein starker, junger, bäurischer Freund . . ." Und Matthias fühlte ihren Körper hysterisch an dem seinen zucken.

„Ich habe es noch gut getroffen, ja. Er ist doch ein alter Narr, er ist doch eine Karikatur, aber hätte ich denn nicht ebensogut an diesen Kiprjanoff gelangen können, und er . . ."

Jedoch bei diesem Namen ermunterte sich Matthias aus seiner Betäubung. Dieser Name bedeutete die letzte und äußerste Gefahr . . . Unbewußt bäumte sich der Lebensinstinkt, der Erhaltungstrieb in Matthias empor, und er unterbrach die Fürstin aufgeregt, fieberhaft . . .

„Ja," sagte er, „ja . . . Kiprjanoff. Aber da ist noch dieser Besborodko . . . Besborodko gehört doch nicht dazu? Sagen Sie mir, sage mir, Besborodko . . ."

„Besborodko?" — sie zuckte die nackten, wundervollen Schultern, „das ist ein Narr, ein Armseliger. Nein, er gehört nicht dazu. Er ist ein Kaufmann aus Kiew, Fabrikant, weißt du, Zuckerwerk fertigt er an, kandierte Früchte . . . Er hat viel Geld und er gibt viel her, darum darf er dabei sein. Das ist sein ganzer Ehrgeiz — er betet sie im Staube an, die großen Herren. Aber das wäre nicht das Lächerliche, darüber, nicht wahr, wollten wir beide gar nicht urteilen . . . Nur, er ist solch ein ehrgeiziger Dummkopf, daß er versucht, es ihnen von außen her ein wenig gleich zu tun . . . ‚Besborodko', nein — der Name gefällt ihm gewiß schon lange nicht. Hast du gesehen: heute Abend kam er mit seinem Orden an der Brust, es ist der Stanislausorden vierter Klasse, nicht mit dem Bändchen kam er, nein, er trug den kleinen Orden selbst, je pouffais, moi . . . Ich beobachte manchmal seine Augen, wenn er Kiprjanoff ins Gesicht sieht, sie schielen vor Ehrfurcht und Angst . . ."

„General Kiprjanoffs Gesicht ist auch furchtbar," sagte Matthias leise. Er lag mit geschlossenen Lidern, ausgestreckt, den rechten Arm vor die nackte Brust gehalten, in einer Stellung, die ihm eigentümlich war. Aber seine Hand war nicht geballt, sondern schwach geöffnet lag sie da, die Innenfläche wie bittend nach oben gewendet.

„Du haſt es alſo geſehen, ſein Geſicht, ja? Und haſt du es gut geſehen, ja mein Kleiner . . .?"

Die Fürſtin unterbrach ſich mit einem nervöſen Lachen und fragte: „Wie heißt du eigentlich, mein neuer Kamerad?"

„Matthias."

„Matthias . . . ich werde dir erzählen, was er für ein Menſch iſt. Wir ſind mit ihm über Paris hierhergefahren, weißt du, und wir haben acht Tage lang zuſammen im Hotel Meurice gewohnt. Wir haben uns amüſiert, wie man ſich eben amüſiert. Und eines Abends, als wir nicht wußten was anfangen, hat uns Kiprjanoff vorgeſchlagen, eine Rundreiſe durch die Untergründe von Paris zu machen, — ich kann mich nicht gut ausdrücken — enfin, par les bas-fonds de Paris, par les mauvais lieux, ce qu'on appelle précisément une tournée des grands-ducs. Der Vorſchlag hat mich natürlich nicht weiter erſchreckt, mich . . . wie Matthias, uns erſchreckt ſo etwas nicht? Aber was mich doch erſchreckte, war das Renommée, das der General an dieſen Plätzen hatte. Ich fühlte es wohl. Es war eine Atmoſphäre von Entſetzen um ihn. Und faſt alle kannten ihn, oh . . . in den Augen mancher von dieſen Frauen zuckte eine wahnſinnige Flamme von Schrecken auf und dabei von geldgieriger Hoffnung. Aber er betrug ſich natürlich gut an dem Abend, er quälte niemand, Matthias, du kannſt dir denken . . . ah, il était parfait, harmlos und angenehm. Er hat ſo teufliſch gute Manieren. Was iſt das für ein Menſch! Was ſind das für Menſchen . . . Man hat bei uns die Knute abgeſchafft, — die Knute, c'est bien peu de chose, ils ne s'en moquent pas mal! Unantaſtbar ſind ſie, dieſe Menſchen. Früher zerriß manchmal einen eine Bombe, nicht wahr, aber auch das wird nicht mehr gewagt. Auch das hat ſie ja nicht angetaſtet. Sie haben keine Furcht. Sie verhöhnen alles, was man ihnen antut. So lange es geht, vernichten ſie den, der es wagt, und noch im Tode lachen ſie uns aus. Sie ſind die Herren, ſie haben uns. Wir können nichts tun als ſie hintergehen, als ſie betrügen, ja, und komm, das wollen wir, das wollen wir recht von Herzen tun . . ."

Sie drückte ihn wie eine Verzweifelte an die Bruſt, doch Matthias rührte nicht die Hand und nicht den Mund zu einer Zärtlichkeit.

Sie fuhr fort zu erzählen. Sie ſagte: „Er hat dort in ſeinem Gouvernement wieder ſchlimme Dinge angerichtet, wie es ſcheint. Man fühlt wohl, daß er ſehr glücklich iſt. Natürlich bringt es ihm viel Geld, viel Geld, aber das iſt doch nicht die Hauptſache, niemand ſoll das glauben. Es freut ihn natürlich auch, wenn es ſo viel einbringt, ſie zu verfolgen . . ."

„Die Juden zu verfolgen?" sagte Matthias. Er konnte nichts Anderes mehr tun, als sich den Stachel so tief als möglich in die Brust treiben . . .

„Ja, sagte ich es nicht . . .? Oh, er sprach kein Wort davon, oder ja — ein einziges, zum Spaß. Gestern sind wir nach Monte hinübergefahren und haben uns etwas beim Trente-et-quarante amüsiert. Er verlor sein ganzes Taschengeld in ein paar Minuten und suchte mit Scherzen in seinem Anzug umher. Da fand er noch einen Louis. Den nahm er zwischen die Finger, ließ ihn blitzen, blies darauf und sagte: ‚Jetzt kommt das Letzte, jetzt kommt das koschere Geld, mit koscherem Geld müssen wir doch gewinnen, was meinen Sie, Fürstin . . .' Aber sind es schließlich nicht doch Menschen, die Juden, sage mir, mein Kleiner? Ebenso wie er sie hinschlachtet, würde er es mit uns tun, glaube nur . . . oh er ist ein Teufel, sie sind alle Teufel . . . Mein kleiner Freund, mein kleiner Bauer, was können wir gegen sie tun. Komm, nimm mich eng in deinen Arm, mein Kamerad, mein Bäuerchen . . ."

37

Noch war tiefe Nacht. Matthias ging mechanisch am Meer entlang, weiter und weiter, da seine Füße keinen andren Weg kannten. Lange blieb er allein auf dem überwindeten Wege. Weit draußen erst sah er zwei Menschen kommen, ein verschlungen wandelndes Paar. Zugleich ließ sich über ihm zur Rechten ein dumpfes Brausen vernehmen, ein Eisenbahnzug rollte daher. Im Sternenschein wurde die riesige Maschine sichtbar und hinter ihr eine Anzahl hochgeschlossener nachtdunkler Güterwagen; sie sahen aus wie gepanzert. Die Frau sagte:

„Voilà la malle des Indes."

Dies Wort, dessen Sinn ihm nicht völlig deutlich wurde, traf wie mit einer starken, dunklen Welle Matthias' Herz. Er blieb noch eine Weile stehen, als die Zärtlichen lange an ihm vorüber waren, und horchte den lichtlosen Postwagen nach . . .

Dort, wo er am Abend gesessen hatte, auf einer der Bänke vor dem häßlichen Zaun, ließ er sich endlich nieder, als sei hier sein Ziel gewesen. Das Meer rauschte ein wenig stärker als vor einigen Stunden in dem Winde, der sich erhoben hatte. Ein ganz leichter Morgenschein, eine Ahnung vom Tage nur, ließ sich erkennen, die Sterne fingen an blasser zu werden.

Scham, Trauer, tiefe, tiefe Hoffnungslosigkeit . . . Matthias' Hirn war nicht zu begreifen im Stande, wie elend er eigentlich geworden war. Doch dumpfes Leiden, schmerzende Öde war sein Zustand, und selbst das gewaltsamste Handeln, das finsterste, — Erlösung mußte es scheinen, leicht, bequem und heiter war es gegenüber solch toter Verlorenheit . . .

Matthias nahm seine Waffe und streifte das grüne, weiche Leder ab. Mit dem Zeigefinger prüfte er die Spitze. Er lehnte sich ein wenig auf der Bank zurück, wie bedürftig zu ruhen.

Langsam betastete er seine Brust, zur Linken, dort, wo der steife Einsatz des Hemdes weichem Gewebe Platz machte. Ein kleiner Schmerz wies ihm zwischen zwei Rippen noch die Stelle: hier hatte ihn am Abend unter dem Blick der Fürstin die Eisenspitze gezeichnet.

Sollte er hier ansetzen? Seine beiden Hände umfaßten den kühlen, elfenbeinernen Griff. Nicht schwer mehr würde er sein, dieser Schritt — dieser Stoß; er war einfache, er war frohe Arbeit gegenüber dem, was gewesen . . .

Ein dumpfer Schrei, der sich erhob, ließ Matthias sich aufrichten. Er erkannte sie wieder, die schluchzende Klage, aber nun wußte er, daß sie eines Tieres Stimme sei. Ein unbekanntes Tier rief ihn durch die Nacht. Er lauschte. Und abermals schrie hinter ihm in der umzäunten Farm einer der großen Vögel, vielleicht im Schlafe . . .

Seltsamer Laut. Verlorener Lebenslaut in dieser Stille zwischen Meer und verbleichendem Himmel. Er ergriff Matthias' Herz, fremdartig hob er es empor aus der Versunkenheit und bleiernen Trauer.

Was für ein Geschöpf sich wohl vernehmen ließ . . . Was für Tiere noch lebten auf dieser Erde, die er verlassen wollte in dieser milden Winternacht . . . Was für Menschen noch atmeten, was für Völker, fremd an Sitten und Trachten! Er hatte wenig gesehen von all dem, wahrlich, er ging früh . . .

Wieder kam der Ruf, tiefer noch diesmal und länger hingezogen. Rief Natur und das Ungekannte? Matthias war wacher geworden. Aber wacher werden hieß an diesem Morgen für ihn, näher dem Leben sein.

Er erhob sich und reckte sich in seinem Frack. Es fröstelte ihn nicht sehr. Er reckte sich, um seine Glieder zu spüren. Er atmete tief im streichelnden Winde. Die Lust des körperlichen Daseins, die Empfindung des Jungseins und Kräftigseins nahm unversehens Besitz von ihm. Er begann zu gehen, er schritt aus . . . Mit raschen, ja mit freien, ja mit starken Schritten ging er den Uferweg zurück.

Der helleren Seite des Himmels zing er zu. Aber noch war lange, lange nicht Tag. Warum soll ich die Sonne nicht mehr sehen, dachte Matthias, man stirbt am Mittag so leicht wie in der kühlen Nacht. Aber dabei verspürte er eine Regung von Zufriedenheit, ja von sanfter Heiterkeit, die er selber nicht ganz begriff . . .

Was hielt er in der Hand? Seine Finger waren um das weiche Leder der Dolchscheide geschlossen. Der Dolch lag noch dort auf der Bank. Er hatte seine

Waffe vergessen ... Matthias schüttelte hastig den Kopf und schritt weiter. Er sah im Geiste, wie das erste fahle Frühlicht stumpf auf dem krummen Stahl sich spiegeln würde, dann das leuchtende Gold der Morgenstunden, der zückende Strahl des Mittags ...

Stark schritt er aus. Schon war er bei den Villen angelangt, schon bei der Zeile der großen Gasthöfe, nun ließ er den seinen hinter sich; abgewendet, mit festem Munde, ging er vorbei. Er überquerte den großen baumbepflanzten Platz, in dessen Mitte einige Herren im Seidenhute standen und sich mit elegant heiseren Stimmen von den Spielgewinnsten der Nacht unterhielten.

Matthias war einzig darauf bedacht, das Meer nicht zu verlieren. Sorgsam folgte er ihm, mit einer unbestimmten Art von Vertrauen und Hoffnung. Er folgte ihm, hin am Quai der noch schlafenden Stadt, immer wandte er dem Meere seine Augen zu. Mit Schwierigkeiten ging er ihm nach. Bald war ein schmales Hafenbassin tief eingeschnitten, das er zu umwandern hatte, bald entfernte sich die Häuserzeile völlig vom Wasser, ein Flußlauf verwirrte ihn auch, aber er kam zurück, und schließlich an einer Krümmung seines Weges sah er, daß er den flachen Halbkreis der Lichter nun ausgeschritten hatte, und daß vor ihm ein Kap vorsprang: der Riegel zu neuen Weiten. Nizza, die Stadt so qualvoller Abenteuer, lag hinter ihm, vor ihm lagen die Buchten und Vorgebirge des Mittelländischen Meeres, er konnte ihnen folgen.

Schon verbarg ihm der vorspringende Hügel die Stadt. Einen tief eingeschnittenen Golf glaubte Matthias vor sich zu erkennen und erkannte weiterhin einen mächtig ins freie Wasser vorspringenden Landrücken. Lichter glänzten, sparsamer, da und dort im noch tiefen Dämmer. Aus der Weite traf Matthias, ein wenig empfindlicher nun, der Wind; das weiche Haar richtete sich ihm auf über der Stirn. Kommt dieser Wind aus Afrika, dachte er, nicht ohne einen Schauer. Ja, hier war Europas Rand ...

Eine Empfindung von Freiheit, von ungekannter Jugend fiel auf Matthias, doch anders, reiner und schöner, als dort auf seinem Hotelbalkon über dem Corso. Sein Herz pochte. Was war das? Was war mit ihm? Hier lief er, Matthias, der doch hatte sterben wollen vor Elend und Gebundenheit, am morgendlichen Meere dahin, aufs Höchste lastlos und ungebunden, ohne einen Mantel sogar und barhaupt. Hier lief er, befreit und allein, dem Lichte des Tages entgegen, ohne einen anderen Führer als Europas Ufer. Und vergessen lag dort, jenseits der Stadt, seine Waffe und spiegelte bald das Licht ... War er gerufen worden? Wohin denn lockte Natur mit schluchzendem dumpfen Schrei?

Will ich vergessen? fragte er sich ernüchtert. Ich muß vergessen, antwortete

er sich. Und wahrlich, die Welt ist weit und vielfach genug: man kann vergessen.

Er ging weiter, er ging rasch, er stürmte voran. Ganz blaß war die Nacht geworden. Das Meer war schiefergrau, schon standen Häuser und Gärten längs der Straße mit stumpfen, doch unterschiedenen Farben da. Kunstvoll hob sich die Straße und senkte sich tief. Zweimal, dreimal hörte Matthias aus der Ferne ein Automobil heranbrausen, das Heulen der Sirene wurde zum Fauchen, zum Brüllen, Staub hüllte Matthias ein und gab ihn wieder frei . . .

Er wanderte abwärts, langsamer. Nun war er müde, mit einem Mal. Nun mußte es süß sein, zu schlafen. Er sah unter sich einen kleinen dunklen Bestand von Büschen und Bäumen, der hart bis ans Meer heranzutreten schien. Dort würde er sich verbergen, sich hinlegen.

Er verließ die große Straße und kam auf einem Pfade hinab. Unvermutet gelangte er, zwischen den Bäumen durchschreitend, vor ein langes, niedrig zweistöckiges Gebäude mit flach abgeschrägtem Dach. Eine Bank stand an der weißgekalkten Mauer.

Hier werde ich schlafen, dachte Matthias, hier muß ich schlafen. Vor dem Winde schützt mich das Haus . . . Beim Erwachen will ich gerne nachdenken . . . über alles. Ich weiß ja, ich habe mir meine Schritte ein wenig leicht gemacht. Erst aber muß ich nun schlafen . . .

Er fröstelte, doch er bettete sich. Gleich fielen ihm die Augen zu. Er erblickte die Fürstin in seinem Schlafe, matt schimmerte ihr schönes Haupt, ein dumpfer Schrei erhob sich, Meerwind blies, und mit salzigem Anhauch zertrieb er die Erscheinung.

38

Schlecht gebettet lag Matthias, auf hartem Holze hingestreckt, den Kopf zu tiefst und halb ohne Stütze; die linke Hand lag ihm quer über der Brust, weich geöffnet. So schlief er in seinem schönen Anzug, die Lider über seinen jungen Augen zuckten nicht in der Helle, der Morgenwind fuhr ihm durch das Haar. Tief schlief er, minutenlang störte es ihn nicht, daß man ihn unverwandt betrachtete . . .

Plötzlich, doch ohne Erschrecken, richtete er sich auf und blickte durch die Gläser einer goldgerandeten Brille in zwei dunkle, ruhige Augen. Vor Matthias stand ein bärtiger, schwarz gekleideter Herr, der nun mit einer weiten Gebärde seinen altmodisch geschweiften runden Hut abnahm und sich verbeugte. — Es war strahlend heller Tag.

„Ich hoffe," sagte der Fremde, „Sie haben sich nicht erkältet, Sie sind leicht bekleidet. Haben Sie denn lange so gelegen . . ."

„Nicht sehr lange, das heißt . . ." antwortete Matthias in stotterndem Französisch. Verwirrt griff er, mit steifen Fingern, nach seiner zerknickten Hemdbrust und nach seiner Kravatte, die sich aufgelöst hatte. Eine Strähne seines weichen Haares lag ihm quer über der Stirn.

Eine kleine Pause trat ein. „Kostomarow ist mein Name," sagte der Herr dann unvermittelt auf deutsch, aber mit nicht gewöhnlichen, fremdartigen Lauten. Auch Matthias nannte seinen Namen, doch nur den Vornamen mit deutlicher Stimme; im gleichen Augenblick überflutete ihn die Seltsamkeit seiner Lage, und er murmelte . . .

Herr Kostomarow sagte: „Verzeihen Sie nur, wenn ich so ohne Weiteres um Sie besorgt bin." Und mit einem Lächeln und einer vagen Geste über das Gebäude hin fügte er hinzu: „Ich bin hier ein wenig der Hausherr . . . Aber du lieber Gott, Sie zittern ja . . ."

Matthias zitterte wirklich ein bißchen in der weißen Morgensonne, doch es war nur sein Körper, der sich nicht völlig behaglich fühlte. Der Anblick des bärtigen Mannes hatte ihn ganz milde und freundlich in den Tag zurückgeführt.

„Jawohl, Sie frieren," wiederholte Herr Kostomarow. „Aber warten Sie . . . warten Sie nur ein Augenblickchen." Und langen Schrittes, mit wehenden Rockschößen ging er davon, wobei er einmal beruhigend zurückwinkte . . .

Matthias schloß ein wenig die Augen, doch schon stand der Fremde wieder vor seiner Bank.

„Kommen Sie, lieber Herr," sagte er, „ziehen Sie einstweilen dies hier an, es ist nur so ein Ledermantel, wie wir ihn manchmal bei der Arbeit tragen . . . Und nachher werden Sie wohl auch ein Gläschen Tee mit uns trinken . . ."

„O danke, ja."

„Und jetzt kommen Sie einmal in die Sonne! Hier hinter dem Hause ist es zu kühl."

Und wie traumwandelnd, eingehüllt in den schwerfaltigen Mantel, der ihm bis zu den Knöcheln reichte, folgte Matthias dem fremden Herrn auf dem Kiesweg, der um das weiße Gebäude herumführte. Plötzlich lag, gleißend beschienen, flirrend vom Morgengolde, das Meer unter ihm.

„Können Sie es ertragen?" fragte Herr Kostomarow und sie ließen sich von Neuem nieder. Und wie Matthias schüchtern aufblickte, bemerkte er, daß die helle Brille mit einer graugläsernen vertauscht worden war, hinter welcher die Augen in einem geheimnisvollen, matten Schimmer lagen. So erschien ihm

der Blick des Andern noch sanfter und gütevoller als zuvor ... Mit einem Male dehnte sich alles gepreßte Leid in seiner Knabenbrust, und mit Mühe, eben noch, widerstand er der Versuchung, sich vor dem fremden Herrn mit Tränen schwach zu zeigen.

Der aber schien mancherlei zu begreifen. Er legte einen Augenblick leicht den Arm um Matthias, blickte ihn freundlich an und sagte: „Wollen Sie mir nicht ein wenig erzählen? Sie fühlen ja Kummer ... Vielleicht haben Sie im Spiel verloren?"

Versunken schüttelte Matthias den Kopf. War sie nicht wunderbar, seine Begegnung? War dieser Mensch nicht wunderbar ...

„Finden Sie mich nicht zudringlich, Herr Matthias, bitte nein ... Aber ich finde Sie hier so, ja wie soll ich es ausdrücken, so seltsam isoliert, nicht einmal einen Hut haben Sie auf dem Kopf ... Ich muß notwendig denken, mein junger Freund, daß Sie unglücklich sind, und wie uns Russen der liebe Gott einmal geschaffen hat ..."

„Sind Sie ein Russe," fragte Matthias schnell, mit Bestürzung in der Stimme.

„Wundert Sie das? ja, ein Russe, Kostomarow ist mein Name, sagte ich es nicht? Professor Kostomarow. Das Gebäude, vor dem wir beide sitzen, ist die Station für Meeresforschung, von der russischen Regierung subventioniert, wußten Sie es nicht?"

„Nein," antwortete Matthias in ganz abwesendem Tone. Er wendete sich um und blickte auf ein Stückchen weißgekalkter Wand, so als könnte ihn das orientieren. Aber gleichzeitig fühlte er sich bei der Hand ergriffen ...

„Wollen Sie mir nicht sagen, wo es Ihnen fehlt, mein junger Freund? Das Spiel war es also nicht ... Sie wissen vielleicht: man rät an dieser Küste immer zuerst auf das Spiel, das darf Sie nicht wundern. Es ist keine Schande dabei ..."

„Ich habe nicht gespielt," sagte Matthias leise, „ich kann gar nicht spielen. Aber Kummer habe ich freilich. Glauben Sie, Herr Professor, ich weiß wohl, wie freundlich es von Ihnen ist, mich so zu fragen ..." Er schwieg und ließ seine Hand in der des Russen. Etwas überaus Jugendliches, Kindliches beinahe, lag in diesem Überlassen.

„Wie alt sind Sie denn, Herr Matthias?"

„Zwanzig Jahre."

„Zwanzig Jahre ... Aber mit zwanzig Jahren hat man Eltern oder Lehrer ... Wo sind denn Ihre Eltern? Verzeihen Sie, wenn ich das frage ..."

„Ich bin allein," sagte Matthias still.

„Oh . . ." Doch nach einer Pause fuhr Herr Kostomarow fort: „Sie sind zwanzig Jahre, Herr Matthias! Ihr Kummer wird vorbeigehen, glauben Sie es. Und wenn es der schlimmste Kummer auf Erden wäre, er wird vorbeigehen."

Hier aber schüttelte Matthias den Kopf. „Nein, o nein," entgegnete er stockend, „das glaube ich doch nicht, Herr Professor, daß auch mein Leid vorübergehen könnte. Auch mit zwanzig Jahren schon kann man ja deutlich wissen, ob man zu etwas nütze ist auf der Welt, ob man zu etwas taugt in der Welt, oder ob man ein elendes Geschöpf ist, das nicht verdient zu leben. Ich aber tauge zu nichts, zu gar nichts. Nichts kann ich erreichen, nichts kann ich vollführen . . ."

Matthias' Stimme wurde leiser und leiser vor Weh und schließlich, mit einem trockenen Schluchzen, versagte sie. Es war ein hoffnungsloser Ton, mit dem Matthias aufhörte zu sprechen, fast erinnerte er an das Knirschen eines strandenden Bootes im Sand . . .

„Was denn, was denn," rief Kostomarow bewegt, und er schien sich zu einer Art von künstlicher Heiterkeit zu zwingen. „Sind Sie denn etwa in einem Examen durchgefallen? Hören Sie, das wäre aber ein schlechter Grund, um hier im Frack unter freiem Himmel zu schlafen . . . Nun, ich sehe wohl, das ist es nicht . . ."

„Nein, das ist es nicht. Ich bin nicht im Examen durchgefallen. Aber sterben sollte ich . . . ich sollte sterben . . ." Und Matthias begann nun doch zu schluchzen und preßte die Hände des Professors, wie ein Kindchen, dem der Arzt wehe tut, die Hand seiner Mutter. „Ja, ich müßte sterben, die Welt kann gerade so gut ohne mich auskommen . . ."

Bei diesen Worten aber fing der Professor Kostomarow an zu lachen, mit einem tiefen, vollen, gutmütigen Lachen. Er drehte sich ganz zu Matthias herum und begann, ihm mit seiner freien Hand kleine, liebkosende Schläge auf den Arm zu versetzen. Immer wieder rief er beim Lachen mit rundem Munde: „Och, och, och, och."

„Wahrhaftig," und er zeigte sich nun förmlich ausgelassen, „wahrhaftig, kann die Welt nicht ohne Sie auskommen, kann sie das nicht, wirklich, mein junger Freund, wäre das nicht möglich? Ja, sollte man es glauben? Och, och, och . . . Aber wissen Sie denn" — und Herr Kostomarow wurde wieder ein wenig ernster, „wissen Sie denn, mein Herr, mein junges Söhnchen, daß Sie da in aller Ihrer Reue und Zerknirschung ganz prächtig unbescheiden sind. Sie tun ja gerade" — und der Professor stellte nun auch seine kleinen Schläge auf Matthias' Arm ein — „als wäre Ihnen in der Welt ein besonders

schöner Ehrenplatz reserviert, und wenn Sie sich auf dem einmal nicht so ganz richtig aufführen, dann müßte gleich alles zu Grunde gehen! Meinen Sie das, Matthias, meinen Sie das wirklich ..."

Und mit einer beinahe feierlichen Bewegung nahm der Professor plötzlich seine Brille ab und sagte mit lauter Stimme: „Und dabei sind Sie doch jung, Freund Matthias, und Sie atmen diese prachtvolle Meeresluft ein und Sie erblicken den Sonnenglanz ... sogar ohne graue Gläser können Sie hineinsehen."

„Ja," antwortete Matthias nach einem Schweigen, „das ist schön. Aber es ist doch nicht genug."

Der Professor zögerte. „Nein, vielleicht nicht," antwortete er behutsam. „Sie mögen recht haben. Sie haben recht." Der Ernst, mit dem er sprach, hatte nichts von der überheblichen Übertreibung, mit der bisweilen ein Älterer auf einen Jüngeren einzugehen meint. „Aber ich werde Ihnen darauf noch antworten, Matthias. Wie ist es, wollen Sie sich drinnen im Haus einmal unsere Tiere betrachten? Wollen wir es zusammen tun? Vielleicht kann ich Ihnen dort am besten antworten. Gehen wir zusammen hinein, Matthias ... Aber, lieber Gott, was bin ich denn für ein Hausherr! Ich habe Ihnen doch ein Frühstück versprochen."

„Ich bin nicht hungrig, wirklich," sagte Matthias.

39

Durch eine Seitenpforte gelangten sie ins Haus, ließen ein paar nüchtern als Bibliothek eingerichtete Zimmer hinter sich; dann standen sie in einem weiten, kühlen und frischen Raum, in dem es flimmerte und leise gluckste.

Zwei große, vieleckige Wasserbecken waren in seiner Mitte in den Boden eingelassen, zwischen ihnen befand sich die Anlage zu einem Springbrunnen, der aber jetzt nicht sprang. Mit allerhand Stellagen und kleinen Kästen war die eine Längswand abwechselungsreich besetzt, die andere jedoch, und auf sie fiel sogleich der Blick, wurde ganz eingenommen von erhöhten Glasbecken, neun an der Zahl, darin es vielfarben schimmerte, durch die ein gebrochener Glanz von Meer und Sonne zu kommen schien.

„Mancherlei Tiere sehen Sie hier," sagte Professor Kostomarow, und sie blieben irgendwo stehen, „Fische, Muscheln, Schnecken, kleine Krebse, Seeigel, Schlangensterne, alles Mögliche, alle recht merkwürdig und interessant, wenn man ein wenig versucht, ihre Lebensgewohnheiten kennen zu lernen. Wir bekommen ja auch mitunter Besuch von Fremden, die dann hier herumstehen und hinein-

schauen und sich eigentlich langweilen und wenig begreifen. Aber viel Besuch bekommen wir nicht. Es ist wahrscheinlich zu amüsant an der Küste . . . Und außerdem – mit den großen Anstalten, mit der in Neapel zum Beispiel, kann sich unser Haus natürlich nicht vergleichen. Früher war es einmal ein Verwaltungsgebäude unserer russischen Regierung, als noch die Kohlenstation für die Flotte hier existierte. Nun, das ist langweilig, was ich da erzähle . . ."

„Oh gar nicht," sagte Matthias artig.

„Ich wollte nur sagen: die Fremden haben eigentlich recht, wenn sie sich nicht eben in Scharen herbeidrängen. Und manche von unsern jungen Herren, die fleißig arbeiten, ärgern sich geradezu, wenn doch jemand kommt. Sie müssen nur hören, Herr Matthias, wie mein Assistent Jefremow die Fremden kopiert, besonders die Damen: ‚Ah, Gaston, regardez donc, les jolies couleurs! Comme c'est délicat, ce gentil vert – là.' – Herr Kostomarow rundete den Mund und sprach so niedlich er nur konnte, aber dann ließ er es und sagte lächelnd: „Das ist nichts, ich habe kein Talent, Jefremow sollten Sie hören." Matthias lachte ein wenig. Er dachte an das Paar im Speisewagen des Expreß. Wie lange war das schon her.

„Dies hier ist ein schönes Becken, nicht wahr?" sagte Herr Kostomarow. „Große Actinien, seltene Arten zum Teil. Sie sehen doch ganz aus wie Blumen, all die Geschöpfe, die hier an dem Felsenstück haften und so sanft ihre Arme bewegen. Seenelken, Seerosen, Seeanemonen, hübsche Namen . . . Aber sie leben nicht wie die Blumen. Sehr gefräßig sind sie, niemals bekommen sie genug. Und die Blütenarme sind Fangarme. Nun, das wissen Sie wahrscheinlich alles . . . Aber wozu, glauben Sie Herr Matthias, sind die nun alle auf der Welt? Könnte die Welt nicht ganz gut ohne sie bestehen? Aber sie besinnen sich alle gar nicht darüber . . ."

Wieviel er spricht, um mich zu trösten, dachte Matthias mit Dankbarkeit. Und tröstet er mich nicht wirklich schon ein wenig . . .

„Und wie hängen sie alle an ihrem Dasein," fuhr der Professor im Weiterschreiten fort, „glauben Sie nur, die lieben ihr Leben, und es fällt ihnen nicht ein, zu überlegen, ob sie es auch verdienen . . ."

„Ja, solche Tiere . . ." sagte Matthias und blickte träumend hinein in die seltsame Welt.

„Sehen Sie einmal, was hier kommt, ja links vor dem größeren Aufbau, der Krebs, diese dunkelgrüne flache Krabbe da. Sehen Sie, was der kleine Kerl macht . . .?"

„Hält er nicht etwas über sich in die Höhe mit seinen hinteren Beinen . . ."

„Ganz recht. Jawohl. Dorippe heißt er, komische Gewohnheiten hat diese Art. Da hält er nun so ein krummes Stück Holz über sich — es gehört übrigens kein solches schwarzes Stück Holz in das Becken, Matthias, aber wir haben jetzt niemand, der so recht für unsere Tiere sorgt — und geht tagelang mit diesem Schirm spazieren und überlegt sich nicht, daß er gar nicht mehr im freien Meere ist, wo man gefressen wird, sondern in angenehmer, ausgesuchter, friedlicher Gesellschaft. Es ist ihm wichtig, daß er nicht gefressen wird, dem Krebschen. Merken Sie es, Matthias . . .?"

Oh, wie schön, wollte Matthias rufen. Er sah ein violettes, völlig durchsichtiges, glockenförmiges Geschöpf mit ganz leisen, süßen, rhythmischen Bewegungen daherschaukeln; aber er rief es nicht, in Erinnerung an den Assistenten, der die begeisterten Französinnen so sehr verachtete. — Er hob die Augen zu dem Professor auf und begegnete seinem Blick. Ihm wurde es warm ums Herz. War die Begegnung dieses Morgens nicht die sonderbarste und schönste von allen, die er an den Kreuzwegen seines Lebens gehabt hatte? Sie begann Matthias mit einer eigentümlichen Zuversicht zu erfüllen. War er in dieser mit unbekannten Wesen angefüllten fremden Halle nicht wie ein Kind an der Hand seines Vaters . . .

In diesem Augenblicke nahm ihn Herr Kostomarow wirklich wieder bei der Hand.

„Ich sehe, mein Junge," sagte er mit warmem Ton, „daß Sie sich zerstreuen bei unseren Tieren. Ich freue mich. Sagen Sie, verstehen Sie es, daß man solchen armen, unbewußten Geschöpfen Wohlwollen schenken kann, daß man sie sogar lieben kann?"

Matthias nickte lächelnd.

„Das ist gut, das ist sehr gut. Und es ist nicht so häufig, Matthias. Sogar unter den Gelehrten ist es eher selten. Für die meisten ist so ein Tier eigentlich nichts Besonderes. Ich habe aber nicht gefunden, daß das die besten Gelehrten sind . . ."

„Die Tiere werden doch oft sogar zerschnitten — auseinandergenommen, nicht wahr?" sagte Matthias.

„Das werden sie. Das muß wohl auch geschehen . . . Aber es gibt Unterschiede . . . Übrigens rede ich nicht nur von den Gelehrten. Wir hatten hier einen Wärter im Hause, einen gewandten jungen Kerl, der allerlei verstand und auch mit den Fremden gut umzugehen wußte. Aber vor vierzehn Tagen mußten wir ihn entlassen. Er liebte die Tiere wirklich ein bißchen zu wenig. Eines Tages kamen wir dahinter, daß er förmliche Gladiatorenspiele mit ihnen aufführte."

„Hetzte er sie denn aufeinander?" fragte Matthias gespannt und sein Herz fing an zu klopfen. „War das möglich? Ich habe geglaubt..." und er suchte nach Worten, „der Mensch könne sich diesen Geschöpfen gar nicht verständlich machen und keine Wirkung auf sie ausüben? So schien es mir . . ."

„So — haben Sie darüber nachgedacht . . . Nein, er brachte nur aus den verschiedenen Becken Tiere zu einander, die sich feind sind und hatte seine Freude an der Zerstörung. Da waren zum Beispiel irgendwo in einem abgesonderten Behältnis so ein paar flinke kleine Räuber, Schleimfische nennt man sie, glaube ich, im Deutschen, die sich damit beschäftigen, schwächeren Tieren die Augen auszureißen, — aus Leckerei, wollen wir hoffen, und nicht aus Bosheit . . . Das hatte der Mensch irgendwo gehört oder gelesen und brachte nun diese abscheulichen kleinen Gourmands zu ihren Opfern. Nun und solche Taten hatte er mehr auf dem Gewissen. Da jagten wir ihn schließlich fort."

„Oh pfui, wirklich," sagte Matthias und seine Augen waren dunkel vor Entrüstung.

„Ja, nicht wahr . . . Nun fehlt es uns einstweilen an einem Pfleger. Meine Assistenten tun das Nötigste, aber sie haben auch sonst ihre Arbeit. Und im übrigen sind von allen möglichen Universitäten junge Gäste bei uns, die zwei oder drei Monate bleiben, um etwas zu lernen. Denen können wir es auch nicht zumuten. Da wird jetzt manches versäumt."

„Ist es denn schwer, die Tiere zu pflegen?"

„Schwer — nein, aber es gehört Sorgfalt dazu, gerade bei uns. Wir haben wenig Geld hier auf der Station und die altmodische Einrichtung ist nicht so bequem zu handhaben wie die teuern neuen Apparate. Da ist zum Beispiel die Frage der Durchlüftung . . . Ein deutscher Erfinder hat einen vortrefflichen Apparat konstruiert, der gar keine Mühe macht und der außerdem sogar noch eine Art Flut und Ebbe in den Bassins hervorbringt. Aber den können wir uns nicht leisten. Er ist eben viel zu teuer. Wir müssen uns immer noch auf die alte Art behelfen. Sehen Sie, Matthias, so . . ."

Und er schlüpfte unter einem der Bassins hindurch, erkletterte dort hinten eine Leiter oder einen Trittschemel und machte sich mit einem Metallhahn zu schaffen, der ein wenig über dem Wasserspiegel angebracht war. Ein dünner, scharfer Strahl schoß plötzlich aus der Leitung, traf eine Röhre, die genau unterhalb im Becken lehnte, und durchfuhr sie quirlend.

„Sehen Sie, Matthias," rief der Professor, von dem nur der Kopf mit dem schwarzen runden Hute sichtbar war, „jetzt reißt das Wasser ein wenig Luft mit sich, die da unten wieder herauskommt und unseren Tieren etwas zum

Atmen gibt ... Übrigens ist es auch Zeit, die Vorhänge vorzuziehen. Manche von den Herrschaften fühlen sich nicht wohl, wenn das Wasser zu warm wird ..."

Und er kletterte mit einem kleinen Stöhnen von seinem Schemel herunter und verhüllte drüben die Fenster gegen die kräftig einfallende Sonne.

„Wenn es zu hell ist in den Bassins, sieht man auch bald kein Tier mehr vor wuchernden Algen," sagte er, als er wieder zum Vorschein kam. „Aber kommen Sie, Matthias, wir schwatzen noch ein bißchen ..."

Und sie nahmen Platz auf einer Steinbank, die in der Mitte des Raumes angebracht war, einem der eingesenkten Becken zugewendet. Im glasreinen Wasser zuckte es und schimmerte von hundert Fischen.

Herr Kostomarow war noch ein wenig außer Atem von seinen Handgriffen. „Nun, Matthias," sagte er mit etwas abgerissener und dennoch sanfter Sprechweise, „haben Sie es wieder einmal gesehen, daß Geschöpfe auf diesem Planeten mit Ihnen zusammen existieren, die gar nichts wert sind in Ihrem Sinne, und die doch nicht daran denken, auf das Dasein zu verzichten. Nun, das sind alte Sachen ... Aber glauben Sie zum Beispiel, um bei einem andern Ende anzufangen, daß ein Geschöpf, wie ich, ich selbst, der ein alter Professor mit einer Brille ist und sozusagen der Herr über all diese Krebse und Quallen und Fische, daß ich notwendig bin auf Erden, daß es ohne mich nicht ginge ..."

„Oh Herr Professor ..."

„Langsam! Sehen Sie einmal: vor langer Zeit, vor vielen Jahren habe ich auch geglaubt, man müsse sein Recht auf das Leben so mit einem Schlage beweisen, mit Posaunen gewissermaßen, mit einem Tusch ... Nebenbei: sagen Sie mir, Matthias, was wollten denn Sie ausführen, was ist denn Ihnen mißglückt, auf welcher Posaune wollten Sie blasen?"

Ohne jedes Bedenken erwiderte Matthias:

„Ich wollte einen Verbrecher töten, einen vornehmen Herrn, einen Unterdrücker. Aber ich habe es nicht tun können."

Hierauf antwortete der Russe nichts. „Mit einem Schlage", fuhr er fort, „wollte ich es beweisen, wie notwendig ich sei. Ich war noch ein Student, da begann ich ein großes, allgemeines Werk zu schreiben, so etwas über das Wesen der Natur, über den Kern der Geschöpfe und Gesetze. Natürlich wußte ich noch sehr wenig, so gut wie nichts, aber ich wollte sehr viel. Ich war wirklich des Glaubens, ich könnte den Menschen Zusammenhänge zeigen zwischen Dingen, die mir einzeln fast alle unbekannt waren. Schöne Nächte waren es damals in Heidelberg ... Ich wohnte in einem Gartenhause, und der Duft der Bäume und Blumen kam zu mir herein. Schöne Nächte — mehr ist nicht

davon geblieben. Nun bin ich also ein alter Professor und schreibe freilich Bücher. Aber wissen Sie worüber, Matthias? Nicht mehr über die Wesen der Erde im Allgemeinen, auch nicht über das Tierreich im Allgemeinen, nicht einmal über einzelne Gruppen oder Arten von Tieren, sondern ich wähle mir von den kleinen Geschöpfen hier um uns her irgendeines aus, ein ganz bestimmtes, einen stacheligen Seeigel vielleicht oder auch einen Seestern . . ."

„Einen Seestern . . ."

„Ja, Ophidiaster oder Astrospecten oder Sonnenstern, allen hat man hübsche Namen gegeben . . . Aber auch dann schreibe ich noch nicht über das ganze Tier, Matthias, sondern ich untersuche irgendetwas an ihm, etwa die Art seiner Ernährung, oder seine Fortpflanzung, oder wie es sich bewegt . . ."

„Ja," sagte Matthias eifrig, „das ist merkwürdig, wie sie sich bewegen, die vorderen Zacken in die Höhe gekrümmt . . ."

„Haben Sie das einmal beobachtet? — Ja, dergleichen Dinge beschreibe ich nun, damit verbringt solch ein Mensch wie ich sein Leben, und nicht ich allein, mit mir hier arbeiten ja Andere — jetzt könnten die Herren übrigens aufgestanden sein, damit wir unser Frühstück bekämen! — und Stationen wie die unsrige gibt es mehr, größere, berühmtere, in anderen Ländern, in allen Weltteilen, und Wissenschaften wie die unsere gibt es mehr, nicht wahr? Und jeder von uns allen tut so für sich sein kleines Werk. Wenig, wenig ist geschafft, wenn ein Menschenleben vorbei ist, aber ein Schrittchen ist doch getan . . ."

Der Professor schwieg.

„Ein Schritt in der Wissenschaft . . ." sagte Matthias nachsinnend.

„Sie wollen fragen, Matthias, wofür es denn gut sei, das Schrittchen, wohin sie denn schließlich führen sollen, alle die zehntausend Schritte . . ." Der Professor richtete sich in die Höhe, nahm seine Brille ab und blickte Matthias mit seinen kurzsichtigen, guten Augen ins Gesicht. Der errötete. Übrigens saß er wie draußen noch im langen Ledermantel da, den Kragen aufgeschlagen.

„Ich will es Ihnen sagen, wohin sie führen. Sie führen zur Erkenntnis, Matthias, und Erkenntnis macht gut. Denn der Mensch kann ja nur das wahrhaft lieben, was er kennt. Mit allem aber, was wir über diese geringen und verborgenen Wesen erfahren, erfahren wir auch etwas über die anderen und sogar über uns selbst. Ich könnte es Ihnen beweisen; doch vielleicht ist es besser, Sie glauben es mir, oder Sie fühlen es ohne Beweis . . . Vielleicht würden Sie lachen, Matthias, wenn man Ihnen sagte, der und der Fisch, vielleicht der kleine Regenbogenfisch, der da eben auftaucht, dieser kleine Kerl mit seinem gezackten Orangeband an der Seite, mit seinem blauen Fleck am

Kiemen, mit seinem schwarzen Fleck auf der Achsel, mit seinem violetten Fleck auf der Rückenflosse – er sei eigentlich ein hübscher kleiner Bruder von uns beiden ...“

„Nein,“ sagte Matthias, „darüber würde ich nicht lachen.“

„Matthias,“ sagte der Professor mit etwas veränderter, festerer Stimme, „würden Sie wohl bei uns bleiben wollen und unsere Meertiere pflegen? Es ist nicht schwer ...“

40

Und dann frühstückte Matthias mit dem Professor und den jüngeren Herren, die nun endlich doch alle aufgestanden waren. In einem einfach eingerichteten, langen und niedrigen Zimmer des ersten Stockwerks saß man bei weitoffenen Fenstern, und zwei dunkle, magere Südfranzösinnen bedienten. Des Öfteren stand auch die junge Dame, die sich unter den Gästen der Station befand, eine Studierende, die aus Leyden in Holland kam, vom Tische auf, um bei dem Kessel und den Kannen zu helfen. Sie war rundlich, recht hübsch und flink und sah nicht vorwiegend gelehrt, sondern vorwiegend heiter aus; trotzdem war sie bei ihrer Jugend bereits mit dem Doktortitel geschmückt. „Doktor Helene“ nannte man sie mit Sympathie in mehreren Sprachen.

Denn es schwirrte von den Lauten mancher Länder um diesen langen, weißrot gedeckten Tisch, wenn auch das mit russischem Akzent gesprochene Französisch vorherrschend blieb ... Skandinaven saßen da, blond, pfarrerlich korrekt und vom Schwamme gleichsam noch feucht; Franzosen von strudelnder Selbstgefälligkeit, Deutsche, die sorgsam kauten und bei denen jedes Wort schon am frühen Morgen seinen guten Sinn hatte, und eine Anzahl Russen, großzügig ungepflegt im Äußeren, leidenschaftliche und abstrakte Sprecher. Allen diesen jungen Menschen aber, die Brote bestrichen und sich Tee einschenken ließen und über die Tafel lachten und fröhlich zu disputieren anfingen und einander aufzogen und wieder ernst wurden – ihnen allen war ein Gepräge von Reinheit gemeinsam, ein Zug von naiver Askese, der etwas Kindliches hatte. Unbedingt nämlich bewahrt die frühe und dauernde Beschäftigung mit der Wissenschaft, der Umgang mit dem Objekte und dem Begriff, dem Menschen eine eigentümliche Keuschheit.

Und allen gemein war auch eine außerordentlich ehrerbietige, fast jüngerhaft sich unterordnende Art, mit dem Professor zu verkehren. Kostomarow saß in seinem schwarzen Rock an dem einen Ende der schmalen Tafel, die Holländerin weit unten sich gegenüber. Er sprach jetzt wenig. Er nickte nur, lächelte, gab auf Fragen mit zwei Worten Bescheid. Unauffällig achtete er auf

Matthias, der zur Linken neben ihm saß, reichte ihm das Brot, warf ihm mit freundlichem Blick ein Stückchen Zucker in die Tasse. Und so wunderte sich denn kein Mensch über den jungen Gast im ledernen Mantel . . . Unter der Hand ging die Erklärung um den Tisch, dies sei der neue Pfleger für die Tiere, ein junger Mensch von guter Herkunft und ausgestattet mit beträchtlichen Kenntnissen, und alle fanden, daß Matthias angenehm aussehe, und alle waren es zufrieden, daß die Schaubecken vor wuchernden Algen und allerhand Störung nun wieder bewahrt sein sollten.

Dann aber fuhr Matthias auf dem Schiff der Station mit hinaus, das wie zweimal in jeder Woche so heute die offene See gewann, um neue Tiere aus der Tiefe heimzubringen . . .

Als man aus dem Hause trat, faßte ihn Kostomarow leicht um die Schultern und hielt ihn so für einen Augenblick zurück.

„Wie ist es nun, Matthias, werden Sie am Nachmittag Ihre Sachen holen? Sie haben Ihre Kleider doch in Nizza? Oder soll ich hinschicken?"

Matthias hatte eine Bewegung des Schreckens. „Nicht . . ." sagte er.

Nein, er wollte nicht mehr an Nizza denken, nicht mehr an dieses Hotel; Stadt und Haus sollten versunken sein. Ein Abgrund von Ohnmacht und Enttäuschung lauerte dort, bereit ihn zu vernichten — wandte er sich auch nur in Gedanken nach rückwärts. Mochten sie sich von seinen Sachen bezahlt machen, in diesem furchtbaren Hotel . . .

„Nein, bitte nicht!" wiederholte er.

Kostomarow sah ihn prüfend an. „Gut," antwortete er und ließ im Dunkel, wieviel er von der Weigerung verstehe. „Wir kaufen dann hier etwas im Städtchen. Besonders einen waschbaren Anzug werden Sie brauchen . . ."

Und der Schatten eines Lächelns zeigte sich um seine Lippen. So angetan würde er also mit hinausfahren, der junge Matthias, barhaupt, mit seinem schönen Frack unter dem alten Arbeitsmantel.

Eine romantische Erwerbung immerhin, unser neuer Diener, dachte der Professor auf Russisch.

Und dann stiegen sie zusammen den Treppenpfad hinunter, der zur nahen Anlegestelle führte.

41

Und sie gewannen die Bucht und das freie Meer: der Professor, vier von den jungen Gelehrten, eine Anzahl Matrosen und Matthias. Ein mäßig großes Motorschiff trug sie, dem ein winziges Boot nachschleppte.

Das Meer flimmerte; kehrte man sich rückwärts, so blitzten im Licht die weißen Häuser der Küste; ein leichter, freudiger Wind ging.

„Hier sind wir auf Schlammgrund," bemerkte der Professor, der neben Matthias seinen Platz gewählt hatte und aufmerksam eine Meereskarte las. „Im Schlamm leben allerlei zarte, kleine Tiere. Aber erst kürzlich haben wir nach ihnen gefischt . . . Dies hier", sagte er von Neuem nach einer Weile „ist eine sehr tiefe Stelle, aber selten holen wir hier etwas herauf."

„Reichen die Taue nicht so weit?"

„Es ist nicht das. Aber hier fischen wir nur, wenn es unbedingt notwendig ist. Denn was aus solchen Tiefen zu uns kommt, Matthias, das ist tot."

„Vertragen sie das Licht nicht?"

„Sie brauchen ihren Druck. In tausend Meter Tiefe und noch viel tiefer wohnen sie, und viele tausend Zentner Wasser drücken auf ihren kleinen Leib. Das schadet ihnen nichts, darauf sind sie eingerichtet, sie spüren sie gar nicht, die ungeheuere Last, und so ein kleiner Krebs zum Beispiel macht unten auf dem Boden des Weltmeers mit seinen feinen, zierlichen Beinchen ganz ohne Mühe seine graziösen Sprünge. Aber das Hinaufkommen in unsere unbeschwerte Freiheit können sie nicht ertragen, und darum, Matthias, werden auch unter Ihren Schutzbefohlenen die allermerkwürdigsten Geschöpfe wohl niemals sein. Die märchenhaft geformten Fische der tiefsten See vor allem, sie kommen niemals lebend zu uns herauf, ihre Schwimmblase zerplatzt ihnen unterwegs, das ganze Innere quillt aus dem Munde hervor, es ist ein jämmerlicher Anblick . . ."

Dies alles hatte der Professor gesagt, während seine Augen auf der Orientierungskarte sorgfältig dem Laufe des Schiffes folgten.

„Halt!" rief er nun plötzlich. Man verlangsamte die Fahrt, hielt ganz, und ein riesiges Netz, aus starken Schnüren und eisengerahmt, wurde über Bord gelassen.

In sachtem Tempo verfolgte das Schiff wieder seinen Weg, die Leine begann zu zucken, man zog sie an; aber so schwer war das Netz geworden, daß man die Winde in Anspruch nehmen mußte. Endlich erschien es inmitten trübdunklen Wassers, wurde an Bord genommen und in einen bereitstehenden Kasten sogleich entleert.

Bei alldem und während nun die jungen Zoologen, von Matrosen unterstützt den undurchsichtigen Brei in engmaschigen Sieben lichteten und dann begannen, die Gefangenen zu reinigen und zu verteilen, — bei alldem stand Matthias ein wenig ratlos beiseite. Wie gerne hätte er doch geholfen . . .

„Manche von ihnen müssen dabei zu Grunde gehen, nicht wahr?" fragte er leise den Professor, der seine Anordnungen getroffen hatte.

„Leider. Und auch den übrigen ist es gewiß nicht recht, daß man sie stört in ihrem Frieden. Aber" — und der Professor sprach langsam — „irgendwo müssen wir ja Halt machen mit unsern Empfindungen . . ."

Matthias senkte den Kopf.

„Und jetzt," fuhr Kostomarow in einem veränderten, munteren Tone fort, „jetzt nehmen Sie einmal diese beiden Krebschen in das Glas hier — sachte, sachte, es sind weiche Herren mit einem noch neuen Panzer, wie ich sehe. Gießen Sie etwas von dem Seewasser ab und zu und schütteln Sie das Glas ein wenig. So . . . wir werden sie schon wieder sauber und glücklich machen, die beiden . . ."

Und Matthias war dankbar und gehorchte dem Professor mit einer unendlichen Behutsamkeit. Kostomarow wies ihm neue Tiere zu . . . Bald waren Matthias' Hände über und über vom Lehme gelb. „Dort links ist Wasser und Seife," sagte der Professor, der ihn nicht aus den Augen ließ. Und lächelnd, mit einem beginnenden Glücksgefühl wusch er sich.

Mit einem Mal aber wurde er müde. Er setzte sich wieder auf die Rundbank am hintern Ende des Schiffes, und nur noch mühsam hielt er die Augen offen.

Aber sie sollten offen sein. Wieder gab es Neues zu sehen. Matthias drehte sich mit einer kleinen Anstrengung um und blickte nach rückwärts über Bord . . .

Einer der Matrosen war in das nachschleppende kleine Boot geklettert. Er hielt ein Glas in der Hand. Matthias mußte denken, daß es ein Ding sei wie die Einmachgläser zu Hause. Er schmeckte Himbeeren auf seiner Zunge . . . Halb schon im Schlaf sah er einen Schwarm rotschimmernder Quallen sacht schaukelnd an der Meeresoberfläche daherschwimmen. Langsam, vorsichtig fuhr das Schiff. Die Sonne flirrte auf den kaum bewegten Wellen. Matthias stützte auf dem Schiffsrande seine Wange bequem in die Hand und sah hinab. Es schien nicht leicht, die schönen Tiere zu fangen; so oft der Matrose mit seinem Glase sich näherte, tauchten sie verängstigt hinunter.

„Und doch, und doch," dachte Matthias, „man sollte sie alle in ihrem Meere lassen."

Aber der Matrose begann kreisförmige Bewegungen mit seinem Glas zu vollführen. Im glatten Wasser entstand ein Wirbel, willenlos wurden ein paar von den schwimmenden Wesen in dem kleinen Strudel umhergetrieben, willenlos strömten sie ein in das Glas . . .

Und wieder, ein neues Behältnis in der Hand, zog der Mann seine magischen Kreise. Aber Matthias sank in Schlaf vor der sanften Bewegung.

42

Sehr früh pflegte Matthias in seinem Zimmerchen zu erwachen, das unterm Giebel lag, und sein erster Blick fiel auf die strahlende Bucht. Er sprang auf, nahm ein Tuch um und lief durch das öde Haus hinunter ins Freie, hinunter zum Meer, hinein in die Flut. Bald schon im Frühjahr hielt er es so und spät noch im Herbst.

Nahe der Badestelle befand sich der Ort, wo in flachen, kleinen Booten vergleichbaren Eisenkästen gewisse Tiere, die sich schwer an die Entbehrungen der Gefangenschaft gewöhnen, einer Art von Vorhaft ausgesetzt wurden, eingeschlossen zwar, aber durch schmale Ritzen noch in Berührung mit dem freien Element. Diese kleinen Galeeren hatte Matthias selber mit Tauen und Ankern mühsam befestigt. Bei nächtlichen Stürmen nun kam es vor, daß sie sich losrissen, daß sie gegen die Felsen des Ufers geschleudert wurden und zerbrachen, und daß die Gefangenen im Unwetter die alte Freiheit zurückgewannen. Niemals brachte es Matthias zu einem rechten Bedauern, wenn er am Morgen die Stelle leer fand . . .

Schauernd in der Kühle lief er zurück ins Haus, vollendete Waschung und Anzug; bald stand er unten in seiner Halle. Und er ging umher an den Bassins: an denen, die flach und eintönig gehalten waren wie die Sandwüsten des Meeres, deren Bewohner sie beherbergten; an den zahlreicheren mit künstlichem Grottenbau, in denen die Tiere des felsigen Küstenlandes lebten; an den stillen Gläsern, die an der Innenseite des Raumes auf Regalen gereiht standen, wo schonungsbedürftige, weiche Flutenwesen meist ohne Regung saßen; und an den eingesenkten Fischbecken der Mitte, in denen Blasen aufstiegen und ewig ein blitzendes Zucken unter dem Wasserspiegel war.

Er kannte jeden Winkel und jedes Geschöpf. Kein Geschöpf aber von allen erkannte ihn . . . Für jedes von ihnen war er so fremd, so unseiend, wie für die gestorbenen Tiere, deren Tod er des Morgens an ihrer noch immer gleichen Haltung erkannte oder daran, daß sich ein trüber, wolkiger Ring im Wasser um sie gebildet hatte . . .

Matthias nahm das Instrument zur Hand, mit dem er die Scheiben zu reinigen pflegte. Es war ein langer Stock, der vorn ein filzbezogenes Brettchen trug. Eine der rückwärtigen Treppen nach der anderen erstieg er, tauchte den nackten Arm ins weiche Wasser und arbeitete behutsam. An gewissen Stellen nahm er besondere Rücksicht. Denn mit wahrem Entsetzen hatte er eines Tages zu Anfang bemerkt, wie eine prächtige, rot und grün gestreifte, dicke und fleischige Seerose

ihrem Mißempfinden über seine Handgriffe dadurch Ausdruck gab, daß sie ganz einfach ihren Magen vollständig zur Mundöffnung herausstülpte . . .

Dann aber fing er an, nach rückwärts die Reihe der Bassins wieder abschreitend, sie mittels jener altmodischen Vorrichtung zu durchlüften. Zischend schoß der weiße Strahl durch das Glasrohr, trat unten mit Strudeln aus und führte den durstigen Kiemen und atmenden Hautflächen die Nahrung zu.

Und dann war zu Beginn des Tagwerkes auch die große Leitung noch zu prüfen, die vom Meer herauf das Wasser brachte, ferner ihr Sieb, das die Unreinigkeiten abhielt, und die Pumpen . . .

Dazwischen nahm er auch irgendwo sein Frühstück ein. Er hatte gebeten, zum Tisch der Gelehrten nicht mehr hinzugezogen zu werden; die zwei braunen Südfranzösinnen sorgten dafür, und mit dem ausgeprägtesten Wohlwollen, daß es ihm gleichwohl an nichts gebrach. Aber mit zerstreuter Miene und hastig aß er und trank; denn Wichtigeres, das Füttern seiner Tiere, stand ihm bevor.

Den großen Fischen in den mittleren Bassins warf man das Ihre ja kurzer Hand hin; mageres Fleisch vom Rinde gab es für sie, Stücke Herz und — Matthias mochte es nicht denken — Fleisch von Ihresgleichen. Manchen der kleineren Wesen aber und vollends natürlich den stillen Einsiedlern in den Glasbehältern der Regale mußte man ihre zarteren Speisen oft lange Zeit mit der Holzpinzette oder mit dem Futterrohr hinhalten, ehe sie sich entschlossen, ihr Dasein wieder für einen Tag zu fristen. Oft mußte Matthias denken, der Professor habe doch wohl übertrieben, da er so im Allgemeinen von ihrer Lebenslust sprach . . .

Auch die gefräßigen unter ihnen kannte er natürlich, und er lachte vergnügt über dem rechteckigen Wasserspiegel, wenn er die Herzmuschel ihren Fuß fest auf den Boden stemmen, ihn mit Blut aufsteifen und sich durch die ganze Breite des Beckens bis hin zum Stabe fortschnellen sah; wenn der elegante Heuschreckenkrebs, der sich Tag aus Tag ein ohne Unterlaß putzt und schniegelt, plötzlich überhastig seine Toilette unterbrach; wenn glänzende Fischchen blitzend herzuschossen: die silberleuchtende Lichia, der prunkhaft purpurne Knurrhahn, der schwerfällig hastende Drachenkopf, der so schlecht schwimmen kann, weil er keine Schwimmblase hat, und die schönen farbigen Meerjunker, von allen die hungrigsten . . .

Und Matthias hielt ihnen mit dem Rohr oder mit dem Stabe das Ihre hin und neckte sie ein wenig und sprach mit ihnen und lobte sie — und keines von allen seinen Geschöpfen kannte ihn, und bei keinem von allen war es möglich, daß es ihn jemals kennen würde.

Nein, niemals würde eines von ihnen wissen, wer ihnen half, wer sie nährte, wer ihnen Reinlichkeit und Luft und das angenehmste Licht verschaffte, nie würde vielleicht auch nur die Hand von ihnen gesehen werden, die ihnen das alles tat. Keine Brücke gab es von ihnen zum Menschen. Sie zu betreuen, ihnen die Tage des Lebens zu widmen, dies war ein Dienst ohne Hoffnung, ein Dienst darum auch ohne Enttäuschung ... Zu diesen ewig fremden Formen, Überbleibseln uralter oder Vorboten ganz neuer Lebenszeiten, zu ihnen gab es eine vollkommene Liebe.

Und Matthias war zufrieden in diesem unbedingten, in diesem wunschlosesten Dienst. Ungesehen, unerkannt, verschmäht diente und liebte er hier; solche Demut war seine Art von Glück auf Erden.

Es war im siebten Monat nach jener seltsamen Ankunft, daß Professor Kostomarow an seine in Rußland lebende Schwester gelegentlich das Folgende schrieb:

„Sonst ist es das alte, ewige Kommen und Gehen. Einen ständigen Hausgenossen haben wir allerdings bekommen, einen neuen Diener für den Schausaal. Er ist noch sehr jung, kaum viel über zwanzig, aber an ihm wird sich gewiß die kluge Meinung unserer russischen Bauern bestätigen, daß jedes Menschenherz nur bis zu einem gewissen Jahre älter werde und dann beharre. Er ist der schönste junge Mann, den man sich denken kann, dabei eigentümlich stumm und von wunderbarer Sanftmut. Seine Augen und seine Stimme sind so klar und rein wie bei einem Menschen, der niemals etwas Böses getan hat. Er kennt jetzt schon jede Muschel und jedes kleinste Fischchen, ich glaube, er ruft sie heimlich bei Vornamen. Du müßtest ihn sehen. Übrigens lebt er unter uns in einer fast vollständigen Isolierung, beinahe wie ein Heiliger . . ."

43

Einsam war er freilich. Er lebte mit seinen Meertieren wie auf einem Felsen im Meer.

Das Haus war ja dauernd erfüllt von wechselnden Gästen wechselnder Nationen. Aber alle diese gelehrten jungen Leute blieben Erscheinungen für Matthias, und er blieb ein sanftes Bild für sie. Gegen jeden von ihnen war er voll verträglicher Höflichkeit, — aber kamen sie nicht hierher, um seine Tiere zu töten und zu zergliedern?

Ungern hatte er sich von allem Anfang an darein gefügt, auch die Arbeitsräume des ersten Stockwerks in Ordnung zu halten. Dort saßen sie ja an ihren langen rohen Tischen, Flaschen vor sich und Messer und Zangen und ver-

größernde Gläser und Röhren, und zerschnitten Geschöpfe, die für das Leben bestimmt waren. Was tot schon vom Fange kam — mochten sie es hinnehmen. Aber was hier im Haus in bescheidener Existenz sich noch regte, das schien Matthias fast sein Eigentum zu sein; gern hätte er es geschützt.

Immer geschah es mit traurigem Blick und langsamen Bewegungen, daß er sich an dem großen Aufbau des mittleren Arbeitsraumes zu schaffen machte, wo die zur Untersuchung bestimmten Tiere ihre Galgenfrist verbrachten. Zehn stufenförmig übereinanderstehende Becken stiegen dort vom Boden bis zu ansehnlicher Höhe, schleiernd fiel das Wasser von Rande zu Rand. Eines Tages beobachtete ihn der Professor, wie er dort seine Arbeit tat, und am gleichen Abend noch erließ er ihm ohne viel Worte jeden Dienst in diesen oberen Räumen.

Wozu aber ward nach Matthias' Glauben die Station denn eigentlich von der Regierung des Zaren unterhalten, wenn nicht zu einiger Förderung der zoologischen Wissenschaft? Schien ihm die Belehrung und Unterhaltung der fremden Besucher das Wichtigere zu sein? Ach, ihm war nicht das Eine und nicht das Andere wichtig; hierüber dachte er wenig nach. Er war eingesetzt, um zu pflegen, zu dienen und zu lieben ...

Nein, auch die spärlichen Fremden, die von Beaulieu, von Nizza oder Monte Carlo herüberkamen, — vielleicht weil sie im Spiel ihre Barschaft verloren hatten und just auf neues Geld warteten, oder weil die monotone Eleganz der Küste sie endlich einmal zu langweilen begann, — Matthias hätte sie gerne entbehrt. Freundlich, aber doch ganz verschlossen und sogar mit einem stillen Hochmut ging er in seinem blau und weißen Anzug neben den Besuchern her und gab mit leiser Stimme seine Erklärungen ... Frauen betrachteten verstohlen und forschend sein weißes Gesicht unter dem dunklen Haar, doch eine sanfte Kühle ging von seiner Person aus wie die Kühle der See am Sommerabend ...

Selbst mit Herrn Kostomarow kam es selten mehr zu Gesprächen, obgleich an Matthias Verehrung und Dankbarkeit und Neigung sich immer und gleichmäßig verrieten. Aber es war, als hätten sie einander in den ersten Stunden ihres Sichkennens bereits alles Wichtige gesagt. Betrat der Professor den Saal, so legte er wohl in stummer Betrachtung eines der Becken seinem jungen Diener leicht den Arm um die Schulter oder nahm ihn auch bei der Hand.

Einmal bei einer dieser Gelegenheiten war es Matthias, als müßte er doch diese kühle, feste und vertrauenswerte Männerhand schon in seinem vergangenen Leben in der seinen gespürt haben. Und dann wußte er, daß er an Rümelins Gruß sich erinnerte. Rümelin ...

Wie fern war das alles, wie weit lag Deutschland zurück: die Hauptstadt und der Schulort und die ländliche Heimat! Kein beschreitbarer Weg führte mehr dorthin ... Als er, zu Anfang gleich, mit einem seiner mühsamen und kindlichen Briefe den überflüssigen Geldbetrag an Lena zurücksandte, war ihm, Gott weiß warum, keinerlei Antwort geworden. Und auch von den Seinen, von Vater und Schwester, kam niemals Nachricht, trotz mancher Bemühung ... Er wunderte sich kaum. War es nicht sein Schicksal, vergessen zu werden? Wünschte er es im Grunde auch anders? Deutschland war versunken. Sogar bürgerlich war er kein Deutscher mehr.

Denn der Professor, der ihm Stellung und Unterhalt zu sichern wünschte, hatte ihn leicht beredet, die Eigenschaft als russischer Untertan zu erwerben; und er hatte ihm, kundig, den Weg dazu gekürzt.

Matthias sagte: „Ich bin von meiner Mutter her ohnehin ein halber Russe, ein halber Pole wenigstens ..." Nach einer Pause fügte er hinzu: „Aber es hat ja weiter keine Bedeutung bei mir."

Das ist wahr, dachte der Professor, und vielleicht mehr als es dir deutlich ist ... Stehst du denn nicht beinahe außerhalb der Welt?

Es blieb Matthias viel freie Zeit zwischen seinen gläsernen Bezirken. Er verließ sie nicht oft. Die belebteren Orte der Umgebung aufzusuchen vermied er mit Ängstlichkeit, nach Nizza im Besondern setzte er nicht den Fuß. Ein paar Mal erstieg er einen der Pfade, die zur großen Höhenstraße führen. Häufiger fuhr er in die Bucht hinaus, legte die Ruder ins Boot und ließ sich in Gedanken zu den glücklicheren Brüdern seiner Pfleglinge hinab, die tief unter ihm in abyssischen Gründen lautlos ihr Leben führten, mit Springen und Schwimmen und Wanken und Schweben.

Aus gelehrten Darstellungen und farbigen Atlanten unterrichtete er sich über die seltsameren Verwandten seiner Tiere in südlicheren Meeren oder in den tiefsten Tiefen: bald hätte er mehr sein können als ein Handlanger. Aber als ihm Kostomarow lächelnd einmal von einer möglichen Laufbahn sprach, lehnte er mit sanftem Ernste ab.

Auch mit gewissen erzählenden Werken und Versbüchern aus der privaten Bibliothek des Professors beschäftigte er sich hie und da zu seiner Unterhaltung. Selbst das russische Alphabet hatte er sich zu eigen gemacht, und eines Tages entzifferte er auf dem Rücken eines umfangreichen Bandes den Titel der Krapotkinschen „Memoiren". Er nahm das Buch heraus, blätterte ein wenig in dem unverständlichen Texte und hielt es dann, geschlossen, noch eine Weile in der Hand.

Später einmal traf er in einem Werke des französischen Schriftstellers Gautier auf einige Sätze, über die er lange nachdachte.

Er hatte an jenem Abend die Schauhalle bereits geschlossen, aber es war noch hell; er saß auf der Bank an der Seeseite des Hauses, wo er mit dem Professor, vor mehr als einem Jahre nun, jenes erste Gespräch geführt hatte. Es war ein herrlicher Frühlingsabend, Häuser und Bäume der nahen Halbinseln traten mit warmen, starken Farben hervor, das Meer glühte kupfern von der tiefstehenden Sonne.

Que serait-ce, si nous descendions dans ces limbes où vagissent, avec les ombres des petits enfants, les vocations mort-nées, les tentations avortées les larves d'idées qui n'ont trouvé ni ailes ni formes ...

Bei diesen Worten verweilte Matthias. Ist hier nicht die Rede von mir? fragte er sich, und von meinem Schicksal? Welche große Tat wollte ich doch ausführen! Was für große Worte habe ich doch immer gebraucht ... Und nun — was tue ich, was ist aus mir geworden?

Gesenkten Hauptes saß er da, sein Buch war ihm zugefallen. Er hatte auf Französisch weitergedacht: obwohl er die Sprache durchaus nicht sicher beherrschte, geschah ihm dergleichen jetzt häufig.

„Je suis le plus humble des hommes," sprach er laut vor sich hin.

Aber bei diesen Worten, von denen er nicht wußte, woher sie ihm kamen, fühlte er eine jähe süße Freude in seiner Brust, und seine Augen trübten sich, so daß er nur undeutlich noch das rötlich strahlende Meer erblickte, die tiefe Heimat seiner unnahbaren und geliebten Geschöpfe.

44

Monat um Monat lebte Matthias unter den lautlosen Welten, schweigend zumeist, betrachtend und sorgend, und mit jedem Tage mehr befestigt in der Gewißheit, daß er an seinem Orte angelangt sei. Die Generationen der kurzlebigen Geschöpfe begannen vor seinen Augen bereits einander abzulösen, schon wußte er von ihrer Art zu vergehen und zu werden.

Er hatte gesehen, wie hintereinander mehrere Geschlechter der schönen, hellrot glänzenden Erdbeerrosen ihre freudige Farbe verloren und tiefer rot, dunkelrot und endlich schwarz wurden; er hatte dann gesehen, wie die blumenschönen Wesen eines Tages ihren Wohnsitz auf den künstlichen Felsen aufgaben und wie sie anfingen zu wandern, und mit Betrübnis stand er vor solcher Rastlosigkeit, denn er wußte längst, daß solchen Tieren ihr Ende nicht ferne sei, daß sie beim Wandern sich allzurasch verzehren ...

Schon begannen Fische, die Matthias hatte ausschlüpfen sehen, ihre Alterszeichen zu bekommen: schon zeigte sich bei den hübschen, rosenfarbenen Seebrassen an der Seite der große schwarze Fleck ... Längst war bei den flinken jungen Flundern, die so korrekt ausgestattet in ihre Wasserwelt getreten waren, das eine der smaragdenen Augen um den ganzen Schädel herumgewandert und lag nun spähend und beweglich ganz dicht bei dem andern ... Vor Monaten schon hatte sich im Feuer seiner stürmischen Werbungen der dickköpfige Tintenfisch in seinen schönsten Farben, in blauem, rotem und gelbem Metallglanze präsentiert, und junge Tintenfische waren aus ihren Eiertrauben hervorgekommen, reizende muntere Kerlchen, die von der ersten Stunde an Übungen im Farbewechseln und Tintenspritzen anstellten.

Die Jungen vieler Geschöpfe kannte Matthias bereits. Und eines Morgens erlebte er auch, worauf er lange gewartet hatte, daß eines der Bassins sich mit Scharen von winzigen Seepferdchen belebte.

Auch an den Alten hatte er eine ganz besondere Freude, er kannte die sonderbaren Wesen in allen ihren Stellungen. Er kannte sie, wie sie, mit dem lustigen Knochenschwänzchen an Seepflanzen sich anklammernd, im Wasser ruhen. Er kannte sie, wie sie plötzlich zur Oberfläche aufschießen, um sich mit lautem Schnalzen irgend eine Mückenlarve als Beute zu holen. Wie sie ernsthaften Blicks, die kleine Flosse auf dem mager geschnitzten Rücken beständig flimmernd, aufrecht mit steifer Grazie ihres Weges daherschwimmen, wie sie sich plötzlich neigen oder steigen oder niedersinken. Wie sie, die drollig unveränderbaren, asketischen Pferdeköpfchen gegeneinander gewendet, ihre höflichen Spiele treiben oder, im Herbst zumal, zur Zeit ihres Verlangens, einander nachjagen, einander haschen und dann paarweise daherziehen und sich in tiefer Eintracht beim Schwimmen umschlungen halten ... Wie das Männchen dann später unruhig und unbehaglich sich allein im Wasser umhertreibt, sehr geplagt — denn in einer verschlossenen Tasche trägt es nun die Brut mit sich herum, und das junge Leben regt sich schon kräftig und findet es enge, und schließlich wird es dem Vater denn doch zu peinlich, und er knickt seinen Leib in der Mitte zusammen: die Tasche geht auf und jedes Mal, wenn das geschieht, entschwärmt eine Anzahl der Jungen dem Gefängnis ... Winzig waren sie, denen Matthias nicht satt wurde zuzusehen, sie hatten bei Weitem nicht Nagelslänge, aber es waren vollendete Seepferdchen mit ernsthaftem Kopf und Knochenschweif und flirrender Flosse, und sie hielten sich keinen Augenblick bei dem erlösten Vater auf, sondern zerstreuten sich und schwärmten lustig umher und begannen die Spiele der wirklichen Welt.

Aber wie diese kleinen Schutzbefohlenen so kannte Matthias auch seine übrigen, und bald hätte er zu jeder Stunde des Tages erzählen können, was jeder eben begann. Fremde, die ihn beachteten und befragten, mochten an seinen Erklärungen ihr Vergnügen haben. Dann kam es wohl vor, daß man sich nach einem forschenden Blick in sein schönes, freundlich verschlossenes Gesicht mit Herablassung nach seinen Umständen erkundigte. Aber dies hatte nur zur Folge, daß Matthias errötete, den Kopf senkte und schwieg. Und auch die Trinkgelder, die man ihm zufließen ließ, schienen diesen sonderbaren Wärter nicht rein zu erfreuen, er dankte lispelnd, sah nicht mehr auf und behielt stumm das Geldstück in der Hand . . . Wohl aber gab es Fälle, da er sich auch unbefragt vom Vergnügen seines Herzens hinreißen ließ, vor Fremden über seine Tiere zu sprechen . . .

„Sehen Sie hier, bitte," rief er so eines Nachmittags und winkte ein elegantes Paar, das vor Kurzem den Raum betreten hatte, eifrig zu sich heran, „hier ist etwas Hübsches zu sehen." Die Beiden kamen. Ein zartes Parfum wehte von ihnen her in die frische Kühle der Halle.

„Dies ist ein Einsiedlerkrebs," erklärte Matthias, „soeben will er seine Wohnung wechseln. Er ist ein sehr furchtsamer Krebs, und sein Leib ist zart, darum wohnt er zum Schutze in leeren Schneckenhäusern. Das alte da hat er sich ruiniert, der Tollpatsch, nun muß er umziehen . . ."

„Sehr interessant," sagte mit tiefer Stimme und stark gerolltem R der fremde Herr.

„Ja, interessant ist er," bestätigte Matthias, ohne die Ironie zu erkennen und ohne aufzublicken. „Da — sehen Sie . . ."

Das Tier hatte sich die neue Schale zurecht gewälzt — schwarz und gelb war sie gefleckt und glich genau der beschädigten — und griff nun mit tastenden Scheren tief in die Mündung.

„Noch immer hat er Angst," sagte Matthias. „Ein Feind könnte ja drinnen versteckt sein, wissen Sie . . ."

Aber der Krebs war schon beruhigt, und nun ging alles mit einer sonderbaren, fast unheimlichen Exaktheit vor sich. Mit den Scheren erfaßte er sein zukünftiges Haus, stellte es aufrecht vor sich hin, zielte förmlich mit zuckender Geste, und ging mit einem einzigen Ruck aus der alten Wohnung heraus in die neue hinein.

„Oh, das . . ." sagte mit einem kleinen Schrei die fremde Dame, „aber das ist großartig, was der Wärter uns da sehen läßt. Wer doch auch aus seiner Existenz so ganz einfach heraus könnte, Wladimir Alexandrowitsch . . .!"

Beim Klang der tiefen Frauenstimme hob Matthias, stark berührt, den Kopf und blickte der Besucherin in das weiße Antlitz. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück und griff nach der metallenen Stange, die vor den Bassins entlanglief. — Es war die Fürstin.

45

Zwei Stunden später blickte Matthias von seiner gewohnten Bank auf einige Segelboote, die sich langsam aus der Weite näherten. Ein sanfter Wind wehte, der wohlige Duft blühender Mimosenbäume ging über Matthias hin. Ohne sich völlige Rechenschaft davon abzulegen, wartete er . . .

Taktmäßiger Hufschlag wurde laut, Kies knirschte unter Rädern, es ließen sich Stimmen hören, dann kamen leichte Schritte um das Haus. Matthias hatte sich erhoben, er stand vor der Fürstin, und in Erinnerung an einst Erlerntes wollte er sich niederbeugen, um ihre Hand zu küssen. Sie hielt ihn auf, erfaßte auch seine Linke und suchte seinen Blick. Sie atmete ein wenig schwer, vor Erregung oder vor Hast.

„Es war gut," sagte sie flüsternd, so als könnten ihre Worte belauscht werden, „daß du mich nicht erkanntest — vor ihm. Mein Himmel, es war doch ein Chok für mich, fast hätte ich laut geschrien. Aber ich freue mich, Matthias, ich freue mich, das ist wahr . . ."

Und sie nahm Platz. Matthias blieb vor ihr stehen in seinem leinenen Anzug und sah ohne rechten Blick auf ihr graues, dreieckiges Hütchen und auf das seidig in die Stirn fallende rötliche Haar. Ja, er hatte es gefühlt, daß sie zurückkehren würde, er war auch nicht verlegen in ihrer Gegenwart; dennoch war es nicht leicht, nun mit ihr zu reden . . .

„Komm, komm, Matthias!" wiederholte die Fürstin, und auch er ließ sich nieder. „Aber du sagst nichts, kein Wort . . . Ich glaube, Matthias, du hast keine Freude, daß ich gekommen bin? Hätte ich nicht wiederkommen sollen? Ich glaube, Matthias, du hast mich vergessen . . ."

Lächelnd schüttelte er den Kopf.

„So schnell bist du damals verschwunden, mein Freund, ich sah dich nicht mehr. Und wie habe ich nach dir gesucht . . ."

„Oh Fürstin . . ."

„Ja. Aber sage mir, warst du damals schon hier in diesem Hause und bliebst dann so nahe, als ich dich suchte . . .?"

„Am nächsten Morgen, Fürstin, kam ich zuerst hierher. Hier fand man mich, auf einer von den Bänken . . ."

„Man fand dich? Das verstehe ich nicht. Wer fand dich? Ach, Matthias, an jenem Morgen schon wußte ich, daß es gut für mich wäre, wenn ich dich länger sähe. Es wäre besser gewesen, sicherlich. Manches hätte ich besser gemacht." Und leiser fügte sie hinzu: „Es ist mir nicht sehr gut gegangen, seit damals . . ."

Er blickte sie an, zum ersten Male jetzt. Schön war es wie einst, ihr schimmernd helles Gesicht. Aber unter den Augen hatten sich kleine bräunliche Flächen herausgebildet, die der Puder nicht völlig verbarg, und ihre Augen selbst schienen bleicher. Sie trug das zarte Haupt auf dem entblößten Halse so als sei es schwer. Übrigens war sie wohl ein wenig voller geworden . . . Ihr Kleid war duftig, von leichter perlgrauer Seide; auffallen mochte es, daß sie an langer Kette ein amethystenes Kreuz auf der Brust trug, das an ein Bischofskreuz erinnerte.

„Ja, Matthias, selten bin ich glücklich gewesen seither."

„Das macht mich traurig," sagte Matthias, und aus seinem Gedankengange heraus setzte er hinzu: „Nicht der Fürst war heute mit Ihnen . . .?"

Sie richtete sich auf. „Der Fürst ist tot," sagte sie mit festerer Stimme und mit einer eigentümlich trennenden Handbewegung. „Er ist noch in jenem Winter gestorben. Nein — kondoliere mir nicht, Matthias. Sage nichts. Er hat mir ja nichts bedeutet, du weißt es. Und wir Beide müssen in jeder Silbe wahr miteinander sein, das ist das Wichtigste . . ."

„Dennoch — es tut mir leid," wiederholte Matthias, „er war ja nicht alt . . ."

Wahrheit wollte sie. Auch damals hatte sie Wahrheit gesucht. Er hörte ihr erhitztes Flüstern: „Wenn du etwas Häßliches zu gestehen hast, umso besser, umso besser, sei nur offen mit mir, sei nur frei . . ." Doch sie war verändert, der Trotz, die böse Lust war aus ihrem Drängen verschwunden. Müde, hoffnungslos beinahe schien ihre Stimme zu klingen. Nein, offenbar, sie war nicht glücklich.

„Sie haben sich von Neuem vermählt?" sagte er behutsam.

„Nicht vermählt, noch nicht. Aber es ist wahrhaftig ebenso schlimm. Oh, furchtbar ist es."

„Wie denn, Fürstin" — und er ergriff ihre Hand im zarten Leder, fast wie Kostomarow an dieser Stelle die seine genommen hatte — „wie denn, was kann so furchtbar für Sie sein? Sind Sie nicht völlig frei? Frei und schön und reich und können gehen, wohin Sie nur mögen? Wer hat denn Macht über Sie?"

Sie schlug einen klagenden Blick zu ihm auf, einen Blick, der an all das er-

innern sollte, was sie gemeinsam wußten; unvermittelt aber brach es wie Heiterkeit und Schelmerei aus ihren tränenverschleierten Augen . . .

„Wie er nun dasitzt neben mir, mein kleiner Freund, mein kleiner Bauer, — als wäre er mein Vater oder mein Beichtvater. So klug und überlegen sieht er auf mich. Ach ja, auch du hast dich verändert, Väterchen, aber in besserer Weise als ich . . ."

Matthias widersprach nicht, er ließ ihre schmale, heiße Hand in den seinen ruhen.

„Sage mir, sage mir, Matthias, mein Freund, bist du glücklich?"

„Glücklich," antwortete er zögernd, denn er wollte nicht wehe tun, „Fürstin, ich habe Frieden . . ."

„Frieden, ja Frieden, ich habe ihn nicht . . . Und oft scheint es mir, als könnte ich ihn niemals finden. Wo habe ich ihn nicht gesucht! Auch bei Gott habe ich ihn gesucht, noch suche ich ihn dort. Aber auch Gott läßt sich so leicht nicht finden von Augen, die ihn einmal verlassen haben. — Zu Hause war ich fromm," sagte sie leise.

Und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Vielleicht hätte ich niemals von Hause fortgehen sollen. Dort wäre er wahrscheinlich gewesen, der Friede, auf unserm Bauernhof in Rumänien . . ."

„Das ist ganz unsicher, Fürstin," sagte er ernst. „Es ist wahr, es gibt freilich Geschöpfe, für die es ein Unglück bedeutet, wenn sie sich einmal loslösen von ihrem Felsen . . ."

„Von ihrem Felsen?"

„Von ihrem Boden. Aber wer weiß, ob er zu ihnen gehört? So wenig wissen wir . . . Wollen Sie mir nichts erzählen, Fürstin? Sind Sie nicht zu mir gekommen, um zu erzählen."

„Was wäre zu erzählen, Matthias? Und du weißt ja schon alles. Ich bin eben wieder mit einem von ihnen, von den Gebietenden, von unsern Herren . . ."

Sie unterbrach sich. „Von unseren?" wiederholte sie. „Aber ich glaube gar nicht, daß es auch deine Herren noch sind . . . So ruhig sitzest du da in deinem Dieneranzug, so sicher, so fest, nein, über dich haben sie keine Macht mehr, ich sehe es . . . Ist denn die Demut fort aus Ihrem Blut, Matthias? Wie haben Sie das gemacht?"

Er sah sie lächelnd an, mit einem Erröten.

„Das Blut verwandelt sich wohl niemals. Aber es kann vorkommen, daß man den Herrn wechselt, nicht wahr? Ich habe nur meinen Herrn gewechselt, Fürstin, niedrigen Herren diene ich jetzt, den niedrigsten . . ."

Aber während er sprach, änderte sich der Ton seiner Stimme, sein Antlitz verdunkelte sich, er richtete sich empor und sagte:

„Längst hätte ich fragen müssen ... Was ist denn aus Ihren Freunden geworden, — sagen Sie, was ist mit Herrn Kiprjanoff geworden, was tut er?"

„Tot," sagte die Fürstin Lanskoj, „alle sind tot, ja, ist das nicht seltsam?"

„General Kiprjanoff wäre gestorben ... wirklich ... ist das gewiß?"

„Nicht gestorben, Matthias, nein. Sie haben ihn ermordet. Ein junger Edelmann aus der Ukraine hat ihn ermordet, oh, auf eine romantische Art. Bei irgend einer Einweihung war es, das heißt nachher, man gab ein Festmahl dem Gouverneur zu Ehren, dabei geschah es. Der junge Edelmann war nämlich auch eingeladen, er saß sogar, weil er aus einem großen und geehrten Hause stammt, dem General gerade gegenüber. Er war ganz ruhig, aß und trank und lachte wie die Anderen auch. Aber nach der Rede des Kreismarschalls, als alles aufstand und durcheinander rief und mit den Gläsern klingelte und die Musik einen Tusch blies, — da beugte er sich ein bißchen vor, hob seinen Arm und stieß dem General mit einem festen Ruck seinen Dolch mitten in die Brust. Kiprjanoff soll umgefallen sein wie ein Baum ..."

„Seinen Dolch?" rief Matthias und griff nach der Seitenlehne.

„Ja, seinen Dolch. Und mitten in das Herz. Aber das Beste ist, daß der Mörder — oh, aber er ist kein Mörder, dieser da — daß er in dem ungeheuern Tumult entkam und fliehen konnte und daß ihn niemand mehr sah. Und jetzt lebt er irgendwo im Auslande, in Paris vielleicht, oder vielleicht lebt er auch hier an der Küste — da in dem Städtchen womöglich," sagte sie und wies mit dem Haupte nach den weißen Häusern der Bucht. „Ja, er ist ein Held ..."

„Das ist er wohl," sagte Matthias hochaufatmend. „Obgleich es vielleicht nicht so schwer war für ihn ... General Kiprjanoff ist tot ...!"

„Ja," wiederholte sie, „er ist tot. Aber nicht er allein. Auch Besborodko ist tot, erinnern Sie sich, Matthias, der Dicke, Schwarze, der immer den Stanislausorden trug, auch er ist tot. Er hat sich duelliert, der Dummkopf, aus Eleganz, wissen Sie, Matthias. Aber er hatte Pech. Denn der Andere war noch viel eleganter und schoß wie ein richtiger Herr. Und Besborodko lag da ... Ja, der ist auch fort."

Hierauf antwortete Matthias nichts. Er blickte von der Fürstin hinweg, auf das sachte dunkelnde Meer. Schritte näherten sich, und auf dem breiten Kieswege ging Kostomarow an ihnen vorüber. Freundlich nahm er, ohne Erstaunen zu zeigen, mit einer weiten Bewegung seinen altmodischen Hut ab. Matthias hatte sich erhoben und verneigte sich tief.

„Wer war dieser schwarze Herr . . .?"

„Der Direktor war es, mein Direktor, Professor Kostomarow . . ."

„Ein Russe?"

„Natürlich, Fürstin. Hier sind viele Russen. Es ist ein russisches Institut."

„Unter lauter Russen leben Sie hier, Matthias? Nun, und sind es gute Leute?"

„Herr Kostomarow wenigstens ist herrlich," antwortete Matthias, und lächelnd fügte er hinzu: „Ich bin sogar selbst ein Russe geworden, Fürstin . . ." Doch wieder, wie zuvor, unterbrach er sich, — mit einer Stimme, in der es klang wie Selbstanklage:

„Das Wichtigste vergesse ich ja. Das Wichtigste habe ich nicht gefragt. In seinem Bezirk, Fürstin — in General Kiprjanoffs Gouvernement haben denn dort die Unterdrückungen nun aufgehört? Wird dort nicht mehr den Bauern das Vieh weggenommen für die Steuer? Und wie," sagte er leise, „wie steht es mit den Juden? Verfolgt sie jetzt keiner mehr?"

„Die Juden, Matthias — ich weiß es nicht. Ich denke wenig an die Juden, lieber Freund, ich denke mehr an mein eigenes Schicksal, will ich Ihnen gestehen. Aber weil Sie fragen, ja, ich besinne mich: der neue Herr dort, hat man mir gesagt, soll ein guter Mann sein. Ein Mann der neuen Schule, sagte Wladimir Alexandrowitsch. Er sagte es mit Naserümpfen, Matthias, denn er selbst gehört nicht zu der neuen Schule, fi donc. Er ist für die Peitsche, Matthias, das können Sie glauben, und er prophezeit, daß alles schlecht gehen muß dort in dem Gouvernement unter dem neuen milden Regiment. Oh, Wladimir Alexandrowitsch, das ist Einer . . ."

„Fürstin," sagte Matthias, „warum lassen Sie nicht wirklich Ihre Koffer packen und fahren zur Eisenbahn und reisen einmal heim nach Rumänien? Nun sage ich es selbst . . . Versuchen Sie es wenigstens einmal. Vielleicht ist es doch das Beste . . ."

„Das Beste, Matthias? Das Beste kann nur sein, was zugleich auch möglich ist. Aber ich bin wohl in meinem Inneren zu weit von dort. Zu weit auf der Straße, Matthias, ich weiß nicht ob Sie mich begreifen . . ."

Er schwieg.

„Soll ich denn in mein Dorf zurück und wieder Mais auskörnen? Ich bin zu weit gegangen, Matthias. Zu sehr trage ich schon die Zeichen eines andern Daseins, nicht wahr? Oder sollte ich vielleicht in unserer Hauptstadt leben mit meinen Kleidern und mit meinem Gelde, dort, wo ich zuerst auf dem Variété getanzt habe? Ich weiß, Matthias: vielleicht wäre alles besser als bleiben. Denn

nicht lange, so wird er anfangen, mich zu schlagen, der Tag ist nicht fern ... Und dann werde ich ihn betrügen, ohne daß es mich frei macht, betrügen wie den Andern mit dir — aber ich werde nicht wieder so einen guten Bubi finden ..."

Sie sprach die letzten Worte sonderbar, zwischen Lachen und Weinen, und Matthias hörte mit Unbehagen und mitleidig auf den falschen Ton ...

Sie setzte sich zurecht, wie von einem Einfall berührt. Ihrem goldenen Täschchen entnahm sie ein winziges Tuch, betupfte sich die Augen und sagte mit fragender Betonung:

„Aber der gute Bubi will ja nichts mehr von mir wissen ... Er würde nicht daran denken, mein Kamerad, mein kleiner Bauer, um meinetwillen von hier fortzugehen und bei mir zu bleiben und mich durch die Welt zu begleiten ..."

„Das, Fürstin, wäre ganz gewiß nicht das Rechte, nicht für Sie, nicht für mich."

„Nicht ...? Vielleicht nicht. Vielleicht ist es wahr, Matthias. Was weiß man! Aber sagen Sie mir, wollen Sie denn nun ewig hier bleiben in dieser Anstalt und solche Tiere bewachen ...?"

„Ja," sagte er leise, aber mit einer freudigen Bestimmtheit im Ton.

„Ja, immer," wiederholte er, und nun klang es beinahe wie ein verhaltenes Jauchzen. Es war das erste Mal, daß er sich dieses Vorhaben deutlich und sogar laut selber bestätigte.

„Wie heiter Sie aussehen, Matthias, gewiß, Sie sind glücklich! Gestehen Sie es."

Er schwieg einen Augenblick. „Ja," sagte er dann, „ich bin glücklich." Aber in Scham über dies Geständnis wandte er seinen Blick fort und sah wie suchend über das Wasser hinaus, in die milde, tieffarbene Weite.

„Oh schauen Sie, Fürstin," rief er, „heute kann man Korsika sehen."

„Korsika, Matthias? Nein, das liegt zu weit." Sie hob das Lorgnon zum Auge und spähte.

„Doch," sagte er eifrig, „an so schönen Abenden wie heute kann man es sehen. Nicht oft freilich ..."

Die Fürstin ließ das Glas auf die Seide ihres Schoßes zurückfallen. „Ich glaube, Matthias, Sie sehen schon Dinge, die andere Menschen nicht sehen können ..."

Sie sprach natürlich im Scherz. Und auch Matthias scherzte vielleicht, oder vielleicht zerstreute ihn der ferne und seltene Anblick, da er lächelnd erwiderte:

„Noch nicht."

46

Er hörte zu, wie der Wagen sich entfernte. Mit taktmäßig schlagenden Hufen, mühelos scheinbar, lief das Gespann die Windungen der Straße empor. An einer Lücke zwischen zwei schwarzen Büschen hoch oben erschien es Matthias für einen letzten flüchtigen Augenblick in der blauen Dämmerung.

Mit seinem großen Schlüssel öffnete er die mittlere Tür und betrat zum allabendlichen Gange das Schauhaus. Kühle und tieferes Dunkel umfing ihn, seltenes Plätschern und Frieden.

Wenig Bewegung gab es mehr. Schlaf schien zu herrschen.

Wie ruht ihr denn alle? dachte Matthias, noch immer kenne ich euch zu wenig. Schläft wohl alles, was Augen hat unter euch, mit offenen Augen? Und träumt wohl Eines von euch?

Er ging im letzten Scheine umher auf dem steinernen Fußboden, blieb dann irgendwo stehen und preßte die Stirn an das Glas. Wenig mehr ließ sich erkennen.

Ganz im Vordergrunde nur, unter einem Felsenstück beinahe verborgen, war noch ein Räuber auf Lauer, den die sinkende Nacht nicht entmutigte. Es war ein unauffälliger, graubrauner Fisch, der da lag und sich still hielt und völlig dem Steine glich. Ein kleiner Stachel, Matthias wußte es, ragte ihm unter der Zunge hervor, genau anzusehen wie ein Wurm und sehr geeignet, schwächere, kleine Wesen zu täuschen und zu verlocken. Aber keines kam und keines konnte ja kommen. Umsonst lag das Böse hier auf der Lauer . . .

Ein rötliches Licht ging auf, und wenig entfernt nur zeigte sich das zauberische Geschöpf, das die Gelehrten Hippolyte nennen. Kaum ließ es freilich seine Umrisse erkennen, es war in der Dämmerung des Beckens nur ein Leuchten, das sich stetig verwandelte.

Eben noch schien es rot zu sein. Nun aber, wie sich von Augenblick zu Augenblick tiefere Dunkelheit ausbreitete, ward seine Farbe ein Grün, ein dunkles zuerst, dann ein helleres und zartes. Völlig gewann es den Anschein des Durchsichtigen, Körperlosen, magisch begann es zu schimmern, und endlich war es blau, das Licht, — vom Blau des Himmels oder geträumter Geisterflügel, und glänzte in das nächtige Wasser mit einer sanften, unirdischen Flamme.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Arthur Kauffmann. Verlag Georg Müller München-Berlin
Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

Bismarck

Bilder aus der deutschen Geschichte

Von Frank Wedekind

Fünftes Bild

Bitte recht freundlich!

21. August 1865

Personen

von Bismarck-Schönhausen, preußischer Ministerpräsident
General von Manteuffel
Der Adjutant des Königs
Graf Mensdorff, österreichischer Minister des Auswärtigen
Graf Blome, österreichischer Diplomat
Graf Vitzthum, sächsischer Diplomat
Pauline Lucca
Johannes Brahms
Johann Strauß
Konrad Deubler
Lidl von Lidlsheim
Griebel, Photograph
Fritz, sein Lehrjunge
Ein Bauer mit einem Hund
Ein Blumenmädchen
Ein Kellner

Szenerie: Esplanade in Bad Ischl. Links Hotel mit Veranda und Vorgarten. Rechts die Bude eines Photographen. Auf dem Mittelweg rechts eine Bank.
Graf Mensdorff, 52 Jahre, und Graf Blome, 36 Jahre, im Gespräch auf der Esplanade. Ein Bauer, der einen Hund an der Leine führt, redet auf Mensdorff ein

Bauer – Schaun's Euer Gnaden, acht Hundel san's gewesen. I also glei am zweiten Tag nehm das ganze G'wölf und trag's naus auf d' Wies'n.

Nachher kommt mei Diana ang'schnauft und nit an Moment hat sich's besonna. Glei packt's den da am Krawattl und fort damit in Zwinger. Dös is der Ausbund, sag i und bind ihm glei an Zigarrenbändl um sei Hals. Jetzt schaun's Euer Gnaden, die Läuf, wie straff dö san. Schaun's den Behang. Und a feinnasigs Hunderl is dös, o mei! Der verfolgt ka Fährte net, als wo sei Herr eam weisen tuat.

Mensdorff – Ich brauche doch keinen Hund. Ich habe Hunde genug.

Bauer zu Mensdorff – Aber Euer Gnaden san doch von die Delegiertenkommission; schlagen's halt nach im Zuchtbuch. Auf Seit'n 47, Nummer 208, da finden's den Kartusch und mi mitsamt meine zwölf Ausstellungspreise. Jawohl, zwölfmal preisgekrönt bin i worden für meine züchterischen Leistungen. Schauen's nur die buschige Standarten! Aber Euer Gnaden verstehen sich auf die Sach, da brauch i gar net reden. Schaun's die Falten, wo der in sein Mundwinkel hat. Und schauen's die Lefzen a . . .

Blome – Was soll denn das Tier kosten?

Bauer – Zweihundert Gulden, Euer Gnaden.

Blome – Zweihundert Gulden? Das sind etwa hundert Taler. Nach der Uhr sehend Kommen Sie in einer Stunde ins Hotel zur Post. Da will ich mir den Hund mal ansehen.

Bauer – Dank schön, Euer Gnaden. Dank schön. Mit dem Hund ab

Mensdorff – Sie haben ja, scheint mir, recht viel Geld übrig.

Blome – Übrig habe ich gar nichts, am wenigsten Geld. Nur diese hundert Taler möchte ich auf eine schickliche Art los sein. Ich habe die hundert Taler im Spiel gewonnen, noch dazu am letzten Dreizehnten. Wenn der Kerl seinen Wechselbalg um zweihundert Gulden hergibt, hoffe ich ein allfälliges Omen getilgt zu haben.

Mensdorff – Sie sind wirklich ein beneidenswerter Diplomat! Da kämpfen Sie mit dem Bismarck drei Wochen lang um das Zustandekommen unseres neuen Vertrages und finden zwischendurch noch Zeit, Hasard zu spielen.

Blome – Sie überschätzen mich. Das Spiel gehörte zu unserem Kampf. Eine so besinnungslose Spielratze wie dieser Bismarck ist mir sogar in Petersburg nicht begegnet.

Mensdorff – Rechberg sagte von ihm, er sei imstande, den Rock auszuziehen und selbst auf die Barrikade zu steigen. Aber haben Sie dem Bismarck tatsächlich die Taschen ausgeplündert?!

Blome – Oh, nicht ich allein! Jeder, der am Tisch saß. Sein Freund, der General Manteuffel, hatte eine Partie Quinze vorgeschlagen. Nun wissen

Sie ja, wie die Menschen gerade beim Quinze-Spiel ihre wahre Natur verraten. Sie hätten meinen Bismarck sehen sollen! Der spielte wie toll drauflos und verlor, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, fünfhundert Taler. Da sagte ich mir: Dieser Bismarck ist zu jeder Verrücktheit fähig. Deshalb Vorsicht in Kleinigkeiten, aber unnachgiebig in der Hauptsache. Am folgenden Tage unterzeichneten wir den Vertrag.

Mensdorff — Sie haben diese friedliche Teilung der Kriegsbeute zwischen Österreich und Preußen ausgeheckt und zum glücklichen Abschluß gebracht. Aber vielleicht hätten wir uns doch nicht so weit herbeilassen sollen. Glauben Sie mir, Preußens Kriegsbereitschaft ist lange nicht so weit vorgeschritten, wie sie der Bismarck hinzustellen beliebt. Wenn ich bedenke, wie manches liebe Mal Preußen seit einem Menschenalter das Schwert aus der Scheide gezogen und es immer wieder friedlich eingesteckt hat!

Blome — Aber dieser Herr von Bismarck ist doch nicht ernst zu nehmen. Dasselbe sagt auch Louis Napoleon von ihm. Und der versteht sich doch wohl darauf!

Mensdorff — Bei Bismarcks Halsstarrigkeit halte ich es immerhin nicht für ausgeschlossen, daß er seinen König mit sich fortreißt und zum Einbruch in Österreich verleitet. Dieser Gefahr müssen wir natürlich auszuweichen suchen. Aber der Krieg kann sich als eine Force majeur aufdrängen, der man sich als Soldat zu unterwerfen hat.

Blome — Von Halsstarrigkeit ließ er bei unseren Verhandlungen weniger merken als von Selbstüberschätzung. Denken Sie, bei Unterzeichnung des Vertrages war die Tinte unserer Unterschriften noch nicht trocken, als mir Bismarck schon zurief: „Nun, das hätte ich auch nicht geglaubt, daß ich einen österreichischen Diplomaten finden würde, der mir das unterzeichnet!"

Mensdorff — Der Bismarck hat eben die Leidenschaft, für den Augenblick zu verblüffen. Darauf beruht seine europäische Berühmtheit.

Blome — Als hätten wir es nötig, uns von ihm über unseren Vorteil belehren zu lassen! Wir annektieren Holstein, erhalten für das winzige Lauenburg zweieinhalb Millionen Taler, die Festung Rendsburg bleibt von unseren Truppen besetzt und Preußens Februar-Bedingungen haben wir glatt zurückgewiesen.

Mensdorff — Ich habe diese dumme Schleswig-Holsteinische Frage nicht erfunden und muß nun als Minister des Auswärtigen an früher begangenen Sünden würgen. Ob wir durch unseren neuen Vertrag ohne Zusammenstoß aus dieser langweiligsten aller langweiligen Angelegenheiten herauskommen — wer will das wissen!

Blome – Bis jetzt findet jedenfalls noch kein Mensch in Europa, daß Bismarck Ursache hat, allzustolz auf unsere Teilung der Herzogtümer zu sein.

Mensdorff – Mein Wahlspruch heißt: „Tu' was du mußt, komme was da wolle!" Ich habe meine Berufung zum Leiter der auswärtigen Angelegenheiten weder gesucht noch gewünscht. Ich habe unserem Kaiser wiederholt gesagt, daß ich nichts von Politik verstehe. Ich bin aber General der Kavallerie und mein Kriegsherr hat mir befohlen, das Ministerium des Auswärtigen zu übernehmen. Also übernehme ich das Ministerium des Auswärtigen, obschon mir, ich muß es offen sagen, die Geheimnisse der deutschen Bundesverfassung so dunkel sind, wie mir während meiner Statthalterschaft in Galizien die Vorschriften des Talmud waren.

Mensdorff und Blome wollen sich dem Hintergrunde zu entfernen, als der Photograph Griebel, beide Hände voll Photographien, aus seiner Bude hervor auf sie losstürzt

Griebel – Ich bidd Se recht scheen mit giediger Erlobnis ze fragen, wollen sich die verährdesten Herren nich ooch abnähmen lassen? Das gost Se nich viel, gann ich Ihnen sagen, bloß finf Gulden das Dotzend ze zwelf Stick, Brustbild, Kniestick oder ganze Figur, wies eegal von den Herren gewinscht wird.

Mensdorff – Ich danke Ihnen sehr. Ich habe augenblicklich keine Zeit. Zu Blome Was ich sagen wollte, wo ist eigentlich der Vitzthum hingekommen?

Blome – Vitzthum von Eckstädt? Eben hat er auf der Promenade die Lucca begrüßt. Die Lucca äußerte den Wunsch nach einer Tasse Kaffee. Ich denke, sie sitzen dort im Hotel.

Mensdorff – Sie kennen die Lucca?

Blome – Ich kann ja nicht wissen, ob sie sich meiner noch erinnert.

Mensdorff – Sie, der Lucca bin ich seltsamerweise nie persönlich begegnet.

Blome – Bestellen wir uns da drin einen Kaffee. Das weitere findet sich.

Griebel – Ich globe wärklich, die verährdesten Herren halten mich for so een nichtswärdigen Stimper, wie se uf'n Johrmarkt reesen. Ei dunnerlitzchen nee, da ärren Se sich. In mei Fach bin ich Sie ä Ginstler. Da gucken Se sich nor de Bilder an. Da sehen Se in ärschster Linie mal de Rose vons Bayerland. So heeßt Sie nämlich innen hiesigen Volksmund ihre gaiserlich-geenigliche Majeschtät ... Da Mensdorff und Blome in das Hotel treten Na, nu, nee – Verzeihen Se ooch giedigst! – Dunner un Wedder, sin das zwee Gemietsmenschen! Ei der Deixel ooch, ich hab's dicke! Jeemerschnee, in den Kräh-

winkel da gann mersch nu nich gefallen. Da lob ich mer mei Dräsner Vogelwiese. Da hat mersch nich needig, sich de Gonden an de Rockscheesse ze glammern. — Nu, da gabbs'le ich mer äben wieder ein in mei Affengasten.

In seine Bude ab

Johannes Brahms, kurze gedrungene kraftvolle Figur, semmelblonde Haare, bartloses Antlitz mit ausdrucksvollen Augen, vor denen ein Kneifer sitzt, und vorgeschobene Unterlippe, und Johann Strauß treten auf

Brahms — Ich möchte wissen, ob Ihnen die Politik auch so aus tiefster Seele verhaßt ist wie mir.

Strauß — Wir Musiker haben ja überhaupt keinen Charakter. Wenigstens behaupten das die Belletristen von uns. Dem Richard Wagner hat seine Politik aber schließlich doch noch gut angeschlagen. Jetzt haben sie ja sogar seine Mammutoper Tristan in München zur Aufführung gebracht.

Brahms — Der Wagner ist ein weltumwälzendes Genie. Und wissen Sie auch, was das einzige ist, was mich an diesem Richard Wagner wurmt?

Strauß — Ich bin ihm mehrfach in Wien begegnet. Aber bei der stürmischen Gärung, die seine Musik hat durchmachen müssen, ist ihm scheint's nicht eben viel Kollegialitätsgefühl übriggeblieben.

Brahms — Das stört mich gar nicht. Aber daß der Doktor Hanslick immer grade meine Kompositionen gegen Wagners Musik ausspielt! Das nützt dem Wagner nichts und mir schadet es nur. Was mir übrigens in Bezug auf Gärung einfällt — in diesem Hotel hier wird ein ausgezeichnetes Pilsener Bier ausgeschänkt. — In den Garten tretend Sie trinken doch auch wohl ein Glas? Zum Kellner, der in der Veranda steht Kellner, bringen Sie uns zwei Krügel Pilsener! Beide nehmen an einem Gartentisch Platz

Strauß — Sie, aber gestern habe ich wirklich einen außergewöhnlichen Genuß gehabt. Man hat mir Ihre ungarischen Tänze zugeschickt. Ich habe sie nur rasch durchspielen können. Aber das muß ich sagen, vom Komponisten der Klaviersonaten hätte ich diese Lebendigkeit zu allerletzt erwartet.

Brahms — Das ist gar nichts. Aber wissen Sie, um was ich Sie beneide? Um Ihren Donauwalzer! Beginnt den Anfang des Donauwalzers zu pfeifen Hören Sie, das möchte ich geschrieben haben! Pfeift weiter

Lidl von Lidlsheim und Konrad Deubler treten auf

Lidl noch im Hintergrund — Ja was ist denn das? Schau her, da sitzt ja der Johann Strauß. Und der andere, das ist ja der junge Brahms. Zu Deubler Sie, da trinken wir ein Glas gutes Pilsener. Mit den beiden muß ich Sie bekannt machen. Mit Deubler in den Garten tretend Grüß Eana Gott, Herr Kapell-

meister. — Auch wieder einmal in Ischl, Herr Brahms! Vorstellend Herr Konrad Deubler aus Goisern, Gastwirt und Philosoph.

Deubler — Braucht's net, Herr Lidl von Lidlsheim. Mei Philosophie ist lediglich Privatsach. Beide setzen sich

Brahms — Endlich kann man doch wieder einmal einen Augenblick im Freien sitzen nach all dem abscheulichen Nebel- und Regenwetter der letzten Wochen.

Lidl — Warum waren's net in Ischl? Wann's in Ischl regnet, dann regnet's Kamillentee, so heilsam und gesund ist unsere Ischler Alpenluft.

Strauß — Ich bin sicher, das schöne Wetter hat zu Ehren der heutigen Monarchenzusammenkunft in der Villa droben eingesetzt.

Brahms — Jetzt sind wir richtig wieder bei der Politik angelangt!

Lidl — Warum denn net! Nach unserem neuen Bündnisvertrag hat's ein End mit die Schikanen. Das hätt sich der Bismarck nicht träumen lassen, daß er bei uns noch einmal seinen diplomatischen Meister findt. Dabei ist er in die Tüllerien in d' Schul gangen. Da könnt doch einer was lernen.

Deubler — Haben Sie ihn g'lesen, den neien Vertrag?

Lidl — Was werd ich denn den net g'lesen hab'n!

Deubler — Fünfundzwanzigmal steht in dem Vertrag das Wort „Preußen" g'schrieben und nur zehnmal das Wort „Österreich".

Lidl — Na schaun's, das is ja grad, womit mir sie eing'soaft ham! Ihrem Hochmut hat mer an Dampf vorg'macht und mir haben den Gewinn.

Brahms — Wissen Sie auch, daß Preußen sein schweres Geschütz vom Rhein nach Schlesien transportiert hat?

Lidl — Aber das ewige Drohen, das wachst einem ja schon zum Hals raus. Mir in Österreich, mir hab'n das gesamte Volk für unsere guete Sach. Und in ganz Deutschland hammer die öffentliche Meinung für uns. Das kann der Bismarck von sich net sagen. Der macht in der Politik die gleichen Fortschritt wie bei die Frauenzimmer. Zwei Schöne sind eam auskommen, nachher hat er e weniger Schöne g'heirat. So wenigstens steht's in der Zeitung.

Brahms — Der Bismarck glaubt an sich, wie der Prophet Mohammed. Wenn einer imstande ist, unser armes deutsches Vaterland aus Ohnmacht und Erniedrigung zu befreien, dann ist es dieser gelästerte Bismarck.

Lidl — Wann's jetzt aber in Österreich zum Rüsten kommt, dann kommt's a zum Schlag'n. Dös is amal sicher.

Deubler — Was werden mir denn an Krieg führen, wo mir grad erst

entwaffnet haben, wo man die halbe Armee hat beurlauben müssen und nirgends kein Kreuzer Geld net im Land ist.

Strauß — I glaub a nimmer an Krieg. Just grad erzählt's mir der Oberhofjäger. Wie unser Kaiser dem König Wilhelm in der Früh entgegeng'fahren ist, da haben sie sich bei der Begegnung umhalst und abbusserlt.

Deubler — An Gottesgnadenkuß haben's halt austauscht. Dös hat für die Völker der Erde ka Bedeutung net.

Lidl — Das eine woaß i aber g'wiß, kommt's zu 'nem Kriag, dann heißt's bei uns g'nau so, wie mir Anno 58 g'sungen hab'n. Sie kennen das Lied: er singt

Kroatisch, deutsch, welliſch,
Ungarisch, durcheinand,
Und doch red'n mer ein' Sprach,
Gilt's 's Österreicher Land!

Brahms blickt die Esplanade entlang — Da kommt er ja grade!

Strauß — Wo kommt er?

Lidl — Wer kimmt?

Brahms — Der Bismarck kommt.

Lidl — I siach kan Bismarck net.

Strauß — Ich seh ihn auch nicht.

Brahms — Ganz oben dort am Ende der Allee kommt er mit zwei Offizieren unter den Kastanienbäumen vor.

Lidl — Mei Seel, dös ist der Bismarck!

Strauß zu Brahms — Das sollte man auch nicht denken, daß Sie kurzsichtig sind.

Brahms — Da sehen Sie es ja, daß ich es nicht bin!

Deubler — Erlauben's, meine Herren, aber dös kann net stimmen, daß dös der Bismarck ist. Dös is sicher net wahr!

Lidl — Aber versteht sich, is er's. I kenn ihn doch. Der Große in der Mitt'n, der wo jetzt stillstaht und mit die zwoa andern red't.

Deubler — Is net mögli!

Lidl — Der rechts von ihm, dös is der General von Manteuffel, der wo als Abgesandter vom König bei uns in Wien is g'wesen.

Deubler — Na, dös is aber g'paßig!

Brahms — Was finden Sie daran so spaßhaft?

Deubler — Daß dös soll der Bismarck sein.

Lidl — Verlaß di drauf, er is! Dös ist der Mann, der wo gern die ganze Welt tät auf 'nen Kopf stellen.

Deubler — Am End irr i mi — aber mir is — die drei, die hab i schon g'sehn. Aber na, dös is ja net z'glauben.

Brahms — Nun erzählen Sie doch!

Deubler — Die vorige Woch'n in Böckstein is g'wesen. Akkurat acht Tag san's. I geh zur Kirchn aufi und wie i an Halt mach, zum e weng verschnaufen — heiß is g'wesen und g'regnet hatt's a no — da siech i auf die Stein vor der Kirchen drei Herren sitzen. Untereins fahren's auf alle drei, nehmen sich bei die Händ und springen rundum. Nachher tut an jeder alloan noch an Luftsprung. Grad wie narrisch san's umeg'hupft.

Lidl — Und das, manen's, war der Bismarck?

Deubler — Die drei Herren waren's, wo da kimmen. Jetzt siech i's g'nau.

Lidl — Da werden's Eana wohl verschaut hab'n. — Jetzt san mer aber stad, sonst reden's nix mitanand.

Bismarck, General von Manteuffel und der Adjutant des Königs kommen im Gespräch. Ein barfüßiges Mädchen, etwa acht Jahre alt, das vorher nicht sichtbar war, einen Blumenkorb am Arm, tritt rasch auf Bismarck zu und streckt ihm einen kleinen Rosenstrauß entgegen

Das Mädchen — Bitt schön, Herr Graf, kafen's mer die Blümeln ab.

Alle drei sehen sich überrascht an

Adjutant — Nanu! Da steht mir der Verstand still.

Bismarck — Ich bin nicht Graf, mein Kind, aber deine Rosen kauf ich dir doch ab. Er nimmt den Strauß in Empfang und gibt dem Mädchen Geld

Das Mädchen — Vergelt's Gott, Herr Graf! Ab

Manteuffel — Was nicht ist, kann werden. Verdient hätten Sie es um uns.

Bismarck — Die Blumen beziehen sich wohl darauf, daß meine Tochter heute in Homburg ihren Geburtstag feiert und ich ihr leider keine Rosen schicken konnte.

Adjutant — Eine entsetzliche Feuersbrunst muß hier gewütet haben. Wir fuhren vorhin durch eine Straße, die ganz in Ruinen lag.

Bismarck — Dabei ist auch das schöne, gemütliche Hotel Talachini abgebrannt, in dem ich vor achtzehn Jahren gerade um diese Jahreszeit mit meiner Frau gewohnt habe.

Lidl gedämpft zu seinen Tischgenossen — Wann die wüßten, daß i bei dem Brand die Rettungsarbeiten g'leitet hab. Aber jetzt müssen mir in Ischl endlich amal a richtig fachmännisch g'schulte Feuerwehr hab'n. Das laßt nur mei Sorg sein!

Bismarck mit seinen Begleitern nach vorn kommend — Als wir heute nach St. Gilgen und von dort den ganzen Wolfgangsee entlang hierher fuhren, hatte ich starke Anwandlungen von Zerstreutheit, die mich in den politischen Unterhaltungen mit unserem königlichen Herrn und Reisegefährten befielen. Ich zeigte ihm das Schafberghaus und erzählte ihm von unserer damaligen Partie hinauf. Dabei gewitterte es wieder genau wie damals vor achtzehn Jahren in St. Wolfgang.

Griebel, die Photographien in der Hand, kommt aus seiner Bude, zu Bismarck und seinen Begleitern

Griebel — Dausendmal um Vergäbung, meine Herrschaften! Wollen sich die Herrschaften nicht abnähmen lassen? Hechste Zeit, meine Herrschaften! Es is Sie nämlich widder ä färchterliches Gewidder in Ahnzuge.

Bismarck — Danke, wir lassen uns nichts abnehmen. Wir nehmen höchstens anderen ab.

Griebel — Doch än Schdandbunkt! Und gar kee lumpigter! Geht zu den Herren am Gartentisch Lauder weltberiehmte Berseenlichkeeten, meine Herrschaften! De allerärschten Bienengreeßen Eiropasch! Herren und Damen aus allen Greisen der Bevelgerung! Vier Gulden das Dotzend! Die Nuddliche da mit die Gorgzieherleckchen, das is Sie die großartige Dame vons Ballet Fanny Elsner!

Lidl — Wissen's was, meine Herren, lassen mer uns zamm photographieren! Das Bild, das häng i im G'sellschaftszimmer des Ischler G'sangvereins auf. Da haben unsre Söhn und Töchter in Jahren noch ihre Freid dran.

Brahms — Ich bleibe hier. Wer weiß, wann man den Mann wieder sieht.

Strauß — Das könnten die sich ja gradsogut von uns sagen. Aber die schaun sich gar nicht um nach uns.

Lidl — Mir san schließlich a net auf der Brennsupp'n daherg'schwommen. Gell Deubler?

Griebel — Aber die Herrschaften missen sich schputen. Innen Dogenblick gommt Sie widder ä regulärer Blatzrägen und da wärd's in mei Adelieh so finster wie inner ollen Abbelgiste.

Lidl hat sich erhoben — Gehn's her alle drei, machen's meinem lieben Ischler G'sangverein die Freid!

Strauß hat sich erhoben — Solang wir hier sitzen, reden die doch nur von alten Familiengeschichten.

Griebel – Bloß zwee Minuden, meine Herren, denn hab'n Se färsch Läben Ihr wahrheedsgetreies Gonderfei!

Strauß scherzend zu Brahms — Sie halten's halt auch schon so halb wie der Wagner, daß Ihnen unsere Gesellschaft nicht nobel genug ist.

Brahms aufstehend – Wagner? Herrgott nein, mit dem Großhans laß ich mich nicht lumpen!

Alle vier folgen dem Photographen in die Bude

Adjutant – Nachgerade wird es wohl Zeit, daß man sich zur kaiserlichen Tafel zurechtmacht.

Bismarck – Die Kaiserin ist doch wirklich eine Frau, von deren Schönheit ihre Bilder einem kaum einen Begriff geben. Genießen wir noch ein wenig frische Luft. Das Hofleben strengt beinahe mehr an, als die Geschäfte.

Alle drei nehmen auf der Promenadenbank Platz

Manteuffel – In den nächsten drei Monaten muß es sich ja zeigen, ob es Österreich ehrlich mit uns meint. Tut es das nicht, dann ist der Krieg unvermeidlich, auch wenn er uns zu Bündnissen führt, für die wir keine Vorliebe hegen.

Bismarck – Solche Entschlüsse fallen dem König schwer. Aber wenn er sich einmal dazu gezwungen gefühlt hat, dann ist man auch sicher, in keiner Gefahr von ihm im Stich gelassen zu werden.

Adjutant – Wir wollen doch alle redlich hoffen, daß unserem lieben hohen Herrn solche Entschlüsse auf seine alten Tage erspart bleiben.

Bismarck – Hoffen wir das. Wir haben durch den Gasteiner Vertrag ja auch ein weniger feuergefährliches Abkommen mit Österreich getroffen.

Manteuffel – Allerdings hat für Österreich die Sachlage durch den Gasteiner Vertrag an Klarheit verloren, während für uns die Situation doch bedeutend klarer geworden ist.

Bismarck – Ich glaube, wenn Sie dem Grafen Blome noch einmal eine Partie Quinze vorschlagen würden, dann könnten wir ganz Schleswig-Holstein für sechzig bis siebzig Millionen Gulden bekommen.

Manteuffel – Aber wo bleibt dann die Lösung der großen Frage?

Bismarck – Das sage ich auch. Wo bleibt dann die Einigung Deutschlands?

Adjutant – Der Franzosenkaiser soll ja den Verkauf des Herzogtums Lauenburg mit dem Verschachern einer Hammelherde verglichen haben. Man müsse die Präzedenzfälle für einen derartigen Menschenhandel in den dunkelsten Zeiten der Geschichte suchen.

Bismarck — Wer kauft, ist ein vornehmer Mann. Wer um ein Spottgeld verkauft, gilt für das Gegenteil. Sicherlich wäre mehr zu erreichen gewesen. Roon schreibt, er könne jeden Augenblick zweihundertfünfzigtausend Mann in Böhmen einrücken lassen. Aber wir dürfen ja nicht grob werden, solange sich Seine Majestät auf österreichischem Boden befindet.

Manteuffel — Vor zwei Monaten schrieb ich dem Kriegsminister noch, er möchte Sie im Auge haben und Fühlung mit Ihnen halten, weil ich Ihr heißsporniges Blut fürchtete. Und heute sehe ich mich infolge Ihrer Politik zum Statthalter von Schleswig ernannt. Erlauben Sie, daß ich die Gelegenheit wahrnehme, um Ihnen mein voreiliges Urteil abzubitten.

Bismarck — Ich betrachte den Gasteiner Vertrag als eine Abschlagszahlung, die uns Österreich leistet. Lauenburg, Kiel und Schleswig sind, denke ich doch, eine Sommerfrische wert. Sich erhebend Wenn jetzt der König hier des Weges käme, dann sollten wir ihm aber wirklich unseren Tanz aus „Macbeth" vorführen, den wir neulich, oben vor der Kirche von Böckstein, umsonst eingeübt haben. Was meinen Sie, meine Herren! Auf seine Begleiter, dann auf sich zeigend Erste Hexe, zweite Hexe, dritte Hexe. Zum Adjutanten Sie begrüßen Seine Majestät mit den Worten „Heil Dir, Than von Kiel!" und mit einem Luftsprung. Zu Manteuffel Sie, Herr Statthalter, begleiten Ihren Luftsprung mit den Worten „Heil Dir, Than von Schleswig!" Ich selber er tut einen leichten Luftsprung „Heil Dir, Than von Lauenburg!"

Aus dem Hotel treten Graf Mensdorff, Graf Vitzthum, die vierundzwanzigjährige Pauline Lucca und Graf Blome auf die Veranda

Vitzthum der Bismarcks Gebärde eben noch bemerkt hat — Der Cancan der Diplomatie, meine Herren!

Mensdorff zu Vitzthum — Sie kommen doch jedenfalls mit zu der Denkmalsenthüllung in Koburg?

Vitzthum — Soeben habe ich anfragen lassen, ob der Königin von England meine Anwesenheit bei den Feierlichkeiten für ihren verstorbenen Gemahl angenehm sein würde.

Mensdorff — Mein Vetter schreibt mir, daß er sich sehr darauf freue, Sie bei der Enthüllung des Denkmals wiederzusehen.

Vitzthum — Ich habe mir auf alle Fälle schon eine kleine Ansprache: „Laßt das Rautenkränzlein fliegen" für die Koburger Enthüllungsfeierlichkeiten zurechtgelegt.

Lucca — Aber Kinder, ist das dort nicht der Bismarck?

Blome — Natürlich ist es Bismarck. Wünschen ihn gnädiges Fräulein zu begrüßen?

Lucca — Na, als königlich preußische Kammersängerin habe ich doch wohl die Pflicht und Schuldigkeit! Sie geht auf Bismarck zu, während ihr die Herren folgen

Bismarck ihr entgegenkommend — Es ist mir ein besonderes Vergnügen, mein gnädiges Fräulein, Ihnen auch einmal in Ihrem schönen Heimatlande meine große Bewunderung für Ihre Kunst ausdrücken zu dürfen.

Die Herren begrüßen sich mit formeller Höflichkeit

Lucca — Mich freut es jedenfalls von ganzem Herzen, daß ihr euch wieder ausgesöhnt habt.

Bismarck — Wir haben mit vereinten Kräften die Risse im Bau verklebt.

Lucca — Na, Gott sei Dank! Jetzt brauche ich mir doch keine Gewissensbisse mehr darüber zu machen, daß ich als gute Österreicherin in Berlin Theater spiele. Aber hoffentlich hält diese Versöhnung auch vor. Nicht daß morgen am Tag wieder das Streiten angeht. Ich hab gar nichts gegen den Krieg. Im Gegenteil, wenn ich heirate, muß es ein Offizier sein. Sonst überhaupt nicht. Aber man rauft sich doch nicht in der eigenen Familie.

Manteuffel — Wenn nur die bösen Diplomaten nicht wären, mein gnädiges Fräulein. Wir vom Militär fangen keinen Krieg an.

Mensdorff — Deshalb ist es gut, wenn die Diplomaten so wenig wie möglich von Politik verstehen.

Bismarck — Je mehr einer von Politik versteht, desto rascher wird er aufgebraucht. Bei uns in Preußen sind schon drei Minister auf einmal verrückt geworden.

Griebel öffnet seine Bude und läßt Strauß, Brahms, Lidl und Deubler ins Freie treten

Griebel — War mir eine Ahre, meine Herren! Ah biekfeines Grubbenbild wird Sie das! Schpäteſtens bis Sonnabend sind Sie die Bilder fix und fertig! Mach mei Gombliment! Hadje! Hadje!

Lucca — Da ist ja der Walzerstrauß und der Brahms, wo die schönen Lieder schreibt! Beiden zunickend Grüß Eane Gott, meine Herren!

Griebel sich auf die Lucca stürzend — Bitte underdänigst, nich ze zärnen! Mechte sich die Allergnädigste nich ooch in mei beſcheidenen Adelieh abnähmen lassen?

Lucca zu ihrer Umgebung — Kinder, das ist eine schöpferische Idee! Lassen wir uns alle miteinander, wie wir da sind, photographieren!

Blome — Wenn wir uns mit Ihnen photographieren lassen, meine gnä-

digſte Kammerſängerin, dann hält uns das Publikum für ebenſolche Weltberühmtheiten, wie Sie eine ſind.

Lucca — Warum ſollten Sie es denn nicht noch werden! Bei Ihrem Beruf hat man das ſchon erlebt.

Bismarck — Man könnte uns ja auch für den Hofſtaat einer ſo gottbegnadeten Künſtlerin halten.

Lucca — Nun, habt ihr alle kein Herz dazu? — Da ſieht man's wieder einmal, was Theaterruhm bedeutet.

Bismarck — Wenn gnädiges Fräulein mit mir allein vorliebnehmen wollen, dann wird mir das Bild eine der ſchönſten Erinnerungen an unſeren Gaſteiner Vertrag ſein.

Lucca — Exzellenz beſchämen mich. Mein Vorſchlag war doch wohl etwas unbeſcheiden.

Griebel — Herrjemerſchnee, in mei Adelieh drinne, da is es Sie nämlich nachgrade ſo ſtockrabenduſter, mer wärden die Ufnahme notwändig hier draußen ins Freie machen miſſen. In ſeine Bude rufend He, Fritze! Bring emal ſchleinigſt den Abbarat heraus! Ooch änne neie Bladde! Mach fix! Dalli, Dalli! Zurückkommend So, wenn die verährten Herrſchaften jetzt nor auf der Bromenatenbank Blatz nähmen mächten. In den Affengaſten is Sie nämlich ooch geene andere Sitzgelägenheed als een olles Ganabeh. Da die Lucca Platz genommen So! Sehr ſcheene! Ricken Se näher bei mich! Zu Bismarck Und der Herr ſtellt ſich dernäben. Bitte ergäbenſt, ä gleebiſſel vorgebeigt, ſonſt gommt Sie de Bladde nich mit uf de Bladde. Zur Lucca, in die Luft deutend Wenn Se jetzt nor ſo recht dreimeriſch nach de Kärchdormſpitze gucken mechten. Aber Se derfen nich miten Gobbe waggeln! Muſtert die Gruppe mit der Hand über den Augen Erloben Se noch de Badſchen! Legt der Lucca die Hände zurecht Na los denn! Er ſchlüpft unter das ſchwarze Tuch des Apparates, den Fritz aufgeſtellt hat

Bismarck zu den Diplomaten — Europa wird ſich etwas beruhigen, wenn es mich in ſo liebenswürdiger Geſellſchaft ſieht.

Griebel das Tuch beſeitigend — Na, heeren Se, das wärd Sie ä Meiſterwerk! Ich gomme ganz in Schweeß. Zu Fritz De Bladde her! Die Platte betrachtend Donnerkiel noch emal, da is ja ſchonn ä Bild druff! Biſte denn beehlt?! Ich wär der uff de Beene helfen!

Fritz in die Bude ab

Griebel aufatmend — Na, ſo an Lumich!

Bismarck — Aber von meinem Freunde Andrae in Pommern werde ich eine gehörige Strafpredigt zu gewärtigen haben.

Griebel zu Fritz, der eine neue Platte bringt — De haſt wohl wieder deene Bemme gefuddert! Der Limmel hat ſchon zu lang mehr keene Wichſe gekriegt. Ich werd derſch heemzahlen!

Bismarck — Sind wir bald ſoweit?

Griebel die Platte einfügend — Nee, mei kuteſtes Herrche, ſo ſchnell ſchießen de Preißen nich!

Vitzthum — Unbezahlbar!

Griebel — Nee, wiſſen Se, Bangemachen gilt nich! Nor eegal gemiedlich! 's geht Sie niſcht ieber de Gemiedlichgeet! — So, jetzt bitte recht freindlich! Er nimmt die Kapſel vom Apparat

Lidl zu Brahms — I frag Sie nur, kann man einen ſolchen Staatsmann noch ernſt nehmen!

Die Klaſſiker des Sozialismus und der Krieg

Von Ed. Bernſtein

„Warre or battel as a thing very beastly, and yet to no kinde of beastes in so muche use as to man, they do detest and abhorre. And contrarie to the custome almooste of all other nations, they counte nothynge so much against glorie, as glorie gotten in warre."

So ſteht es zu leſen in der 1551 erſchienenen erſten Ausgabe der Utopia des als Menſch wie als Denker gleich ausgezeichneten Thomas More. Die Bewohner der in dieſem „fruchtreichen, ergötzlichen und ſcharfſinnigen" Buch beſchriebenen glücklichen Inſel Utopien haſſen und verabſcheuen den Krieg als etwas ſehr Beſtialiſches, das aber bei keiner Beſtie ſo üblich ſei als bei den Menſchen, und entgegen den Sitten aller anderen Nationen erachten ſie nichts ſo unwert des Ruhms, als den im Krieg erlangten Ruhm.

Aber die Utopier ſind darum doch nicht ſo unbedingte Gegner des Krieges, daß ſie jedweden Krieg verpönten oder die Kriegstüchtigkeit vernachläſſigten. Sie üben, wird dem Leſer erzählt, nicht nur die Männer, ſondern, um gegebenenfalls nicht in Verlegenheit zu kommen, an beſtimmten Tagen ſogar auch die Frauen zum Kriegsdienſt ein. Nur gehen ſie lediglich dann in den Krieg, wenn es ſich um die Verteidigung ihres eigenen Landes, die Verjagung von einge-

drungenen Feinden aus Ländern, mit denen sie Freundschaft halten, oder darum handelt, ein von Tyrannei bedrücktes und versklavtes Volk von seinem Joch zu befreien, „was sie aus reinem Mitleid und Mitgefühl tun".

In dieser Zusammenstellung haben wir die Grundgedanken aller sozialistischen Staatsgemälde oder Zukunftsentwürfe über den Krieg, von den ihnen zuzurechnenden Kundgebungen des Altertums und der Epoche des Christentums angefangen bis zu Bellamys Rückblick, William Morris' Kunde von Nirgendwo und ähnlichen Schriften unserer Zeit. Entweder wird ein Zustand beschrieben oder vorausgesagt, wo der Krieg gänzlich unbekannt ist, so daß, wie der Apostel es symbolisch ausdrückt, der Tiger friedlich beim Lamm lagert, oder es wird zum mindesten berichtet, daß die Bürger des sozialistischen Gemeinwesens die entschiedensten Gegner des Krieges seien und ihn zu den größten Seltenheiten gemacht hätten. Es ist ja auch selbstverständlich, daß, sobald die Völker über die Stufe der Barbarei hinaus sind, wo der Krieg als normaler Vorgang betrachtet und geübt wird, die Weltverbesserung ihnen unvollkommen erscheinen muß, wenn sie nicht auch mit den zerstörenden Kriegen aufräumte. Und Weltverbesserung ist die Grundnote aller sozialistischen Spekulationen.

Indes haben die Sozialisten doch zu verschiedenen Zeiten den Krieg mit verschiedenen Augen angesehen. Ja, es ließe sich unschwer aus der Art, wie diejenigen Sozialisten den Krieg behandelt haben, die ihn nicht in abstrakter Ethik ganz aus der Welt hinwegdichteten, auf die Gesellschaftsstufe und Gesellschaftsklasse schließen, der sie jedesmal angehörten. Die Begriffe über die zulässigen Ausnahmen ändern sich mit der sozialen Umwelt, in der der sozialistische Weltverbesserungsplan entsteht. Ein Verhältnis, das daher den größten Wechsel erfuhr und erfahren mußte, als in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eine sozialistische Theorie aufkam, die mit allen fertigen Gesellschaftsplänen aufräumte und den Sozialismus aus den treibenden Kräften der mittlerweile zur Entfaltung gekommenen kapitalistischen Wirtschaft und der durch sie bestimmten Gesellschaftsverfassung hervorgehen ließ. Elemente dieser Theorie finden sich, wie man weiß, schon bei St. Simon, Charles Fourier und Robert Owen, deren Hauptwerke in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts geschrieben wurden. Doch mischen sie sich bei ihnen und ihren Schülern noch stark mit Resten der alten konstruierenden Methode. Zu wissenschaftlicher Einheit aber ward sie erst ausgearbeitet durch Karl Marx und Friedrich Engels, und an diese beiden, sowie den durch ihre Lehren stark beeinflußten, wenn auch nicht völlig als deren Vertreter zu kennzeichnenden Ferdinand Lassalle denkt man in Deutschland, wenn man von Klassikern des Sozialismus spricht.

Bei ihnen nun stößt man freilich auf eine Beurteilung des Kriegs, wie sie den älteren Sozialisten fernlag. Wird er bei diesen stets schlechthin verurteilt, so wird ihm von Marx-Engels, sowie auch von Lassalle im Gegenteil ein bestimmter Platz in der Geschichte der Menschheit eingeräumt, wo er als naturgemäßes Element ihrer Entwicklung erscheint und insofern als vor der Geschichte gerechtfertigt begriffen wird. Den älteren Sozialisten war der Krieg durchweg etwas mehr oder weniger Willkürliches, herbeigeführt entweder durch Ruhmsucht oder Herrschsucht von Regierern oder Emporkömmlingen oder durch Raubsucht ganzer Volksschichten. Welche Antriebe jeweilig sein konnten und nicht sein konnten, ohne irgendwelchen notwendigen Zusammenhang mit dem Ganzen der Geschichte. Bei More zum Beispiel ist das noch so sehr der Fall, daß er es als eine besonders vernünftige Maßregel seiner Utopier erklärt, beim Ausbruch eines Krieges durch geheime Agenten hohe Preise auf die Ermordung des Fürsten und anderer Häupter des feindlichen Volkes auszusetzen. Bei anderen Völkern gelte dieser Gebrauch, den Krieg als ein Versteigerungs- und Verkaufsobjekt zu behandeln, führt er aus, als schädlich und verwerflich, die Utopier aber dünkten sich wegen dieser klugen Praxis für lobenswert, da sie dem größten Krieg auf diese Weise ohne Schlachtengemetzel ein Ende machten, und für menschlich und mitleidsvoll gesinnt —

„weil sie um den Preis des Todes weniger Schuldigen zahlreiche unschuldige Leben von der Vernichtung loskaufen, die sonst in den Schlachten umgekommen wären, und zwar zum Teil die Leben ihrer eigenen Volksgenossen, zum Teil aber auch solche des feindlichen Landes, dessen gemeines Volk sie nicht weniger bedauern, als ihre eigenen Landsleute, da sie wohl wissen, daß es gegen den eigenen Willen durch den wilden Wahnsinn seiner Fürsten und Häupter in ihn hineingetrieben und gezwungen ward".

Entdeckt man in diesen Sätzen unschwer den Niederschlag der Zustände und der politischen Begriffe des Zeitalters der Renaissance — More ist Zeitgenosse von Macchiavelli — so bricht sich vom siebzehnten Jahrhundert ab doch schon eine etwas andere Auffassung von den Ursachen des Krieges Bahn. Er wird nicht mehr oder nicht mehr lediglich auf schlechte persönliche Eigenschaften zurückgeführt, sondern schon gesellschaftlichen Zuständen zugeschrieben, in denen er seine Wurzeln finde. Die Gedanken, die in dieser Hinsicht Hobbes im siebzehnten Jahrhundert in England, Montesquieu und seine Schule im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich geschichtserklärend entwickeln, werden von den Sozialisten ihrer Zeit anklägerisch gegen die Gesellschaftsordnung ins Feld geführt. Die Fürsten und sonstigen Regenten treten als Kriegsanstifter in den Hintergrund gegenüber den zum Krieg treibenden Gesellschaftsklassen, im Zeitalter des Handels- und Kolonialkriegs ebenfalls eine sehr natürliche Erscheinung. An der Schwelle des

neunzehnten Jahrhunderts machen in England der sehr bedeutende Sozialist Charles Hall und in Frankreich Charles Fourier den Handel für die Kriege verantwortlich. So schreibt Hall im Jahre 1805 in seinem Buch: „Die Wirkungen der Zivilisation auf die Menschheit":

„Der Zweck aller Kriege ist entweder die Ausdehnung des Handels und der Manufakturen oder des Territoriums oder Rache zu üben. Die Konkurrenz der Reichen aller Handels- und Manufakturnationen um die Rohstoffe und Luxusgegenstände fremder Länder führt zu Kriegen, die den Armen absolut nichts nützen, obwohl die Reichen immer vorgeben, daß sie zum Wohle des Volkes in den Krieg gehen."

Und Charles Fourier hält 1808 in seiner „Theorie der vier Bewegungen" der Zivilisation — worunter er den Gesellschaftszustand der kapitalistischen Konkurrenz versteht — als eine ihrer Schändlichkeiten die Entfachung der Kriege zwischen den Nationen vor, und ihm ganz besonders ist der Erzschuldige der Handel. Dieser sei „selbst für diejenigen, die nicht in ihm beschäftigt, noch direkt an ihm interessiert sind, eine Quelle beständiger Reibereien und Kämpfe" ... „Die meisten Kriege, insbesondere die Kolonialkriege haben ihren Ursprung und ihren tieferen Grund im Ehrgeiz und in den Begierden des Handels."

Nun hat sowohl Fourier wie sein Zeitgenosse St. Simon schon eine ganze Theorie der stufenweise vor sich gehenden Entwicklung der Menschheit aus tierischen zu immer weniger wilden Zuständen. Das Paradies, welches eine kindliche Legende in die Wiege des Menschengeschlechts gelegt habe, liege in Wirklichkeit nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft, prägt St. Simon seinen Schülern ein, und einer dieser letzteren, mit dem zusammen übrigens St. Simon 1814 den Plan eines „europäischen Staatenbundes mit einem entsprechenden Bundesparlament" ausarbeitete, der im Werk der Haager Konferenzen zum Teil schon Verwirklichung gefunden hat, der berühmte Historiker Augustin Thierry, hat für die Vergangenheit den Krieg innerhalb der Gesellschaft, nämlich den Kampf der Gesellschaftsklassen als einen wichtigen Faktor der Fortentwicklung der Gesellschaft anerkannt. Aber dies nur für die Vergangenheit. Zu einer Theorie jenes Kampfes im tieferen geschichtsphilosophischen Sinne kommt es bei ihm noch nicht. Auch nicht bei einem anderen Schüler St. Simons, dem Ökonomen Adolphe Blanqui, der den Zusammenhang der gesellschaftlichen Kämpfe mit den wechselnden Formen des Gegensatzes von ausbeutenden und ausgebeuteten Klassen sehr energisch betont.

Der Gedanke, daß die Entwicklung der Gesellschaft sich in Gegensätzen und durch den Gegensatz vollzogen habe, ist überhaupt fast ein Gemeinplatz in der geschichtsphilosophischen Literatur des ausgehenden achtzehnten und beginnenden

neunzehnten Jahrhunderts. Und es war nur natürlich, daß er in Deutschland, wo noch der aufgeklärte Absolutismus regierte, der die bürgerlichen Klassen von der Herrschaft ausgeschlossen hielt, eine abstraktere Formulierung fand, als dort, wo man diesen Kampf sozusagen mit Händen greifen konnte. Dafür jedoch konnte der philosophische Geist die Frage hier um so mehr vertiefen. Finden wir schon bei Kant in dessen Ideen zu einer allgemeinen Geschichte es ausgesprochen, daß der Antagonismus in der Gesellschaft das Mittel ist, dessen sich „die Natur bedient, die Entwicklung aller ihrer Anlagen zustande zu bringen", und daß „alle Kultur Frucht der Ungeselligkeit", will heißen der Gegensätzlichkeiten in der Gesellschaft, sei, so hat Hegel die Folgerungen aus diesem Satz bis in ihre letzten Ableitungen gezogen, aus ihm den Grundgedanken eines philosophischen Lehrgebäudes gemacht, das durch seine großartige Geschlossenheit und die Kühnheit seiner Aufstellungen Bewunderung erregte und ihm eine begeisterte Schülerschaft eintrug. Die trichotomische Formel, die er seinem Gesetz der Entwicklung gab, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Welche zwingende Gewalt er ihm zusprach, zeigt folgender Satz aus seiner Philosophie der Geschichte: „Die Weltgeschichte ist nicht der Boden des Glücks. Die Perioden des Glücks sind leere Blätter in ihr; denn sie sind die Perioden der Zusammenstimmung, des fehlenden Gegensatzes."

Aber auch Hegel wiederum ist kühn nur hinsichtlich der Vergangenheit und im luftigen Reich der abstrahierenden Spekulation. Wo es gilt, die praktischen Folgerungen für die Weiterentwicklung der Gesellschaft zu ziehen, die er vor sich sah, biegt er ab und läßt die Antagonismen im Staat ihre Auflösung finden, wird er konservativ und seine ihm hierin folgende Schule reaktionär. Der gerade Weg aber, den andere Schüler Hegels gingen, führte ins Lager der Kämpfer wider die Gesellschaftsordnung seiner Zeit und deren Staat, und dort stoßen wir auf Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle als die bei weitem hervorragendsten politischen Persönlichkeiten.

Alle drei lehnen sich gegen Hegel, den Geschichtsphilosophen, dadurch auf, daß sie ihn fortsetzen. Freilich mit bedeutsamen Unterschieden, auf die aber hier nicht näher eingegangen zu werden braucht. Am rückhaltlosesten rebellieren gegen Hegel und dessen Orthodoxie Marx und Engels, die früher als Lassalle in das politische Leben eintraten. Sie schöpfen aus der gleichen geschichtlichen Quelle, aus der Hegel geschöpft, d. h. aus der großen französischen Revolution und ihren Kämpfen, übernehmen aus seinen und seiner Vorgänger Schriften die Lehre von der Entwicklung der Geschichte durch den Gegensatz und geben ihr für die Neuzeit die Anwendung auf den in den vorgeschrittenen Ländern

Europas sich abspielenden Klassenkampf zwischen dem modernen Proletariat und der Bourgeoisie, der in dem Deutschland ihrer Tage noch hinter den Kampf zwischen der Bourgeoisie und dem absolutistischen Königtum und dessen Trabanten zurücktritt, aber sich doch schon deutlich als im Aufkommen begriffen anzeigt. Sie fühlen sich und handeln als Angehörige der Partei des neuen Proletariats, d. h. der Partei der Kommunisten, die als ihr Ziel hat den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung, und als vornehmstes Mittel die Eroberung der politischen Macht durch die Revolution. Sie legen die Gedanken, die sie Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in gemeinsamer Arbeit wissenschaftlich begründet haben, am Vorabend der Revolution von 1848 in dem berühmten Manifest der Kommunisten nieder, in dessen Schlußsatz es heißt, die Kommunisten

„erklären es offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bestehenden Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern, die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen".

* * *

Man wird sich ohne weiteres selbst sagen, daß die Vertreter einer solchen Geschichts- und Gesellschaftsauffassung den Krieg anders beurteilen und eine andere Stellung zu ihm einnehmen mußten, als die älteren Sozialisten, die sämtlich von ethischen Begriffen ausgingen. Zwar sind der Krieg der Klassen und der Krieg von Staaten oder Nationen zueinander nicht ein und dasselbe, und der oben zitierte Schlußsatz des Manifestes läuft in den Ruf aus: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Auch wird an der Stelle im Manifest, wo von der Stellung der Kommunisten zum Vaterland und zur Nation die Rede ist, der Vorwurf, sie wollten das Vaterland, die Nation abschaffen, mit den seitdem oft zitierten Worten zurückgewiesen: „Die Proletarier haben kein Vaterland, man kann ihnen nicht nehmen, was sie nicht haben", und ausgeführt, indem das Proletariat sich die politische Herrschaft erobere und sich als nationale Klasse konstituieren müsse, sei es freilich selbst noch national, jedoch „nicht im Sinne der Bourgeoisie". Mit der Entwicklung der Bourgeoisie und des Weltmarktes verschwänden die nationalen Absonderungen und Gegensätze der Völker mehr und mehr, und die Herrschaft des Proletariats werde sie noch mehr verschwinden machen. „Vereinigte Aktion wenigstens der zivilisierten Völker ist eine der ersten Bedingungen seiner Befreiung." In dem Maße, wie die Ausbeutung des einen Individuums durch das andere aufgehoben werde,

werde die Ausbeutung einer Nation durch die andere aufgehoben werden. „Mit dem Gegensatz der Klassen im Inneren der Nation fällt die feindliche Stellung der Nationen gegeneinander." Soweit hätte man aus diesen Sätzen eine generelle Verurteilung der Kriege ableiten können. Sie zeichnen jedoch eine Entwicklung vor, die sich erst noch vollziehen sollte, sagten aber nicht, daß das alles schon sei. Und wenn sich Marx und Engels damals das Zeitmaß dieser Entwicklung sehr viel schneller vorstellten, als es sich in Wirklichkeit herausgestellt hat, so waren sie sich doch des Unterschiedes in der Entwicklungshöhe der verschiedenen Staaten Europas wohl bewußt, blieb es ihnen kein Geheimnis, daß in einer Reihe dieser Staaten von einer Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat noch nicht die Rede sein konnte. Sie haben daher mit jenen Sätzen noch kein gleichlautendes Urteil über den Krieg unter den zu ihrer Zeit bestehenden Verhältnissen gefällt. Im Gegenteil kann man aus dem Satz, daß mit dem Klassengegensatz innerhalb der Nationen auch der Gegensatz der Nationen zueinander falle, rückfolgernd schließen, daß seine Verfasser für die Zeit des Bestehens jenes ersteren Gegensatzes auch diesen letzteren und damit den Krieg als etwas der vorhandenen Gesellschaftsordnung Immanentes ansahen und betrachtet wissen wollten. Was denn auch in der Tat der Fall war.

Soweit war das indes nur ein Tatsachenurteil und noch kein abschließendes Werturteil. Es kommt jedoch noch hinzu, daß in einem anderen Abschnitt des Manifestes auseinandergesetzt wird, die Kommunisten, die zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen und den sie vertretenden Parteien unterscheiden, würden unter gegebenen Verhältnissen die vorgeschrittenen dieser Parteien, wo sie revolutionär gegen die konservativen oder zurückstrebenden Mächte aufträten, unterstützen, und das konnte auch auf die Staaten übertragen werden, je nachdem diese auf rückständiger oder vorgeschrittener Stufe der Entwicklung stünden, von rückständigen oder vorgeschrittenen Parteien in ihrer Politik bestimmt würden. Der Krieg von Nation zu Nation würde unter dieser Voraussetzung nicht anders zu beurteilen sein, als der Krieg der Klassen im Inneren der Nationen, je nachdem also, d. h. wenn oder wo er in dem geschilderten Sinne revolutionär sei, nicht zu verwerfen, sondern im Gegenteil zu unterstützen sein.

Diese unbestreitbar logische Folgerung haben Marx und Engels wie Lassalle denn auch tatsächlich gezogen. Von vormärzlichen Abhandlungen aus ihrer Feder bringt sie mit äußerster Prägnanz ein Jubelartikel zum Ausdruck, mit dem Friedrich Engels in der deutschen Brüsseler Zeitung vom November 1847 den Schweizer Sonderbundskrieg begrüßte. Dieser bemerkenswert kraftvolle Artikel zeigt zugleich, daß die Klassiker des Sozialismus solche Dinge wie Freiheit,

Demokratie usw. sehr scharf auf ihre geschichtliche Rolle prüften und ihnen nur dort Wert zuerkannten, wo sie in ihrem Sinne als revolutionäre Kräfte wirkten.

Endlich habe sich herausgestellt, heißt es gleich am Anfang jenes Artikels von den schweizerischen Urkantonen, „daß diese Wiege der Freiheit nichts anderes ist, als das Zentrum der Barbarei und die Pflanzschule der Jesuiten, daß die Enkel Tells und Winkelrieds durch keine anderen Gründe zur Räson zu bringen sind, als durch Kanonenkugeln, daß die Tapferkeit von Sempach und Murten nichts anderes war, als die Verzweiflung brutaler und bigotter Bergstämme, die sich störrisch gegen die Zivilisation und den Fortschritt stemmen".

Die Urschweizer hätten sich gegen Österreich erhoben, als dieses das einzige Mal in der Geschichte progressiv gewesen sei.

„Der Kampf der Urschweizer gegen Österreich, der glorreiche Eid auf dem Grütli, der heldenmütige Schuß Tells, der ewig denkwürdige Sieg bei Morgarten, alles das war der Kampf störrischer Hirten gegen den Andrang der geschichtlichen Entwicklung, der Kampf der hartnäckigen stabilen Lokalinteressen gegen die Interessen der ganzen Nation, der Kampf der Roheit gegen die Bildung, der Barbarei gegen die Zivilisation. Sie haben gegen die damalige Zivilisation gesiegt, zur Strafe sind sie von der ganzen weiteren Zivilisation ausgeschlossen worden."

Es sei „ein wahres Glück, daß die europäische Demokratie diesen urschweizerischen, sittenreinen und reaktionären Ballast" loswerde. Die Urschweiz gehöre mit Norwegen zu den Gegenden Europas, wo sich „die alte christlich-germanische Barbarei in ihrer ursprünglichen Gestalt, beinahe bis aufs Eichelfressen erhalten hat".

In späteren Jahren hat Engels die norwegische Demokratie wesentlich günstiger beurteilt. Indes hat das mit der grundsätzlichen Auffassung, um die es sich hier handelt, nichts zu tun. Im angeführten Artikel fährt er fort, es gäbe eben „zweierlei Demokratien", und es sei „nötig, daß die Demokratien der zivilisierten Länder endlich die Verantwortlichkeit für die norwegische und urschweizerische Demokratie ablehnen".

„Die demokratische Bewegung erstrebt in allen zivilisierten Ländern in letzter Instanz die politische Herrschaft des Proletariats. Sie setzt also voraus, daß ein Proletariat existiert, daß eine Industrie existiert, die das Proletariat erzeugt, die die Bourgeoisie zur Herrschaft gebracht hat. Von dem allem finden wir nichts, weder in Norwegen noch in der Urschweiz."

Die Demokratie der zivilisierten Länder, die moderne Demokratie, habe also mit der norwegischen und urschweizerischen Demokratie „nichts gemein". Sie habe im Gegenteil mit diesen fortschrittsfeindlichen Besonderheiten aufzuräumen.

„Das demokratische Proletariat hat nicht nur die Zentralisation, wie sie durch die Bourgeoisie begonnen ist, nötig, sondern es wird sie sogar noch viel weiter durchführen müssen. Während der kurzen Zeit, in der das Proletariat in der französischen Revolution am Staatsruder saß, während der Herrschaft der Bergpartei, hat es die Zentralisation mit allen Mitteln, mit Kartätschen und der Guillotine durchgesetzt. Das demokratische Proletariat, wenn es jetzt

wieder zur Herrschaft kommt, wird nicht nur jedes Land für sich, sondern sogar alle zivilisierten Völker zusammen so bald wie möglich zentralisieren müssen."

Für den Sonderbund sei es „bezeichnend, daß die echten Söhne Wilhelm Tells das Haus Österreich, den Erbfeind der Schweiz, um Hilfe anflehen müßten" in einem Zeitpunkt, wo Österreich „schmutziger, niederträchtiger, gemeiner und gehässiger" sei, als je. „Das sei eine gehörige geschichtliche Strafe, und um deren Maß recht übervoll zu machen, müsse nun „dies Österreich selbst so in der Klemme sein, daß es den Söhnen Tells nicht einmal helfen kann".

Diese Sätze geben den Ton und die Motive der Haltung an, die Karl Marx und Friedrich Engels zu den nationalen Kämpfen einnahmen, welche die Revolution von 1848 zur unmittelbaren und weiteren Folge hatte. Gleichviel, ob sie direkt als Rebellionen sich abspielen oder die Form richtiger Kriege annehmen, werden die nationalen Kämpfe von ihnen begrüßt und unterstützt, wo sie mit dem Interesse der Revolution zusammenfallen, und abgewiesen oder direkt bekämpft, wo sie ihm widersprechen. Der Begriff Revolution hierbei im großen geschichtsphilosophischen Sinn genommen, wo er nicht notwendig Bürgerkrieg zu bedeuten braucht, welch letzterer aber, wie aus den Bemerkungen über den Sonderbundskrieg hervorgeht, der ja im wesentlichen noch Bürgerkrieg war, ganz und gar nicht abgelehnt wird. Der Hinweis auf den roten Schrecken von 1793 in der obenzitierten Auslassung zeigt vielmehr, daß Marx und Engels diesen Schrecken selbst in seinen schärfsten Formen guthießen und sogar verlangten, wenn er der Revolution im vorentwickelten Sinne galt. Sie knüpfen da noch vollständig an die Überlieferungen der großen französischen Revolution an, wonach der auswärtige Krieg gegen Reaktionsmächte als Hebel dient, den inneren revolutionären Bürgerkrieg auf die Spitze zu treiben. Was für die Franzosen von 1792 und später Österreich gewesen war, das war für die drei Klassiker des deutschen Sozialismus im Revolutionsjahr und noch später Rußland. Denn Ferdinand Lassalle stimmte in diesen Dingen grundsätzlich ganz und gar mit Marx und Engels überein, soweit er nicht hierin ihr Schüler war. Wie sie stand er zur Nationalitätenfrage, wie sie zur Frage der Revolution, wie sie zur Frage des äußeren Krieges. Es lassen sich aus seinen Schriften und Briefen sehr interessante Parallelstellen mit Artikeln der von Marx und Engels 1848 mit Gleichgesinnten herausgegebenen „Neuen Rheinischen Zeitung" anführen, das radikalste Blatt, das jemals in Deutschland erschienen ist, und von dem Lassalle noch in seinen letzten Lebensjahren nur mit der größten Hochachtung gesprochen hat.

Nachdem wir oben Engels über das Recht der Nationalitäten gehört haben, das ja bis in die neueste Zeit hinein in das Thema vom Recht des Krieges eingreift, erhalte auch Ferdinand Lassalle hierzu das Wort. Er läßt sich über dasselbe eingehend in seiner 1859 erschienenen Schrift „Der Italienische Krieg und die Aufgabe Preußens" aus und entwickelt dort, dieses Recht sei daran geknüpft, daß in dem in Frage kommenden Volk oder Stamm „ein eigner und mit dem Kulturprozeß des Ganzen Schritt haltender Volksgeist" da sei. Das letztere sei die entscheidende Bedingung. Wo sie fehle, trete das Recht der Eroberung ein. Mit diesem Recht habe die angelsächsische Rasse Amerika, Frankreich Algier, England Indien, hätten die Völker deutscher Abkunft von denen slawischer Zunge ihren Boden, die Franzosen in der Zeit deutscher Stagnation Elsaß-Lothringen erobert und assimiliert.

Kürzer und schärfer wird das Gesagte von Lassalle am 8. Mai 1863 in einem Brief an Karl Rodbertus zusammengefaßt:

„Nationalitätsprinzipler bin ich nicht. Ich habe meine Ansicht darüber sehr deutlich seinerzeit in meiner Broschüre über den italienischen Krieg ausgesprochen, die ich Ihnen beiliegend sende. Sie finden darin ausdrücklich entwickelt, daß ich das Recht der Nationalität nur den Kulturnationen vindiziere, nicht den Rassen, deren Recht vielmehr nur darin besteht, von jenen assimiliert und entwickelt zu werden."

Ebenfalls in Übereinstimmung mit der „Neuen Rheinischen Zeitung", die 1848/49 auf das schärfste die deutschen Föderalisten, die demokratisch-republikanischen so gut wie die konservativen, bekämpft hatte, erklärt Lassalle in diesem Brief: er sei „entschiedener Gegner des Föderativstaates für Deutschland, entschiedener Anhänger des unitarischen Staates".

Einige Tage früher, um 2. Mai 1863, hatte er ebenfalls an Rodbertus geschrieben:

„Wir müssen alle wollen: Großdeutschland moins les Dynasties. Ich habe in meinem Leben kein Wort geschrieben, das der kleindeutschen Partei zugute käme, betrachte sie als das bloße Produkt der Furcht vor: Ernst, Krieg, Revolution, Republik und als ein gutes Stück Nationalverrat."

* * *

Krieg, Revolution, Republik — der bekannte Konflikt, der sich aus Anlaß des italienischen Krieges zwischen Marx und Engels auf der einen und Lassalle auf der anderen Seite entspann, hatte keinen Augenblick eine Meinungsverschiedenheit über auch nur einen dieser Punkte zum Anlaß. Friedrich Engels hatte in seiner zu Anfang des Krieges herausgekommenen Schrift „Po und Rhein" es für selbstverständlich hingestellt, daß Deutschland in dem vom bonapartistischen Frankreich gegen einen deutschen Bundesstaat entfachten Krieg sich

gegen das erstere zur Wehr setze, Lassalle aber hatte in seiner sechs Wochen später veröffentlichten Schrift über den Krieg sich entschieden dagegen erklärt, daß Preußen Österreich zu Hilfe eile. Aber weder Engels noch Lassalle dachten dabei an einen Verzicht auf die revolutionäre Stellungnahme zu den genannten Staaten. Friedrich Engels ging in Übereinstimmung mit Marx von der Annahme aus, Preußen werde Österreich im Stich lassen, und erklärte das für Nationalverrat, Lassalle war darüber unterrichtet, daß Preußens Regent (Wilhelm I., damals als Prinzregent nur erst Prinz von Preußen) entschlossen war, Österreich im Bedarfsfall zu Hilfe zu kommen, und suchte die Öffentlichkeit im gegenteiligen Sinne zu beeinflussen, damit der Krieg, wie er Anfang 1863 an Friedrich Engels schreibt, „beim Volk so unpopulär und verhaßt wie nur möglich" sei. In diesem letzteren Falle wäre der Krieg, erklärt er, „freilich ein großes Glück" gewesen, aber dann habe die Demokratie nicht für, sondern gegen ihn schreiben müssen; wie er, Lassalle, es getan habe. Mit anderen Worten, nicht aus pazifistischen Gründen, sondern aus taktischen Erwägungen heraus, im Interesse der Revolution, fordert Lassalle in jener Schrift, daß Preußen sich so lange der Teilnahme am Krieg gegen Frankreich enthalte, als dessen Krieg gegen Österreich Befreiungskrieg für Italien sei. Von Marx darauf hingewiesen, welche Schürertätigkeit die russische Diplomatie bei Anstiftung des Krieges gespielt habe und wie demütigend es für Deutschland sei, daß die russische Regierung in einer Note Preußen und den anderen deutschen Staaten geradezu verbieten konnte, Österreich, einem deutschen Bundesstaat, zu Hilfe zu kommen, antwortet Lassalle am 11. September 1860, er könne in der Note keine Beleidigung erblicken, stecke sie aber darin, so treffe sie doch nur die deutschen Regierungen, und nicht das deutsche Volk. „Was geht dich und mich die Machtstellung des Prinzen von Preußen an?" Im Interesse des deutschen Volkes liege es, wenn „die Machtstellung des Prinzen nach außen so gering wie möglich" sei.

Diesen letzteren Gedanken, die Ausnutzung der Schwäche der Regierung nach Außen für die Steigerung der Macht der Demokratie im Inneren drückt er noch energischer zwei Jahre später in seiner zweiten Verfassungsrede aus, die er im Spätherbst 1862 und Winter 1862/63 in mehreren Berliner Vereinen gehalten hat.

Noch eine andere Stelle in dem Brief Lassalles vom 11. September 1860 ist für unseren Gegenstand von Interesse. Sie betrifft die Frage eines möglichen deutschen Krieges gegen Rußland.

Friedrich Engels hatte am Schluß seiner zweiten Broschüre über den itali-

enischen Krieg, „Savoyen, Nizza und den Rhein" auseinandergesetzt, daß das deutsche Volk allen Anlaß habe, Generalabrechnung mit Rußland zu halten. Von Marx darauf hingewiesen, antwortet nun Lassalle, er gäbe die Richtigkeit des Gedankens ohne weiteres zu. Den Deutschen diesen Krieg predigen, heiße Wasser ins Meer tragen. „Krieg gegen Rußland" wäre „das populärste, alles hinreißende Feldgeschrei, das je in Deutschland erhoben worden". Aber daß deutsche Dynastien es je erheben würden, sei sehr unwahrscheinlich und noch weniger sei es wünschenswert. Denn die Regierung, die es täte, würde dadurch eine maßlose Popularität erobern. Es sei ganz und gar nicht zu wünschen, daß der Prinz einen Krieg mit Rußland beginne.

„Im Gegenteil, ich betrachte den Krieg mit Rußland, sowohl aus diesen, als aus sehr vielen, in den realen Verhältnissen wurzelnden Gründen, die dir keineswegs entgehen werden, als unser bestes und notwendiges Erbteil. Er ist, ich möchte sagen, das providentielle Erbteil der deutschen Revolution." Und weiter: „Dieser Krieg wird helfen, unsere ganze Revolution durchzumachen, wird ihre Verlegenheiten verringern, wird uns befähigen, wahrhafte Resultate zu erlangen."

Einem Marx und Engels das predigen, hieß aber erst recht Wasser ins Meer tragen. Denn die vorstehenden Sätze waren nur unbewußte Wiederholung dessen, was die Verfasser des kommunistischen Manifestes in der „Neuen Rheinischen Zeitung" wiederholt mit der größten Energie ausgeführt hatten. So war unter anderem im Leitartikel vom 17. August 1848, der die Polenfrage behandelt, wie sie zu jener Zeit sich stellte, in packenden Sätzen von wahrhaft klassischer Wucht dargelegt worden, daß die Herstellung eines lebens- und entwicklungsfähigen demokratischen Polen das große politische Interesse des deutschen Volkes sei, dessen Geltendmachung die erste Pflicht der Märzrevolution gewesen wäre. Deutschland habe den Polen die Ausdehnung von 1772 garantieren und doch „dabei seine Ehre und Interessen sicherstellen" können, wenn es nach der Revolution in seinem eigenen Interesse den Mut hatte, von Rußland die Herausgabe Polens mit den Waffen in der Hand zu fordern.

„Und was war der Krieg mit Rußland? Der Krieg mit Rußland war der vollständige, offene und wirkliche Bruch mit unserer ganzen schmachvollen Vergangenheit, war die wirkliche Befreiung und Vereinigung Deutschlands, war die Herstellung der Demokratie auf den Trümmern der Feudalität und des kurzen Herrschaftstraums der Bourgeoisie."

Nicht nur den Krieg mit Rußland, den Weltkrieg verkündet, auf ihn hoffend, der Leitartikel der Neuen Rheinischen Zeitung am Jahresschluß 1848 für das kommende Jahr. Eine neue Erhebung der französischen Arbeiter sei zu erwarten, und „der europäische Krieg ist die erste Folge der siegreichen Arbeiterrevolution in Frankreich".

Diese Hoffnung erfüllte sich nicht, der erwartete Krieg, von dem im Leitartikel vom 14. Februar 1849 erklärt wird, eine schmerzliche Erfahrung habe gelehrt, daß die europäische Völkerverbrüderung

„nicht durch bloße Phrasen und fromme Wünsche zustande kommt, sondern nur durch gründliche Revolutionen und blutige Kämpfe; daß es sich nicht um eine Verbrüderung aller europäischen Völker unter einer republikanischen Fahne, sondern um die Allianz der revolutionären Völker gegen die konterevolutionären handelt, eine Allianz, die nicht auf dem Papier, sondern nur auf dem Schlachtfeld zustande kommt" –;

dieser Krieg blieb aus, die Aufstände und Aufstandsversuche vom Frühjahr 1849, sowie die nationalen Erhebungen in Italien und Ungarn wurden teils im Keim unterdrückt, teils mit Aufgebot regulärer Truppen niedergeschlagen. Marx und Engels verschlossen sich den Erfahrungen dieser Niederlagen nicht, aber den Gedanken eines der Revolution förderlichen Zusammenhangs zwischen Krieg und Revolution gaben sie darum nicht auf. In Hinblick auf ihn widmete sich Engels im Exil eingehenden Studien der Kriegswissenschaften, die ihn zu glänzenden Leistungen auf diesem Gebiete befähigt haben. Wie er und Marx jedes Anzeichen einer herannahenden größeren Geschäftskrisis, die zur Erschütterung der politischen Zustände Europas führen konnte, mit Genugtuung begrüßten, so auch jeden Krieg, der Gleiches versprach. Als in England am Vorabend des Krimkrieges die John Bright, Richard Cobden und andere Friedensfreunde große Protestversammlungen gegen den Krieg abhielten, ward diese Agitation von ihnen durchaus abfällig beurteilt, und mit Genugtuung berichtete Marx am 12. Juli 1853 an die New York Tribune, daß die radikalen Chartisten unter Führung des ihm befreundeten Ernst Jones in einer von jenen einberufenen Versammlung in Halifax einen Gegenantrag zur Annahme gebracht hätten, der das Volk auf den Krieg verpflichtete und erklärte, der Friede sei „ein Verbrechen, solange nicht die Freiheit errichtet ist". Ebenso schreibt in gleicher Auffassung Lassalle am 7. März 1854 frohlockend an Marx, die Rußland zum Widerstand ermunternden Halbheiten der westlichen Regierungen wirkten „wie Blasebälge für den Weltbrand, der jetzt nicht länger vertagt werden kann". Es sei „wirklich tief providentiell, daß unsere Revolutionsära mit dem Ausbruch dieser orientalischen Krise debütiert". Am bevorstehenden Kriege habe die deutsche Revolution „in auswärtiger Beziehung den gewaltigen Beruf, der sie weckt, die gewaltige Arbeit, die sie stählt und großzieht, und die gewaltige Expansion, die ihr die Mittel gibt, auch im Inneren Aufgabe und Arbeit zu vollenden". Wie die drei sich zum Kriege von 1859 stellten, haben wir gesehen. Beim Ausbruch des deutsch-dänischen Kriegs von 1863/64 arbeitete Lassalle eine Resolution für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein

aus, welche eine Befreiung des Herzogtums aus dänischer Herrschaft für Pflicht der deutschen Regierungen erklärte, dagegen den Arbeitern von der Teilnahme an der Bildung von Freischaren dringend abriet. Das deutsche Volk solle sich „durch nichts von seinen gewaltigen zentralen Aufgaben abziehen lassen". Der großen Aufgabe der Erstellung eines einheitlichen Deutschland gegenüber erscheine die Frage, ob, solange in Deutschland dreiunddreißig Fürsten bestehen, einer derselben ein ausländischer Fürst ist, von verhältnismäßig sehr untergeordneter Bedeutung. Eine von Lassalle mit Bezug auf den ziemlich gleichzeitig ausgebrochenen Polenaufstand ausgearbeitete Resolution erklärt den „Krieg mit Rußland zum Zwecke der Wiederherstellung eines selbständigen Polen" für das „direkteste Interesse Deutschlands". Das war zwar nur Demonstration, denn Lassalle wußte, daß an einen solchen Krieg in jenem Zeitpunkt nicht zu denken war. Aber es entsprach einer immer noch in der Seele Lassalles wie der zwei Londoner lebenden Idee. Revolution und Krieg werden noch immer als jeweilen parallel laufende oder ineinandergreifende Katastrophen gewertet.

* * *

Der polnische Aufstand von 1863 gab den Anstoß zur Gründung der Internationalen Arbeiterassoziation, die im September 1864 auf einem in London zugunsten der Polen abgehaltenen Meeting beschlossen wurde, nachdem in Deutschland schon im Mai 1863 unter Führung Lassalles der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein gegründet worden war. In öffentlichen Organisationen traten jetzt die vorgeschrittenen Arbeiter der Kulturländer als politische Kraft in die Arena, und gleichzeitig damit vollzieht sich eine Wendung im Verhalten von Marx und Engels zur Kriegsfrage. Schon in der von Marx für den Generalrat der Internationale verfaßten und von letzterem einstimmig beschlossenen ersten Ansprache — der Inauguraladresse — dieser Organisation an die Arbeiter aller Länder werden für die auswärtige Politik der Arbeiterklasse nunmehr Grundsätze niedergelegt, die gegen die auswärtigen Kriege gerichtet sind. Die Ansprache schließt mit den Worten:

„Und noch eine andere Überzeugung beherrschte dieses Meeting. Wenn die Emanzipation der Arbeiterklassen das Zusammenwirken verschiedener Nationen erheischt, wie jenes große Ziel erreichen mit einer auswärtigen Politik, die frevelhafte Zwecke verfolgt, mit Nationalvorurteilen ihr Spiel treibt und in piratischen Kriegen des Volkes Gut und Blut vergeudet? Nicht die Weisheit der herrschenden Klassen, sondern der heroische Widerstand der englischen Arbeiterklasse gegen ihre verbrecherische Torheit bewahrte den Westen Europas vor einer transatlantischen Kreuzfahrt für die Verewigung und Propagierung der Sklaverei. Der schamlose Beifall, die Scheinsympathie oder idiotische Gleichgültigkeit, womit die höheren Klassen

Europas dem Meuchelmord des heroischen Polen und der Erbeutung der Bergfeste des Kaukasus durch Rußland zusahen; die ungeheuren und ohne Widerstand erlaubten Übergriffe dieser barbarischen Macht, deren Kopf zu St. Petersburg und deren Hand in jedem Kabinett von Europa, haben die Arbeiterklassen die Pflicht gelehrt, in die Geheimnisse der internationalen Politik einzudringen, die diplomatische Akte ihrer respektiven Regierungen zu überwachen, ihnen, wenn möglich, entgegenzuwirken; wenn unmöglich, zuvorzukommen, sich zu vereinen in gleichzeitigen Denunziationen, und die einfachen Gesetze der Moral und des Rechts, welche die Beziehungen von Privatpersonen regeln sollten, als die obersten Gesetze des Verkehrs von Nationen geltend zu machen. — Der Kampf für solch eine auswärtige Politik ist eingeschlossen im allgemeinen Kampf für die Emanzipation der Arbeiterklasse.

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"

Hier wird der Kriegspolitik der herrschenden Klassen in großen Umrissen als auswärtige Politik der Arbeiterklasse eine zielbewußte unablässige Tätigkeit dieser für die Schaffung der Grundlagen eines festen Zusammenschlusses der Völker gegenübergestellt. Noch kein Pazifismus, wie dieses Wort gewöhnlich verstanden wird. Selbst das bloße Wort Friede ist in der Resolution noch vermieden. Marx spricht sich auch bald darauf im Generalrat der Internationale gegen die Propaganda zugunsten der allgemeinen Abrüstung aus, weil Europa gegenüber dem despotischen Rußland noch nicht abrüsten könne, und er wirkt ferner einer Verbrüderung der Internationale mit der von bürgerlichen Reformern gegründeten Friedens- und Freiheitsliga entgegen. Aber von einer Bezeichnung des Krieges als einer im Interesse der Revolution zu erhoffenden oder gar zu begünstigenden Sache ist in keiner seiner Reden und für den Generalrat verfaßten Resolutionen und Ansprachen mehr die Rede. Wiederholt wird der Krieg gebrandmarkt, nie wird er als etwas zu Bewillkommnendes hingestellt. Statt von Krieg gegen Rußland wird nur noch von der Wehrhaftigkeit gegen eine etwaige russische Invasion gesprochen. Vor dem sich ankündigenden deutsch-französischen Krieg wird 1868 auf dem Brüsseler Kongreß der Internationale als einem „Bürgerkrieg" gewarnt, der nur Rußland zugute kommen würde. Und als 1870 dieser Krieg wirklich ausbricht, wird zwar in den ihn behandelnden zwei Rundschreiben der Internationale, beide verfaßt von Marx, anerkannt, daß die Arbeiter der kriegführenden Länder für die Landesverteidigung hüben und drüben ihre Bürgerpflicht zu erfüllen haben, aber zugleich wird auch mit Genugtuung festgestellt, daß sie durch ihr Verhalten hüben und drüben sich dem Krieg grundsätzlich ablehnend gegenübergestellten und verhielten. In der ersten dieser Adressen heißt es:

„Während das offizielle Frankreich und das offizielle Deutschland sich in einen brudermörderischen Kampf stürzen, senden die Arbeiter einander Botschaften des Friedens und der Freundschaft. Diese einzige große Tatsache, ohnegleichen in der Geschichte der Vergangen-

heit, eröffnet die Aussicht auf eine hellere Zukunft. Sie beweist, daß, im Gegensatz zur alten Gesellschaft mit ihrem ökonomischen Elend und ihrem politischen Wahnwitz, eine neue Gesellschaft entsteht, deren internationales Prinzip der Friede sein wird, weil bei jeder Nation dasselbe Prinzip herrscht — die Arbeit!"

In der zweiten Adresse, verfaßt am 9. September 1870, nachdem in Frankreich das Kaiserreich gestürzt und die Republik proklamiert worden war, wird darauf hingewiesen, daß die sozialistischen deutschen Arbeiter nunmehr energisch die Anerkennung der Republik und einen ehrenvollen Frieden für Frankreich verlangten und „gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen protestieren", während den französischen Arbeitern gesagt wird, sie müßten zwar ihre Pflicht als Bürger tun, dürften sich aber „nicht beherrschen lassen durch die Erinnerungen von 1792"; sie hätten „nicht die Vergangenheit zu wiederholen, sondern die Zukunft aufzubauen". Und von den englischen Arbeitern wird gerühmt, sie forderten von ihrer Regierung, „daß sie sich mit aller Macht der Zerstückelung Frankreichs widersetze, nach welcher zu schreien ein Teil der englischen Presse schamlos genug ist". Verschiedene Zeitungen Englands nahmen damals in der Tat sehr entschieden für Deutschlands Annexionsforderungen Partei.

Es liegt auf der Hand, daß Marx, wo er für den Generalrat der Internationale sprach oder schrieb, sich eine gewisse Zurückhaltung aufzuerlegen hatte, die in Wegfall kam, wo er in Privatbriefen an deutsche Freunde und Gesinnungsgenossen als Deutscher zu Deutschen sprach. Aber so rückhaltlos er sich in diesen Briefen auch ausläßt, so stößt man doch nirgends auf einen grundsätzlichen Unterschied zwischen den dort entwickelten Ansichten über die zu beobachtende politische Haltung und den auf sie bezüglichen Ausführungen in den Adressen der Internationale. Als in dem zur letzteren haltenden Flügel der deutschen Sozialdemokratie zu Anfang des Krieges von 1870 ein Streit ausbrach zwischen dem Braunschweiger Ausschuß der Partei einerseits und Bebel und Liebknecht andererseits, weil die letzteren in den Augen der Braunschweiger der berechtigten patriotischen Aufwallung des deutschen Volkes nicht genügend Rechnung trugen, haben Marx und Engels in ihren Briefen zunächst den Braunschweigern recht gegeben. Ebenso heißt es indes auch in der zweiten Adresse der Internationale über die Haltung der deutschen Arbeiter in der ersten Phase des Krieges:

„Die deutsche Arbeiterklasse hat den Krieg, den zu hindern in ihrer Macht stand, energisch unterstützt als einen Krieg für Deutschlands Unabhängigkeit und für die Befreiung Deutschlands und Europas von dem erdrückenden Alp des zweiten Kaiserreichs."

Obwohl aber Marx diese Haltung durchaus guthieß, beglückwünschte er doch

Bebel und Liebknecht dazu, daß sie schon, als der Reichstag über die erste Kriegsanleihe abzustimmen hatte, statt mit ja zu stimmen, unter Abgabe einer begründenden Erklärung sich der Abstimmung enthielten. Er bekundete damit, daß es in seinen Augen zwei sehr verschiedene Dinge waren, durch eine Anleihebewilligung eine Mitverantwortung für den Zweck der Anleihe — hier also den Krieg — zu übernehmen, und im einmal gegebenen Krieg seine Bürgerpflicht zu erfüllen.

Indes auch die letztere wurde von ihm und Engels nicht axiomatisch als Pflicht zum blinden Gehorsam aufgefaßt. Sie hielten es in diesem Punkt durchaus mit der Auffassung der älteren Demokratie, die sich das Recht der Prüfung der Natur des jeweiligen Krieges vorbehielt und, wo diese Prüfung ungünstig ausfiel, unter Umständen nicht vor einem Verhalten zurückschreckte, das heute als Landesverrat betrachtet wird. Von gleicher Denkweise legt auch der Satz in Marx' Brief vom 2. September 1870 an Engels Zeugnis ab: „Echt preußisch auch die Erklärung, daß niemand sein ‚Vaterland' verteidigen darf, außer in Uniform."

Tritt zu dieser Zeit in den Briefen und Aufsätzen von Marx und Engels bei aller Gegnerschaft gegen bestimmte Kriege doch noch immer eine gewisse kühle Hinnahme des Krieges im allgemeinen als eines geschichtlichen Phänomens zutage, so begegnen wir dagegen später in den Briefen des am längsten am Leben gebliebenen unserer Klassiker, Friedrich Engels, einer sehr entschieden gegen den Krieg gerichteten Tendenz. Sie ist auch jetzt noch nicht von streng pazifistischen Erwägungen bestimmt, sondern war diktiert durch den Hinblick auf eine konkrete europäische Komplikation. Die durch den deutsch-französischen Gegensatz geschaffene Möglichkeit, daß jeder ernsthafte Krieg zwischen Großstaaten Europas zu einem europäischen Krieg sich ausweite, wird von Engels nun nicht als ein für die europäische Revolution günstiger Umstand, sondern als ernsthafte Bedrohung dieser betrachtet, und in Briefen an August Bebel, an den Schreiber dieses Aufsatzes und an andere deutsche Freunde, sowie an Paul Lafargue in Paris, und Artikeln für sozialistische Publikationen warnt Engels eindringlich davor, diese Kriegsmöglichkeit nicht leicht zu nehmen. Nicht daß das Alter Friedrich Engels im allgemeinen quietistischer gemacht hätte. Er sah nur klar, welche großen Veränderungen in den seit Abfassung des Kommunistischen Manifests verstrichenen vier Jahrzehnten in sozialer, politischer und internationaler Beziehung in der Welt vor sich gegangen waren. Auf der einen Seite hatten eine Anzahl nationalpolitischer Fragen, die 1848 noch ungelöst waren, durch die Kriege von 1859/60, 1864, 1866 und 1870/71 Lösungen erfahren, die immerhin ausgereicht hatten, die staatlichen Verhältnisse im alten Europa wesentlich

zu befestigen, während auf der anderen Seite die Entwicklung der modernen Waffentechnik und des Heerwesens die Aussichten der Volkserhebungen alten Stils wesentlich verschlechtert hatte. Dafür hatte die Arbeiterbewegung, unterstützt in wirtschaftlicher Hinsicht durch die industrielle Entwicklung und auf politischem Gebiet durch die Ausdehnung des Wahlrechts, in den meisten Ländern sich in ihrer Weise gleichfalls konsolidiert. Aus ziemlich losen Agitationsverbänden waren richtige wohlorganisierte Parteien mit wachsender Vertretung in den Parlamenten und den Selbstverwaltungskörpern und erstarkenden Gewerkschaften als ihrem wirtschaftlichen Rückgrat geworden, und diese große Arbeiterbewegung hatte eine neue Internationale geschaffen, die sich viel leistungsfähiger zeigte, als die alte, viel dichtere Fäden zog und sie stärker befestigte, als jene. Einer solchen Bewegung konnte ein europäischer Krieg, wie er nun sich zu gestalten drohte, wenig bringen, was sie sich nicht ersichtlich in systematischer Arbeit selbst schuf oder erkämpfte, aber sehr viel nehmen. Engels sah, wie viele seiner Briefe zeigen, voraus, daß solcher Krieg als ein Krieg der Nationen um ihre Existenz erscheinen konnte, wodurch er leicht die nationalen Gegensätze, die innerhalb der Arbeiterbewegung und soweit deren Einfluß reichte, ersichtlich am Verblassen waren, neu entfachen und damit der Bewegung tiefe Wunden schlagen würde. Unter diesem Gesichtspunkt hat er schon Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die damaligen Balkankonflikte, später auch die Frage Elsaß-Lothringen behandelt, so sehr er in Bezug auf die letztere an der Auffassung festhielt, die er und Marx 1870/71 verfochten hatten.

Nicht aus einer abstrakten oder bloß sentimentalen Ideologie heraus, sondern auf Grund sehr realpolitischer Erwägungen war aus dem Mann, der noch 1859 an Lassalle geschrieben hatte: „Vive la guerre!", der Mann geworden, der in den achtziger Jahren dem Redakteur des Züricher Sozialdemokrat schrieb: „In bezug auf den Krieg haben Sie le cœur un peu par trop leger." Man kann die Erwägungen, die den treuesten der drei Klassiker des deutschen Sozialismus zu so veränderter Stellungnahme veranlaßten, in den Satz zusammenfassen: Der Krieg war vom Übel geworden, weil, wenn nicht die Proletarier, so doch die Proletarierbewegung nunmehr bei ihm viel zu verlieren hatte.

In der Sozialdemokratie selbst aber hat als naturgemäße Folge dieser Entwicklung der Pazifismus immer tiefere Wurzeln geschlagen und in Beschlüssen ihrer internationalen Kongresse sehr bestimmten Ausdruck gefunden. Der neuen Internationale sind die Worte in Fleisch und Blut übergegangen, die Karl

Marx in die Eröffnungsansprache der alten Internationale hineinschrieb, daß es die Pflicht der Arbeiterklassen sei, „die einfachen Gesetze der Moral und des Rechts, welche die Beziehungen von Privatpersonen regeln sollten, als die obersten Gesetze des Verkehrs von Nationen geltend zu machen".

Spaniens Stellung im Weltkriege

Von Ludwig Brinkmann

Neutralität

Es könnte erscheinen, daß eine Betrachtung über die Stellung, die Spanien den gigantischen Ereignissen des Weltkrieges gegenüber einzunehmen sich veranlaßt sah und die im wesentlichen auf eine neutrale Haltung hinauslief, uns Deutschen nur ein sekundäres Interesse zu bieten vermöchte. Dagegen aber ist zu bedenken, daß bei dem fast vollkommenen Gleichgewichte der in diesem Ringen gegeneinander wirkenden Kräfte es in politischer Beziehung eine quantité négligeable überhaupt nicht gibt, da selbst eine geringe neu hinzutretende Kraft der einen oder anderen Seite ein möglicherweise entscheidendes Übergewicht hätte geben können; eine wieviel größere Bedeutung hat also die politische Stellungnahme eines Volkes von achtzehn Millionen in überaus günstiger geographischer Lage, das zudem in wirtschaftlicher Beziehung für uns sehr wichtig ist. Das genauere Eindringen in die die Haltung Spaniens bestimmenden Umstände wird zugleich auch manche Dunkelheit in den politischen Verhältnissen anderer Länder aufhellen, so daß für viele zweifelhafte Fragen eine allgemeine Regel und Lösung wird abgeleitet werden können, wenn wir uns auch im Nachstehenden jeder Vergleiche enthalten. Gerade für die Erörterung tieferer Probleme der politischen Neutralität mag das Beispiel Spaniens besonders geeignet sein, da wegen seiner sonst so gewohnten Enthaltung in allen internationalen Streitfragen und Verwicklungen die Dinge hier besonders einfach liegen.

Als im August 1914 die europäischen Großmächte, verschiedene kleinere Staaten und Japan in Madrid offiziell mitteilten, daß sie sich im Kriegszustande befänden, erklärte das spanische amtliche Organ ohne Zeitverlust, daß man diese Mitteilung sehr bedauere, aber seinen Untertanen die strengste Neutralität zur Pflicht machte. Damit hätte die Angelegenheit für Spanien eigentlich erledigt sein können; sie war es aber selbstverständlich nicht. Dazu steht man dem Weltbrande denn doch zu nahe, als daß nicht unaufhörlich gefähr-

liche Funken hierher herüberwehten, die sehr wohl auch das eigene Haus in Flammen aufgehen lassen konnten. Und der Begriff der Neutralität ist derart schwankend, daß man in ihn hinein alles interpretieren kann, was man will; wir erinnern nur an die sogenannte „bewaffnete" Neutralität, die unter Umständen eine der beiden kriegführenden Parteien nötigt, einen erklecklichen Teil ihrer Streitkräfte an der Grenze des „neutralen" Staates festzulegen, an die „wachsame" Neutralität, die im voraus die Präsentierung einer Rechnung bei der allgemeinen Liquidation ankündigt; oder an die „wohlwollende" Neutralität, die bis zur offenen Parteinahme gehen kann. Denn in den Kriegen unserer Tage wird ja, wie wir alle zu unserem Leidwesen erfahren haben, keineswegs allein mit Schießgewehren, sondern auch mit Geld oder Korn oder Kupfer oder Baumwolle oder Glühlampen oder sonstwie gekämpft; es gibt eine offizielle Neutralität, wie sie im Regierungsorgan verkündet wird, eine offiziöse Neutralität, wie sie von öffentlichen oder privaten Interessen in den verschiedenen Kabinetten gehandhabt wird, und eine private Neutralität, die von Sympathien, Erwerbslust und häufig recht dunklen Instinkten der Individuen oder der sozialen Gruppen, Parteien bestimmt wird. Auf jeden Fall trägt die Neutralität jedes Staates einen anderen Aspekt; im gegenwärtigen Kriege ist diejenige Schwedens sicher ganz verschieden von der Griechenlands, und die Rumäniens wieder anders als die Spaniens. Die Neutralität ist überhaupt meist nur der Deckname für den leidenschaftlichen inneren Krieg, der ebenso wie der äußere seinen Geschichtsschreiber verdient.

Politische Ziele

Das Logische freilich ist, daß ein nicht unmittelbar in den Konflikt verwickelter Staat neutral bleibt, wenn er sich nicht gezwungen sieht, zur Verteidigung etwaiger durch diesen Krieg neuentstandener Interessen oder infolge früher eingegangener vertraglicher Verpflichtungen, einer der kriegführenden Mächte Unterstützung mit den Waffen zu gewähren. Der Krieg ist nach wie vor die ultima ratio regum. Für Spanien trifft offenbar keiner dieser beiden Fälle zu, denn einmal hat sich bis jetzt in dem Status Europas noch nichts geändert, das seine wahrhaften und ernsten Lebensinteressen mehr als sonst in Frage stellt, und andererseits kann man mit an Gewißheit grenzender Wahrscheinlichkeit behaupten, daß Spanien vor Ausbruch des Weltkrieges keine für diesen Konflikt anwendbaren Bundesverpflichtungen mit einer kriegführenden Macht eingegangen ist. Allerdings wissen nur die ganz Eingeweihten mit Bestimmtheit, ob nicht in irgendeinem Geheimarchive irgendein kompromittierendes Pa-

pier eingeschlossen liegt; die Parteigänger der Koalition wiesen mit dunklen Reden auf gewisse geheime Paragraphen des Marokkoabkommens, auf Ergebnisse der Begegnungen der Staatsoberhäupter in Paris und Madrid und, mit dem Britenkönige, in Cartagena hin; indessen wurde offiziell die Existenz irgendeiner Verpflichtung abgeleugnet; die erwähnten unveröffentlichen Abmachungen beträfen ausschließlich marokkanische Angelegenheiten; und der sicherste Beweis für das Nichtvorhandensein solcher Verpflichtungen ist darin zu finden, daß einerseits keine auf politische Abmachungen begründete Reklamation an Spanien gerichtet worden ist, trotz aller Liebesmühe von seiten Frankreichs und Englands, die gewiß kein Blatt vor den Mund nehmen würden, hätten sie einen triftigen Grund; andererseits hat der einflußreichste Parteigänger Frankreichs, der vielgewandte liberale Expremierminister Graf Romanones, der gerade der Leiter der spanischen Politik zur Zeit des Marokkoabkommens und der Königsbesuche war, niemals etwas Bestimmtes von Verpflichtungen, die doch seine kriegslustigen Bestrebungen und Argumente unterstützt hätten, verlauten lassen.

Wenn also trotzdem sich zahlreiche und höchst einflußreiche Stimmen dafür erhoben haben, daß Spanien aus seiner Neutralität heraustreten möge, so könnte bei rein nationalistischer Bewertung der Dinge nur der Wunsch bestimmend gewesen sein, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um Vorteile zu gewinnen, die nimmermehr in friedlichen Zeiten zu erreichen waren. Wir müssen uns daher fragen, welches solche vernünftigen Wünsche Spaniens auf internationalem Gebiete sind.

Spanien ist keine Kolonialmacht mehr; das Imperium Karls V. ist untergegangen. Es besitzt nicht einmal koloniale Aspirationen, denn wie es wohl weiß, hat es im eigenen Lande noch genug zu kolonisieren, so daß für überseeische Unternehmungen weder Antrieb nach Kraft, weder Geldmittel noch Menschenmaterial zur Verfügung stehen. Davon ist jetzt keine Rede mehr.

Die weltgeschichtliche Bedeutung Spaniens beruht heute nur auf seiner geographischen Lage. Es gibt kein Land auf dem Erdball, das in dieser Beziehung günstiger gestellt wäre. Es ist das natürliche Tor Europas für alle Straßen nach ganz Amerika mit alleiniger Ausnahme Kanadas, für das Irland etwas vorteilhafter gelegen sein mag. Der kürzeste Weg zwischen Europa und den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Linie Lissabon – New York. Die große Eisenbahnverbindung Berlin – Buenos Aires mit der verhältnismäßig kurzen Seestrecke Saint Louis – Pernambuco, die in dreißig Jahren eröffnet sein wird, führt durch Spanien. Alle Landverbindungen Westafrikas mit Europa werden die Straße von Gibraltar überbrücken. Diese Meerenge, die Vás-

quez de Mella, der ebenso beredte wie gelehrte Führer der Karlistenpartei, als den Mittelpunkt der Welt bezeichnet, ist einer der drei Schlüssel des Mittelländischen Meeres, aber von unendlich wichtigerer Bedeutung als der Suezkanal, der Europa mit dem Indischen Ozean verbindet, oder gar die Dardanellen, die nur in die Sackgasse des Schwarzen Meeres führen. Ein Blick auf die Karte beweist das ohne weiteres. Den Wert der „guten Lage" aber weiß jeder Ladeninhaber einzuschätzen. —

Die natürliche Aufgabe Spaniens drängt also zur Betonung, Festigung und Ausnutzung seiner Stellung als Pförtner der Welt. Die koloniale Epoche Spaniens war mit dem unglückseligen Cubakriege 1898 abgeschlossen. Die neue Epoche setzt zu Beginn dieses Jahrhunderts mit der Erschließung Nordmarokkos ein. Der Gewinn aus dem Abkommen vom Jahre 1911 ist, vom kolonialen Standpunkte aus, gleich Null zu bewerten; ein Küstenstreifen von hundert Kilometer Breite im Norden Afrikas, den ein unwirtliches Gebirge, das Rif, bedeckt und kriegerische, aller Kulturbestrebung abholde Berberstämme, die Rifpiraten, bewohnen, hat kolonisatorischen Neigungen, selbst wenn sie vorhanden wären, nichts zu bieten. Aber als militärische Stellung genügt diese neue Provinz des Königreichs durchaus, um wie ein ausgedehntes Glacis die Küstenbefestigungen gegen Handstreiche vom französischen Marokko aus zu schützen und ihrer Besetzung einige Unabhängigkeit, auch in der Proviantversorgung, zu gewähren.

Trotzdem hat nicht Spanien, sondern ganz allein England den Schlüssel in der Gewalt. Nicht so sehr durch den Besitz des Felsens von Gibraltar, der moderner Artillerie gegenüber nicht unüberwindlich wäre; auch nicht durch Tanger, das Albion nicht aus der Hand gegeben hat, wenn auch die Franzosen dort das ihrer Nation eigentümliche große Wort führen und Spanien die Hälfte der Polizeitruppe, des Tabors, stellt, sondern einfach dadurch, daß es brutal verbietet, an der Straße von Gibraltar, weder auf europäischer noch auf afrikanischer Seite, irgendwelche Befestigungswerke auszuführen — nicht einmal Bäume dürfen dort die armen Spanier pflanzen —, welches Verbot ausdrücklich wieder in das letzte Marokkoabkommen aufgenommen worden ist.

Außer der Meerengenfrage bietet Portugal eine Beeinträchtigung der von Spanien erstrebten Schlüsselgewalt. Die Iberische Halbinsel ist einer vollständigen Insel an militärischer Sicherheit gleichzuschätzen. Die gewaltige Kette der Pyrenäen schützt sie gegen Frankreich und damit gegen das übrige Europa ebensogut wie ein Armelkanal. Die äußere Gefahr droht daher von Portugal, das trotz — oder vielleicht auch wegen — der Stammesverwandtschaft Spa-

niens Erbfeind ist. Von dieser Seite aus kann Spanien dauernd in Schach gehalten werden, zumal Portugal in Wirklichkeit kaum mehr als ein Vasallenstaat Englands ist, nach dem Gleichnis Mellas: un cadáver en algodón inglés, ein in englische Watte gepackter Leichnam. Von dort aus ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen immer eine feindliche Landung möglich. Zudem bildet Portugal das natürliche Hafenland der Halbinsel nach dem Westen, die Mündung der beiden spanischen Ströme Tajo und Duero, mit den beiden Häfen Lissabon und Porto, von denen der erstere einer der besten Ankerplätze der Welt ist, dem Spanien keinen auch nur annähernd gleichwertigen Hafen entgegenzustellen vermag. — Um schließlich alles zu erwähnen, wäre für Spanien der Besitz der portugiesischen Insel Madeira wertvoll, als Stützpunkt seiner Straße nach den Kanarischen Inseln.

Das vernünftige Programm der natürlichen Bestrebungen Spaniens auf internationalem Gebiete ist also einzig und allein das folgende: erstens die Aufhebung des Verbotes, die Meerenge zu befestigen, mit Rückgabe des Felsens von Gibraltar und Gewinn von Tanger; zweitens eine politische, militärische und handelswirtschaftliche Vereinigung mit Portugal, das aus dem Vasallenverhältnis zu England in eines zu Spanien treten müßte, um dort fremde politische Einflüsse auszuschalten und die Handelsstraße nach Lissabon und Porto zu öffnen. Diese Bedingungen sind notwendig, aber auch genügend, um Spanien die verlorene Weltmachtstellung zurückzugeben.

Entsagung

Es bedarf keines Beweises, daß diesen Bestrebungen einzig und allein England und Frankreich im Wege stehen; denn die ganze übrige Welt hätte nur ein allzu großes Interesse daran, daß die wichtigste Handelsstraße der Erde aus der Gewalt eines skrupellosen Seeräuberstaates in die Obhut einer anständig empfindenden und den Händeln der Welt gegenüber uninteressierten Nation überginge. Nur Frankreich ist auch in dieser Frage mit England einig, weniger wegen der Meerenge selbst, sondern infolge des von seinem Standpunkte aus gerechtfertigten Wunsches, Spanien politisch möglichst schwach zu wissen, um stets bei etwaigen neuen gegen den Osten gerichteten Revanchegelüsten den Rücken frei zu haben und in seinen nordafrikanischen Bestrebungen kein ernst zu nehmendes Hindernis zu finden, ganz abgesehen davon, daß es Tanger nie freiwillig räumen würde. Die natürlichen Widerstände von seiten Portugals oder der Rifpiraten wären dagegen kaum zu berücksichtigen.

Angenommen also, Spanien wäre im August 1914, oder auch jetzt noch,

von einem klar und sachlich denkenden, vorurteilsfreien Realpolitiker geleitet worden, hätte er sich sagen müssen:

Auf gütlichem Wege sind von England die gewünschten Zugeständnisse nicht zu erreichen, selbst nicht durch das Angebot eines Waffenbündnisses und nicht einmal unter der Voraussetzung, daß Spaniens Kriegsmacht der Größe seines Landes entspräche. Denn Albion bewertet die Wahrung seiner Mittelmeerstellung mindestens geradeso hoch als die seiner maritimen Suprematie Deutschland gegenüber; es wird also nicht, um ein Interesse durch einen günstigen Krieg durchzusetzen, ein anderes, gleichstarkes Interesse opfern. Bleibt die Frage, ob nach Ausbruch des Krieges die Drohung Spaniens, auf die Seite des Feindes zu treten, England zur Nachgiebigkeit zu zwingen vermag. Doch das wäre nur unter der Voraussetzung denkbar, daß Spanien eine Wehrmacht in die Wagschale zu werfen hätte, die, wenn sie sich auf seiten Deutschlands stellte, imstande ist, ernsthaft die Erreichung des britischen Kriegszweckes zu gefährden.

Diese Wehrmacht ist aber nicht vorhanden.

Einmal besitzt Spanien keine Flotte, dank einem Geniestreiche Englands, dessen meisterhafte politische Voraussicht nur durch die zur höchsten Vollkommenheit gediehene Skrupellosigkeit in der Wahl seiner Mittel übertroffen wird. Denn als es vor zehn Jahren verstanden hat, unter geschickter Benutzung einiger deutscher Mißgriffe, den uns bis dahin zugewandten Kurs der spanischen Politik in die britische Richtung abzulenken, was sich auch äußerlich durch die Heirat Alfons XIII. mit einer englischen Prinzessin dokumentierte, hat es allerdings darauf hingearbeitet, daß das arme Spanien einige hundert Millionen Pesetas für Marinerüstungen ausgab, die möglichst vollständig, durch Vermittlung eines von britischen Einflüssen kontrollierten Syndikates, der englischen Industrie zuflossen; aber die Gestalt dieser Rüstungen ist so niederträchtig arglistig ersonnen, daß die ganze neue Flotte auch nicht den geringsten militärischen Wert hat, weder als Küstenverteidigung — die Torpedoboote können ihre Lanzierrohre und die Kanonenboote ihre Munitionskammern, die unmittelbar über den Kesseln angeordnet sind, nicht benutzen -- noch als Hochseewaffe, da ihre Panzerschiffe weder an Geschwindigkeit noch an Kampfstärke den modernen Kriegsfahrzeugen des Auslandes gleichkommen, sondern einem Typ entsprechen, den die Engländer selbst jetzt als veraltet erklären, wohinzu noch kommt, daß die Geschützrohre nicht von bester Qualität zu sein scheinen. Der jetzige Krieg hat uns aber nur zu sehr darüber aufgeklärt, wie viel von Geschwindigkeit der Schiffe und Reichweite und Schwere der Geschosse abhängt.

Diese Flotte kann England niemals verdrießlich werden, worauf es dem redlichen Insulaner eben ankam.

Ähnliches gilt von der Landarmee. Allerdings, den spanischen Soldaten halten wir, als Rohmaterial betrachtet, für gleichwertig mit irgendeinem in der Welt, was auch die Geschichte beweist; gegen Entbehrungen ist er sicher widerstandsfähiger als irgendeine Kerntruppe des übrigen Europas. Da es sich nur um relativ kleine Kontingente handelt, dürfte auch die Führung ausreichen. Aber die Ausbildung der Truppe ist höchst mangelhaft, mit Ausnahme vielleicht der in Marokko stehenden Kontingente, da man, der legitimen und illegitimen Ersparnisse wegen, nach wenigen Wochen Dienstzeit die Mannschaften wieder entläßt. Dazu fehlt es an der Organisation, die überhaupt des Spaniers schwache Seite ist, an Vorbereitung, Ausrüstung, Vorräten usw., was mit den kläglichen finanziellen Verhältnissen des Staates zusammenhängt; auch ist man gerade in der Einführung der Spitzkugel bei der Infanterie begriffen, aber natürlich für eine rasche Mobilmachung mit diesem Geschosse noch nicht vorbereitet. Dieses Heer zählt schließlich nur etwas mehr als hunderttausend Mann, das natürlich durch Reserven vermehrt, aber wohl kaum im ausreichenden Maßstabe ausgerüstet werden könnte.

Also nützen kann die spanische Armee England nicht; viel weniger noch schaden. Gewiß, eine Bedrohung Portugals, eine Demonstration in den Pyrenäen wäre unangenehm — aber sie ist auch unmöglich, denn bei Ausbruch des Weltkrieges standen zwei Drittel der spanischen Armee in Marokko, die ohne Einwilligung des die Meerenge beherrschenden Englands nicht auf das europäische Festland zurückzubringen sind.

Gegen diese schwerwiegenden Tatsachen treten die anderen Vorteile, die der Beitritt Spaniens zur Koalition bieten könnte, in den Hintergrund. Wenn Italien dem Dreibund wirkliche Treue gewahrt hätte, wäre die spanische Unterstützung allerdings von sehr viel stärkerer Bedeutung gewesen. Dann hätten die afrikanischen Truppen Frankreichs nicht auf dem weiten, von den in Spezia, Elba und Sardinien stationierten italienischen Geschwadern bedrohten Seewege nach Marseille gebracht werden können; nur der Landweg über Spanien hätte offen gestanden. Auch wären die Kriegshäfen von Mahón und Cartagena als Flottenbasis gegen das feindliche Italien von unschätzbarer Bedeutung gewesen; aber Italien erklärte sich neutral; Spanien verlor für die Koalition an Interesse, und das geheime Mittelmeerabkommen, dessen Existenz von vielen Seiten angenommen wird und das Frankreich das Durchzugsrecht durch die Iberische Halbinsel für den Fall eines Krieges mit Italien einräumen soll, kam

nicht zur Anwendung. Das übrige, Kriegsmaterialien oder die Beraubung der auf der Halbinsel befindlichen deutschen Handelshäuser oder die Beschlagnahme der neunzig in seine Häfen geflüchteten Schiffe, alles das wäre den Engländern freilich sehr lieb und nützlich gewesen, aber bei weitem nicht genügend, um das Herz der Briten bezüglich der Straße von Gibraltar zu erweichen.

Mit Liebe oder mit Furcht, mit einem Bündnis oder mit Androhung der Feindschaft war von England nichts zu erreichen. Unser Realpolitiker mußte daher die andere Frage prüfen, ob er unter Ausnutzung der schwierigen Lage Albions durch eine offene Kriegserklärung, also durch ein Bündnis mit den Zentralmächten zu seinem Ziele gelangen könne.

Zunächst war zu überlegen, ob Deutschland der Anschluß Spaniens unter der Bedingung, dem letzteren im Falle des Sieges den Erwerb Gibraltars und Tangers zu garantieren, erwünscht gewesen wäre. Der Wert der militärischen Unterstützung war aber, wie wir gesehen haben, problematisch; sicher war hingegen der mindestens zeitweise Verlust der Kanarischen Inseln und der Balearen, vielleicht auch noch Galiciens, das leicht in einer geschickten Aktion von Portugal und von der See aus zu besetzen ist. Deutschland hätte also im Augenblick der Friedensverhandlungen zunächst einmal die verlorenen Gebiete seines Bundesgenossen auslösen bzw. kompensieren müssen. Gewiß, wenn es in die Lage käme, etwa im eroberten London den Frieden zu diktieren, dann könnte es freilich alles verlangen. Da aber die Dinge dieser Welt niemals so ganz nach Wunsch zu gehen pflegen, so hatte Deutschland zu befürchten, zur Wiederherstellung des verbündeten Spaniens, zur Erfüllung seines Wortes von Gibraltar und Tanger anderweitig auf erhebliche Konzessionen einzugehen. Die gewünschten verbindlichen Zusagen hätte Deutschland daher nicht machen können.

Und ganz auf eigene Rechnung und Gefahr den Krieg anfangen, einen Krieg, dessen Ausgang in den ersten Augusttagen der Weiseste nicht voraussagen konnte, einen Krieg, in dem zunächst außer dem Verluste der erwähnten Inseln und Provinzen die Zerstörung von Ferrol und Cartagena, Barcelona und Vigo, Cádiz und Málaga und wer weiß welch anderer Städte noch, dazu ungeheure Geld- und Blutverluste sicher waren, während sich der ersehnte Gewinn nur einbringen ließ, wenn Albion durch den Hammer Deutschland niedergeschmettert wurde. Solch ein tollkühnes Unternehmen ohne jede Vorbereitung beginnen? Nimmermehr!

Wir glauben nicht, daß in den kritischen Tagen unter den Machthabern

Spaniens ein Realpolitiker gewesen ist. Wenn trotzdem die ersteren zu dem gleichen Entschlusse gelangt sind, den der letztere auf Grund seiner logischen Erwägungen hätte fassen müssen, so liegt das an der ausschlaggebenden und auch für den Blinden mit dem Krückstock zu greifenden Tatsache der durchaus unzulänglichen Kriegsbereitschaft Spaniens. Wenn es indessen eine seinen Mitteln entsprechende militärische Macht besessen hätte, dann wären allerdings die Entscheidungen unseres gedachten Realpolitikers und der wirklichen Machthaber verschieden ausgefallen. Der erstere wäre entschlossen zur Verwirklichung des politisch Notwendigen durch ein Bündnis mit den Zentralmächten geschritten; die anderen hätten auch am Weltkriege teilgenommen, aber auf seiten der Koalition, gegen alle Staatsraison. Dieses seltsame Phänomen wird am deutlichsten durch die Tatsache gekennzeichnet, daß sogar unter den wirklichen Umständen, trotz der mangelnden Kriegsvorbereitschaft, der Austritt Spaniens aus der Neutralität zugunsten des Franzosenbundes nur an einem Haar gehangen hat. Die reine Vernunft ist fast immer wehrlos gegen Meinungen, Leidenschaften und Instinkte der Völker.

Die französischen Siege

Spanien ist durch die Ereignisse der letzten Julitage 1914 ebenso wie die übrige Welt überrascht worden. Eine vorgefaßte Meinung gab es auf der Halbinsel nicht; man mochte wohl seine Sympathien und Antipathien gegen die eine oder die andere der heute kriegführenden Nationen haben, aber all das blieb im Unbewußten und ward durch eine dicke Schicht von Gleichgültigkeit verdeckt, mit der sich der Spanier selbst in seinen eigenen politischen Angelegenheiten, um wieviel mehr also in internationalen Fragen, bepanzert.

Dann kam der Krieg, und mit ihm brach die Sturmflut der Lügen des Franzosenbundes über das Land hinein. Eine Gegenwehr von seiten Deutschlands war nicht möglich; die Seekabel ließ Herr Grey durchschneiden; die französischen Telegraphendrähte beförderten keine deutschen Nachrichten; die deutschen Postsäcke wurden auf holländischen Dampfern festgehalten, und Italien bewies seine wohlwollende Neutralität, indem es die Postverbindung mit Deutschland bis spät in den September hinein nachdrücklich hinderte, wobei freilich hinzukam, daß das Reich selbst, um seine militärischen Maßnahmen zu verbergen, wochenlang eine strenge Postsperre durchführte. Selbst die paar funkentelegraphischen Stationen, über die die spanische Regierung verfügt, durften nicht für Nachrichten aus Deutschland benutzt werden, weil es die Briten verboten — erst langen diplomatischen Verhandlungen gelang die Freigabe

derselben —, so wie diese auch aufmerksame Wächter darüber waren, daß die deutschen Handelsschiffe, die sich bei Kriegsausbruch in die spanischen Häfen geflüchtet hatten, ihre Funkenstationen abrüsteten. Dafür wurde Spanien einmal mit einem übelriechenden Schlamme von Verleumdungen der deutschen Politik, die selbstverständlich nur aus purer Raub- und Mordlust den Krieg angezettelt hatte, und des deutschen Heeres, einer Bande von Mordbrennern und Sadisten, überschwemmt. Auf der anderen Seite aber pries man die reine Engelsunschuld der koalierten Politiker und Soldaten, die ihren gerechten Lohn selbstverständlich in unbeschreiblich herrlichen Siegen über die Hunnenhorden Attilas fand. Eine Aufzählung aller Ruhmestaten der Koalition im ersten Kriegsmonate würde einen Roman für sich geben; es sei nur an die Vernichtung von hunderttausend Deutschen vor den unangetasteten Mauern Lüttichs oder an den Siegeslauf der Russen erinnert, die nur noch fünf Etappen von Berlin entfernt standen. Dem Jahre 1914 wird man ein Monument als dem Lügenjahre errichten müssen, denn was sind alle Leistungen auf dem Schlachtfelde verglichen mit der geradezu idealen Vollkommenheit, die die Verlogenheit unter den Völkern, die für die Zivilisation kämpfen, erreicht hat.

Daß nun selbst die gebildeten und daher auch führenden Kreise Spaniens diesen Tatarennachrichten ziemlich kritiklos gegenüberstanden, kann nur den Deutschen verwunderlich sein, ist sonst aber ziemlich erklärlich. Denn außer den Deutschen, Österreichern, Türken, vielleicht noch den Skandinaviern, gab es doch wenig Leute in der Welt, die im tiefsten Herzen an den Sieg der deutschen Sache glaubten, die einen klaren Einblick in die Verhältnisse hatten. Am wenigsten noch die Spanier, deren internationale Kenntnisse in einigem Wissen über französische und englische Angelegenheiten bestehen mögen, die aber nur im Ausnahmsfalle eine genaue Vorstellung von deutschen Dingen, deutschem Wesen, deutscher Macht besitzen. Einmal liegt bis heute Deutschland ziemlich außerhalb ihres Interessenkreises; andererseits aber ist das Deutschtum stets ziemlich undurchdringlich wegen der Schwierigkeit und der damit verbundenen Unkenntnis der deutschen Sprache für sie gewesen. Wer sein Leben lang außer den heimischen nur französische und bestenfalls englische Zeitungen gelesen hat, wird trotz aller möglicherweise vorhandenen Urteilsfähigkeit doch ganz unwillkürlich die Dinge der Welt durch die französische und englische Brille sehen.

Das französische Ideal

Die vermeintlichen Triumphe der französischen Waffen weckten nun alle Sympathien auf, die Frankreich aus idealen, aber einer ernsthaften Kritik fast

durchweg nicht standhaltenden Gründen bei zahlreichen Spaniern zweifellos besitzt. Zunächst bei den Theoretikern, die an die Zusammengehörigkeit einer lateinischen Rasse glauben, die aber, wie auch sonst so oft, Sprachverwandtschaft und Volksverwandtschaft verwechseln. Die halbwegs Sachkundigen bedürfen natürlich keiner Aufklärung darüber, daß außer den südlichsten Provinzen Frankreichs, die der Volksabstammung nach eher zu Spanien gehören, in den Adern beider Nationen kein einziger Tropfen gemeinsamen Blutes fließt; von allem anderen abgesehen, war die römische Kolonisation, die doch allein das Bindeglied hätte bilden können, gerade in Spanien überaus spärlich, was die Zahl der Ansiedler betrifft. Der Irrtum von der Gemeinsamkeit der Rasse ist aber tief eingewurzelt und erzeugt ein starkes Freundschaftsgefühl für die Franzosen, trotzdem sie von diesen meist recht verächtlich behandelt werden; man erinnere sich nur des Pariser Wortes: Afrika fängt bei den Pyrenäen an — und erweckt die instinktive Meinung, daß es Pflicht sei, für die gemeinsame Sache Opfer zu bringen, für den Bestand und die Fortentwicklung einer lateinischen Kultur zu kämpfen, die es nicht gibt, die aber, selbst wenn sie existierte, nicht angegriffen und bedroht ist. Trotzdem verschafft diese „lateinische Kultur" einem der bedeutendsten Schriftsteller Spaniens, Blasco Ibáñez, die Gelegenheit, gewaltige Dithyramben in der Sorbonne zu deklamieren — wobei allerdings nicht ausgeschlossen ist, daß nicht der gute Glauben, sondern praktischere Motive seine Lehrmeinung bestimmen.

Aber die Koalition kämpft nun einmal für die bedrohte Zivilisation, und manche meinen, sie müßten an so edlen Bestrebungen teilnehmen. Nur glauben wir nicht, daß sich die guten Leute ein klares Bild davon machen, worin in Wirklichkeit die französische Kultur besteht; das, was sie davon begreifen, geht über Äußerlichkeiten nicht hinaus und wird am klarsten durch ein Wort: Paris gekennzeichnet, durch Pariser Romane und auch durch die nach Deutschland zum Überdruß vertriebene Pariser dramatische Ware, Pariser Schneidermoden, Pariser Nachtleben. Wie in so vielem anderen ist der spanische Charakter dem deutschen auch darin ähnlich, daß alles Fremde eine große Anziehungskraft auf ihn ausübt. Dazu kommt, daß Frankreich das einzige von den jetzt im Kriege befindlichen Ländern ist, das der Spanier besucht und kennen lernt und wo er daher Freundschaft und Beziehungen anknüpft. Wann ginge er, wenn es nicht in vereinzelten Fällen studienhalber ist, nach Deutschland? Wir erwähnten schon das Haupthindernis: die Sprache; man kann sich nur in einem Lande wohl fühlen, dessen Zunge man einigermaßen beherrscht. Für den wohlhabenden Spanier ist es dagegen Modesache, wenigstens einen Teil des Jahres in Frank-

reich zuzubringen, sich mit französischen Flicken zu behängen, äußerlich ein Wesen anzunehmen, das er für kosmopolitisch hält, das im Grunde aber nichts als eine fade Französelei ist. Diese Klasse von Menschen übt aber, gerade weil sie die wohlhabende Schicht bildet, in ziemlich bedeutendem Maße Einfluß auf die Geschicke ihres Landes aus. Wer aber mit einem schwachen Geldbeutel Paris zu goutieren sucht, der nennt sich, im Gegensatz zu intelligent, ein „Intellektualer" und schwärmt als solcher für Frankreich.

Das vermeintliche französische Kulturideal ist indessen im wesentlichen ein politisches. Zunächst bis zu einem gewissen Grade im guten Glauben. Denn es ist eine von uns mehrfach erwähnte Tatsache, daß man in Spanien leider nur eine sehr unvollkommene Kenntnis der innerpolitischen Verhältnisse Deutschlands besitzt. Man malt sich hier die Dinge so aus, wie sie seit einem Jahrhundert in den Schlagworten der französischen und englischen Presse — früher einmal mit einem gewissen Grade von Recht — gekennzeichnet werden. Deutschland ist das Land des Militarismus, der Polizeigewalt, der Junkerherrschaft, der Reaktion. Dagegen bedeuten England und Frankreich die Schutzhorte der persönlichen und geistigen Freiheit (man frage einmal Dreyfus und Roger Casement). Spanische Spezialisten und Liberale, die linksstehenden Parteien, wünschen also den Sieg der französischen Spekulanten- und Advokatenregierung, weil das auch den Triumph ihres Ideales bedeutet. Besonders die Republikaner flehen für den Sieg der französischen Republik und der eingeschränkten englischen Monarchie, während ihrer Auffassung nach der Erfolg Deutschlands auch die Stärkung des Cäsarismus mit Gott weiß welch verhängnisvollen Folgen für den Fortgang ihrer Bestrebungen wäre.

Soweit der unwissende, aber doch gutgläubige Idealismus. Auf ihn berufen sich indessen auch viele klarsehenden und trotzdem dunklen Ehrenmänner der linksstehenden politischen Richtung zur Verfechtung ihrer praktischen Interessen, besonders in der republikanischen Partei. Ihre ganze Existenzmöglichkeit beruht auf den aus Frankreich fließenden Geldsendungen, und wenn ihnen der Weltkrieg auch vollkommen gleichgültig wäre, so müssen sie doch jetzt die Sache ihrer Wohltäter unterstützen. Wenn sie auch den deutschen Militarismus, den englischen Marinismus und die französische Plutokratie nach ihrem wahren Werte einzuschätzen wissen, so graut ihnen vor dem Gedanken eines deutschen Sieges; denn damit siegen ja auch die Prinzipien, die Deutschland groß gemacht haben, die gute, unbestechliche Administration in erster Linie, die dann selbst in Spanien Schule machen wird. Dann wäre es aber mit den bisherigen Künsten, Geld ohne Arbeit zu verdienen, für die ehrenwerten Politiker vorbei.

Die französischen Milliarden

Eine weit wichtigere Rolle als diese idealen Träume spielen die materiellen Interessen, von denen wir bislang nur Andeutungen machten. Man darf nämlich nicht vergessen, daß Frankreich annähernd vier Milliarden Francs in Spanien investiert hat; zusammen mit den englischen und belgischen Anlagen dürften fünf Milliarden erreicht werden. Das ganze Eisenbahnnetz ist von französischem Kapital gebaut und verwaltet; die in der spanischen Wirtschaft so überaus wichtige Mineninduſtrie ist, nicht der Zahl, wohl aber dem Werte und der Bedeutung der Gruben nach, zu vielleicht fünfundsiebzig Prozent in Händen der Kapitalisten der drei erwähnten Nationen. Ähnliches gilt von anderen industriellen Betrieben, Fabriken aller Art, Elektrizitätswerken usf.; schließlich seien noch die mit meist französischem Kapitale arbeitenden Bankgeschäfte und die Landplage Spaniens, die kleinen Dorfwucherer, die meist Franzosen sind, erwähnt. Von diesen ausländischen Unternehmungen hängt natürlich nicht nur Wohl und Wehe von Hunderttausenden von Angestellten und Arbeitern ab, sondern das Gedeihen fast der gesamten übrigen Industrien und Geschäfte des Landes, die, wenn auch an sich rein spanischer Natur, doch in einer unlösbaren Kette mit den erwähnten fremden Betrieben in Wertaustausch stehen, ganz zu schweigen von den Geldbeutelinteressen der Herren Aufsichtsräte, die die Franzosen mit Vorliebe, aus naheliegenden Gründen, den Reihen der politisch einflußreichen Persönlichkeiten entnehmen. Unterliegt die Koalition in diesem Kriege, so ist der Rückschlag auf ihre in Spanien befindlichen Unternehmungen ungeheuer; es wird durch den Kapitalmangel und den noch stärkeren Mangel an Unternehmungslust viel gelähmt, zurückgestellt, eingeschränkt, und so ein großer Teil des spanischen Volkes in seinen vitalsten Interessen geschädigt werden. — Wes Brot ich esse, des Lied ich singe. Wer sich in den durch das französische Kapital geschaffenen Arbeitsverhältnissen wohl fühlt, wird auch für Frankreich Sympathien empfinden. Wer mit Franzosen freundschaftlich arbeitet, wird selbst ein Freund Frankreichs werden. Und gerade dem Spanier ist das Hemd näher als der Rock. Was ist ihm Tanger und Gibraltar, wenn nur sein Brotherr den neuen Schacht abteuft, der ihm Beschäftigung gibt, oder der geplante zweigleisige Ausbau einer Eisenbahnstrecke vorgenommen wird, der ihm infolge Verbilligung der Frachtraten wirtschaftliche Vorteile bietet. Bei einem Erfolge der Koalition ist aber im Gegenteil ein ganz besonderes Aufblühen aller fremdländischen Unternehmungen im Lande mit seinen wohltätigen Wirkungen allgemein wirtschaftlicher Natur zu erwarten.

Deutschland hat in dieser Beziehung nur ein ganz verschwindend geringes

Gegengewicht in die Wagschale zu werfen. Ohne an dieser Stelle auf die Ursachen und Folgen seiner Zurückhaltung einzugehen, begnügen wir uns mit der Erwähnung der Tatsache. Es sind uns im ganzen nur drei deutsche Unternehmungen bekannt, die in Spanien Werte angelegt haben, und auch in diesen Ausnahmefällen nur mit der größten Vorsicht, besonders unter Mitbeteiligung spanischen, oder gar englisch-französischen Kapitales, so daß in diesen armen drei Pflanzstätten heimischer Betriebsamkeit das Deutschtum nur im allerbescheidensten Maße zur Geltung kommt. Dabei sehen wir von kleineren Geschäften ab, die sich im Lande angesiedelte Deutsche aus eigener Kraft, ohne irgendwelche Unterstützung des heimischen Kapitals, errichtet haben. Was sonst noch an deutschen Geschäften auf der Halbinsel vorzufinden ist, die Vertretungen deutscher Fabriken und Exporthäuser, kann natürlich keine große werbende Kraft ausüben, da sie mehr dafür bestimmt sind, für Deutschland Werte zu schaffen, als für Spanien, wenn auch eine wechselseitig befruchtende Wirkung nicht ausbleiben kann. So kommt es, daß die deutsche Gemeinde in Spanien, die vielleicht zehntausend Köpfe umfaßt und bei weitem die stärkste der hier ansässigen Kolonien ist, an wirklichem Einfluß hinter denen der Franzosen und ihrer Alliierten zurücksteht.

Die Handelsbeziehungen selbst knüpfen Verbindungen von Land zu Land; aber doch nicht von ausreichender Stärke, um zu politischen Sympathien auszuwachsen. Außerdem hat auch in dieser Hinsicht Deutschland vor Frankreich und England keinen Vorsprung.

Die gekaufte Presse

Daß die Regierungen der Koalition ein Interesse daran hatten, die deutsche Sache in den neutralen Staaten in Mißkredit und Verruf zu bringen, bedarf keines Beweises. Galt es doch für sie, Bundesgenossen zu werben oder doch wenigstens, wie in Spanien, wo an einen solchen Erfolg nicht zu denken war, wirtschaftlich dem Deutschtum zu schaden, unseren Handel zu stören und unsere Märkte zu erobern, dem deutschen Reiche bei den früher oder später kommenden Friedensverhandlungen die moralische Unterstützung der Neutralen zu entziehen oder auch, was im vorliegenden Falle besonders wichtig war, irgendwelche gegen Frankreich oder England gerichteten feindseligen Bestrebungen im Keime zu ersticken und unmöglich zu machen. Die Mittel in diesem Kampfe sind allgemein bekannt und von uns bereits erwähnt, nämlich Abschneiden der direkten Nachrichten aus Deutschland und Überschwemmung der Welt mit eigens für den Export fabrizierten Lügen und Verleumdungen, an welcher

Propaganda sich auch die Botschaften Frankreichs, Englands und Belgiens in Madrid beteiligten.

Daß die spanische Presse diese von der Koalition verbreiteten Erfindungen aufnahm, war in den ersten Tagen des Krieges ebenfalls nicht weiter wunderlich, da es schließlich Aufgabe der Tageszeitungen ist, Nachrichten zu bringen, woher sie auch kommen mögen. Denn wie in der Mehrzahl der außerdeutschen Länder, leben die Zeitungen in Spanien nicht so sehr von festen Abonnements, sondern mehr vom täglichen, freihändigen Verkaufe auf der Straße, also von einem höchst wandelbaren Publikum, das natürlich den Zeitungen seine Gesetze vorschreibt.

Aber nachdem der erste Schrecken verwunden war, mußte vernünftige Überlegung Platz greifen, war es Pflicht, Kritik zu üben, namentlich da die Regierung vollständige Neutralität allen Staatsangehörigen anbefohlen hatte. Denn so unsagbar dumm ist kein einziger Redakteur der „frankophilen" Presse in Madrid, der Correspondencia, España Nueva, des Imparcial, Liberal, Heraldo, Radical, Pais, Nuevo Mundo und wie die Schandblätter alle heißen, vor denen in Zukunft der deutsche Inserent gewarnt sein möge, daß er in gutem Glauben die Schlammpfützen des Matin und Daily Mail weiter austreten könnte. Auch hätte ihm die mit jedem Tage vernünftiger werdende Haltung der konservativen und klerikalen Presse wenigstens zum Nachdenken Veranlassung geben können. Aber im Gegenteil; die liberalen und republikanischen Zeitungen Spaniens stellten sich würdig an die Seite der französischen, englischen, belgischen und italienischen Schandpresse, beklebten die Fassaden ihrer Redaktionsgebäude mit Riesenschildern, auf denen die Niederlagen Deutschlands auf den Markt hinausgeschrien wurden, hetzten in der gemeinsten Weise gegen das Deutschtum und befürworteten verstockt ein bewaffnetes Einschreiten zugunsten Frankreichs.

Das Motiv? — Wir geben ohne weiteres zu, daß man über eine Sache verschiedener Meinung sein kann und ein jeder das Recht hat, seine Meinung zu äußern. Wir haben ferner gesehen, daß im Gegensatz zum Staatsinteresse mehr oder weniger berechtigte private Interessen ideeller und materieller Natur für die Sache der Koalition in Spanien tätig sind, die Anspruch darauf haben, in der Presse berücksichtigt zu werden. Aber ein Recht auf Lüge und Verleumdung gibt es nicht. Nicht einmal das skrupellose Geschäftsinteresse des Skandalblattes wurde dadurch gewahrt, denn schon nach ganz wenigen Wochen mußten diese Zeitungen bemerken, daß der geschäftliche Vorteil auf seiten der deutschfreundlichen Blätter war, deren führende Organe ihre Auflagen verviel-

fachten, während sich heute eine Reihe der erwähnten deutschfeindlichen Blätter in einer äußerst bedrängten wirtschaftlichen Lage befindet, ganz abgesehen von dem ideellen Verluste, daß die politischen Anschauungen, die sie vertreten, gegenüber den von ihnen bekämpften an Leserkreis und daher an Macht einbüßen. Sie sind eben bezahlt. Die gegnerischen Zeitungen sagen das ganz offen; sie nennen sogar die genauen Zahlen, und es gibt keinen Kenner der einschlägigen Verhältnisse, der es etwa nicht glaubte. Sonst wäre auch das selbstmörderische Verhalten dieser Presse nicht zu erklären.

Natürlich bringt der Reptilienfonds der Koalition diese Opfer nicht ohne Berechnung. Denn wenn man sich auch nicht schmeichelt, durch diese unfairen Mittel die bislang deutschfreundlich fühlenden Kreise für sich zu gewinnen, so gilt es doch den Kampf um die große Masse der politisch Gleichgültigen. Bei der relativ erstaunlichen Unwissenheit des niederen Volkes kann man ruhig behaupten, daß die Mehrzahl der zeitunglesenden Nation alles, was ihr vorgesetzt wird, glaubt, nur weil es gedruckt ist, und was das bedeuten will, wird durch die große Verbreitung klar, die naturgemäß die republikanischen und liberalen Blätter besitzen, wenn auch, nebenbei bemerkt, die verhältnismäßige Verbreitung dieser Presse bei weitem nicht denselben Grad erreicht, wie etwa in Deutschland und Frankreich. Aber auf die Tränendrüsen dieser gedankenlosen Menge wird in der unverschämtesten Weise spekuliert; wir vermeiden es durchaus, auf Einzelheiten einzugehen, weil damit Bände gefüllt werden könnten. Das große Werk: „Der Lügenkrieg 1914 bis 1915" ist noch zu schreiben, um für ewige Zeiten England, Frankreich, Belgien und gar manche neutrale Nation an den Schandpfahl zu stellen. Nur einen Fall eigener Erfahrung wollen wir erwähnen; ein alter, ehrlicher andalusischer Gastwirt sagte uns mit weinerlicher Miene: „Alles haben die Deutschen in jenem belgischen Dorfe abgeschlachtet; den Pfarrer, Männer, Frauen, und selbst Säuglinge in der Wiege; nur einen kleinen Hund haben sie am Leben gelassen, — denken Sie, nur den armen, kleinen Hund zwischen all den Leichen! Ach, der arme Hund! Aber sagen Sie, was ist denn eigentlich größer, Deutschland oder Paris?" — Überhaupt ist zweifellos das „neutrale Belgien" die Glanznummer des Lügenprogrammes. Die guten Spanier scheinen sogar des Nachts von den „abgehackten Kinderhänden" und von dem unübertroffenen Heldentum des engelsunschuldigen belgischen Volkes zu träumen.

Kennzeichnend für die wahre Stimmung der in Spanien herrschenden Kreise ist übrigens der Umstand, daß die Schmähblätter fast durchweg von der Regierung subventioniert sind. Und wenn man bedenkt, daß diese Presse sonst

auf den kleinsten Wink von oben wachsweich gefügig ist, kann man sich der Folgerung nicht verschließen, daß in der Lügensache der Wink von oben ausblieb. Allerdings wurde das öffentliche Anschlagen von Nachrichten schließlich verboten, aber es berührt doch seltsam, daß dieses Verbot erst erlassen wurde, nachdem auch die deutschfreundliche Gegenpresse angefangen hatte, Tafeln anzuschlagen; erst dann hat man entdeckt, daß die Gefühle des Auslandes nicht verletzt werden dürfen.

Die Leiden und Freuden des Krieges

Solange diese Lügenpropaganda auf uninteressierte Meinungen wirkte, konnte man ihr gleichgültig gegenüberstehen, aber leider brachte der Krieg sehr fühlbare reale Leiden über das Land, die zu einer verständlichen Erbitterung gegen die wirklichen oder vermeintlichen Urheber all des Unglückes Anlaß geben. Mit dem Daniederliegen der wirtschaftlichen Unternehmungslust, vor allen Dingen aber mit der Unterbindung der Ausfuhrmöglichkeiten, besonders der Mineralien und Metalle, die zum Stillstande des allergrößten Teiles der Minen und zur Beschäftigungslosigkeit von Hunderttausenden von Bergarbeitern führten, mit den Störungen im Exportgeschäft infolge der teuren Schiffsfrachten, mit der verminderten Kaufkraft der kriegführenden und auch vieler neutraler Staaten wurde eine allgemeine Notlage geschaffen, die, wie immer, ganz besonders schwer auf die ärmeren Klassen drücken mußte. Verschärft wurde diese Beschäftigungslosigkeit durch die stürmische Bewegung der „repatriados", der aus dem Auslande, besonders aus Südfrankreich, zurückflutenden spanischen Sachsengänger, die natürlich meist unterstützungsbedürftig waren und den schon aus den erwähnten Gründen verursachten Arbeitsmangel noch ganz besonders vermehrten.

Dazu verteuerten sich von Monat zu Monat fast alle Waren, wobei natürlich die Preissteigerung der wichtigsten Bedarfsartikel besonders fühlbar war. Infolge der spanischen Latifundienwirtschaft ist das fruchtbare Land selbst für Lebensmittel auf den Import angewiesen, und trotz der Aufhebung des Einfuhrzolles stieg der Preis des Weizens aus den bekannten weltwirtschaftlichen Gründen ganz erheblich. Das wäre indessen noch zu ertragen gewesen, wenn nicht von den französischen Agenten, die das ganze Land überschwemmten, alles nur irgendwie Eßbare in jeder nur erreichbaren Menge und zu jedem Preise aufgekauft worden wäre. Aber auch die anderen wichtigen Produkte stiegen im Werte, z. B. auch die Kohle, deren Einfuhr Spanien ebenfalls bedarf. — Die Notlage des Einzelnen wurde natürlich auch zur Notlage des

Gemeinwesens; das spanische Budget, das auch in normalen Zeiten mit einem Defizit abzuschließen pflegt, ist natürlich infolge des Ausfalles an Einnahmen, besonders der Zölle, noch viel stärker als sonst aus dem Gleichgewicht geraten, was ebenfalls nicht zur Erleichterung der allgemeinen Lage beiträgt. — Eine tiefgehende Erregung konnte daher nicht ausbleiben, und diese Erbitterung, die den Schuldigen suchte, wurde durch das allgemeine Geheul der gekauften Presse ganz naturgemäß auf Deutschland gerichtet.

Leider gab es niemanden, wenigstens nicht in den kritischen Augusttagen, der den guten Willen gehabt hätte, das Volk darüber aufzuklären, warum denn eigentlich die spanische Industrie, besonders der Bergbau und das Exportgeschäft, durch den Krieg zerrüttet wurden. Gewiß, das Daniederliegen der Unternehmungslust, der Kaufkraft, war eine unmittelbare Begleiterscheinung des Krieges ohne Rücksicht darauf, wer sein Urheber oder aus welchen Motiven er entstanden war. Aber davon wurde nur ein verschwindend kleiner Teil der spanischen Industrie betroffen. Gerade die Mineralien oder die daraus gewonnenen Metalle, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn usf. stiegen in ihrer Nachfrage; Deutschland hätte mit Freuden die ganze Produktion Spaniens aufgenommen, wenn die Engländer nicht diese Erzeugnisse für Kriegskonterbande erklärt und rücksichtslos Jagd auf sie gemacht hätten, ohne selbst, infolge des Mangels an Schmelzwerken oder genügenden Eigenbedarfs, einen Ersatz zu bieten. — In diesem Zusammenhange sei auch angemerkt, daß das französische Spekulantentum rücksichtslos die Lage ausbeutete. Eine französische Gesellschaft hat es im Laufe der Jahre verstanden, sich eine Monopolstellung in der spanischen Bleiverhüttung zu erringen. Durch den Krieg und die englischen Seeräubermaximen wurde mit einem Male die Konkurrenz der belgischen und deutschen Hütten ausgeschaltet. Dies benutzten die von einem Teil der Spanier verhimmelten, für die Freiheit und Kultur kämpfenden Pariser Spekulanten, um trotz des hohen erzielten Bleipreises das Mineral so erbärmlich zu zahlen, daß die ärmeren Minen schließen und Zehntausende von Arbeiterfamilien betteln gehen mußten. — Die Verteuerung der Frachtraten und die damit verbundenen Geschäftsstörungen gehen ebenfalls auf das Schuldkonto Englands, das auf Grund seiner seltsamen Rechtsgrundsätze die deutsche Handelsflotte, die zweitstärkste der Welt, einfach ausschaltete; allerdings trug später auch Deutschland durch die Blockade Englands zur Verteuerung der Frachtraten bei. Selbst für das Steigen der Lebensmittelpreise ist die Koalition allein verantwortlich zu machen, oder mehr noch die spanische Regierung, die gleich alle beiden Augen zudrückte, wenn trotz der von ihr verkündeten Ausfuhrverbote ein mit Lebens-

mitteln hochbeladener Zug nach dem anderen über die Grenze rollte. Aber die Koalition war und blieb der Wohltäter der Menschheit, und Deutschland ist an allem schuld. –

Indessen brachte andererseits der Krieg auch materielle Vorteile und damit lebhaftes Interesse für das Wohlergehen Frankreichs. Wir erwähnten schon den illegitimen Handel mit Lebensmitteln, der von der Regierung absichtlich übersehen wurde, weil er vielen guten Freunden diesseits und jenseits der Grenze reichen Gewinn brachte. Auch wurden, trotz des Verbotes, Zehntausende von Zug- und Reittieren ausgeführt, wobei besonders die vom französischen Kapital beherrschten spanischen Bahnen wertvolle Hilfe leisteten, indem sie die mit Vieh beladenen Züge trotz aller Proteste ohne Aufenthalt durch die Grenzstationen fahren ließen und so jede Intervention unmöglich machten. Selbst Granaten und Handfeuerwaffen scheinen in großer Menge über die Pyrenäen geschafft zu sein, vermutlich auch mit Wissen der Regierung, wobei die Frage unentschieden bleiben mag, ob es sich dabei um legitimes oder illegitimes Geschäft handelt. Aber auch in durchaus rechtmäßiger Weise zog Spanien einen ganz außerordentlichen Gewinn aus dem Riesenbedarfe Frankreichs, das aus den bekannten Gründen in seiner eigenen Produktionsfähigkeit stark beschränkt war. Die Lebensmittel, die nicht vom spanischen Ausfuhrverbot betroffen waren, wurden glänzend bezahlt, so daß es der Landwirtschaft im allgemeinen sehr gut ging; vor allen Dingen aber arbeiteten sämtliche Fabriken Kataloniens, besonders die Textilindustrie, Tag und Nacht für den französischen Markt. Der beste Maßstab für die Größe der Umsätze ist das starke Anziehen des Pesetenkurses, der in normalen Zeiten um etwa acht Prozent gegen die Francs zurücksteht, nach achtmonatiger Dauer des Krieges aber mit einem nicht unbeträchtlichen Agio zum Nachteil der Francs notiert wurde. Aus diesem Portemonnaie-Interesse heraus ist es wohl zu begreifen, daß besonders in Katalonien eine überaus freundliche Stimmung für die französische Sache entstand.

Politische Einflüsse

Wir haben so gesehen, wie die privaten Leidenschaften und Interessen an der Arbeit waren, Spanien in den allgemeinen Streit mit hineinzuziehen. Dazu kamen die nicht weniger starken politischen Faktoren, die ihren Einfluß auf die Entscheidungen der Regierung auszuüben suchten. Wenn auch die Einzelheiten naturgemäß noch nicht an die Öffentlichkeit gelangt sind, so läßt sich doch die Kraft ihrer Wirkung verschiedenen Anzeichen entnehmen.

Daß die Mächte der Koalition, besonders England, alle Hebel ansetzen, um

Spanien aus seiner Neutralität herauszudrängen, ist selbstverständlich und kann daher übergangen werden. Wichtiger ist, daß der junge Träger der Krone selbst beim Ausbruche des Völkerkrieges ein ausgesprochener Franzosenfreund war. Da es sich um eine selbständige Persönlichkeit handelt, so entziehen sich Ursachen und Beweggründe ihrer politischen Auffassung der Kenntnis. Es darf indessen angedeutet sein, daß nach allgemeiner Annahme eine persönlich gefärbte Antipathie gegen die maßgeblichen Faktoren Deutschlands besteht, die auf eine nicht immer geschickte Behandlung zurückzuführen ist; es ist nicht stets politisch klug, mit dem Souverän eines Reiches, das die Größe Karls V. noch nicht vergessen hat, über Etikettenfragen zu diskutieren, ganz abgesehen davon, daß Frankreich und England über außerordentlich gewiegte Diplomaten verfügen, die jeden Fehler des Gegners geschickt auszunützen verstanden haben; man erinnere sich nur an die Ehe mit einer englischen Prinzessin, die zum mindesten unbewußt ihren Einfluß auf den Gemahl ausübt, an die klugen Schmeicheleien Eduards VII., an die glänzenden Empfänge in Paris, das auch auf den inkognito Reisenden seine Anziehungskraft hat. Es mag auch etwas Ehrgeiz mitgesprochen haben, als großer Heerführer in den Reihen der Westmächte mitzukämpfen, Prestige-Politik zu treiben, oder auch das Gefühl, früher im vertrauten Kreise und in großmütiger Laune gesprochenen Worten nun auch die entsprechenden Taten nachfolgen lassen zu müssen.

Die Durchführung einer kriegerischen Politik hätte die konservative Regierung gestürzt und den bereits erwähnten Grafen Romanones wieder ans Ruder gebracht. Bei diesem Manne liegen die Motive schon klarer; persönlich durch seine bedeutenden Privatunternehmungen mit der französischen Hochfinanz verknüpft und von einem rücksichtslosen Erwerbssinne beseelt, konnte ihm der Krieg nur erwünscht sein, der für gewisse Kreise immer eins der besten Geschäfte ist; als politische Persönlichkeit banden ihn gewiß zum mindesten Versprechungen aus der Zeit, als er selbst noch das Staatssteuer in den Händen hielt; die politischen Auffassungen der liberalen Fraktion, deren Haupt er ist, der begreifliche Wunsch, sich seinem königlichen Herrn gefällig zu erweisen und anzupassen, all das ließ ihn die Führerschaft der Kriegspartei, wenigstens in aller Heimlichkeit, übernehmen. Denn ohne weiteres damit an die Öffentlichkeit zu treten, das erlaubte ihm seine große Vorsicht nicht. Deshalb ließ er seine Versuchsballons aufsteigen. Ein Zeitungsartikel über die „tödliche Neutralität" wirbelte viel Staub auf und erregte so allgemeine Indignation bei der jeder Beteiligung am Weltkrieg abgeneigten Mehrheit des Volkes, daß er vorzog, die Autorschaft abzuschwören. Ein noch bedenklicheres Ende nahm aber

die Reise des Republikaners Lerroux nach Frankreich. Er hielt den Franzosen eine blutdürstige Rede, deren geistige Vaterschaft Romanones nicht ableugnen kann, namentlich nicht des in dem Munde eines Republikaners besonders denkwürdigen Satzes von dem Heldenkönig an der Spitze seiner Truppen. Die Rede wurde in allen Gemeinden Frankreichs öffentlich angeschlagen, dem wackeren Lerroux selbst aber auf seiner Rückkehr nach Spanien im ersten Grenzdorf, Irun, das, nebenbei bemerkt, stramm republikanisch ist, ein derartig warmer Empfang bereitet, daß er mit Recht für sein Leben fürchten mußte. Der einzige Trost, der ihm all den Schimpf und Hohn, mit dem man ihn überhäufte, ein wenig versüßte, sind die einträglichen Ordern für Zucker-, Stiefel- und ähnliche Lieferungen, die man ihm im dankbaren Frankreich erteilte.

Neutralitätsverletzungen

Aus den geschilderten Gründen war die Grundstimmung der spanischen Regierung, besonders des sehr feinen und höflichen, aber nicht gerade aus Eichenholz geschnittenen Ministerpräsidenten Dato und seines englandfreundlichen Ministers des Äußeren, Marquis de Lema, eine warme Sympathie für die Koalition. Doch glauben wir nicht, daß die zahlreichen Verletzungen der Neutralität, die sich Spanien zweifellos zuschulden kommen ließ, geradezu einem Übelwollen gegen Deutschland entsprangen. Sie waren mehr die Wirkung der Schwäche und des Wunsches, Konflikten nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen, zumal in den Fällen, in denen die Rechtslage durchaus nicht geklärt ist. Gewiß, es ist nicht schön, daß die französische Armee aus Spanien Pferde, Waffen und Geschosse bezieht; aber solch schwunghaften Handel betreiben, wenn sie können, die anderen „neutralen" Nationen auch; es ist ferner eines selbstbewußten Volkes unwürdig, fremden Torpedobooten zu gestatten, die eigenen Handelsschiffe durchzuschnüffeln und die darauf befindlichen friedlichen deutschen Bürger französischen Henkersknechten zu überliefern; aber selbst die sonst so trutzig dreinschauenden Yankees halten solche Nachgiebigkeit durchaus mit ihrer dollarlüsternen Ehre vereinbar. Daß die Briten ein deutsches Kriegsschiff in spanischen Territorialgewässern in den Grund bohrten? Nun, vielleicht sagte Herr Dato der kaiserlichen Regierung ins Ohr, er hätte nicht das geringste dagegen einzuwenden, wenn sie sich revanchierte und in spanischen Wassern auch einmal einen Engländer versenkte. Am bedenklichsten ist der Zwischenfall von Tanger. Spanien ist einer der sechs Garanten der Internationalität des kleinen, dem Namen nach dem Sultan von Marokko untertanen Küstenstreifens; es stellt die Hälfte des Tabors, der dem Schutze der Europäer zu dienen hat;

und trotzdem hat, ohne Widerspruch, eben dieser Tabor die Vertreibung, Verhaftung und Mißhandlung der in Tanger ansässigen Deutschen mitsamt dem Personal der Gesandtschaft veranlaßt. Aber soll sich Herr Dato deshalb in Ungelegenheiten stürzen, besonders da doch die deutsche Regierung selbst dem Vorfalle kaum ernstliche Beachtung zu schenken schien?

Sympathien für Deutschland

Die Staatsraison, die Spanien zum Anschluß an Deutschland veranlaßt hätte, mußte unter dem Drange der Leidenschaften für die Sache der Koalition schweigen. Das Fehlen jeglicher Kriegsbereitschaft riet Spanien die Neutralität an; aber dieser Rat wäre überhört worden; das Land wäre durch skrupellos treibende Mächte in ein selbstmörderisches Abenteuer verwickelt worden, wenn nicht auch das entgegengesetzte Prinzip, Deutschland, über starke Sympathien verfügen würde. Die allein haben den Ausschlag gegeben, indem sie durch die Stärke ihrer Gründe die große Masse der politisch Gleichgültigen mitrissen, daß Spanien wirklich neutral blieb.

Einer der wirksamsten Faktoren, der für die Sache der Zentralmächte spricht, sind die historischen Erinnerungen. Seitdem die Mauren endgültig aus Europa herausgeschlagen waren, Spanien dadurch die politische Einheit erhalten und auf diesem festen Unterbau Karl V. seine Weltmonarchie errichtet hatte, wurden zuerst Frankreich und dann England die Erbfeinde der Halbinsel. Die vierhundert Jahre westeuropäischer Geschichte von der Schlacht bei Pavia bis zum letzten Marokkoabkommen brauchen wir nicht zu wiederholen; es genügt, an die Tatsache zu erinnern, daß sowohl Frankreich wie England ihre Ziele zum Schaden Spaniens vollkommen erreicht haben; dem ersteren ist es gelungen, die Halbinsel von dem Anschluß an Mitteleuropa zu lösen und so zu einer Macht zweiten Ranges herabzudrücken; das letztere hat ihm die See und die überseeischen Länder geraubt, indem es seine Flotten vernichtete, die aufständische Bewegung seiner amerikanischen Kolonien unterstützte und ihm die Straße von Gibraltar entriß, dessen Torpfeiler es gegen Treu und Glauben besetzt hält. Diese schmerzlichen Erinnerungen, die sich besonders an die Heldentaten des Unabhängigkeitskrieges gegen Napoleon und an den Raub des Felsens von Gibraltar knüpfen, können vom spanischen Volke um so weniger vergessen werden, als dieselben Kräfte, die das Räderwerk seiner traurigen Geschichte bislang getrieben haben, nach wie vor tätig sind, nämlich das Bestreben der Westmächte, Spanien klein und schwach zu halten.

Ganz im Gegensatz dazu verknüpfen die gleichen historischen Erinnerungen

die Geschichte Spaniens mit denen der Zentralmächte. Allerdings spricht ein klein wenig historische Unkenntnis dabei mit. Das heutige deutsche Reich ist nicht das Karls V. und Ferdinands II., sondern es baut sich auf dem Erbe der protestantischen, einst von Alba und Olivarez bekämpften Gegner dieser Kaiser auf. Doch gerade durch den heutigen Krieg ist das alte deutsche Reich wieder vereinigt und damit der Gedanke der österreichisch-spanischen Zusammengehörigkeit von neuem erweckt worden, die übrigens auch durch die habsburgische Abstammung der Mutter des Königs versinnbildlicht wird.

Diese Erinnerungen wurden naturgemäß in den Kreisen geweckt und gepflegt, die sich infolge ihrer politischen Weltanschauung von Frankreich abgestoßen und von Deutschland angezogen fühlen, wie denn überhaupt nicht immer klar zu entscheiden ist, ob die Sympathie eines Teiles der Spanier für unsere Sache mehr aus der Abneigung gegen alles Französische als aus der Zuneigung für deutsches Wesen entspringt.

Es sind im wesentlichen die Parteien der Rechten, die konservativen und klerikalen Kreise, die für das Deutschtum eintreten. Wie die ihnen feindlich gesinnten Schwärmer für die französische Kultur, sind sie, in ihrer Art, ebenfalls Idealisten, Leute, die von einem tiefen Ekel gegen die Advokatenpolitik und die Liederlichkeit ihrer Verwaltung erfüllt sind und den Triumph der Zentralmächte wünschen, weil sie aus dem siegreichen Beispiel die wohltätige Nutzanwendung für das eigene Land erhoffen; die allen demokratischen und revolutionären Bestrebungen spinnefeind sind; denen die ordnungauflösenden Verhältnisse Portugals und Frankreichs viel zu nahe auf den Leib gerückt sind, als daß sie sich nicht nach einer Stütze für die Aufrechterhaltung der Staatsautorität, der Ordnung, ja sogar gewisser reaktionärer Bestrebungen umsähen. Denn es ist nicht ganz ohne Humor, daß, wie die Franzosenfreunde von Deutschland als dem Adlerhorste des Cäsarismus und der Militärbarbarei faseln und dabei arglistig oder in ihrer Dummheit gründlich danebenhauen, so auch die Enthusiasten für unsere Sache nichts davon wissen, daß Deutschland das demokratischste Reich der Welt ist. Gewiß, in der Theorie mögen wir anderen nachstehen, aber im praktisch Erreichten, in dem, worauf es allein ankommt, im Erfolge sind wir der demokratische Musterstaat; man denke an die nur bei uns wirklich durchgeführte Allgemeinheit des Unterrichtes, an die Fürsorgegesetzgebung für die Arbeiter und die wirtschaftlich Schwachen, an die Verstaatlichung der Eisenbahnen, eines Teiles des Bergbaues usf. Wenn unsere spanischen Konservativen die deutsche ultrademokratische Finanzgesetzgebung, die progressive Einkommensteuer, Vermögenssteuer, Wehrsteuer usw. genauer kennen würden, vielleicht

wären ihnen unsere Zustände nicht so sehr ein erstrebenswertes Ideal, wie sie ihnen heute erscheinen.

Ganz besonders stehen wie ein Mann Heer und Marine auf der deutschen Seite. Mit dem Siege der Zentralmächte bewähren und rechtfertigen sich auch ihre Anschauungen und Einrichtungen, die, besonders in der Armee, der deutschen Heeresorganisation nachgebildet sind. Dazu ist es ihr Lebensinteresse, als Fundament des Staatsgebäudes angesehen zu werden, so daß schon aus diesem Grunde sie französischen und englischen Zuständen und deren Bejahung durch den Sieg der Koalition mit Abneigung gegenüberstehen. So erklärt sich aber auch der Haß der antimilitaristischen Elemente gegen die deutsche Wehrmacht.

Am auffallendsten wird uns Deutschen das Eintreten der spanischen Geistlichkeit für unsere Sache sein. Die Empfindungen derselben kommen idealistischen Motiven am nächsten. Sie beseelt ein glühender Haß gegen das Frankreich der Freimaurer, der materialistischen Philosophen, der Trennung der Kirche vom Staate. Auf der anderen Seite erkannte man die religiöse Grundstimmung des deutschen Volkscharakters und seine Achtung vor den kirchlichen Einrichtungen, die sich so deutlich im Verlauf des Krieges zeigte; man wurde sich bewußt, und gerade die internationalen Beziehungen des katholischen Klerus vermittelten diese Erkenntnis, daß die festesten Säulen des Domes Sankt Petri Deutschland und die Donaumonarchie bilden. Natürlich wurden um so eifrigere Parteigänger der Franzosen alle antikirchlich gesinnten, alle, die den an sich gewiß sympathischen Kampf gegen Pfaffenherrschaft und Klosterparasiten führen und die den Klerikalen hämisch vorwerfen, daß sie den Deutschen das Wort reden, die mit dem Jesuitengesetze die Gesellschaft Jesu verfolge und vor allen Dingen zu zwei Dritteln ketzerische Protestanten seien, von den Türken ganz abgesehen — worauf die Pfarrer aber mit der nur dem spanischen Klerus eigentümlichen Toleranz erklärten, daß ihnen ein Protestant und ein Mohammedaner, wenn er auch irrt, in seiner Gläubigkeit lieber sei, als ein französischer Verächter aller Religion.

Mit der Geistlichkeit eng verbunden steht die einzige politisch starke und — nicht durch die Zahl ihrer Anhänger, sondern ihre Organisation, ihr Geld, ihre Energie und ihre stets zum äußersten entschlossene Waffenbereitschaft — einflußreichste Partei Spaniens, die sich allein auf eine lange und nicht ruhmlose Tradition stützen kann, die von Vásquez de Mella und Lorenz geführten Karlisten (die sich heute nach dem Prätendenten Jaimisten nennen). Diese mächtige Fronde, die durch keine Amtergier oder Kompromißwirtschaft mit den regierenden Kreisen verklüngelt ist, die aber durch ein Jahrhundert alte Ge-

schichte im politischen Denken geschult ist, verfolgt allein die Ideen, die wir vorhin als die reine spanische Staatsraison bezeichnet haben, mit der leidenschaftlichen Energie aller Fanatiker vom ersten Augenblicke an.

Aber auch in dem politisch ganz uninteressierten Teile des Volkes entstanden vielfach Sympathien für Deutschland als reine Herzensangelegenheit. Der Spanier mag viele Fehler haben; er ist indolent, ein schlechter Verwalter, ohne jeglichen Ordnungssinn, frei von aller puritanischen Gewissenhaftigkeit; aber im tiefsten Wesen ist er von anständiger Denkungsart und ritterlicher Gesinnung. Nichts imponiert ihm mehr als persönlicher Mut; der eine, der sich, wie Deutschland, tapfer gegen viele verteidigt, wird stets auf seinen Beifall rechnen können.

Schließlich mögen noch die ganz sublimen Interessen derjenigen erwähnt sein, die in der deutschen Kultur ihre Sache verfechten, die Gelehrten, Ärzte usw., die sich den Leistungen der Deutschen zu Dank verpflichtet fühlen, die weitere Fortschritte von ihnen erwarten.

Wir sagten schon, daß es der Einfluß vornehmlich dieser Parteien und Mächte war, der die in Spanien maßgebenden Kreise am Eingreifen in den Weltkrieg hinderte. Was das Gebot des Staatsinteresses, was die begründete Furcht vor den Opfern eines ruhmlosen Krieges — im ungleichen Kampfe gegen die Zentralstaaten konnte die Übermacht der Koalition, selbst wenn sie siegreich blieb, noch nicht einmal Ehre gewinnen — nicht fertig bekam, das leistete der vereinte Einfluß der erwähnten Kreise. Dem Grafen Romanones wurde klar begreiflich gemacht, daß seinem Kriegsrufe kein einziger Offizier der gesamten Armee gefolgt wäre. Die Geistlichkeit predigte von allen Kanzeln die Feindschaft gegen Frankreich und den Ruhm Deutschlands; und gegen die Dorfpfarrer, denen das Ohr und das Herz der Reservisten gehört, kann man in Spanien keinen Krieg führen. Vor allen Dingen aber erklärten die Führer der Karlisten ganz trocken, daß ein Bündnis mit Frankreich den Bürgerkrieg bedeute. Da blieb den Franzosenfreunden nichts anderes übrig, als Ruhe zu halten.

Und damit wurde das Feld vorbereitet und bestellt, auf dem die reiche Saat einer ausgesprochenen Deutschfreundlichkeit im ganzen Lande aufgehen sollte. Die wohlmeinende Presse, die nicht im Solde der Koalition steht oder von republikanischen Parteiführern abhängig ist, setzte mit ihrer redlichen Arbeit ein. Den Karlistenblättern, die vom ersten Augusttage an unentwegt auf seiten Deutschlands gestanden hatten, vor allem dem Correo Español, folgten das ABC, die Tribuna, der Debate und noch viele andere. Hervorragende geistige Führer der Nation, besonders der Dramatiker Jacinto Benavente und der

Romanschriftsteller Pio Baroja, die beide in Deutschland viel zu wenig bekannt und gewürdigt sind, viel weniger als beispielsweise das Lügenmaul Blasco Ibáñez, gaben ihre Stimmen, auf die besonders die geistige Elite Spaniens hört, zugunsten Deutschlands ab. Und um nichts zu versäumen, setzte die deutsche Propaganda ihre nutzbringende Tätigkeit ein, der sowohl die amtlichen Vertreter des Reiches, als auch die im Lande ansässige deutsche Kolonie ihre Kräfte widmeten.

Das übrige aber taten die Gründe, die überall die stärkste Kraft haben, die deutschen Waffenerfolge.

Politische Ziele

Wir dürfen hoffen, daß uns die freundliche Gesinnung des spanischen Volkes, die mühsam erst erworben werden mußte, auch bis zum Schlusse des Krieges und noch länger erhalten bleibt. Wir wollen indessen uns nicht damit begnügen, den vorliegenden Gegenstand mit dem abstrakten Interesse des Historikers zu betrachten; wir wollen mehr, wir wollen etwas Nützliches aus unserem Studium gewinnen. Denn diesmal sind wir ja noch „mit dem blauen Auge davongekommen". Aber wer garantiert, daß das nächste Mal wieder Klerus, Armee und Karlisten wie ein Mann vom ersten Tage an auf unsere Seite treten? Wir werden uns daher fragen: Was muß geschehen, daß die uns feindlich gesinnten Mächte nicht wiederum die Oberhand gewinnen, sondern daß im Gegenteil die uns günstigen Verhältnisse, die in Spanien zweifellos vorhanden sind, zu unserem Vorteil ausgenützt werden? Daß wir diesmal so gar wenig erreicht haben, liegt daran, daß es Deutschland, ganz im Gegensatz zu der überaus befriedigenden militärischen und wirtschaftlichen, an der politischen Vorbereitung fehlte. Dazu darf man aber nicht die Dinge ihren Gang gehen lassen, wie bisher in Friedenszeiten, sondern muß sich erreichbare Ziele setzen und dieselben auf den geeigneten Wegen zweckbewußt verfolgen.

Das erste Ziel der deutschen Politik wird sein, ein großes, starkes Spanien zu schaffen, das Frankreichs Kraft in aller Zukunft ausbalanciert und Englands Mittelmeerherrschaft in Frage stellt, eine Fortsetzung der europäischen Weltpolitik des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Einer der wichtigsten Erfolge dieses Völkerkrieges wird der enge Zusammenschluß Deutschlands und Österreich-Ungarns sein, im gewissen Sinne eine Wiederherstellung des alten römischen Reiches deutscher Nation; so ist es auch an der Zeit, an die Traditionen der alten Habsburger Politik wieder anzuknüpfen, die sich gegen Frank-

reich auf Spanien stützte – ein Beispiel mehr dafür, daß richtige Gedanken niemals vergessen werden können und man gezwungen ist, früher oder später doch wieder darauf zurückzukommen. Diese Politik hat ihre innere Berechtigung und ihren Wert gerade dadurch, daß sie mit dem wohlverstandenen Interesse Spaniens zusammenfällt, da sie darauf hinaus will, die innere und äußere Festigung der Halbinsel, ihre Rückführung zum Range einer Großmacht, den sie bei Trafalgar verloren, zu fördern; das gleiche Ziel also, das Spanien wollen muß. Die Mittel dazu sind diplomatische Unterstützung in allen seinen externen Sorgen und auch materielle Unterstützung zur internen Stärkung, beispielsweise in Rüstungsfragen. Ja man wird bis zu einem gewissen Grade sogar aktiv vorgehen, wird die Initiative ergreifen können, indem man von vornherein den diplomatischen Schutz für gewisse Bestrebungen Spaniens (Tanger, Befestigung der Meerenge, Interessengemeinschaft mit Portugal) garantiert und auch diejenigen Kreise und Parteien, die solche politischen Interessen verfolgen, unterstützt. Eine derartige Aufgabe wird gewiß leichter zu lösen sein, als die Frankreichs, Rußland seinen Interessen dienstbar zu machen, trotzdem es allzu ängstlichen Gemütern hätte schimärisch erscheinen können, ein so überaus enges Bündnis zwischen einer stark sozialistisch gefärbten Republik und einer mittelalterlichen Autokratie schaffen zu wollen. Es hat allerdings den Franzosen zwanzig Milliarden Francs gekostet; aber was ist das im Vergleich mit den Unsummen, die der Krieg verschlingt? Das Gold spielt überhaupt keine Rolle, wenn Frankreich seinen Krieg gewinnt, da ja dann das Rußland gegebene Kapital überaus gut angelegt ist; und wird der Krieg verloren und damit die russische Anlage zur Hälfte entwertet, so ist dennoch der Verlust im Vergleich zu den Gewinnmöglichkeiten zu ertragen. – In Spanien aber ist dasselbe ganz außerordentlich billiger zu erreichen.

Die zweite Notwendigkeit ist die Pflege der wirtschaftlichen Beziehungen. Wir können hier auf die Einzelheiten nicht weiter eingehen; es ist ein Spezialstudium, wie Schiffahrtslinien eingerichtet, Handelsverträge geändert werden müßten. Nur allgemein sei darauf hingewiesen, daß die exportfähigen Waren beider Nationen sich in glücklichster Weise ergänzen; für das industriearme Spanien kommen die deutschen Fabrikate und auch die Kohle in Frage, wenigstens solange seine eigenen Bodenschätze noch nicht zur Ausbeute gelangt sind; für die Ausfuhr nach Deutschland nur Waren, auf deren Import wir angewiesen sind, die Erze des Eisens, Kupfers, Bleis, Wolframs, Zinns, Silbers usf.; ferner die dem Süden eignen pflanzlichen Erzeugnisse wie Wein, Olivenöl, Kork, Reis, Südfrüchte, besonders Orangen und Mandeln; schließlich noch

Wolle und Sardinen, um nur das Wichtigste zu nennen. — Dabei darf man natürlich nicht übersehen, daß die ganze Form des internationalen Handels fortan einem erheblichen und schwerwiegenden Umschwunge unterworfen ist: der Produzent des Inlandes wird sich immer mehr mit dem Unternehmer des Auslandes vereinigen müssen. Die Zeiten sind vorüber, in denen man, um ein Beispiel anzuführen, es den Franzosen überlassen konnte, eine Eisenbahn in Spanien zu finanzieren und zu erbauen, und trotzdem der deutschen Industrie und dem deutschen Handel die Schienen- und Lokomotivenlieferungen zu sichern vermochte; oder daß man an ein englisches Bergwerksunternehmen unsere Maschinen verkaufen konnte. Das war bis jetzt schon schwierig genug und nur in Ausnahmefällen möglich, wenn man sich zur fast vollständigen Aufgabe seines Geschäftsgewinnes entschloß; in Zukunft wird es aber ausgeschlossen sein. Deutschland muß daher als Unternehmer vorgehen, schon aus seinem wirtschaftlichen Interesse heraus — und gleichzeitig im politischen Interesse, das uns hier allein beschäftigt. Die fünf Milliarden, die der Franzosenbund in Spanien investiert hat und durch die er, wie wir gesehen haben, eine so bedeutungsvolle Machtstellung einnimmt, müssen durch deutsche Unternehmungen ausbalanciert werden. Das ist gewiß nicht allzuschwer; Deutschland hat nach ernsthaften Schätzungen 35 Milliarden Mark außerhalb des Reiches angelegt und leider einen großen Bruchteil dieser gewaltigen Summe in einer fast selbstmörderischen Tendenz in das feindliche oder übelwollend neutrale Ausland getragen. Diese Kapitalien aber werden, soweit sie nicht durch das englische Völkerrecht vernichtet sind, wieder zurückgenommen und so verfügbar werden.

Das wären die Grundsteine der materiellen Interessen, auf denen das Gebäude unserer zukünftigen Beziehungen zu Spanien errichtet werden muß. Aber die ideellen Interessen, die dem Gefühle entspringen, dürfen darüber nicht vergessen werden. In erster Linie müssen dazu die Verbindungen gepflegt werden. Das wird hoffentlich nicht wieder in der deutschen Geschichte eintreten, daß in einer politischen Krisis ein dem Reiche so nah gelegenes Land — Mülhausen ist von der spanischen Grenze nicht weiter als wie von Berlin entfernt — einen Monat lang ohne telegraphische Verkehrsmöglichkeit bleibt, im Zeitalter der drahtlosen Telegraphie! Lügenfeldzüge im neutralen Auslande, wie wir sie zu unserem Schaden um diese Zeit schaudernd miterlebt haben, dürfen nicht mehr vorkommen. Die Verbindungen müssen unter die Garantie von Staatsverträgen gestellt werden. Der Zustand ist beschämend, daß die spanischen Funkenstationen erst nach sehr mühseligen Verhandlungen für den diplomatischen Ver-

kehr freigegeben wurden, während den Privaten überhaupt keine Verbindungsmöglichkeit mehr gegeben war. Auch für Postverbindungen über neutrale Staaten hin muß schon im Frieden gesorgt sein; selbst für den Güterverkehr können vorsorglich Bestimmungen, wenigstens dem allgemeinen Gedanken nach, für den Kriegsfall getroffen werden, damit die wirtschaftlichen Beziehungen von Land zu Land möglichst geringen Schaden erleiden und nicht jeder individuelle Geschäftsmann sich auf eigene Hand mühsam unter vielen Enttäuschungen seine Verkehrswege suchen muß. Es handelt sich hier um einen nicht unwesentlichen Teil der Kriegsvorbereitung.

Hand in Hand geht damit auch die Aufklärungsarbeit in dem Auslande, an dessen Meinung uns liegt. Nach wie vor bleibt dazu das wichtigste Hilfsmittel die Tagespresse. Man hat gesehen, mit welcher Skrupellosigkeit sich der Feind derselben bemächtigt hat, was nur durch eine lange Vorbereitungsarbeit im Frieden möglich sein konnte. Improvisieren lassen sich solche Dinge nicht. So müssen auch wir bereits im Frieden mit der Presse des neutralen Auslandes Fühlung bekommen, müssen beispielsweise einen angesehenen Journalisten zu unserer Verfügung haben, der im geeigneten Momente uns seine Verbindungen und seine Erfahrungen zur Verfügung stellt. Schon im Frieden müssen die Blätter Nachrichten und Belehrungen bringen, die unseren Zwecken nützlich sind. Selbstverständlich kostet die Gefügigkeit der Zeitungen unter Umständen Geld; aber in Verbindung mit dem Reklamewesen der interessierten Kreise läßt sich viel erreichen. Es bedarf nur der rechtzeitigen Organisationsarbeit, um die Unsummen, die der deutsche Handel für Propagandazwecke an die ausländische Presse zahlt, in solche Bahnen zu leiten, daß auch für die vaterländisch-politischen Interessen etwas dabei herauskommt.

Wir haben im Vorhergehenden gelegentlich schon angemerkt, daß das größte Hindernis für den Ausländer, in unser Wesen einzudringen, unsere Zustände und Verhältnisse kennen zu lernen, in der Schwierigkeit der Sprache besteht. Diese zu überwinden, sind die deutschen Schulen das sicherste Mittel. In den beiden auf der Halbinsel bereits bestehenden deutschen Schulen erhält auch eine große Anzahl von spanischen Kindern Unterricht, sie lernen Deutsch und dürften für immer Freunde Deutschlands sein. Solche Schulen müßten im Anschlusse an die deutschen Gemeinden, die mehr oder weniger zahlreich in jeder wichtigeren spanischen Stadt angesiedelt sind, durchwegs eingerichtet und wie die zahlreichen bereits bestehenden französischen Schulen allen Spaniern zugänglich gemacht werden. Selbstverständlich darf dabei nicht etwa der Versuch einer protestantischen Mission als Nebenzweck verfolgt werden.

Erziehung zur Politik

Im vorhergehenden Abschnitte wiesen wir auf die Aufgaben hin, wie sie sich das Auswärtige Amt und seine Vertretung etwa stellen müßte. Aber man soll nicht alles von der Staatshilfe erwarten, sondern nach wie vor gilt der Grundsatz: selbst ist der Mann. In jeder Kolonie im Auslande sind wertvolle Kräfte vorhanden, die für vaterländische Bestrebungen nutzbar gemacht werden können, und die nur zusammengefaßt und organisiert zu werden brauchen, um mit ihren Hilfsmitteln und mannigfachen Beziehungen viel Gutes im Sinne dieser Ausführungen zu schaffen. Und die Unterstützung der heimatlichen privaten Kreise ist ebenso notwendig. Der gute Wille und auch die Mittel sind vorhanden, es fehlt nur an einem, an der Erziehung zum politischen Denken. Wir haben viel gearbeitet und viel gelernt, aber dies eine haben wir — im Gegensatz zu anderen Nationen — ganz vergessen.

Das deutsche Volk ist ein im höchsten Grade unpolitisches Volk; diese Tatsache fängt an, Gemeingut zu werden, und überhebt uns daher der Mühe langer Beweisführung. Politik ist Gemeinsamkeitsinstinkt. In einer politischen Nation besitzt jedes Einzelwesen einen sicheren Instinkt dafür, was der Gesamtheit nützen oder schaden kann, und richtet selbst seine allerpersönlichsten, allerprivatesten Maßnahmen unwillkürlich danach ein; selbst seine Gefühlsäußerungen in der Unterhaltung mit Vertretern fremder Nationen (von solchen in der Presse ganz abgesehen) sind von diesem instinktiven Patriotismus getragen. Daher machen Angehörige anderer, hochpolitischer Nationen, besonders Englands, stets den in sich geschlossenen, gesicherten Eindruck, sobald sie mit Fremden zusammentreffen, ganz im Gegensatz zum Deutschen, der in politischen Dingen haltlos, molluskenhaft zu sein scheint, der oft den Eindruck macht, als sei er ein unzuverlässiger Patriot, vielleicht sogar ein Gegner seines Vaterlandes, gewiß nicht zum Vorteil der allgemeinen Achtung, auf die er so gut wie nur irgendein anderer Anspruch zu machen berechtigt ist. Wenn eine vom russischen Staate subventionierte Eisenbahngesellschaft an der deutschen Grenze eine strategische Bahn bauen will und das nötige Geld in der ganzen Welt nicht findet, so würde es gar nicht überraschen, wenn schließlich das deutsche Kapital das Geschäft macht, sobald vom kommerziellen Standpunkte ein Vorteil dabei herauszuspringen scheint; es gibt keine Stimme, die den Deutschen in seinem Inneren warnt. Verstandesmäßig behilft er sich mit Gedankengängen wie: das Geschäft ist eine Sache, und die Politik ist eine andere Sache; oder: Kriege sind heutzutage eine Unmöglichkeit geworden — ohne zu bedenken, daß die russische Regierung die Bahn bauen läßt, gerade weil sie den Krieg als

durchaus im Bereiche der Möglichkeit auffaßt. Einem englischen oder französischen Kapitalisten würde ein derartiges, an Hochverrat grenzendes Verfahren so wider seine innerste Natur gehen, daß es nicht einmal in seinen Gedankenkreis eintreten könnte. Dieses Beispiel ist übrigens nicht so ganz aus der Luft gegriffen, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man die deutsche Kapitalbeteiligung an russischen Unternehmungen studiert; es geht ohne weiteres daraus hervor, daß in Deutschland nicht das geringste Verständnis dafür besteht, daß jede in Rußland angelegte Mark, selbst wenn sie uns — wohlverstanden nur in Friedenszeiten — eine angemessene Rente bringt, eine Stärkung der feindlichen Volkswirtschaft und daher der politischen Widerstandskraft bedeutet, ganz abgesehen davon, daß, wie die gegenwärtigen Begebnisse beweisen, durch die nach britischem Kriegsrechte erfolgte Beschlagnahme und mutwillige Zerstörung unseres im Feindeslande angelegten Vermögens dieses gewissenlose Vorgehen zur Schwächung unserer eigenen ökonomischen und damit politischen Leistungsfähigkeit werden muß. — Im übrigen ist es noch eine Frage für sich, die der besonderen, hier uns ferner liegenden Prüfung bedarf, ob dieses Fehlen jeglichen politischen Instinktes in der deutschen Psyche von einem höheren, ethischen Standpunkte aus als ein Mangel angesehen werden darf. Vielleicht ist das Gegenteil der Fall; denn von allen Lebewesen ist der Mensch das ärmste an hochentwickelten Instinkten und doch die Krone der Schöpfung. Es tritt eben die klarsehende Vernunft an die Stelle des blinden Triebes. So wird es auch im Politischen sein; beim deutschen Volke muß das, was ihm am sicheren Gefühle abgeht, durch die klare Vernunft ersetzt werden. Die läßt sich aber anerziehen — und das Mittel dazu ist die unermüdliche Aufklärung. Wir müssen daher arbeiten, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, durch die Presse oder wie es sonst sei, daß die Ziele, denen wir politisch zustreben, die Wege, auf denen diese Ziele erreicht werden können, Gemeingut aller werden, die in irgendeiner Weise nützlich mitzuwirken berufen sind; nicht nur der politisch interessierten Kreise oder gar der Beamten des Auswärtigen Amtes, sondern auch derjenigen, die an den Beziehungen von einem Lande zum anderen irgendwie interessiert sind, der Industriellen, Kaufleute, Kapitalisten, Gelehrten, Künstler, selbst der Vergnügungsreisenden. Die Organisation aber dieser Aufklärungsarbeit gehört mit zu der politischen Vorbereitung, von der wir vorhin sprachen.

Zukünftiges

Der Krieg wird vorübergehen, die innige Annäherung aber zwischen Deutschland und Spanien wird eine bleibende Notwendigkeit sein. Freunde sind immer

wertvoll, im friedlichen Wettbewerbe der Völker als Abnehmer unserer Waren und Lieferanten unserer Rohprodukte und als Mitarbeiter in allen unseren geistigen Bestrebungen durch den Austausch der Gedanken. In politisch bedrängten Zeiten aber bedürfen wir Spaniens Freundschaft, um ein Votum mehr zu unseren Gunsten bei den entscheidenden Abstimmungen im Rate der Völker zu besitzen, ein Machtmittel mehr, es in die Wagschale zu werfen, wenn es sich um kriegerische Verwicklungen handelt. Spanien aber bedarf zur Verwirklichung seiner wirtschaftlichen und nationalen Ziele ebenso des starken Freundes. In dem wertvolleren Teile seines Volkes neigt es sich zur Anlehnung an Deutschland, in dem es, trotz der französischen Lügen, den eifrigsten Förderer der Kultur, den mächtigsten Hüter der Staatsautorität und vor allen Dingen das Musterbild der Verwaltung auf allen Gebieten des Staatslebens, kurz, sein politisches Ideal erblickt.

Wir dürfen aber die mächtigen Nebenbuhler nicht vergessen. Der gegenwärtige Krieg wird das Ergebnis haben, daß sich die unnatürlichen Allianzen lösen. Frankreich wird sich von den anderen Mächten der Koalition trennen, Italien ist aus dem früheren Dreibunde ausgeschieden; beide, bedürftig der Anlehnung, werden sich zusammenschließen. Selbst Portugal wird, nach den schlechten Erfahrungen des britischen Vasallentums, eine Verbindung mit Frankreich suchen. Da auch Nordafrika von Frankreich und Italien beherrscht wird, ist der Ring um Spanien geschlossen; man wird es in den „lateinischen Bund" aufnehmen wollen, und es scheint so, als sei man jetzt schon mit den Vorbereitungen dazu beschäftigt — oder es ernsthaft in seiner Entwicklung bedrohen, wenn nicht die alte europäische Konstellation Karls V. der Halbinsel zur einstigen Weltmachtstellung zurückverhilft.

Gelingt es uns aber, Spanien auf diese kühne Bahn hinzudrängen, so ist uns eines der größten Arbeitsfelder, die im Laufe der Geschichte sich geboten haben, eröffnet. Zur Großmachtstellung gehört ein gewaltiger Apparat, der erst zu schaffen ist. Und das deutsche Volk ist in erster Linie dazu berufen.

Der sentimentale junge Mann

Von Paris Gütersloh

Er sagte zur Geliebten: „Ich will dich immer haben. Du sollst mich immer wollen. Wir müssen zueinander kommen."

Er meinte ihre Trennung von ihrem jetzigen Manne.

„Ich habe gar keinen Willen," antwortete sie. „Ich weiß nie, was wird. Ich lasse mich treiben. Ich liebe dich, ich denke aber nicht an Morgen.

Das verstehst du nicht, weil du keine Frau bist.

Weißt du, daß die Frauen oft plötzlich, und immer wieder ihr Gedächtnis verlieren? Weißt du das?

Ihr sagt dann: Sie liebt mich nicht mehr. Aber sie hat nur ihr Gedächtnis gewechselt. Denn das Gedächtnis ist nicht mehr als ein Kleid. Wenn die Zeit größer wird, wird es zu enge, und muß ausgezogen werden. Ihr aber habt ein Kleid, das wie jenes Christi ist. Von diesem Kleide sagt die Legende: Es wuchs mit ihm.

Von dieses Kleides Gnaden bist du besser, reiner, größer.

Darum küsse ich oft deine Hände, obwohl du mir den Mund reichst. Du wirst dann, einmal, wenn ich dich nicht mehr liebe, wissen, daß es Minuten gegeben hat, wo ich unendlich keusch durch dich war.

Sei unbesorgt um dein Bild in mir. Es hängt nicht über meinem — Bette.

Ich sage dir dies alles heute schon, obwohl es dich traurig macht.

Denke nur, daß morgen schon mein Auge dich ansehen, und deines Wesens nicht mehr sich entsinnen könnte.

Weil die Liebe kein Woher hat, kennt sie auch kein Wohin.

Sie springt als eine sehr bekannte Blume tausendmal als Gleiche in derselben Weise auf, und bedeutet zum Strauße gebunden nicht mehr, denn beschränkt auf eine einzige Existenz am Rocke des scheinbar Bescheidenen. Wer viel liebt, wird ärmer. Die Ähnlichkeit ermüdet. Wenn ich dir also raten darf, so rate ich dir: liebe nie mehr. Ich sage das nicht, weil ich etwa eifersüchtig bin, sondern weil ich weiß, daß es ganz gleichgültig ist, wann du aufhörst, wie, und vor welcher Frau. Jede kann die Letzte sein, denn keine war die Erste. Eine ungeheure Untreue, eine Untreue, die dort schon verbrach, wo noch Niemand betrogen werden konnte, hat die Weiber um die Erinnerung des Anfanges gebracht.

Auch die Abwechslungen im Unglücke sollen dich fürderhin nicht mehr reizen. Nur einen Tag lang sind die Wunden, die wir schlagen, schön, und untereinander verschieden. Nur allzubald beginnen sie den anderen, die du schon an dir trägst, zu gleichen."

Das Zimmer war aufgeklärt durch Weisheit, schärfer liefen Kanten, stiegen Stuhllehnen.

Das Auge des jungen Mannes ahmte den Gang des eben verklungenen logischen Denkens nach; gedrängt von einem zeichnerischen Triebe, zog es die Quadrate der Kästen dicker aus, legte es eine, zur Tischplatte parallele, Fläche auf den Boden.

Der Rat, nicht mehr zu lieben, verwandelte, weil er von sehr geliebten Lippen kam, das gemietete und banal möblierte Zimmer in eine behagliche Einsamkeit, deren plötzlicher Eremit durch das Gehörte wollüstig reifer sich fühlte.

Schwankend aber zwischen den Gefühlen einer bedeutenden Trauer und einer schmerzhaften Klarheit seines Geistes, vergaß er, zu wissen, daß Worte, wie eben der Geliebten sie möglich waren, nur durch sehr viele Untreuen haben in die Frau gelangen können, daß hinter den Lidern der Frau die Beschwörung vieler vergangener Männer stattgefunden haben müsse, daß jedem Satze, verstünde er zu durchschauen, ein Manneskopf, der ihn erdacht, und ein bereits betrügendes Frauenhaupt, das, dicht vor der Treulosigkeit, rasch, und schlau sich glaubend, ihn veröffentlicht, entsprechen würden. Diese aussichtslose Weisheit aber, der von jener Frau, die des Einen, halb schon unzufrieden, mit der Hälfte ihrer Teile bereits in das Erlebnis des Anderen hineinragt, in dem Einen ein Anhang geworben werden soll, ist nicht ihr Eigentum, — denn sie selbst bekennt sich nicht zu ihm, — sondern fremdes Gut, Gut eben jener Männer, die das, was von der Liebe endlich sie denken mußten, dem Weibe, als einem Geschöpfe, das sich nicht beim Worte nehmen muß, und weiterhin mit der Fortpflanzung konspirieren darf, zum Aussagen überließen. Um nicht als die Treulose dazustehen, um ihren Dämon, ohne verfolgt zu werden von Bewunderung, Eifersucht, Haß oder Neid, ganz sich überlassen zu können, blendet die Frau den Dämon des Mannes durch ein beinahe himmlisches Licht, entwertet sie den Dämon des Mannes dadurch, daß sie ihre sonst aufregende Hand in eine beruhigende Mutterhand verwandelt, züchtet sie hinter sich den jeweilig „Gebrochenen", verbreitet sie den glücklichen Geruch des Aufhörenkönnens, webt sie dem Manne, der an ihrem Betruge zum Kinde, das mitten im Unfaßbaren versteinert hockt, geworden ist, einer neuen, ihr so gleichgültigen Unschuld Kleid. Ihre Tragik aber ist, zu glauben, sie handle in ihrem Sinne,

sie handle egoistisch, brutal, bestienhaft, und nie einzusehen, daß alle ihre Betrüge weder ihrem Selbste dienen, noch diesem Selbste entspringen, sondern verursacht sind, in einem hohen, grauen, übergeschichtlichen Anfange, vom Willen der Mannheit, und dieser Mannheit, mögen noch so viele Einzelnen, durch Tod oder tiefsten Schmerz, dem widersprechen, dienen. Denn letzten Endes hat jeder Mann, jede Frau, damit sie immer tiefer sich verfange, in einer falschen Beurteilung des anderen Geschlechtes, immer unrichtiger, jedem künftigen Liebhaber gegenüberstünde, bewußt enttäuscht.

Nicht aus Eifersucht auf eine unendliche Nachfolgerreihe begeht der weltengroße Eine das Verbrechen der Enttäuschung, sondern um den Wald des Irrtums zwischen Mann und Weib immer dichter zu machen, um nach Tausenden von Jahren endlich den Einen zu erblicken, den neuen Erlöser, dessen wichtigste Eigenschaft die selbstverständliche Mutlosigkeit ist, um ihm, angesichts der Unzahl der Irrtümer, angesichts des Lebensholzes, die Art und mit ihr die Absicht, vorzudringen in dem Walde, der den Baum des Lebens, und die Schlange auf dem Baume einmauernd, umsteht, entsinken, und durch ihn Allen die Überwindung des Weibes so leicht, wie den Verzicht auf die Sterne, zu machen. Vom Baume aß sich der Mensch den Tod, vom Baume wird er Erlösung sich essen.

So also hätte der junge Mann, sollte er weiser geworden sein, nur sich, dem Männlichen in ihm, und wieder nur Männern, Vorgängern, Nebenbuhlern, Gatten zu danken.

Und wäre er nun wirklich weiser geworden, er würde die Liebe als das erkannt haben, was sie einzig sicher ist: als die Geheimsprache der Männer über Zeit und Raum hinweg, und weit über das anläßliche Weib hinaus. Noch aber saß die durchsichtige Mittlerin neben ihm, und er wußte nicht, wieviele Munde aus dem Ihren sprachen. Er glaubte, sie selber sei es, die ihm eben hülfe, und ahnte nicht, daß nur der dunklen, unbewußten Pflicht sie nachkam, die ätherischen Lustgefühle jener Männer, die in die klaren Sphären des Nichtmehrbegehrens eingelangt waren, einem Adepten zu vermitteln.

Er suchte nach Worten, die geeignet wären, eine Sterbende, durch eine Schilderung des Weltzustandes nach ihrem Tode, von diesem Tode abzuhalten. Ihm fiel das ganze Zimmer ein. Die schönen Worte, die ihm kamen, rührten ihn als die innere Schönheit eines Krüppels, die zu erschauen nur er sich imstande glaubte; er wünschte, die Frau möge sie gar nicht verstehen, sondern, um überzeugt zu werden, mit dem bloßen Tonfalle seiner Stimme vorliebnehmen. Er sagte:

„Es wird ein Herbst in allen Tatsachen sein, und ein Sesselrücken um Tische, nach denen man sich umsieht, und die unsichtbar sind.

Soviel wird aufstehen und fortgehen, wovon ich nicht einmal noch weiß, daß es da ist.

Die Sonne, die eben an der Kante des grünglasierten Gartengeschirres, das dort, auf dem Kamine, steht, erglänzt, wird wehtun, morgen, wenn im selben Strahle wieder die gleiche Stelle des Topfes sprüht, und du — nicht da bist.

Wehtun wird das Ornament des Teppichs, der die Türe, deren Holz so oft dein Klopfen durchließ, überhängt.

Und die Wasserflasche, die nun halb gefüllt ist, wird an vielen Tagen ganz gefüllt, und später wieder genau so sein, wie jetzt, und zwischen den Unterschieden wirst du fehlen, du, die sie mir bedeutend macht. Siehe, da lauern die kleinen und kleinsten Dinge, die ich nicht fühle, weil ich noch dich fühle, um mich. Aber sie werden, wenn du gehst, meine großen Feinde werden, und deine Tracht anlegen, und deine Akzente bekommen, wie eine Sprache, durch die ein Mensch mit einer anderen Sprache geht.

Daß du ganz anders bist, als ich dich meine, werde ich daran erkennen, daß tausend Dinge, trotzdem du mich liebst, dich von mir trennen; und daß wir nur über ein „Klima" übereingekommen sind, und nicht über die Dauer unseres Aufenthaltes in ihm, das werde ich gestehen müssen. Wehe, wenn dir die Sonne zu früh aufgeht in meiner Gegend, wehe, habe ich nicht ein Zimmer, wohinein dein Mond scheint!

Dann kann alles geschehen.

Dann kommt der gefälschten Sprache das Heimweh nach den eigenen Akzenten, und den Mieter des banal möblierten Zimmers verlangt es nach der staubigen und lauen Wunderwelt des erglänzenden Gartengeschirres, des Teppichornaments und der Wasserflasche, die in dem schmerzlichen Stoße ihres einsamen Dreiklanges dein Wesen tiefer, denn du selbst es auszusagen vermagst, aussagen und eindrücken. Ich erkenne, daß ich liebe, was du gestern warst, und daß ich nur dann wieder ich selber wäre, übertriebe ich diesen sanften Hang zu allem Vergangenen bis zu unserer Trennung für immer.

Und wir beide werden nur den einen Gedanken gemeinsam haben: schnell, und ehezuvor wir uns verlieren im Chaos, wieder das zu werden, was wir waren, als wir einsam waren.

Denn damals besaß sich jeder ganz, hörte jeder auf mit seinen Fingerspitzen, konnte ein Jeder sein persönliches Maß an seiner Unnötigkeit in der Welt genau ermessen.

Und sollte je diese große Sehnsucht nach dir selbst dich erfassen, ja dann gehst du wo immer du mit mir gehst, und stehst, und bleibst verschollen."

Die Frau lächelte. Dann tat sie einen brutalen Blick auf die Uhr im Armband, stand auf und sagte, daß sie gehen müsse. Sie achtete nicht seines traurigen Gesichtes und bat um Wasser. Er sprang gehorsam auf, ließ Wasser in das kleine Becken des Wandschrankes, und stand mit einem Handtuche bereit, es ihren Händen umzulegen. Der Geruch der Seife kam und verschwand. Auf ihrem dunkelblauen Kleide ließ das Handtuch weiße Fäden zurück. Er holte eine Bürste, und reinigte demütig das Kleid. Er fragte, wohin sie jetzt gehen müsse. Sie antwortet, nach Hause, sie habe Gäste. Sie zog ihr Puderschächtelchen, wandte ihr Gesicht im Flaum der weißen Quaste hin und her, und fuhr mit einem roten Stifte leicht über die Lippen. Sie befestigte den Schleier, und ergriff die Handschuhe.

„Leb wohl," sagte sie. „Und — morgen sehen wir uns nicht. Bitte, sei nicht traurig. Ich fahre mit meinem Manne nach Chartres. Ich schreibe, wann ich wiederkommen kann. Besuche doch die Museen oder geh nach Versailles oder St. Cloud, und abends bummle auf den Boulevards. Nur, bitte, sitze nicht so traurig in deinem Zimmer. Paris ist ja so schön. Ach ja, richtig, du magst Paris nicht. Das ist sehr schade. Also, leb wohl. Ich will dich noch auf die Stirne küssen . . ."

Dann öffnete sie sich selbst die Türe. — — —

Sie ging fort, und er folgte ihr noch in das Treppenhaus nach, und rief ihr zweimal Lebewohl zu, was sie zweimal erwiderte.

Dann war eine Sekunde lang nichts anderes in der ganzen, tief geräuschlosen Welt, als sein verzweifeltes Horchen.

Und dann hörte sein Ohr, das alle Nerven des verwundeten Menschen angenommen hatte, hinter ihrer Stimme, die verklungen war, noch eine, eine Ferne, nein, die Ferne, die Stimme einer schon Abwesenden.

Da schüttelte ihn der Krampf einer maßlosen, wütenden Traurigkeit. Er sah, von oben, herab auf ihren Hut, der immer kleiner wurde, er sah, an der vorgeneigten Feder dieses Hutes, daß die Frau zu Boden blickte, auf Stufen achtzugeben, die sie niemals sonst gesehen . . .

Er wußte, daß ihr Haar blond ist.

Rettend riß er die Farbe ihres Haares ganz in sein Bewußtsein. Er konnte noch immer nicht glauben, daß sie fortgeht, wirklich, nun, und so ohne Aufenthalt; und mit einem Willen, den sie nicht mehr spürte, wollte er ihre Umkehr.

Schöner war er jetzt als sie, größer, liebenswerter, eine weite Fläche weitausgestreckter Entschlüsse.

Denn er wäre ewig bei der Geliebten gestanden, ohne Speise und Trank, ein Denkmal, das, bewechselt nur von den verschiedenen Himmeln gleichgültiger Jahre, und des öftern ein wenig verschoben von Weibwolken, die, hoch und unschädlich, herüberquellen aus einer lauen Sehnsucht, sein eigenes Auge gebohrt gehalten hätte in die Einsamkeit des weiten Platzes, der ihre Schritte einst, die harten Laute ihrer schönen Absätze widergetönt hatte mit kühlen, hallenden Fliesen, bis auch ihn, das Standbild einer beinahe ewigen Treue, das Gedächtnis aller süßen Möglichkeiten der Schwäche, und des weniger Heldenhaften, und das menschliche Frisieren im Arme Eines, der aufhört, Karyatide zu sein, und langsam beginnt, den Balkon nicht mehr zu ertragen, überkommen, und er alles, und für Sekunden auch sie, überdunkelt haben würde mit der Wehmut eines Honigs, der altert. Er lehnte am Geländer — zu seinen Füßen wölbte sich das milde, runde Milchglas der Stiegenlampe — und wußte:

Sie wird mich nicht ertragen.

Sie sucht das Vergängliche, weil der Mann bleibt.

Ich suche das Ewige, weil das Weib schwindet.

Mein Wert ist unsichtbar, wie Duft.

Er streift das Weib, und erfüllt es, wie Geruch ein Zimmer erfüllt. Bis ein Fenster geöffnet wird. Wird es von Innen oder Außen geöffnet? Wer weiß es.

Plötzlich geschieht frische Luft.

Ein Gedächtnis erlischt.

Ein Engel zerfließt bis auf den Fuß.

Als er seine Türe schloß, meinte er, leise, leise sie schließen zu müssen, damit sie, die Frau, die ein lauteres Schließen vielleicht hören könnte, nicht merke, daß er noch da sei, und noch wage zu leben und Geräusch zu machen, nach den vielen Stößen gegen sein Herz. Er wollte eine kühle Hand, die eines besonderen Geschickes, wehzutun und auch zu töten, sich rühmt nicht beschämen.

Er roch den gesteigerten Geruch seines Zimmers. Mit einem langen, deutenden Finger, und mit tiefer Sicherheit hinter seinen geschlossenen Augen, wies er in die umgebende Luft: Das ist der Duft ihres Haares, dies der Atem ihres Mundes, und jenes schwere, dichte Arom, das eben zu Boden sinkt, kam aus ihren Kleidern.

Mit langen, steigenden und niederschwebenden Schleifen, vermengten sich

die seelischesten Substanzen ihres Körpers. Laue, zögernde Wellen durchdrangen einander und wurden dicht, und formten endlich einen einzigen Ball, der leicht zum Fenster schwamm, dessen Glas er unhörbar antänzelte. Der erste Windstoß, morgen, wird ihn aus dem rücksichtslos geöffneten Zimmer in das Freie treiben. Jetzt aber mischte sich noch alles. Alles war in heimlicher Vermählung begriffen. Und der junge Mann breitete wahrhaftig die Arme aus: „Nur ich stehe außerhalb, und weiß, zu meinem großen Unglück, was drinnen sich begibt. Und ich weiß es so aussichtslos, als wollte ich mich am Liebesleben der Ameisen beteiligen. Und sie, sie ging an mir vorbei, wie ein Tier, das nicht mehr für das Tier sich interessiert." Alles mischte sich noch immer.

Und daß vom ironischen Schöpfer den chemischen Prozessen eine größere Unsterblichkeit eingeräumt worden war, denn der Seele, schmerzte ihn so, daß er auf das Lager, worauf er und die Frau gesessen hatten, sich warf, und weinte.

Dann sprang er auf, lief zum Fenster, und suchte sie zu erblicken. Eben ging sie unten hin. Sie ging so weit in der Mitte des Trottoirs, daß die ausgespannten Sonnendächer der Geschäfte sie nicht verdecken konnten, und ein wenig entfernt vom Schirm der Bäume, die ihr mageres Grün nur mit den Spitzen in ihr dunkelblaues Kleid setzten.

Und doch sah sie nicht empor.

Das war ein Urteil. Aber solange er noch ihre Gestalt in den Augen hatte, schien es ihm unvollzogen.

Er erinnerte eine Zeit und ihre damaligen Worte.

„... und dann habe ich mich auf die Stufen der Stiege gesetzt, um nicht mehr aufzustehen, außer du kämest. Ich habe fest an dich gedacht, und mich so gesehnt nach dir. Und an jenem Tage, da ich dir geschrieben hatte, ich wolle dich nicht mehr sehen, und auch meinen Namen sollst du nicht erfahren, stand ich zwei Stunden lang deinem Hause gegenüber. Es war Abend und es regnete sehr stark, und ich war ganz naß, und ich wollte, du sollst aus deinem Fenster sehen. In deinem Zimmer brannte Licht, und du warst zu Hause, und ich sah oft deinen Schatten. Du aber bist nicht ans Fenster gekommen und hast nicht hinuntergeschaut. Du hast mich nicht gespürt. Und ich war so traurig."

Nun geht sie unten hin; geht einen schönen, mädchenhaften, wieder sehr unbekümmerten Gang.

Ahnt nicht den Blick, den ihr Fortgehen aus seinen Augen zieht, als den schmerzhaftesten Splitter, der je dem Körper eines Menschen entzogen ward.

Warum spürt sie nicht das elastische Band, das mit einer beinahe zierlichen Schleife ihre rosafarbene Hand und mich verknüpft; warum schaut sie nicht

in die Zweige der Bäume, das seltsame Band, das, voll geschrieben wie der Atemzug eines Heiligen der alten Bilder, auf sie einspricht, zu verfolgen?

Nun ist sie verschwunden. Wirklich.

Andere Menschen übertreten ihre Stelle, und machen ihre Schritte. Ein Wagen befährt jene Straße, die sie, um dem Geliebten unsichtbar zu werden, übersetzen mußte. Dort liegt jetzt des jungen Mannes empfindlichstes Teil, als ein Strich lebendiger Wiese. Sehr schmerzt ihn das Gewicht des Wagens.

Nun schloß er auch das Fenster.

Es knirschte in den Riegeln.

Dieses Knirschen ist der erste Laut, den sie nicht mehr hören kann. Bis zu diesem war jeder noch ihr Eigentum.

Nun sind die Eigenschaften der Dinge wieder bedeutungslos.

Das Fallen des Wassertropfens aus dem Hahne des Beckens könnte eigentlich aufhören, und daß der Kasten braun gestrichen ist, hat früher einen Sinn gehabt, und hat jetzt keinen. Nun sollte die große Versteinerung, die von wohltätigen Giften des liebenden Körpers besorgte Chloroformierung beginnen.

Ihm fiel plötzlich ein: ich habe kein Recht mehr, den Geruch ihrer Wangen und ihrer Hände an meinen Händen zu tragen.

Ich muß ihr alles, alles zurückgeben. Nichts, nichts darf ich behalten.

Noch einmal erlaubte er sich den zuckerigen, leise parfümierten Geruch des Puders, den seine liebkosenden Hände von ihrem Gesichte gestrichen hatten, zu atmen.

Dann wusch er sich, einer idealen Gerechtigkeit nachgebend, in jenem Wasser, worin auch sie sich gewaschen hatte.

Um die Unwandelbarkeit der Gegenstände, jene bedeutenden Möbel, die in den Augenblicken der Freude so notwendig waren, und Rollen hatten, nun aber den neuen Zustand nicht mehr mitmachten, nicht sehen zu müssen, zog er den Vorhang über das große, bis zum Boden reichende Fenster. Es wurde finster im Zimmer.

Der Wassertropfen war stark und rund geworden und fiel plastisch in das gefüllte Becken.

Von einer Statue, die im Regen stand, von dem weißen und hocherhobenen Finger, den sie hatte, tropfte es immer so bedeutend. Das war so eng, so aussichtslos, so ermüdend unendlich und grenzte an die Schuljahre, die kein Ende nahmen. Er war wieder ganz klein, ein hilfloses Kind und kein Mann, und wie kleine Kinder, die am Ertrinken sind, jeden Mann, der zufällig auf dem Ufer weilt, „Vater" anrufen, so, als gewännen sie im Augenblicke des

Todes von allen Ehebrüchen Kenntnis, als dehnten sie die Möglichkeit der Vaterschaft auf alle Männer aus, so erwartete auch er, jetzt schon, eine andere Frau, die ihm, wiederum vierzehn Tage lang, die Illusion, nicht untergegangen zu sein, erhalten wird. Denn in der Liebe bewahrt uns die Andere vor dem Untergange, den die Eine verursachen könnte, doch nur dann, wenn der Natur selbst daran liegt, mich, als den Mann, zu erhalten. Aber jede Frau vermehrt, sooft sie den bisher Geliebten verläßt, ohne daß dieser darüber stürbe, die Phantomhaftigkeit des Mannes. Sie hat schon früher, damals, als sie sagte: „Du wirst nicht daran zugrunde gehen", seine Realität bezweifelt. So sehr betrachtet die Frau den Mann als Geist, daß sie ihm eine unangenehme, beschämende Art Unsterblichkeit zumutet, die er, leider, bestätigt.

Die Frau vergißt immer wieder, daß sie nur eine große Pflicht hat, die, dem Geliebten die Illusion von seiner Sterblichkeit zu erhalten. Dies ist das große Geheimnis von der Liebe und der Ehe.

„Wenn ich dich nicht mehr geliebt hätte, so wärest du gestorben."

Im wahrsten Sinne empfindet sich der verlassene Mann, der Geist ist, dessen gefährliche Steigerung, Geist zu werden, aber nicht geweckt werden soll, als Gespenst.

Und die große Unwirklichkeit der Welt, worunter wir, die wir die Gespensterzone als die Zeugung ohne das Ergebnis der Geburt, als die Verschwendung von Kraft ohne den Umsatz von Wert empfinden, leiden, entsteht aus der Schwächlichkeit der Leidenschaften, und aus den Treulosigkeiten und Ehebrüchen, die bewußt wurden.

Darum hat am Tode der Mann ein größeres Interesse denn die Frau. Ihm ist er die letzte Bestätigung, noch nicht Gespenst gewesen zu sein.

Vom Beruf der Philosophie unserer Zeit für die Erneuerung des öffentlichen Lebens

Von Leonard Nelson

Wenn der menschliche Geist zu bewußtem Dasein erwacht, treten die Fragen nach Sinn und Wert des Lebens, nach dem Wesen und der Bedeutung der Dinge an ihn heran. In der natürlichen Zuversicht, daß es eine bestimmte Antwort auf diese Fragen geben muß, traut der Mensch sich auch die Fähigkeit zu, diese Antwort zu finden. Erst wenn er immer wieder erfahren muß, daß er sich auf Irrwege verloren und in Widersprüche verwickelt hat, stellt er sich die Frage, auf welchem Wege er sich denn den Zugang zu den notwendigen Wahrheiten erschließen könne und welches denn die reinen Quellen dieser Wahrheiten sind.

In der Beantwortung dieser Frage, die das eigentliche Grundproblem der Philosophie bildet, trennen sich zwei Hauptrichtungen, die seit jeher in heftigem Streit miteinander liegen. Man kann sie kurz bezeichnen als Mystik und Sophistik. Die Mystiker gehen von der Meinung aus, das Menschengeschlecht sei von Natur aus der Wahrheit und des Guten unvermögend und daher auf höhere Offenbarung angewiesen. Diese ist erleuchteten Männern einmal zuteil geworden und wird nun durch Tradition von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt und dem Einzelnen übermittelt, der sich ihr demütig zu unterwerfen hat. Eine auf dieser Grundlage beruhende Philosophie kennt nur eine heteronome Ethik, d. h. eine solche, die ein von außen oder von oben dem Menschen auferlegtes Gesetz als für ihn verbindlich hinstellt. Sie gründet alle Verbindlichkeit auf einen fremden Willen: eine Autorität.

Dem gegenüber steht die Auffassung, wonach der Mensch seinen Verstand rücksichtslos gebrauchen darf, wie er will, ohne sich an eine Autorität zu binden. Keinem Gebot, das er nicht durch den eigenen Verstand rechtfertigen kann, braucht er sich zu unterwerfen. Denn das einzige Forum für die Entscheidung über Wahrheit und Recht ist der menschliche Verstand. Das Mittel des Verstandes, durch das er seine Entscheidungen trifft, ist die Wissenschaft, gegründet auf Erfahrung und Logik. Die Konsequenz der Anwendung dieses Maßstabes ist die Nichtigkeit aller heteronomen Ethik und die Aufhebung aller höheren

Verbindlichkeit überhaupt. Denn aus dem Nachdenken allein, aus der logischen Reflexion, kann auf keine Weise irgendeine sittliche Verbindlichkeit entspringen. Die Anwendung des Verstandes kann uns höchstens lehren, welche Mittel zu bestimmten Zwecken tauglich sind, nicht aber, ob diese Zwecke selber für uns verbindlich sind oder nicht. Der Anspruch der Ethik an den Menschen beruht hiernach im letzten Grunde nur auf einem Interesse der Mehrheit. Es ist eine bloße Sache der Klugheit, wie weit man gut tut, sich diesem Interesse der Mehrheit zu fügen, und es ist lediglich eine Frage der Macht, ob man stark genug ist, sich über ihr Gebot hinwegzusetzen. Die Konsequenz ist der ethische Anarchismus.

Seit dem Altertum stehen sich diese beiden Richtungen gegenüber. Zwischen sie tritt aber auch schon im Altertum eine dritte Auffassung. Sokrates wies zuerst auf die Möglichkeit einer solchen hin. Man erörterte damals die Frage: Haben die ethischen Normen von Natur aus Geltung, oder beruhen sie auf willkürlicher Satzung? Jene beiden widerstreitenden Ansichten, die der Mystik und die der Sophistik, kommen darin überein, daß die ethischen Normen auf willkürlicher Satzung beruhen. Nach der Lehre des Sokrates hingegen beruhen die ethischen Normen nicht auf Willkür. Denn dann hätten sie auch nach ihm keine Verbindlichkeit. Sokrates lehrte das Bestehen von „ungeschriebenen Gesetzen", d. h. von solchen, denen der Mensch sich durch seine eigene Vernunft unterwirft, die er unabhängig von aller willkürlichen Satzung in sich selbst findet. Wenn diese Gesetze so vielfach verkannt werden und wenn ihr Ursprung außerhalb der Vernunft gesucht wird, so beruht dies Mißverständnis nur darauf, daß der Mensch diese Gesetze nicht mit anschaulicher Klarheit erkennen kann. Die sittliche Erkenntnis ruht nach Sokrates dunkel in uns. Jeder Mensch besitzt sie, aber er weiß nicht immer davon. Erst das Philosophieren bringt ihn zu diesem Wissen. So ist das Philosophieren, nach Platons tiefsinnigem Ausdruck, recht verstanden ein bloßes Wiedererinnern. Nach dieser Lehre sind beide Richtungen, Sophik und Mystik, im Unrecht. Der heteronomen Ethik ebensowohl wie dem ethischen Anarchismus stellt die Sokratisch-Platonische Philosophie das Prinzip der ethischen Autonomie gegenüber, d. h. das Prinzip der Selbstgesetzgebung der menschlichen Vernunft.

Obgleich diese Lehre von der ethischen Autonomie schon früh entstanden ist, hat sie sich in der Geschichte der Philosophie nicht zu behaupten vermocht, weil Platon sie mit mystischen Hypothesen umkleidete. Erst durch die Kantisch-Friessche Kritik der Vernunft trat sie wieder mit wissenschaftlicher Gründlichkeit hervor, ohne indessen auch jetzt zur Herrschaft zu gelangen.

Was für die ethischen Grundsätze gilt, trifft auch für alle anderen philosophischen Prinzipien zu. Auch hier ist von alters her der Streit zwischen Mystikern und Sophisten im Gange. Die Mystiker berufen sich auf die Notwendigkeit allgemeiner, von aller Erfahrung unabhängiger Grundsätze, insbesondere religionsphilosophischer Art. Da derartige Erkenntnisse sich nicht aus bloßer Logik schöpfen lassen, vermeint der Mystizismus auch hier eine Offenbarung zur Hilfe rufen zu müssen. Der Sophist hingegen folgert aus der Leerheit der Reflexion, indem er die Offenbarung ablehnt, die Nichtigkeit allgemeiner und notwendiger Wahrheiten.

Zwischen den beiden Anschauungen des Mystizismus und Skeptizismus schwanken die meisten Menschen hin und her. Von Kind auf gewöhnt, die höchsten Wahrheiten von der Überlieferung, der Offenbarung und den Autoritäten zu empfangen, stürzen sie, nachdem sie die Unhaltbarkeit des Autoritätsglaubens eingesehen haben, in die äußerste Skepsis. Das im menschlichen Geiste tief angelegte Bedürfnis nach allgemeinen, objektiv feststehenden Wahrheiten veranlaßt gerade die besten unter den Skeptikern, immer wieder nach solchen zu suchen. In der Verzweiflung an einer andersartigen Begründung unterwerfen sich schließlich viele wieder dem alten Autoritätsglauben.

Der Konflikt mußte im Laufe der Geschichte um so schärfere Formen annehmen, je mehr der überkommene Autoritätsglaube ins Wanken geriet. Diese Entwicklung erreichte ihren Höhepunkt unter dem Einfluß der modernen Naturforschung. Die moderne Naturforschung hatte die alten Autoritäten auf allen Gebieten der menschlichen Kultur untergraben und zerstört; und so entstand die Aufgabe, neue Normen an die Stelle der zerstörten zu setzen. Dies war die Aufgabe, die sich das Zeitalter der Aufklärung bewußt gestellt hatte. Man wollte sich nicht wieder neuen Autoritäten unterwerfen, sondern nur der eigenen Vernunft vertrauen. Insbesondere war das die Aufgabe, die durch die Kantische Philosophie gelöst werden sollte. Aber diese Vernunft, die die Normen für die Kultur geben sollte, wußte man nicht von der Reflexion zu unterscheiden. Man verwechselte die Vernunft mit dem leeren Verstande, dem bloßen Denkvermögen. So entstand der vergebliche Versuch, die Normen der Wissenschaft, der Religion, der Ethik und der Ästhetik auf die bloße Reflexion zu gründen. In diesen Fehler verfiel auch Kants Kritik der Vernunft, wenn man sie nach ihrer tiefsten Tendenz beurteilen will. Kants Kritik der Vernunft ist der großartigste Versuch, die metaphysischen Prinzipien auf die bloße Reflexion zu gründen; sie ist die größte Anstrengung, die in der Menschheitsgeschichte gemacht worden ist, das gestellte Problem allein aus den Mitteln der Reflexion zu lösen. Die

neuen und fruchtbaren Keime, die daneben in Kants Philosophie enthalten sind, wurden nicht beachtet. So befestigte sich mehr und mehr die Einsicht, daß die Form, in der Kant versucht hatte, das Grundproblem der modernen Philosophie zu lösen, nicht genügen konnte, daß die Kantische Kritik der Vernunft an der Leerheit der Reflexion ebenso scheitern mußte wie die Philosophie seiner rationalistischen Vorgänger, daß Kant das ihm von seinem Vorgänger Hume hinterlassene Problem im letzten Grunde ungelöst hatte stehen lassen und damit den metaphysischen Skeptizismus unwiderlegt gelassen hatte.

Von diesen Fehlern hat Fries die Kantische Philosophie befreit. Er trennt den Verstand, der bloß der logischen Kombination fähig ist, scharf von der Vernunft als der Quelle der allgemeinen und notwendigen Wahrheiten. In der menschlichen Vernunft liegen die höchsten Wahrheiten auf religiösem, sittlichem und naturphilosophischem Gebiet, an und für sich dunkel und dem Einzelnen unbewußt. Nur in der Anwendung treten sie hervor, und nur durch Nachdenken können sie von ihrer ursprünglichen Dunkelheit befreit und zur Klarheit des Bewußtseins erhoben werden. Durch den Nachweis, daß der Mensch tatsächlich eine solche Vernunft besitzt, hat Fries die philosophischen Wahrheiten gegen alle dialektischen Zweifel sichergestellt.

Zu dem Autoritätsglauben oder dem Skeptizismus wurde der Mensch gedrängt durch die Annahme, daß ihm außer der Beobachtung und der bloßen Logik keine andere Erkenntnisquelle zu Gebote stände. Durch den Nachweis des Bestehens einer von der Reflexion unabhängigen Vernunft ist diese irrige Grundannahme widerlegt und alle Anmaßungen des Mystizismus und des Skeptizismus sind in gleicher Weise von Rechts wegen abgewiesen.

Tatsächlich gelang es aber der Friesschen Philosophie nicht, allgemeine Anerkennung in der Wissenschaft oder gar im öffentlichen Leben zu erlangen. Infolge unglücklicher geschichtlicher Zufälle wurde sie weniger beachtet als andere zeitgenössische philosophische Lehren, die den entscheidenden Fehler Kants gerade zum System erhoben und so dazu beitrugen, daß der alte Streit abermals entbrannte.

Infolgedessen trat bald eine allgemeine Reaktion ein. Es war klar geworden, daß die logische Reflexion als Quelle der metaphysischen Erkenntnis unzulänglich bleiben muß, und daß die Reflexionsphilosophie, wie man dieses Unternehmen nannte, durchaus auf falschem Wege war. Die Folge war eine allgemeine Verzweiflung an der menschlichen Vernunft. Diese Folge mußte sich noch besonders aufdrängen durch den Ausgang der großen französischen Revolution, die es unternommen hatte, die Ideale der Aufklärung praktisch zu verwirklichen

und eine Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft nach den Forderungen der Vernunft herbeizuführen. Das Fehlschlagen dieser Hoffnungen schien ein deutlicher Beweis für die Ohnmacht der menschlichen Vernunft zu sein. So setzte die große Bewegung ein, die man als Romantik bezeichnet. Es trat eine Rückkehr von den Idealen der Aufklärung zu den gestürzten Autoritäten ein. Es bemächtigte sich der Gebildeten eine allgemeine Verachtung und ein allgemeiner Haß gegen die Reflexion, in der man die Quelle aller der Übel erblickte, die die Aufklärung über die Menschen gebracht hatte; es bemächtigte sich ihrer die Tendenz, aus der Wirklichkeit, die mit der Vernunft meistern zu können man verzweifelte, zurückzukehren in das Reich der Illusionen und Träume. Es trat ein wachsender Hang zum Mystizismus ein, eine Abwendung von der verstandesmäßigen Kritik, der Versuch, das freie Denken wieder einzuschläfern. Man schätzte mehr und mehr das Dunkle, Geheimnisvolle und Mystische gegenüber dem begrifflich Klaren und wissenschaftlich Faßbaren. Es sollte überall wieder das Positive an Stelle des Natürlichen gesetzt werden; das historisch Gewordene sollte den Grund aller Normen in sich enthalten. Damit war eine allem gesunden Fortschritt feindliche Tendenz wieder herrschend geworden.

Diese Wendung der Dinge hatte gewiß auch manche guten Seiten an sich. Man gelangte zu einer größeren Schätzung der Kunst, einem lebendigeren Verständnis für Religion und Geschichte, einer tieferen Würdigung nationaler Eigenart. Aber es kann kein Zweifel sein, daß die Schattenseiten in dieser ganzen Bewegung überwiegen, und daß die allgemeine Geistesrichtung, die sich hier der Gebildeten bemächtigte, insgesamt einen traurigen Rückschritt bedeutet. Wo es darauf ankam, nach dem Gesetzmäßigen, Allgemeingültigen zu suchen, haschte man nur nach dem Individuellen, Originellen und Geistreichen. Es trat ein allgemeiner Kultus der selbstherrlichen Persönlichkeit ein. Und auch die Kunst, die von dieser ganzen Bewegung zunächst vielleicht den größten Vorteil hatte, wurde mehr und mehr in eine Richtung gedrängt, die nur den Mystizismus begünstigte und die Kunst dem Leben entfremdete.

Hiermit trat denn auch wieder an die Stelle der erstrebten natürlichen Religion die Schätzung des positiven Kirchentums. Man kam zurück auf die Begünstigung abergläubischer Gebräuche und der Frömmelei. In der Politik wurden die Ideen der Menschenrechte und des Weltbürgertums verdrängt durch eine einseitige, die gerechte Achtung anderer Völker mehr und mehr aus dem Auge setzende Begünstigung nationalen Eigendünkels und Machtstrebens. Die historische Rechtsschule triumphierte über das Naturrecht und sprach der Zeit den Beruf zur Gesetzgebung ab, mit Gründen, die, wenn sie triftig wären,

für jede Zeit gelten würden. Während der Mangel des Aufklärungszeitalters sein Intellektualismus gewesen war, seine Überschätzung der Macht der reinen Wissenschaft und des Verstandes, so trat jetzt das Gegenteil ein: ein Irrationalismus, sei es in der Form des Ästhetizismus, sei es in der des Historismus. Man fragte weniger nach der Wahrheit als nach der schönen Form, weniger nach der Berechtigung der bestehenden Zustände als nach ihrer geschichtlichen Entstehung.

So auch in der Philosophie. Man gab mehr auf originelle und witzige Formulierungen als auf die wissenschaftliche Erforschung der Wahrheit. Die Philosophie wandte sich von der Wirklichkeit und dem Leben ab und verwandelte sich in ein bloßes dialektisches Spiel mit Begriffen, ohne allen Ernst und festen Hintergrund, oder man zog sich gar auf eine bloße Erforschung der Geschichte der Philosophie zurück.

Eine gewisse Gegenströmung gegen diese romantische Bewegung bildete sich unter dem Einfluß der mächtig aufblühenden Naturwissenschaften. Diese waren, wenigstens in ihren mathematischen Teilen, der einzige Zweig der allgemeinen Kultur, der durch die romantische Spekulationsweise nicht in Mitleidenschaft gezogen war. Sie waren schon nach einer zu festen Methode ausgebildet, um durch die alle Dämme der reinen Vernunft überflutende Welle mitgerissen zu werden. Aber diese von der Naturwissenschaft ausgehende Gegenströmung verfiel in dieselbe Einseitigkeit wie die schon früher unter dem Einfluß der Naturwissenschaft in der Philosophie entstandene Bewegung. Sie verfiel dem Materialismus und Naturalismus. Man hoffte, mit Hilfe der Naturwissenschaft alle Fragen lösen zu können, von deren Entscheidung schließlich auch die Regelung des gesellschaftlichen Lebens abhängt, und durch sie, unabhängig von allen Autoritäten, zu praktischen Normen gelangen zu können. Hierzu sollte dann besonders die neue evolutionistische Biologie dienen. Dieser Materialismus und Naturalismus mußte sich indessen bald überleben, denn er trug den Keim der Selbstzerstörung von vornherein in sich. Dieser Keim der Selbstzerstörung lag nämlich in der kritiklosen empiristischen Grundauffassung von der Methode der Naturforschung. Die Konsequenz dieses unphilosophischen Empirismus ist der Skeptizismus; ein Skeptizismus, der sich am Ende gegen die eigenen Ergebnisse der Naturforschung richten mußte. Er führte in seiner Konsequenz zur Bestreitung der Möglichkeit der Naturerkenntnis überhaupt, und damit zugleich auf der anderen Seite zur Bestreitung der Möglichkeit einer Erkenntnis objektiver Normen in der Ethik.

Diese skeptischen Konsequenzen treffen daher nicht nur den verfehlten Versuch

einer philosophischen Ausbeutung der Naturwissenschaft, sondern sie mußten deren eigene Autorität untergraben. Diese an sich selbst verzweifelnde Wissenschaft mußte daher auch alsbald aufhören, der allgemeinen reaktionären romantischen Bewegung feindlich zu sein. Indem sie auf ihre ursprünglichen Ansprüche verzichtete, zur Erkenntnis der Naturgesetze zu gelangen, hörte sie auf, dem Aberglauben gefährlich zu sein. Denn eine Naturwissenschaft, die nicht die in der Natur wirklich geltenden Gesetze erkennen will, sondern sich darauf beschränkt, Konventionen zu treffen hinsichtlich der Art, wie es für uns zweckmäßig ist, über die Natur zu denken, die also überhaupt darauf verzichtet, über die Natur zu urteilen, wird notwendig mit jedem beliebigen Aberglauben in Eintracht leben können. So zeigt sich denn die reaktionäre Tendenz, die im letzten Grunde diesem im Namen der Aufklärung und der Geistesfreiheit auftretenden Empirismus innewohnt. Sie zeigt sich in aller Deutlichkeit gerade bei denjenigen Schriftstellern, die als die Vertreter der extremsten Linken der modernen Wissenschaft gelten, wie bei dem Mathematiker Le Roy und dem Physiker Duhem. Von diesen Schriftstellern ist der Konventionalismus auf eine äußerste Spitze getrieben worden. Wenn wir nach den Wahrheiten fragen, die in der Natur gelten, so schweigt die Wissenschaft, die ja weiter nichts als ein Register terminologischer Festsetzungen darstellt. Die Antwort auf solche Fragen gibt uns nicht die Wissenschaft, sondern nur die Kirche. Diese Auffassung findet sich allerdings so unumwunden nur bei wenigen ausgesprochen, aber die Ursache hierfür liegt nicht etwa in einem sonderbaren Einfall dieser wenigen, sondern in einem groben Mangel an Folgerichtigkeit des Denkens bei den anderen. Die einzig bündige Konsequenz aus dem in der Wissenschaft heute allgemein angenommenen Empirismus ist die Ohnmacht der Wissenschaft in bezug auf die Erkenntnis der Wahrheit. Diese Konsequenz ist für jeden logisch Denkenden so einleuchtend, daß sie sich mehr und mehr durchsetzen muß, was ihr auch um so leichter gelingen wird, als andere Mächte an dieser Entwicklung ein starkes Interesse haben. Es findet hier eine Kapitulation der Wissenschaft vor den äußeren Autoritäten statt, und heteronome Prinzipien treten wieder das Erbe der sich selbst verachtenden Wissenschaft an. So entsteht eine große rückschrittliche Bewegung, durch die die mehrhundertjährige Befreiungsarbeit der Wissenschaft wieder rückgängig gemacht wird.

Man darf sich nicht darüber täuschen, daß diese Änderung der philosophischen Denkweise in praktischer Hinsicht von den tiefgreifendsten Folgen begleitet ist. Ich will insbesondere auf einen Umstand hinweisen, der im allgemeinen noch viel zu wenig beachtet wird, nämlich auf den Einfluß, den die Philosophie der

Romantik auf die deutsche Politik des neunzehnten Jahrhunderts gehabt hat. Ich will für diesen Einfluß zwei Beispiele anführen. Die Philosophie Schellings wurde, namentlich in ihrer späteren mythologischen Form, von seinem Schüler Stahl auf die Rechtslehre und Politik angewandt. Stahl ist in der Geschichte der Politik bekannt als einer der ersten Gründer und Führer der konservativen Partei in Deutschland. Er ist zu dieser Rolle gelangt auf Grund der Geistesrichtung, die er durch den Einfluß der Schellingschen Philosophie erhalten hat. Stahl gibt eine religionsphilosophische Begründung der konservativen oder, wie man damals sagte, der legitimistischen Staatslehre nach den Prinzipien von Schellings mystischer Philosophie. Er kommt so zu seiner bekannten Lehre vom christlichen Staat, d. h. vom Staat als einer göttlichen Institution, deren Zweck in dem Seelenheil der Menschen liegt. Der Ausgangspunkt seiner Betrachtungen liegt dabei in einer Polemik gegen den politischen Liberalismus der Aufklärung. Diese Kritik des politischen Liberalismus der Aufklärung besteht bei Stahl darin, daß er immer wieder auf die Leerheit der Reflexion hinweist, auf die Ohnmacht des Verstandes, aus sich heraus eine Gesetzgebung für das gesellschaftliche Leben der Menschen zu erzeugen. In dieser Kritik behält Stahl recht. Es war ein wirklicher Fehler der Aufklärung, daß sie aus der leeren Reflexion einen Gehalt an bestimmten Gesetzen erzwingen wollte. Der Schluß, den Stahl aus dieser Kritik des Liberalismus zieht, ist die Lehre von der Ohnmacht der menschlichen Vernunft; die Lehre, daß, wenn wir nicht der völligen Anarchie verfallen wollen, wir zur Autorität zurückkehren müssen. Die Konsequenz hieraus ist die legitimistische Staatslehre: das monarchische Prinzip und die Lehre vom christlichen Staat.

Vergleichen wir damit die ganz andere Staatsauffassung, auf die eine Anwendung der Hegelschen Philosophie führte, die Marxistische. So verschieden die Hegelsche Staatsauffassung von der Stahlschen ist, so hat sie doch mit ihr das Gemeinsame der Opposition gegen den Individualismus der Aufklärungsphilosophie. Nach Hegel ist nicht das Individuum, sondern der Staat Selbstzweck. Der Staat ist für ihn nicht nur eine göttliche Institution wie für Stahl auch, sondern in ihm verwirklicht sich die Gottheit selber, und das Individuum sinkt zu dem Range eines bloßen Mittels für den Staatszweck herab. Hiervon ist seine Lehre von der Omnipotenz des Staates eine bloße Folge. Diese Lehre führt auf eine Heteronomie, auf die Unterwerfung des Individuums unter die äußere Norm des „objektiven Geistes", die in Gestalt des Staates an es herantritt.

Die Marxistische Lehre vom Zukunftsstaat scheint durch ihren revolutionären

Charakter der Hegelschen und zugleich der Stahlschen Staatsauffassung gerade entgegengesetzt zu sein. Es ist aber interessant zu sehen, welche gemeinsamen Züge den Marxismus mit einer Lehre wie der Stahlschen trotzdem verbinden. Das Gemeinsame der beiden an und für sich so entgegengesetzten politischen Auffassungen liegt in der Kritik des von der Aufklärung überkommenen politischen Liberalismus. Beide setzen diesem Liberalismus, den sie in seiner Konsequenz als Anarchismus erkennen, eine Auffassung entgegen, die das Selbstbestimmungsrecht des Individuums einem inhaltlich bestimmten Staatszweck unterordnet. Beide kommen so zu einem heteronomen politischen Prinzip. Der Unterschied liegt nur darin, daß bei Stahl der Staat vor allem zum religiösen Vormund der Bürger gemacht wird, bei Marx dagegen zum wirtschaftlichen. So zeigt sich hier, daß die beiden einander feindlichen Parteien, die sich heute die politische Herrschaft streitig machen, die konservativ-klerikale und die sozialistische, in ihrer theoretischen Begründung und damit zugleich ihrer historischen Entstehung nach einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben, nämlich in der Reaktion gegen den aus der Aufklärungsphilosophie stammenden individualistischen Liberalismus.

Der Fehler des Übergangs von der Verwerfung der wirtschaftlichen Anarchie zum Postulat des Zukunftsstaates betrifft übrigens glücklicherweise mehr die dialektische Form, in der Marx seine politischen Lehren begründet, als die ihm als Politiker eigentlich am Herzen liegenden praktischen Forderungen. Sowie er zu diesen übergeht, greift er zu Forderungen der Vernunft und nicht des Verstandes. Wenn er den Zusammenschluß der Leidenden und der Denkenden zu einer politischen Kampfgemeinschaft verlangt, so durchbricht dabei offenbar sein Gerechtigkeitsgefühl die Schranken seines philosophischen Systems. Die Gerechtigkeit ist eine Forderung der Vernunft, die auf keine Weise aus dem Hegelschen Staatsbegriff folgt. Um die Gerechtigkeit aber, und nicht um den Staatsbegriff ist es Marx eigentlich zu tun. Wenn er daher nicht bei diesem Staatsbegriff stehen bleibt, zeigt er nur um so eindringlicher dessen Unzulänglichkeit und die Notwendigkeit, inhaltliche Grundsätze aus der menschlichen Vernunft zum Aufbau eines politischen Systems heranzuziehen.

Wie weit indessen dennoch die verhängnisvollen Folgen jenes philosophischen Irrtums reichen, zeigt ein Blick auf das Mißverhältnis zwischen dem gewaltigen Anwachsen der Sozialdemokratie und der Armlichkeit ihrer tatsächlichen politischen Erfolge, zeigt ein Blick auf das Erfurter Parteiprogramm, dessen Zwiespältigkeit in theoretischer und praktischer Hinsicht sich in dem die Parteieinheit zerrüttenden Risse widerspiegelt. Es ist jene unfruchtbare, zum Partei-

dogma erstarrte Dialektik, die aller gesunden realpolitischen Wirksamkeit den Weg vertritt, die besten Geisteskräfte im Inneren in ödem Gezänk über Ketzerrichtereien aufreibt und die Stoßkraft der Partei nach außen lähmt.

Die Vergötterung des Staates, wie sie sich bei Hegel findet und von vielen Staatsrechtslehrern bis auf die Gegenwart geteilt wird, führt nicht nur bei konsequenter Anwendung in der inneren Politik zur Unterdrückung alles individuellen Lebens, sondern hat auch auf die Beziehungen zwischen den einzelnen Staaten den verderblichsten Einfluß. Man erklärt, die Souveränität liege im Begriff des Staates, und ein Eingriff in diese Souveränität – der hiernach eigentlich ein logischer Widerspruch und also gar nicht möglich wäre – stelle ein Verbrechen gegen die göttliche Weltordnung dar. Eine derartige Auffassung macht natürlich alle rechtliche Regelung der Beziehungen zwischen den Völkern unmöglich, da es ein Recht ohne Beschränkung der Freiheit der Einzelnen bei Staaten ebensowenig wie bei Individuen geben kann. Die Souveränität des Staates, die ja den höchsten Zweck vorstellen soll, kommt im Gegenteil nie so deutlich zum Ausdruck wie im Kriege mit anderen Staaten. Weshalb es denn nur konsequent ist, wenn ein gegenwärtiger Vertreter des Völkerrechts an einer deutschen Hochschule sich nicht scheut, den Krieg geradezu als das soziale Ideal zu proklamieren*).

Bewunderungswürdig ist freilich die Fülle scharfsinniger Organisationsarbeit, die den modernen Staat zu einer riesenhaften Machtfülle geführt hat. Aber die Bedeutung dieser Macht erschöpft sich in dem seelenlosen Zweck, einer ebensolchen Macht anderer Staaten das Gleichgewicht zu halten. Und je mehr sich alle Energie des Staates nach außen richtet, um so weniger Kraft bleibt für das innere Leben des Staates übrig, dafür, diesen Staat kulturell so auszubauen, daß er es auch wirklich wert ist, mit einem so riesenhaften Aufwand von Macht und unter so ungeheuren Opfern verteidigt zu werden. Die Ausbildung des Mutes und der Tapferkeit auf militärischem Gebiet ist keineswegs gleichbedeutend mit einer Steigerung der geistigen Selbständigkeit und der moralischen Tapferkeit im innerpolitischen Leben. Es war bekanntlich Bismarck, der diese ausdrücklich als „Zivilcourage" von jenen unterschieden hat.

Daß die Völker alle irgend verfügbaren Kräfte in immer steigendem Maße dazu verbrauchen, sich gegenseitig in Schach zu halten, muß den gemeinsamen Feinden ihrer geistigen Freiheit über kurz oder lang die Herrschaft in die Hände spielen, wenn die Entwicklung in dieser Richtung ungehindert ihren Fortgang

*) Erich Kaufmann, Das Wesen des Völkerrechts und die clausula rebus sic stantibus, 1911.

nimmt. Nur wenn die Völker der europäischen Kulturgemeinschaft sich zum gemeinsamen Kampf zusammenschließen, ist auf eine günstige Wendung des Kampfes um die Kultur noch zu hoffen.

Daß der Mystizismus auf religiösem Gebiet bei konsequenter Durchführung zu einem blinden Autoritätsglauben führen muß, habe ich schon vorhin gezeigt.

Alle diese Bestrebungen, die notwendige Einschränkung der individuellen Freiheit auf Autoritäten zu gründen, bedrohen zugleich jede Geistesfreiheit überhaupt mit der Vernichtung. Die entgegengesetzte Weltanschauung bietet zwar hieraus einen Ausweg. Indem sie aber jede allgemeine Verbindlichkeit leugnet, verfällt sie in den entgegengesetzten Fehler und treibt ihre Anhänger am Ende nur wieder ins Lager der Autorität hinüber. Die Forderung uneingeschränkter Freiheit führt auf politischem Gebiet bei konsequenter Durchführung zum Anarchismus. Um vor dieser verzweifelten Konsequenz wenigstens ein Stück Recht zu retten, ist man auf den Ausweg verfallen, das Recht auf den Willen aller Einzelnen selber zu gründen: Was das Volk selbst, unmittelbar oder durch seine gewählten Vertreter, beschließt, wird dadurch zum Recht. Die Demokratie als Regierungsform ist gleichbedeutend mit der Durchsetzung des Rechts. Eine Volksvertretung kann hiernach gar nicht ungerecht handeln; denn ihr Beschluß ist ja gerade der einzige Prüfstein alles Rechts. Man braucht das Prinzip dieser Doktrin nur hinreichend deutlich auszusprechen, um seinen Widersinn in die Augen springen zu lassen. Trotzdem herrscht es in den weitesten Kreisen als unbestrittenes Dogma; und wer das Prinzip angreift, zieht sich leicht den Namen eines Kulturfeindes und Volksunterdrückers zu. Und doch ist es oft gerade dieses Prinzip, das einer wirksamen Bekämpfung schwerer sozialer und kultureller Schäden im Wege steht, da sie durch die Zustimmung des Volkes angeblich sanktioniert werden. Es bedarf schon eines ungetrübten Blickes und sicheren Urteils, um einzusehen, daß ein Parlamentsbeschluß, der die Geistesfreiheit eines Volkes preisgibt, bloß ein historisches Dokument der Schmach und rechtlich nichtig ist, und daß alle Volksvertretungen der Welt ein soziales Unrecht nicht zu Recht machen können.

Die uneingeschränkte Freiheit führt auf wirtschaftlichem Gebiet zum sogenannten Manchestertum, das jeden staatlichen Eingriff in das Wirtschaftsleben verwirft. Unter der Herrschaft dieser wirtschaftlichen Doktrin überließ man im Namen eines angeblichen Rechtes der freien Konkurrenz hunderttausende von Arbeiterfamilien der Ausbeutung und dem Elend. Die Abweichungen von diesem Prinzip, vor allem die sozialen Reformen, sind nicht der Einsicht in die

Unhaltbarkeit dieses Prinzips und der Anerkennung des Grundsatzes der sozialen Gerechtigkeit zuzuschreiben, sondern lediglich dem gegen das Prinzip sich schließlich durchsetzenden Druck der tatsächlichen Verhältnisse. Was die sozialen Reformen ermöglicht hat, ist nicht die bessere Einsicht der Staatsmänner in ein richtiges Prinzip, sondern allein die handgreifliche, gefahrdrohende Not der Massen. Diese Not ließ sich durch keine dialektischen Künste oder überlieferten Dogmen mehr wegdisputieren, und der von ihr ausgehende Zwang war am Ende stärker als alle Doktrinen. Um sich ihm zu fügen, bedurfte es keines besonderen Nachdenkens, geschweige denn der Unterstützung seitens der Philosophie. Aber die fürchterlichen Opfer, mit denen das verspätete Einlenken erkauft wurde, hätten der Menschheit erspart werden können, wenn man beizeiten den Lehren einer vernünftigen Philosophie Gehör geschenkt hätte.

Ganz anders liegt die Sache, wo es sich um Werte des menschlichen Lebens handelt, die weniger sinnfällig zutage treten, vor allem um die freie Entwicklung des geistigen Lebens, deren Wert überhaupt erst auf einer gewissen Stufe der Bildung eingesehen werden kann und die daher vor Erlangung dieser Bildung des besonderen Schutzes bedarf. Das Bewußtsein um diese unveräußerlichen Güter bei den Menschen wachzurufen und wachzuerhalten ist die vornehmste Pflicht der Philosophie unserer Zeit.

In diesem Kampf gerät sie wieder mit der falschen Freiheitsdoktrin in Konflikt. Denn auf kulturellem Gebiet führt diese Doktrin zu einem Prinzip der Toleranz gegenüber der Verbreitung aller Lehren, mögen sie noch so offensichtlich verbrecherischer Natur sein, ja sogar zur Duldung der ihr entgegengesetzten Fesselung der Gewissen mit Hilfe des Autoritätsprinzips.

Wenn es keine von der Willkür unabhängigen Rechtsnormen gibt, ist in der Tat nicht einzusehen, auf welcher Grundlage sich ein wirkliches Völkerrecht errichten ließe, und wie es, selbst wenn seine Gesetze einmal feststänben, zu wirksamer Geltung gebracht werden könnte. Es bleibt nur übrig, keinen Staat in seiner Souveränität zu beschränken, und es damit dem Zufall zu überlassen, wie die Völker ihre Interessenkonflikte ausgleichen. Tatsächlich geschieht dies daher in der Regel durch angedrohte oder offene Gewalt, und es ist nur ein gütiges Geschenk des Schicksals an die Menschheit, daß sie überhaupt Zeiten erlebt, in denen der Krieg nicht offen ausgetragen, sondern nur angedroht und vorbereitet wird. Es ist lediglich ein glückliches Spiel des Zufalls, daß die sittliche Entwicklung der Menschheit hinter dem Ausbau der Kriegstechnik nicht noch mehr zurücksteht. So groß auch die Schuld Einzelner

hier sein mag, so ist es doch nicht abzustreiten, daß in dieser Entwicklung eine entscheidende Rolle dem tragischen Dilemma zufällt, in das uns eine törichte Philosophie verwickelt hat. Solange die Menschheit die Vernunft mit dem bloßen Verstande verwechselt, solange sie nur die Wahl zu haben glaubt, ob sie dem Gebot eines höheren Willens ihre Freiheit zum Opfer bringen oder sich in ihrem Wahrheitsbedürfnis durch die leere Logik abspeisen lassen soll, solange sie in Gewissensnot zwischen Autorität und Skepsis hin und her getrieben und zerrüttet wird, ebensolange wird auch eine wahrhafte und befreiende Lösung ihrer Probleme eine Utopie bleiben. Erst wenn man, nicht nur hier und da unter dem Druck der zufälligen Umstände, sondern bewußt und allgemein der Vernunft im Leben der Einzelnen und der Völker die Führung anvertraut, wird es möglich werden, daß die Menschheit ihre Vervollkommnung selbst in die Hand nimmt und den Beweis ihrer Mündigkeit erbringt. Freilich liegen die notwendigen Erkenntnisse dunkel in der menschlichen Vernunft, und es bedarf ernster und ehrlicher Arbeit des Verstandes, um sie zur Klarheit des Bewußtseins zu erheben. Diese Arbeit ist die Aufgabe der Philosophie, wie sie von Fries klar und deutlich ausgesprochen worden ist. Wie tief die Platonische und die Friessche Philosophie in ihrem innersten Wesen verwandt sind, erkennen wir an der königlichen Stellung, die Platon der Philosophie in seinem Idealstaate einräumt und die ihr mit Notwendigkeit zufallen muß, wenn einmal die klare Friessche Lehre von der menschlichen Vernunft zur allgemeinen Anerkennung gelangt ist.

Die Philosophie der Romantiker und ihrer Epigonen hat in dem Jahrhundert ihrer Herrschaft ihre Unfruchtbarkeit und Ohnmacht genugsam bekundet. Sie hat den Anspruch verwirkt, daß ihr die Führung im wissenschaftlichen und öffentlichen Leben noch einmal anvertraut werden könnte. Sie hat sich durch ihre Unfruchtbarkeit in bezug auf alle ernsten, die denkende und handelnde Menschheit bewegenden Fragen selbst ihr Urteil gesprochen. Sie hat auf den großen Beruf verzichtet, der der Philosophie in der Geschichte der Menschheit zukommt, auf ihren Beruf als Beschützerin der Geistesfreiheit und als Hüterin der Autonomie der Vernunft.

Ein Ausweg ist hier nur möglich durch die Rückkehr zur kritischen Philosophie, nur möglich dadurch, daß man den Grundfehler beseitigt, der in der Nichtunterscheidung der Vernunft von der leeren Reflexion liegt. Die Aufklärung dieses Unterschiedes ist der Ausgangspunkt der großen Reform der Philosophie, die Fries begründet hat, und es kommt nur darauf an, dieser Friesschen Entdeckung allgemeines Verständnis und allgemeine Anerkennung zu

verschaffen, um den wirklichen Mangel der Aufklärungsphilosophie zu beheben und damit zugleich die Wurzel der durch ihn veranlaßten reaktionären Gegenbewegung zu zerstören, unter deren wachsendem Einfluß wir noch heute stehen.

So soll uns die kritische Philosophie wieder dazu verhelfen, gegenüber allen falschen Lehren von der Ohnmacht der menschlichen Vernunft eine Lehre des Selbstvertrauens der Vernunft in ihre Rechte einzusetzen.

Nach dem Regen

Von Gottfried Kölwel

Von allen Dächern tropft der Glanz
singender Seligkeit,
Licht, neu und tausendfach befreit,
eint sich in ihr zum Tanz.

Wo jedes Leben eingestaubt
und wie verehert war,
atmen die Bäume wieder, glanzbelaubt,
und alle Wesen, die gewöhnlich sind, erscheinen wunderbar.

Tauben, blank beflügelt,
schaukeln durch den neuen Raum
und senken sich wie Blitze weiß in einem Traum,
bis sich ihr Bild im Asphalt spiegelt.

Alle Gäule grüßen
wie im Heilandsjahr,

tragen Scheine an den Füßen,
Leuchten in den Augen, Tanz auf jedem Haar.

Und Wagen folgen ihrem klaren Schritt,
gleiten, sonneüberschaukelt, wie durch goldnen Wind,
und ziehen selig alle Augen mit,
die aufgewacht für schöne Wunder sind.

Das Leben der Studenten

Von Walter Benjamin

Es gibt eine Geschichtsauffassung, die im Vertrauen auf die Unendlichkeit der Zeit nur das Tempo der Menschen und Epochen unterscheidet, die schnell oder langsam auf der Bahn des Fortschritts dahinrollen. Dem entspricht die Zusammenhanglosigkeit, mangelnde Präzision und Strenge der Forderung, die sie an die Gegenwart stellt. Die folgende Betrachtung geht dagegen auf einen bestimmten Zustand, in dem die Historie als in einem Brennpunkt gesammelt ruht, wie von jeher in den utopischen Bildern der Denker. Die Elemente des Endzustandes liegen nicht als gestaltlose Fortschrittstendenz zutage, sondern sind als gefährdetste, verrufenste und verlachte Schöpfungen und Gedanken tief in jeder Gegenwart eingebettet. Den immanenten Zustand der Vollkommenheit rein zum absoluten zu gestalten, ihn sichtbar und herrschend in der Gegenwart zu machen, ist die geschichtliche Aufgabe. Dieser Zustand ist aber nicht mit pragmatischer Schilderung von Einzelheiten (Institutionen, Sitten usw.) zu umschreiben, welcher er sich vielmehr entzieht, sondern er ist nur in seiner metaphysischen Struktur zu erfassen, wie das messianische Reich oder die französische Revolutionsidee. Die jetzige historische Bedeutung der Studenten und der Hochschule, die Form ihres Daseins in der Gegenwart, verlohnt also nur als Gleichnis, als Abbild eines höchsten, metaphysischen, Standes der Geschichte beschrieben zu werden. Nur so ist sie verständlich und möglich. Solche Schilderung ist kein Aufruf oder Manifest, die eines wie das andere wirkungslos geblieben sind, aber sie zeigt die Krisis auf, die im Wesen der Dinge liegend

zur Entscheidung führt, der die Feigen unterliegen und die Mutigen sich unterordnen. Der einzige Weg, über die historische Stelle des Studententums und der Hochschule zu handeln, ist das System. Solange mancherlei Bedingungen hierzu versagt sind, bleibt nur, das Künftige aus seiner verbildeten Form im Gegenwärtigen erkennend zu befreien. Dem allein dient die Kritik.

An das Leben der Studenten tritt die Frage nach seiner bewußten Einheit heran. Sie steht am Anfang, denn es fördert nicht, im Studentenleben Probleme zu unterscheiden — Wissenschaft, Staat, Tugend —, wenn ihm der Mut fehlt, sich überhaupt zu unterwerfen. Das Auszeichnende im Studentenleben ist in der Tat der Gegenwille, sich einem Prinzip zu unterwerfen, mit der Idee sich zu durchdringen. Der Name der Wissenschaft dient vorzüglich, eine tiefeingesessene, verbürgerte Indifferenz zu verbergen. Das studentische Leben an der Idee der Wissenschaft messen, bedeutet keineswegs Panlogismus, Intellektualismus — wie man zu fürchten geneigt ist —, sondern das ist immanente Kritik, da zu allermeist die Wissenschaft als der eherne Wall der Studenten gegen „fremde" Ansprüche aufgeführt wird. Es handelt sich also um innere Einheit, nicht um Kritik von außen. Hier ist die Antwort gegeben mit dem Hinweis, daß für die allermeisten Studenten die Wissenschaft Berufsschule ist. Weil „Wissenschaft mit dem Leben nichts zu tun hat", darum muß sie ausschließlich das Leben dessen gestalten, der ihr folgt. Zu den unschuldig-verlogensten Reservaten vor ihr gehört die Erwartung, sie müsse X und Y zum Berufe verhelfen. Der Beruf folgt so wenig aus der Wissenschaft, daß sie ihn sogar ausschließen kann. Denn die Wissenschaft duldet ihrem Wesen nach keine Lösung von sich, sie verpflichtet den Forschenden, in gewisser Weise immer als Lehrer, niemals zu den staatlichen Berufsformen des Arztes, Juristen, Hochschullehrers. Es führt zu nichts Gutem, wenn Institute, wo Titel, Berechtigungen, Lebens- und Berufsmöglichkeiten erworben werden dürfen, sich Stätten der Wissenschaft nennen. Der Einwand, wie der heutige Staat zu seinen Ärzten, Juristen und Lehrern kommen soll, erhellt hier nichts. Er zeigt nur die umwälzende Größe der Aufgabe: eine Gemeinschaft von Erkennenden zu gründen, an Stelle der Korporation von Beamteten und Studierten. Er zeigt nur, bis zu welchem Grade die heutigen Wissenschaften in der Entwicklung ihres Berufsapparates (durch Wissen und Fertigkeiten) von ihrem einheitlichen Ursprung in der Idee des Wissens abgedrängt sind, der ihnen ein Geheimnis, wenn nicht eine Fiktion geworden ist. Wem der heutige Staat das Gegebene ist und alles in der Linie seiner Entwicklung beschlossen, der muß das verwerfen; wenn er nur

nicht Protektion und Unterstützung der „Wissenschaft" vom Staate zu fordern wagt. Denn nicht die Übereinkunft der Hochschule mit dem Staate, die sich mit ehrlicher Barbarei nicht schlecht verstünde, zeugt von Verderbnis, sondern die Gewährleistung und Lehre von der Freiheit einer Wissenschaft, von der doch mit brutaler Selbstverständlichkeit erwartet wird, daß sie ihre Jünger zu sozialer Individualität und Staatsdienst führe. Keine Duldung freiester Anschauung und Lehre fördert, solange das Leben, das sie — nicht minder als die strengsten — mit sich führen, nicht gewährt ist und diese ungeheure Kluft naiv durch die Verbindung der Hochschule mit dem Staate geleugnet wird. Es ist mißverständlich, im einzelnen Forderungen zu entwickeln, solange der einzelnen in der Erfüllung doch der Geist ihrer Gesamtheit versagt bliebe, und nur dies soll als bemerkenswert und erstaunlich hervorgehoben werden: wie in der Institution des Kollegs als in einem ungeheuren Versteckspiel die Gesamtheiten der Lehrer und Schüler sich aneinander vorüberschieben und nie erblicken. Immer bleibt die Schülerschaft als unbeamtet hinter der Lehrerschaft zurück und der rechtliche Grundbau der Universität, verkörpert im Kultusminister, den der Souverän, nicht die Universität, ernennt, ist eine halbverhüllte Korrespondenz der akademischen Behörde hinweg über die Häupter der Schüler (und in seltenen und glücklichen Fällen auch der Lehrer) mit den staatlichen Organen.

Die unkritische widerstandslose Ergebung in diesen Zustand ist ein wesentlicher Zug im Studentenleben. Zwar haben die sogenannten freistudentischen Organisationen und andere sozial gerichtete einen scheinbaren Lösungsversuch unternommen. Dieser geht zuletzt auf völlige Verbürgerung der Institution, und nirgends hat sich deutlicher als an dieser Stelle gezeigt, daß die heutigen Studenten als Gemeinschaft nicht fähig sind, die Frage des wissenschaftlichen Lebens überhaupt zu stellen und seinen unlösbaren Protest gegen das Berufsleben der Zeit zu ergreifen. Weil sie überaus scharf die chaotische Vorstellung der Studenten von wissenschaftlichem Leben erklärt, darum ist die Kritik der freistudentischen und der ihr nahestehenden Ideen notwendig und soll mit Worten aus einer Rede geschehen, die vom Verfasser vor Studenten gehalten wurde, als er für die Erneuerung zu wirken gedachte. „Es besteht ein sehr einfaches und sicheres Kriterium, den geistigen Wert einer Gemeinschaft zu prüfen. Die Frage: findet die Totalität des Leistenden in ihr einen Ausdruck, ist der ganze Mensch ihr verpflichtet, ist der ganze Mensch ihr unentbehrlich? Oder ist jedem in gleichem Maße die Gemeinschaft entbehrlich als er ihr? Es ist so einfach, diese Frage zu stellen, so einfach, sie für die jetzigen Typen sozialer Gemein-

schaft zu beantworten, und diese Antwort ist entscheidend. Jeder Leistende strebt nach Totalität, und der Wert einer Leistung liegt eben in ihr, wieweit das ganze und ungeteilte Wesen eines Menschen zum Ausdruck kommt. Die sozial begründete Leistung aber enthält, wie wir sie heute vorfinden, nicht die Totalität, sie ist etwas völlig Bruchstückhaftes und Abgeleitetes. Nicht selten ist die soziale Gemeinschaft der Platz, wo heimlich und in gleicher Gesellschaft gekämpft wird gegen höhere Wünsche, eigenere Ziele, tiefer eingeborene Entwicklung aber verdeckt wird. Die soziale Leistung des Durchschnittsmenschen dient in den allermeisten Fällen zur Verdrängung der ursprünglichen und unabgeleiteten Strebungen des inneren Menschen. Hier ist vom Akademiker die Rede; Menschen, die von Berufs wegen jedenfalls in irgendeiner inneren Verbindung mit geistigen Kämpfen, mit Skeptizismus und Kritizismus des Studierenden stehen. Diese Menschen bemächtigen sich eines völlig fremden, dem ihrigen weltweit abgelegenen Milieus als ihres Arbeitsplatzes, sie schaffen sich dort an entlegener Stelle eine begrenzte Tätigkeit, und die ganze Totalität solchen Tuns ist, daß es einer oft abstrakten Allgemeinheit zugute kommt. Keine innere und ursprüngliche Verbindung besteht zwischen dem geistigen Dasein eines Studierenden und seinem fürsorglichen Interesse für Arbeiterkinder, ja selbst für Studierende. Keine Verbindung als ein mit seiner eigenen und eigensten Arbeit unverbundener Pflichtbegriff, der ein mechanisiertes Gegenüber: ‚hie Stipendiat des Volkes' — ‚da soziale Leistung' setzt. Hier ist das Pflichtgefühl errechnet, abgeleitet und umgebogen, nicht aus der Arbeit selbst geflossen. Und jener Pflicht wird genügt: nicht im Leiden für erdachte Wahrheit, nicht im Ertragen aller Skrupel eines Forschenden, überhaupt nicht in irgendwie mit dem eigenen geistigen Leben verbundener Gesinnung. Sondern in einem krassen und zugleich höchst oberflächlichen Gegensatz, vergleichbar dem: ideell-materiell — theoretisch-praktisch. Jene soziale Arbeit mit einem Wort ist nicht die ethische Steigerung, sondern die ängstliche Reaktion eines geistigen Lebens. Nicht dies aber ist der eigentlichste und tiefste Einwand, daß die soziale Arbeit im wesentlichen unverbunden, abstrakt der eigentlich studentischen Arbeit gegenübersteht, darin ein höchster und verwerflichster Ausdruck des Relativismus, der jedes Geistige vom Physischen, jede Setzung von ihrem Gegenteil ängstlich und sorgsam begleitet sehen will — unvermögend synthetischen Lebens —, nicht dies ist das Entscheidende, daß ihre ganze Totalität in Wirklichkeit leere, allgemeine Nützlichkeit ist, sondern: daß trotz alledem sie die Geste und Haltung der Liebe fordert, wo nur mechanische Pflicht, ja oft nur ein Abbiegen stattfindet, um den Konsequenzen geistigen kritischen Daseins, dem der Student verpflichtet ist, auszu-

weichen. Denn wirklich ist er zu dem Zwecke Student, daß ihm das Problem des geistigen Lebens mehr am Herzen liegt, als die Praxis der sozialen Frage. Endlich — und dies ist ein untrügliches Zeichen: es ist von jener studentisch sozialen Arbeit keine Erneuerung des Begriffs und der Schätzung sozialer Arbeit überhaupt erwachsen. Noch immer ist der Öffentlichkeit soziale Arbeit jenes eigentümliche Gemenge von Pflicht- und Gnadenakt des Einzelnen geblieben. Studenten haben ihre geistige Notwendigkeit nicht ausprägen, und daher nie eine wahrhaft ernst gesinnte Gemeinschaft in ihr gründen können, vielmehr nur eine pflichteifrige und interessierte. Jener Tolstoische Geist, der die ungeheure Kluft zwischen dem Bürger- und Proletarierdasein aufriß, der Begriff, daß den Armen dienen eine Menschheitsaufgabe, nicht Sache des Studenten im Nebenamt sei, der hier, gerade hier alles, oder nichts forderte, jener Geist, der in den Ideen der tiefsten Anarchisten und in christlichen Klostergemeinschaften erwuchs, dieser wahrlich ernste Geist einer sozialen Arbeit, der aber der kindlichen Versuche der Einfühlung in Arbeiter- und Volkspsyche nicht bedurfte, ist in studentischen Gemeinschaften nicht erwachsen. An der Abstraktheit und Beziehungslosigkeit des Objekts scheiterte der Versuch, den Willen einer akademischen Gemeinschaft zu einer sozialen Arbeitsgemeinschaft zu organisieren. Die Totalität des Wollenden fand keinen Ausdruck, weil sein Wille in dieser Gemeinschaft nicht auf die Totalität gerichtet sein konnte." Die symptomatische Bedeutung der freistudentischen Versuche, der christlich-sozialen und vieler anderen ist, daß sie den Zwiespalt, den die Universität mit dem Staatsganzen bildet, mikrokosmisch innerhalb der Universität wiederholen, im Interesse ihrer Staats- und Lebenstüchtigkeit. Sie haben nahezu allen Ego- und Altruismen, jedweder Selbstverständlichkeit des großen Lebens eine Freistatt in der Universität erobert; nur dem radikalen Zweifel, der grundlegenden Kritik und dem Notwendigsten: dem völligem Neuaufbau gewidmeten Leben ist sie versagt. Es steht in diesen Dingen nicht der Fortschrittswille der freien Studenten gegen die reaktionäre Macht der Korps. Wie es zu zeigen versucht wurde und wie es zudem aus der Uniformität und Friedfertigkeit des gesamten Zustandes der Universität hervorgeht, sind die freistudentischen Organisationen selbst weit entfernt, einen durchdachten geistigen Willen auf den Plan zu führen. In keiner der Fragen, die in dem vorliegenden Versuch zur Sprache kommen, hat sich bisher ihre Stimme entscheidend bemerkbar gemacht. Aus Unentschiedenheit bleibt sie unvernehmlich. Ihre Opposition verläuft in den geebneten Bahnen der liberalen Politik, die Entwicklung ihrer sozialen Prinzipien ist auf dem Niveau der liberalen Presse stehengeblieben. Die eigentliche Frage der Univer-

sität hat das freie Studententum nicht durchdacht, insofern ist es bitteres historisches Recht, daß bei den offiziellen Gelegenheiten der Korpsstudent als unwürdiger Repräsentant der studentischen Tradition erscheint. Denn in den letzten Fragen bringt der Freistudent gar keinen ernsteren Willen, keinen höheren Mut auf als das Korps, und seine Wirksamkeit ist fast gefährlicher als die des Korps, weil täuschender und irreführender: indem diese bourgeoise, disziplinlose und kleinliche Richtung den Ruf des Kämpfers und Befreiers im Leben der Universität beansprucht. Wer über die Studentenschaft das strengste und verneinende Urteil spricht, der tut auch der Freistudentenschaft nicht unrecht, der schließt sie in dies Urteil ausdrücklich ein. Das heutige Studententum ist keineswegs an den Stellen zu finden, wo um den geistigen Aufstieg der Nation gerungen wird, keineswegs auf dem Felde seines neuen Kampfes um die Kunst, keineswegs an der Seite seiner Schriftsteller und Dichter, keineswegs an den Quellen religiösen Lebens. Nämlich das deutsche Studententum als solches – das existiert nicht. Und dies alles nicht etwa, indem es nicht jeweils die neuesten, „modernsten" Strömungen mitmacht, sondern indem es als Studentenschaft alle diese Bewegungen in ihrer Tiefe überhaupt ignoriert, indem diese Studentenschaft ständig und ständig im Schlepptau der öffentlichen Meinung, in ihrem breitesten Fahrwasser sich dahinziehen läßt, indem sie das von allen Parteien und Bünden umschmeichelte und verdorbene Kind ist, von jedem gelobt, weil jedem irgendwie gehörig, aber ganz und gar ohne den Adel, der bis vor hundert Jahren deutsches Studententum sichtbar machte und es an sichtbare Stellen als Verteidiger des besten Lebens treten ließ.

Jene Verfälschung des Schöpfergeistes in Berufsgeist, die wir überall am Werke sehen, hat die Hochschule ganz ergriffen und sie vom unbeamteten schöpferischen Geistesleben isoliert. Die kastenhafte Verachtung des staatsfremden, oft staatsfeindlichen freien Gelehrten- und Künstlertums ist hiervon ein schmerzhaft deutliches Symptom. Einer der berühmtesten deutschen Hochschullehrer sprach vom Katheder über „die Kaffeehausliteraten, nach denen das Christentum schon lange abgewirtschaftet habe". Ton und Richtigkeit dieser Worte halten sich die Wage. Deutlicher als gegen die Wissenschaft, die durch „Anwendbarkeit" unmittelbar staatliche Tendenzen vortäuscht, muß eine so organisierte Hochschule ganz und gar mit baren Händen den Musen gegenüberstehen. Sie muß, indem sie auf den Beruf hinlenkt, notwendig das unmittelbare Schaffen als Form der Gemeinschaft verfehlen. Wirklich ist die feindselige Fremdheit, die Verständnislosigkeit der Schule gegen das Leben, welches die

Kunst bedingt, deutbar als Ablehnung des unmittelbaren, nicht aufs Amt bezogenen Schaffens. Ganz von innen heraus erscheint dies in der Unmündigkeit und Schülerhaftigkeit des Studenten. Vom ästhetischen Gefühl aus ist vielleicht das Auffallendste und Peinigendste an der Erscheinung der Hochschule die mechanische Reaktion, mit der die Hörerschaft dem Vortragenden folgt. Dies Maß von Rezeptivität könnte nur durch eine wahrhaft akademische oder sophistische Kultur des Gesprächs aufgewogen werden. Davon sind auch die Seminarien durchaus entfernt, die sich vorzüglich ebenso der Vortragsform bedienen, wobei es wenig verschlägt, ob Lehrer oder Schüler sprechen. Die Organisation der Hochschule beruht nicht mehr auf der Produktivität der Studenten, wie es im Geiste ihrer Gründer lag. Sie dachten den Studenten wesentlich als Lehrer und Schüler zugleich; als Lehrer, weil Produktivität gänzliche Unabhängigkeit bedeutet, Hinblick auf die Wissenschaft, nicht mehr auf den Lehrenden. Wo die beherrschende Idee des Studentenlebens Amt und Beruf ist, kann sie nicht Wissenschaft sein. Sie kann nicht mehr in der Widmung an eine Erkenntnis bestehen, von der zu fürchten ist, daß sie vom Wege der bürgerlichen Sicherheit abführt. Sie kann so wenig in der Widmung an die Wissenschaft bestehen, als in der Hingabe des Lebens an eine jüngere Generation. Und doch ist dieser Beruf: zu lehren — wenn auch unter ganz anderen Formen als heutigen — mit jeder eigensten Erfassung der Wissenschaft geboten. Solche gefahrvolle Hingabe an Wissenschaft und Jugend muß als Fähigkeit zu lieben schon im Studenten leben und die Wurzel seines Schaffens sein. Dagegen steht sein Leben im Gefolge der Alten, er lernt dem Lehrer seine Wissenschaft ab, ohne ihm im Beruf zu folgen. Er verzichtet leichten Mutes auf die Gemeinschaft, die ihn mit den Schaffenden verbindet und die ihre allgemeine Form allein von der Philosophie her erhalten kann. An einem Teil soll er zugleich Schaffender, Philosoph und Lehrer sein und dies in seiner wesentlichen und bestimmenden Natur. Von hier aus ergibt sich Form des Berufes und Lebens. Die Gemeinschaft schöpferischer Menschen erhebt jedes Studium zur Universalität: unter der Form der Philosophie. Solche Universalität gewinnt man nicht, indem man dem Juristen literarische, dem Mediziner juristische Fragen vorträgt (wie manche Gruppe von Studenten versucht), sondern indem die Gemeinschaft sorgt und von selbst es bewirkt, daß vor aller Besonderung des Fachstudiums (die sich doch nur mit Hinsicht auf den Beruf erhalten kann), über allem Betriebe der Fachschulen, sie selbst, die Gemeinschaft der Universität als solche, Erzeugerin und Hüterin der philosophischen Gemeinschaftsform sei, wiederum nicht mit den Fragestellungen der begrenzten wissenschaftlichen Fachphilosophie,

sondern mit den metaphysischen Fragen des Platon und des Spinoza, der Romantiker und Nietzsches. Dies nämlich, nicht aber Führungen durch Fürsorgeinstitute, würde tiefste Verbindung des Berufes mit dem Leben, allerdings einem tieferen Leben bedeuten. Würde die Erstarrung des Studiums zu einem Haufen von Wissen verhüten. Es hätte diese Studentenschaft die Universität, die den methodischen Bestand des Wissens samt den vorsichtigen kühnen und doch exakten Versuchen neuer Methoden mitteilt, zu umgeben, gleichwie das undeutliche Wogen des Volkes den Palast eines Fürsten, als die Stätte der beständigen geistigen Revolution, wo zuerst die neuen Fragestellungen weitausgreifender, unklarer, unexakter, aber manchmal vielleicht auch tiefer ahnend als die wissenschaftlichen Fragen sich vorbereiten. Die Studentenschaft wäre in ihrer schöpferischen Funktion als der große Transformator zu betrachten, der die neuen Ideen, die früher in der Kunst, früher im sozialen Leben zu erwachen pflegen als in der Wissenschaft, überzuleiten hätte in wissenschaftliche Fragen durch philosophische Einstellung.

Die heimliche Herrschaft der Berufsidee ist nicht die innerlichste jener Verfälschungen, deren Furchtbarkeit es ist, daß sie alle das Zentrum schöpferischen Lebens treffen. Eine banale Lebenseinstellung handelt Surrogate gegen den Geist ein. Es gelingt ihr, immer dichter die Gefährlichkeit des geistigen Lebens zu verschleiern und den Rest der Sehenden als Phantasten zu verlachen. Die erotische Konvention verbildet tiefere Schichten des unbewußten Lebens in den Studenten. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der die Berufsideologie das intellektuelle Gewissen fesselt, lastet die Vorstellung der Heirat, die Idee der Familie als eine dunkle Konvention auf dem Eros. Er scheint verschwunden aus einer Epoche, die zwischen dem Dasein des Familiensohnes und Familienvaters sich leer und unbestimmt erstreckt. Wo die Einheit im Dasein des Schaffenden und des Zeugenden liegt und ob diese Einheit in der Form der Familie geschaffen ist, diese Frage durfte nicht gestellt werden, solange es die heimliche Erwartung der Heirat galt, eine illegitime Zwischenzeit, in der man höchstens Widerstandsfähigkeit gegen Versuchungen trefflich bewähren könne. Der Eros der Schaffenden – wenn überhaupt eine Gemeinschaft ihn zu erblicken und um ihn zu ringen vermöchte, so wäre es die studentische. Aber noch dort, wo alle äußeren Bedingungen der Bürgerlichkeit fehlten, wo bürgerliche Zustände, das heißt Familien, zu gründen aussichtslos war, wo in vielen Städten Europas eine tausendköpfige Menge von Frauen ihre ökonomische Existenz nur auf die Studierenden gründet – die Prostituierten –, noch da hat er sich nach

dem Eros, der ihm ursprünglich eignete, nicht gefragt. Ihm mußte es fraglich werden, ob Zeugung und Schöpfung in ihm getrennt bleiben sollten, ob die eine der Familie, die andere dem Amte zukomme, und in ihrer Trennung beide verbildet, keines aus seinem eigentümlichen Dasein entspringen sollte. Denn so hohnvoll und schmerzhaft es ist, eine solche Frage an das Leben heutiger Studenten heranzuführen, so muß es geschehen, weil in ihnen — dem Wesen nach — diese beiden Pole menschlichen Daseins in der Zeit zugleich liegen. Es handelt sich um die Frage, die keine Gemeinschaft ungelöst lassen kann und die doch seit den Griechen und frühen Christen kein Volk mehr in der Idee gemeistert hat; immer lastete sie auf den großen Schaffenden: wie sie dem Bilde der Menschheit genügen sollten und Gemeinschaft mit Frauen und Kindern ermöglichten, deren Produktivität anders gerichtet ist. Die Griechen, wie wir wissen, übten Gewalt, indem sie den zeugenden Eros dem schaffenden nachstellten, so daß endlich ihr Staat, aus dessen Inbegriff Frauen und Kinder verbannt waren, zerfiel. Die Christen gaben die mögliche Lösung für die civitas dei: sie verwarfen die Einzelheit in beiden. Die Studentenschaft hat es in ihren fortgeschrittensten Teilen immer bei unendlich ästhetisierenden Betrachtungen über Kameradschaftlichkeit und Studiengenossinnen gelassen; man scheute sich nicht, eine „gesunde" erotische Neutralisierung der Schüler und Schülerinnen zu erhoffen. In der Tat ist mit Hilfe der Dirnen die Neutralisierung des Eros in der Hochschule gelungen. Und wo sie ausblieb, ist jene so ganz haltlose Harmlosigkeit, jene schwüle Heiterkeit ausgebrochen, und die burschikose Studentin wird als Nachfolgerin der häßlichen alten Lehrerin jubelnd begrüßt. Hier drängt sich die allgemeine Bemerkung auf, wieviel mehr furchtsamen Instinkt die katholische Kirche für die Macht und Notwendigkeit des Eros hat, als das Bürgertum. Es liegt an den Hochschulen eine ungeheure Aufgabe verschüttet, ungelöst, verleugnet; größer als die zahllosen, an denen die soziale Geschäftigkeit sich reibt. Es ist die, aus dem geistigen Leben heraus zur Einheit zu bilden, was an geistiger Unabhängigkeit des Schaffenden — im Korpsstudententum — und an Liebe des Schaffenden zur Frau — in der Prostitution — verzerrt und zerstückelt als Torso des einen geistigen Eros uns traurig ansieht. Die notwendige Unabhängigkeit des Schaffenden und die notwendige Einbeziehung der Frau, welche nicht produktiv im Sinne des Mannes ist, in eine einzige Gemeinschaft Schaffender — durch Liebe —, diese Gestaltung muß allerdings vom Studenten verlangt werden, weil sie die Form seines Lebens ist. Hier aber herrscht so mörderische Konvention, daß noch nicht einmal das Studententum sein Schuldbekenntnis an der Prostitution abge-

legt hat; daß man diese ungeheure blasphemische Verwüstung mit Keuschheitsempfehlungen einzudämmen denkt, weil man wiederum nicht den Mut hat, dem eigenen schöneren Eros ins Auge zu blicken. Diese Verstümmelung der Jugend trifft ihr Wesen zu tief, als daß mit mehreren Worten auf sie gewiesen werden könnte. Sie ist dem Bewußtsein der Denkenden zu überliefern und der Entschlossenheit der Mutigen. Der Polemik ist sie nicht erreichbar.

Wie sieht eine Jugend sich selbst an, welches Bild trägt sie von sich im Innern, die solche Verfinsterung ihrer eignen Idee, solche Beugung ihrer Lebensinhalte zuläßt? Dieses Bild ist im Korpsgeist ausgeprägt, und er ist noch immer der sichtbarste Träger des studentischen Jugendbegriffes, dem die anderen, voran freistudentischen Organisationen ihre sozialen Schlagworte entgegenschleudern. Das deutsche Studententum ist, bald mehr bald minder, von der Idee besessen, es müsse seine Jugend genießen. Jene ganz irrationale Wartezeit auf Amt und Ehe mußte irgendeinen Inhalt aus sich herausgebären und das mußte ein spielerischer, pseudo-romantischer, zeitvertreibender sein. Es ist ein furchtbares Stigma auf aller gerühmten Heiterkeit der Kommerslieder, auf der neuen Burschenherrlichkeit. Es ist Angst vor dem Kommenden und zugleich ein gemütsruhiges Paktieren mit dem unvermeidlichen Philisterium, das man sich als „alten Herrn" sehr gerne vor Augen hält. Weil man dem Bürgertum die Seele verkauft hat, samt Beruf und Ehe, hält man streng auf jene paar Jahre bürgerlicher Freiheiten. Dieser Tausch wird im Namen der Jugend eingegangen. Offen oder heimlich, — auf der Kneipe oder in betäubenden Versammlungsreden wird der teuer erkaufte Rausch erzeugt, der ungestört bleiben soll. Es ist das Bewußtsein verspielter Jugend und verkauften Alters, das nach Ruhe dürstet, und an ihm sind die Versuche der Beseelung des Studententums zuletzt gescheitert. Aber wie diese Lebensform jeder Gegebenheit spottet und von allen geistigen und natürlichen Mächten gestraft wird, von der Wissenschaft durch den Staat, vom Eros durch die Hure, so vernichtend von der Natur. Denn die Studenten sind nicht die jüngste Generation, sondern die Alternden. Es ist ein erschütternder Entschluß, das Alter zu erkennen, für solche, die ihre Jünglingsjahre auf deutschen Schulen verloren, und denen das Studium endlich das Leben des Jünglings zu eröffnen schien, das sich von Jahr zu Jahr ihnen versagte. Dennoch gilt es zu erkennen, daß sie Schaffende, also Einsame und Alternde sein müssen, daß ein reicheres Geschlecht von Jünglingen und Kindern schon lebt, dem sie sich nur als Lehrende weihen können.

Von allen Gefühlen ist dies ihnen das fremdeste. Eben darum finden sie sich nicht in ihr Dasein und sind nicht bereit, von Anfang an mit den Kindern zu leben — denn das ist lehren —, weil sie nirgends in die Sphäre der Einsamkeit hineinragen. Weil sie ihr Alter nicht erkennen, gehen sie müßig. Nur die eingestandene Sehnsucht nach einer schönen Kindheit und würdigen Jugend ist die Bedingung des Schaffens. Ohne dies wird keine Erneuerung ihres Lebens möglich sein: ohne die Klage um versäumte Größe. Die Furcht vor Einsamkeit ist es, die ihre erotische Ungebundenheit verschuldet, Furcht vor Hingabe. Sie messen sich an den Vätern, nicht an den Nachgeborenen, und retten den Schein ihrer Jugend. Ihre Freundschaft ist ohne Größe und Einsamkeit. Jene expansive, auf das Unendliche gerichtete Freundschaft der Schaffenden, die auch dann noch auf unendliche geht, wenn sie zu zweien oder ihre Sehnsucht allein bleibt, hat keine Stelle in der Jugend der Hochschulen. Ihre Statt hat die persönlich zugleich beschränkte und zügellose Verbrüderung, die sich gleich bleibt auf der Kneipe und bei der Vereinsgründung im Café. Diese Lebensinstitutionen alle sind ein Markt von Vorläufigem, wie das Treiben in Kollegien und Cafés, Ausfüllungen leerer Wartezeit, Ablenkung vom Ruf der Stimme, ihr Leben aus dem einigen Geiste von Schaffen, Eros, Jugend aufzubauen. Es gilt eine keusche und verzichtende Jugend, die von der Ehrfurcht vor den Folgenden erfüllt ist. Aus Mutlosigkeit ist das Leben der Studenten solcher Ehrfurcht fern gerückt. Es folgt aber jede Lebensform und ihr Rhythmus aus den Geboten, die das Leben Schaffender bestimmen. Solange sie sich dem entziehen, wird ihr Dasein sie mit Häßlichkeit strafen und noch den Stumpfen wird Hoffnungslosigkeit ins Herz treffen.

Noch geht es um die äußerste gefährdete Notwendigkeit, es bedarf der strengen Richtung. Jeder wird seine eigenen Gebote finden, der die oberste Forderung an sein Leben heranträgt. Er wird das Künftige aus seiner verbildeten Form im Gegenwärtigen erkennend befreien.

Fremdwörter et caetera

Von A. Mendelssohn Bartholdy

In der Kriegszeit ist für den geschichtsliebenden Deutschen ein Buch nützlich und unterhaltsam zu lesen, das unter den Wirren und Nöten der schlimmsten Jahre des Dreißigjährigen Krieges verfaßt und auch mit vieler

Kunst an Abbildung und Satzverzierung zu Nürnberg gedruckt worden ist, nämlich die Frauenzimmer Gesprächspiele Philipp Harsdörffers, mit seinem Kunstnamen in der Fruchtbringenden Gesellschaft „der Spielende" gerufen. In den acht Bänden, die in ihrem Querformat so hübsch handlich und leicht gebunden sind, daß man sie heute noch lieber in froher Geselligkeit beim Lustwandeln durch den Garten zum Vorlesen benutzen möchte als sie auf dem einsamen Arbeitstisch liegen haben, in diesen Bänden findet man neben viel anderen beherzigenswerten Dingen auch ein Zwiegespräch über die deutsche Spracharbeit, das recht eigens für den Weltbrand von 1915 gedacht zu sein scheint. Etliche von der spielenden Gesellschaft wenden dem eifrigen Sprachreiniger ein, daß solche Friedenskünste bei den beharrlich rasenden Kriegszeiten nicht zu unternehmen sein dürften. Aber er erwidert mit wacker deutschem Wort und Verstand: Wann von der Arbeit selbsten die Frage waltet, kann solche als löblich niemals zur Unzeit angegangen werden; redet man aber von derselben Ausrichtung und glücklichen Fortstellung, ist mit Verwunderung zu betrachten, daß die Musen mitten zwischen Wirbeln und Schlürfen der Trummeln und Pfeifen, dem Tönen und Dröhnen der Trompeten, dem Prasseln und Rasseln der Kartaunen, dem Platschern und Glatschern der Musqueten, ja dem Klagen und Jagen des fast bejammerten Teutschlands nicht verstummet, sondern gleich den mit Trauerkleidern umhüllten Jungfrauen niemals holdseliger und schöner gesehen worden. Hat nicht gerade im Jahr 1617, als die Rache den Brand der Uneinigkeit unserem elenden Vaterland eingestoßen und die unersättlichen Kriegsflammen entstanden, welche bis auf diesen Tag mit so vieler Christen Blut nicht gelöscht werden können, die Hochfürstliche FRUCHT BRINGENDE GESELLSCHAFT die Erhebung unserer Muttersprache mit unsterblichem Nachruhm begonnen?

Harsdörffer ist wahrhaftig ein treuer Freund des Vaterlandes und ein tüchtiger Kämpfer für deutsche Art gewesen und er soll darum in hohen Ehren stehen und ein gutes Gedächtnis haben, wo seine alamodischen Zeitgenossen vergessen sind. Aber die Geschichte seiner geliebten Gesellschaft, zu deren Preis er einzig denkt und dichtet, zeigt uns doch auch recht deutlich die Fehler und Schwächen seines Wesens und den gefährlichen Irrtum der wohlmeinenden Eiferer, die einem großen und durch seine Vielköpfigkeit reichen Volk in Gesellschaften oder Vereinen seine Sprache vorschreiben und regeln wollen. Wieviel Schönes und Feines haben sie nicht zum Lob der heimischen Laute, des natürlichen Wohlklangs und der unerschöpflichen Zeugungskraft unserer Muttersprache zu sagen gewußt! Und wie ist doch ihre Mühe verloren gegangen durch

eigene Schuld, durch Schulmeisterei und Ungeschmack, durch das würdelose Verstecken fremdhergekommener Wörter unter die Außerlichkeit deutscher Schreibung, durch die unduldsame Selbstgerechtigkeit, die jeden Andersredenden zum „gemeinen Pöpelmann" oder zum Vaterlandsverräter machen möchte. Die trotzige Überhebung eines einzelnen Menschen können wir bewundern, auch wenn sie zuletzt am Gleichmaß göttlicher Überlegenheit zerbricht; sie kann ihre Spur in den Seelen der anderen Menschen lassen, und was Gutes und Starkes in ihr war, das bleibt. Aber die kleine Überhebung, die der gewöhnliche Mensch sich, weil ihm die eigene Kraft dazu fehlt, im „Verein" mit anderen gleichgewöhnlichen Menschen sucht und holt, die rächt sich bitterlich. Der Zusammenschluß der Massen zur Partei oder zum Wirtschaftsverband kann ihnen die Macht der körperlichen Gewalt geben, die Herrschaft, die der Staat über den Leib haben darf; aber wer die Geister und Seelen lenken und die Gedanken der Menschen zwingen will, der muß mehr haben als eine stattliche Mitgliederzahl, eine Verbandszeitung und einen geschäftsleitenden Vorstand. Sonst geht es ihm wie dem „Spielenden"; er glaubt wirklich, mit der Gründung seiner Gesellschaft im Jahre 1617 oder 1881 habe die Erhebung seiner Muttersprache zu unsterblichem Nachruhm begonnen; er läßt diesen Glauben auch in seiner Vereinsschrift drucken, und muß sich dafür noch nach vielen Jahren verlachen lassen, oder gar von weniger gutmütigen Lesern recht herzhaft schelten und verachten. Denn von Rechts wegen hätte sich Harsdörffer freilich auf dem Heimweg von einer fruchtbringenden Sitzung oder zu Hause in seinen bürgerlichen vier Wänden sagen müssen, daß die Erhebung der deutschen Sprache zu ihrem unvergänglichen Schriftruhm hundert oder hundertfünfzig Jahre vorher von einigen gottbegnadeten Männern ins Werk gesetzt worden war, die das ganz auf ihre eigene Faust und öfters in grimmigem Kampf als in gemütlichem Verein vollbracht haben. Das waren freilich auch Nährende und Vielgekörnte und Nutzbare und Spielende, aber sie gaben sich nicht selber untereinander die Ehre der schönen Namen; das waren die großen Streiter im Kampf um die Kirche und das Wort Gottes; das war Hans Sachs, der sich das Kleid seiner Dichtung aus aller Völker Sprache zusammengewirkt hat und doch ein Deutscher von der besten Art bis in den letzten Buchstaben seiner vielen hunderttausend Verse ist; das waren vorher die ersten deutschen Prediger im ausgehenden fünfzehnten Jahrhundert und ihre Gegenspieler, die Schwank- und Fabeldichter, und vielleicht als der allergrößte unter ihnen jener sonderbare Barfüßer, der als armer oberelsässischer Judenjunge geboren, der Schüler des wortgewaltigen Straßburger Predigers, Geilers von Kaisersperg geworden ist, im kerndeutschen

jetzt teuer erkämpften Land von Thann und Mülhausen gelebt und gedichtet und im Buch von Schimpf und Ernst der deutschen Schriftsprache ein nicht weniger kostbares Gut gegeben hat als Boccaccio in seinen Novellen den Italienern oder Chaucer in den Canterbury tales den Engländern!

Auch in Kleinigkeiten wiederholt sich der Lauf der Welt und scheint sich oftmals selbst nachzuäffen. In den Gesprächspielen geht die Wechselrede über die „fremden Wörter" (als welche weder von der deutschen noch von der nächstverwandten und heiligen Hebräischen Sprache abstammen [Zweiter Band, S. 174]) zwischen einem verständigen und gelehrten Soldaten namens Degenwert von Ruhmeck und einem gereist- und belesenen Studenten namens Raymund Discretin hin und her, während die adeligen Jungfrauen Angelica von Keuschwitz und Cassandra Schönliebin zuhören und der alte Hofmann Vespasian von Lustgau den Schiedsrichter abgibt. Nun ist es vielleicht eine ungewollte Feinheit des Zufalls, daß der tapfere Soldat mit dem grunddeutschen und kriegerischen Namen sich der geschmähten Fremdwörter annimmt und nicht vom Kampiren, kannoniren und marschiren ablassen will, auch gelegentlich ein Exempel statt eines Beispiels und eine Regul für einen Lehrsatz gebraucht, daß hingegen der belesene Student, dem sein Name wie ein spanisches Mäntelchen umhängt, den wilden teutschen Mann macht und sich sogar vor dem Vorwurf der Selbstbefleckung durch ein unversehens untergeschlüpftes Fremdwort — er heißet nämlich diese Wörter aus gröblicher Schimpflust „Bastarde" — mit dem greulichen Unsinn herausredet „Bastard ist ein altteutsches Wort dann es kommet her von dem Bast, mit welchem man die Pfropfreiser der inwendigen safftigen Rinden einverleibet, bekleibet und anwachsen machet und dem Wörtlein Art, daß es ist eine Art, welche mit andern durch das Bast verbunden und gleichsam geimpffet wird". Die Ähnlichkeit zwischen 1640 und 1915 liegt aber bei diesem Gespräch nicht darin, daß auch heute noch mancher harmlos tüchtige deutsche Degenwert sich von einem weltläufig ausgeputzten, konfus belesenen Raymondo über die Reinheit seiner Muttersprache schulmeistern lassen muß, sondern in der viel harmloseren Zutat des Wechselgesprächs: Die schönen Fräulein haben nämlich dem tapfern Krieger für jedes Fremdwort, das ihm in ihrer Gesellschaft entschlüpfte, die Strafe — des Wassertrinkens angedroht! Da haben also die Teekränzchen, bei denen der Zehner für jeden undeutschen Hauch des Mundes in die Sammelbüchse fiel, ihr artiges, obgleich hochbejahrtes Vorbild gehabt.

Eine rechte Lösung hat übrigens auch der gewiegte Hofmann der Gesprächspiele für den Wortstreit nicht gefunden. Er hat zwar höchst salomonisch ge-

urteilt, daß er dem Kriegsmann nicht verdenken wolle, wenn er sich unter seinesgleichen der Kanonade bediente, daß aber „unter Frauenzimmer oder Liebhaber der deutschen Sprach" schon eher mit Stucken geschossen als kanoniret werden sollte; er hat auch den unvorgreiflichen Gedanken gehabt, daß es uns wohl anstünde für Compagnie Fähnlein zu sagen. Aber zuletzt hat er doch zugeben müssen, im Fall er Chaperon, garcettes, galouches und dergleichen Unentbehrlichkeiten mehr verdeutschen sollte, würde er sich nicht zu helfen wissen.

Die drei Beispiele, deren sich dieser Nürnberger Vespasian bedient, muten freilich nach dreihundert Jahren auch ein wenig sonderbar an. Den Chaperon können wir kaum noch als Fremdwort gelten lassen, so wenig wie die Duenna, den Cicisbeo, den Eunuchen oder Popen. Er ist ein Geschöpf ausländischer Lebensart, für das wir so wenig einen einheimischen Namen haben wie für Blumen und Früchte, die nicht bei uns wachsen wollen „Citronen, Tulipanen, Indigo und Muscat". Was Garcetten sind, das hat die unbeständige Mode, die uns mit immer neu benamsten Erfindungen derselben Tracht zu narren liebt, längst vergessen lassen, und selbst die Gazette du bon ton weiß nicht mehr, daß zu Anne d'Autriches Zeiten die Pariserinnen ihren Kopfputz mit den tief in die Stirn herabgewellten und auf spanische Art durch einen Zierkamm festgesteckten Haaren mit einem Fremdwort nannten und aus der garceta die garcette machten, die dann den deutschen Hofmann mit ihrer Unübersetzbarkeit plagt. Daß uns aber schließlich die „galouches" heute keine Mühe mehr machen, das verdanken wir teils dem bekannten Zahn der Zeit, der über das fremdklingende Wort so lange sein deutsches Gras wachsen ließ, bis es uns als Galosche ganz kindermärchenhaft vertraut klingen konnte, teils der Verwandlung des benannten Gegenstands selbst; denn zu des neuen Vespasians Lebzeiten war er noch holzbesohlt und zeichnete sich vor anderen Fußbekleidungen nur durch den Zweck aus, daß er den groben Dienst für sie tun und sie besonders vor Feuchtigkeit schützen mußte; einen Gummischuh hätte man ihn dazumal noch nicht nennen können, selbst wenn man die Gefahr einer milden Wasserstrafe wenigstens für die erste Hälfte des Worts hätte auf sich nehmen wollen.

Indessen meine ich in allem Ernst, daß wir uns heute über diese und die übrigen Fremdwörter unserer guten Sprache leichter sollten einigen können als unsere Vorfahren im Dreißigjährigen Krieg. Wir verdenken es ihnen, daß sie über dem Modegezänk des Tages vergessen konnten, wie herrlich sich zur Zeit ihrer Großväter und Urgroßväter die deutsche Schriftsprache in sieghafter Kraft emporgehoben hatte; was müßten wir aber von uns selbst denken, wenn wir aneinander herumkrittelten, statt uns gemeinsam glücklich zu preisen, daß wir ein noch

weit größeres und herrlicheres Erbe zu hüten haben als jene? Sie konnten vielleicht nicht sehen, wie riesenhaft groß die Bildner der deutschen Schrift sie überragten, weil ihnen der Standesdünkel des Hofmanns und die gelehrte Pedanterie den Blick trübten; wer aber heute, da wir aus dem Mund Goethes und Schillers, Herders und Kants unsere Sprache in neuer Weihe empfangen haben, noch kommen und aus den Gespinsten seines eigenen Hirnleins heraus den Nebenmenschen Noten für gutes oder schlechtes, reines oder falsches Deutsch geben möchte, dem müßte man allerdings wünschen, daß er vor fünfhundertfünfundfünfzig Jahren auf die Welt gekommen wäre; vielleicht hätten es Luther und all die anderen unter seinem Bakel besser gemacht!

Was braucht es denn viel, damit der Streit über die Fremdwörter und viel Ärgernis, das er den Reinen und Unreinen gibt, sein Ende nehme? Wenn wir ein paar von den Eigenschaften anwenden, für die unsere Sprache sich vor anderen die Worte gebildet hat: Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit, Duldsamkeit und Gutmütigkeit, Einsicht und ehrfürchtigen Sinn; und wenn wir uns von ein paar Dingen abwenden, die uns in Fremdwörtern am geläufigsten sind: von Phrasen und Renommistereien, von Pedanterie und Scholastik, von Parvenümanieren und Snobismus, von Monsieur Chauvin und Mr. Jingo und überhaupt vom Politisieren, da wo es nicht hingehört — dann ist es am Ende nicht so schwer, sich über die Form zu einigen, in der ein Deutscher einem Deutschen seine Gedanken mitteilen soll.

Bei gründlicher und wahrhaftiger Betrachtung wird jedes Vertuschen und Bemänteln unmöglich sein und wir werden nicht mehr glauben, die Sprache dadurch reinigen zu können, daß wir den Herkunftsschein der Fremdwörter fälschen. Als duldsame und gutmütige Leute werden wir das, was am Sprachgebrauch des Volkes schlecht scheint, weniger durch Tadel anstreichen, als durch die Aneiferung guten Vorbildes und durch Lob und Ehrung der großen deutschen Schriftsteller zu bessern suchen. Eine ernstliche Einsicht wird uns zeigen, daß die vielgebrauchte Redensart von der Ausländerei des Deutschen auch in seiner Sprachweise statt ihres ehrlichen deutschen Wortes vielmehr verdient mit dem Namen Phrase bezeichnet zu werden, wofern sich nicht gar eine arge Renommisterei in ihr versteckt; denn der Krieg, der doch die letzte Echtheitsprobe für das ganze Volk ist, hat uns bisher wahrlich gezeigt, daß unter den gebildeten Deutschen die Männer und Frauen, die eine fremde Sprache als Sprache (nicht bloß als Erwerbsmittel) zu sprechen wissen, ganz ungemein selten sind, daß aber dafür bei den anderen die Meinung weitverbreitet ist, man solle von Rechts wegen diese Seltenheiten wie früher die gefährlichen

Bücher im Kloster unter einen Kettenverschluß legen. Vom Krieg hoffen wir ja auch, daß er uns den Snob und den Parvenü in ihrer Leibhaftigkeit vom Halse schafft, und dann werden ihm die Fremdwörter bald in die Vergessenheit folgen und unsere Enkel werden nicht besser über ihn Bescheid wissen, als wir über die garcettes der Anne d'Autriche. Vor allen Dingen aber werden die Tapferen von draußen uns Daheimgebliebenen gründlich klarmachen, daß ihr Kampf und Sieg nicht unrein ist, weil sie ihn in Armeekorps, Brigaden, Divisionen, Kompagnien, Munitionskolonnen, Trainbataillonen, Reserveformationen und dergleichen Cadres mehr erfochten haben. Daß Friedrich der Große und der alte Kaiser, Bismarck und Kant um ihrer vielen Fremdwörter willen eigentlich keine guten Deutschen gewesen sein können, daran hat man uns ja in den letzten Friedensjahren schon fast gewöhnt gehabt; an einen Feldgrauen werden sich aber die Sprachrichter nicht so leicht getrauen, wenn er mit ein paar kräftigen Fremdwörtern im Munde aus Frankreich oder gar aus England heimkommt. Vor einiger Zeit ist unseren Kleinen gepredigt worden, daß sie sich nunmehr ihrer Eltern tüchtig zu schämen hätten, weil diese bisher beim Auseinandergehen sich dem lieben Gott auf französisch zu empfehlen pflegten. Es nimmt mich wunder, ob von den eifrigen Leuten einer oder der andere diesen selben Kindern auch gesagt haben mag, daß man jetzt unter den deutschschreibenden Dichtern die wirklich deutschen herausspüre und daß der deutscheste unter ihnen Heinrich von Kleist sei, und ob dieser selbe Eifrige dann auch einmal jenes erschütterndste Gedicht zu lesen bekommt, das Kleist geschrieben hat, den letzten Brief, in dem er von der Welt und den Freunden Abschied nimmt? Ihm ist in dieser Stunde, in der schon die Schlacken der Menschlichkeit von ihm abfielen, der Scheidegruß Adieu nicht undeutsch erschienen, ihm hat er nicht falsch geklungen.

Kein Volk kann sich rühmen, diese oder jene Tugend allein und ganz für sich zu besitzen, von diesem oder jenem Fehler bis in sein letztes Glied frei zu sein. Auch steht es dem Volk so wenig wie dem Einzelnen zu, in eigener Sache den Richter zu spielen. Aber im Kampf seine Sache mit dem tapfersten Mut führen und im Frieden so an sich arbeiten, daß es rein und stark in den Kampf gehen kann, das kann und muß allerdings jedes Volk tun. Und zu dieser Friedensarbeit gehört auch, daß dem Volk immer wieder vorgestellt wird: diese Eigenschaft solltest du als eine deinem besten Wesen, eine dem Wesen deiner Besten gemäße erkennen und erstreben, jene Eigenschaft und Lebensweise als dir unnatürlich, ungesund und fremd abweisen. Unsere Sprache hat sich für diese Arbeit in ganz richtigem Trieb ein Mittel geschaffen; sie gibt oder läßt dem

fremden Ding das fremde Wort; sie zeichnet die Eigenschaften, die sie nicht für deutsch achtet, mit ausländischen Namen und haftet ihnen so ein höchst wirksames und gar keines teuren Behördenstempels bedürfendes made in France oder England oder America an. Wer dagegen arbeitet, der schädigt das Deutschtum. Wir wollen nicht das Varieté in eine unschuldige Singspielhalle umtaufen, die es nicht ist, die verrufene bar in eine biedere Wirtschaft, die Chansonette in eine Liedersängerin; wir wollen uns bemühen, höflich, gesittet und gefällig zu sein, aber das galante, manierierte und kokette Wesen unter der fremden Fahne lassen; wir wollen auch die Möglichkeit der Scheidung von Wirkung und bloßem Effekt, von Briefen ohne Unterschrift und anonymen Briefen, von Staatsdienern und Bureaukraten, von vaterlandstreuen Männern und Nationalisten in der Sprache behalten; und wir sollten uns sogar zusammentun und für den Hurrakitsch und die Flaumacher und Greuelmeldungen ein paar kräftige Fremdwörter erfinden.

Hier meldet sich nun aber Philipp Harsdörffer wieder zum Wort, und ich lasse ihn gern mit einem Schwank aus dem Großen Schauplatz Lust- und Lehrreicher Geschichte den Schluß machen, nämlich mit den Eingangssätzen der Geschichte vom „Practicanten":

„Es ist kein Wunder, daß man diese Leute mit keinem woldeutendem Wort in unsrer Sprache nennen kann; weil die alten Teutschen so ehrliche, aufrichtige Biedermänner gewesen, daß sie von dergleichen meuchellistigen Sachwaltern und Leutbetrügern nichts gewußt, und ist ihr Geschlecht mit den Römischen Gesetzen oder vielmehr deren Mißbrauch eingeschlichen. Man nenne sie aber Practicanten, weil sie das unrechte Recht practiciren und auswirken können und ihr Leben mit ander Leute Verderben zu suchen pflegen. Ehrliche und Gewissenhafte Rechtsgelehrte sind hierunter nicht verstanden."

Der bedrängte Seraph

Novelle von Wilhelm Lehmann

I

Der Himmel rief mit geschwollenem Munde über die Straße. Seine Stimme laugte den Raum zwischen den Häusern und in den Stuben aus. Dann, als sein Rufen nichts nützte, kniete er auf die Erde hin und schlug

sie mit Fäusten. Lachnit Bittersüß lag gekrümmt und unbehaglich in seinem Bette und schlief. Als das Rufen des Himmels aufhörte, wachte er auf, schüttelte mit Anstrengung seine Müdigkeit ab und setzte mit Aufmerksamkeit, daß es der rechte sei, den Fuß auf den Bettvorleger. Er versuchte hell und klar in den Tag zu sehen, soweit er hell und klar in die dumpfe Stube seines Großstadtlogis dringen konnte, und fand in allmählichem Besinnen sein Leben wie ausgebrannt vor. Ihm war, als wenn er wie als Knabe, sehnsüchtig, mit begierigen Nüstern, Zeuge des lebendigen Daseins zu werden, den Käfig eines seiner geliebten Tiere öffne und tief enttäuscht entdecke, daß dieses in der Nacht entkommen war. Über die Grenzen seiner Kindheit hatten Lachnit solche „Liebhabereien" als Freunde hinweggetragen. Seinen unbezähmbar lauten Durst, warm und eifrig zu leben, hatte diese Vorliebe mit spülender Freude stets am zuverlässigsten gelöscht. Und als die zwölf Jahre eines gleichgültigen oder verhaßten Schulsitzens mit nicht glänzend bestandenem Schlußexamen vorüber waren, hatte er sich entzückt vom nie gewohnten Zuhauseleben getrennt, bereit, die Welt zum Kissen zu nehmen. Aber ihm fehlte Sicherheit nach außen und nach innen, und sein Schiff fuhr stets bedrohlich auf die Seite geneigt. Er orientierte sich immer nur nach dem Unfaßbaren, das er wie magisch bewegte Korkkugeln vor sich sehen wollte, und ignorierte wie aus Vorsatz die Richtschnuren, die den Handel und den Wandel der Welt sonst regeln: er roch nur immer schwindelnder in die immer samtener und feuchter aufbrechenden Blätter seines Ichs und sah nichts sonst. Er konnte nur dann den Tag durchleben, wenn er in irgendeiner Minute den Verschluß eines jenes süße Öl enthaltenden Fläschchens öffnen konnte. Im übrigen ließ auch ihn die Welt nicht so weit aus ihren Händen, daß sie ihn nicht zwang, seinen beschränkten Verhältnissen gemäß, die regelrechte Laufbahn des jungen Menschen einzuschlagen, der nach seinem Abitur zum folgenden großen Examen sich vorbereiten muß, um dann eines Tages, wohlbehalten und wohlbestallt, zu verdienen, sich und den Seinigen zur Befriedigung.

Mit Lachnit war es aber nie so gegangen, wie diejenige, die Wächterin und Besorgerin seiner ersten Jugendzeit gewesen war, seine Mutter, gewollt hatte. Als sie im vorletzten von Lachnits Schuljahren genötigt gewesen war, aus mehr ländlicher Umgebung heraus auf die Etage eines großen Mietshauses zu ziehen, war es passiert, daß Lachnit und sein etwas jüngerer Bruder in der Bodenkammer, die in Ermangelung eines eigentlichen Fremdenzimmers der Etage zugeteilt war, sich ohne Wissen der Mutter ein paar Stare gehalten hatten. Das erste, was er und der Bruder, von einem ihrem inneren Leben vergeblichen

Schulvormittage ausgehöhlt, taten, war, zum Boden hinaufzueilen und aus dem Wirbel des krausen Starengeschreis und dem gesprenkelten Petroleumbunt der Federn sich alles das zu nehmen, was der sonstige Tag ihnen verdorben und geraubt hatte. Beide Knaben wurden daran, ohne daß sie es wußten, ihrer eigenen Schönheit inne und heilten in dieser prachtvollen Ecke ihre Wunden aus. Aber diese Stille mordete ihnen, peitschend und erregt, der Zorn der Mutter, die außer sich, durch vielerlei geärgert, den Jungen ihre Rücksichtslosigkeit vorwarf, die sie und ihre Arbeit zur Verzweiflung brächte mit ihren Extravaganzen; der ganze Boden sähe aus wie ein Schweinestall; ihr, die allein stände, wäre es ohne Hilfe nicht möglich, ihr Haus rein und ordentlich zu halten; man merke eben an allem, der Vater fehle. Lachnit war wie zerquetscht.

Und doch schien es Lachnit Bittersüß, der mittlerweile Studierender der Vermessungskunde an der technischen Hochschule geworden war, als er heute aufwachte, daß er damals und selbst bei solcher Gelegenheit noch glücklich gewesen sei gegen jetzt, weil damals der Grund seines Kummers die Mutter gewesen war, jetzt aber keiner sichtbar werden wollte. Als er frei von der Schulbank geworden war, hatte er wohl geschäumt vor Freude; aber er wußte noch nicht, daß in ihm selbst die Stacheln keimten und so regelmäßig in allem seinen Vorhaben saßen wie die Blausäure im Mandelkern. Heute nun fand der Aufwachende seinen Atem verdorben und den Boden, den er beschreiten wollte, verwüstet: er wußte nicht, warum. Er lächelte wehmütig-ironisch, denn ihm fiel ein, was seine Wirtin, Frau Marienfeld, gestern zu ihm, ihrem einzigen Mieter, dem sie zuweilen über den Wirtshausbesuch ihres Mannes klagte, gesagt hatte. Sie hatten zum ersten Male in ihrer Bekanntschaft eine Heftigkeit miteinander gehabt. Beiden hatte das wehgetan. Lachnit hatte sie wegen eines Schlüssels, den er nicht gleich fand, angefahren. Sie war gekränkt. „Daß Sie so mit mir sprechen, Herr Bittersüß!" hatte sie gerufen. „Und Sie haben doch ein so richtig frommes Gesicht!" Sie hatte seinen Ausdruck fromm genannt, weil er ihr stets innen beschäftigt erschienen war — — und jetzt? Die Bücher und Zeichnungen, die er gestern abend geöffnet hatte liegen lassen, um heute gleich darin fortfahren zu können, grinsten ihn an, und in träger Unfähigkeit wollte er mühselig warten, bis irgendein Teil wieder zu leben, wieder zu fliegen begänne. Unzählige Male versuchte er, sich zur Arbeit zu zwingen, unzählige Male wurde er geschlagen, und endlich ging er und rannte durch die Straßen, auf der Suche nach seinem Widerpart, ob er wohl den fände, der sichtbarlich gegen ihn aufquölle. Nichts geschah. Menschentrupp nach Menschentrupp, jeder

ihm völlig fremd, huschte an Lachnit vorbei, und wie man, um sich das Gefühl der eigenen Wirklichkeit beizubringen, um überhaupt irgend, irgendeines Gefühles teilhaftig zu werden, die Hand in den Schnee taucht oder mit dem Fuße die Herbstblätter aufwühlt, damit sie von Frische und Weichheit erzählen, so ging Lachnit im Rinnstein der Riesenstraße, um sich zu spüren gegen den Schwarm, der das Trottoir benutzte; aber die Leute, sogar die Kinder, nahmen sich keine Zeit, des Einzelnen, Unentdeckten Torheit anzusehen. Und er lief und lief. Er blieb vor jedem Buchladen stehen, um jedem Arme nahe zu sein, der seinem verratenen Wesen die Krone wieder aufsetzte, um jeden Hauch zu wittern, ob er ihn feuchte, ob er ihn erlöse. Seine Achseln flossen von Schweiß, seine Sohlen brannten. Wie man ein mechanisches Mittel anwendet, flüsterte er sich Überbleibsel von Schönem, das er einst gelesen, zu. „Und in dem Hochzeitsmoste Trinkt ein Schmetterling sich tot," murmelte er. Aber kein redlich quellender Schmerz suchte ihn, und jede friedlich sich bewegende Freude mied ihn. Als kleiner Junge war er jeden Sommermorgen sofort nach dem Aufstehen vor der Schule noch in den Garten geeilt, hatte die Winden aufgesucht und denen, die nach durchblühtem Tage heute müde herabhingen, den Honig ausgesogen; und den großen Jungen hatte das letzte Stück des Nachhauseweges von der Schule eine lange Hecke begleitet, und die war stets voll von Sonnenkäfern und deren Brut gewesen. Hier aber war nichts außer einer mörderischen Unverständlichkeit. So gab er auch hier den Kampf auf. Noch immer kniete der Himmel auf der Erde und bedrohte sie schwer. Besessen schaute diese mit unterlaufenen Augen nach dem heilenden Monde aus.

Und wie Lachnit von Gasflamme zu Gasflamme lief, ließ er seinen Körper mit dessen Lüsten spielen, nur um sich abzulenken und ihn gegen das zum Tode ermattende Seelengefecht auszuspielen. Sein Leib rannte den Mädchen nach. Wenn das Eichhorn unversehens auf seinen Zügen erschreckt wird, schlägt es in bösem Entsetzen knallend und schlotternd mit den Pfoten auf. So schlug Lachnits Körper hin und her. Schon war er bald diesem üppigen, bald jenem mageren Frauenwesen auf der Ferse. Aber sobald ein feilschendes Auge ihn entdeckte, scheuchte das meist spitzig-kühle, nie auf warmem Unterstrom gleitende: „Kommst du mit?", auch schon des Du wegen, ihn in jäh aufsteigender Angst zurück. Immerfort versuchte er, die Gefahr zu berühren. Als er einmal, fast ausgelöscht in Ohnmacht, den Mut fand, ein junges Weib zu bitten, ob er seinen Busen sehen dürfe, stieß er auf die höllische Gegenfrage, ob er pervers sei. Lachnit riß seine Furcht nieder, beruhigte die Fragerin und

kletterte mit ihr in eine nach Suppenfleisch riechende enge Stube. Hier starrte er das Erbetene enttäuscht an, wollte, um endlich den brennenden Busch zu schauen, mehr sehen, wurde aber zurückgewiesen und floh die Treppe hinunter. Er zog die verräucherte Straßenluft ein und fühlte an seinem Leibe herunter, ob er noch gesund sei.

Als hätte er Engel, die ihm ihre weißen Gesichter liebevoll nahe gerückt hatten, mit Ruß beschmiert, lag er am späten Abend dieses vergifteten Tags im Bette, und sein Leib begann zu bluten und, peinvoll verhüllt, sich auszugeben. Das waren also die Geschöpfe, vor denen ihn seine Mutter, bevor er sie verließ, mit einem plötzlichen Weinen in unklaren Worten gewarnt hatte. Aus demjenigen Teile seines wie am Morgen zerknüllt hingelagerten Leibes, das, stecknadelkopfklein zusammengepreßt, unangetastet und melodisch durch das graue Gewühl hin geblieben war, stieg die Gestalt eines Reiters, durch dessen aus roten Löwenmaulblumen gedrehtes Visier ein Paar unendlich beherrschter Augen sah; er saß aufrecht auf einem Rosse, das mit zarten festen Hufen sich in den Sand sperrte; sein grauer Schweif fegte den Boden. Um ihn verdichtete sich die Luft zu Tropfen; jeder Tropfen wurde ein honiggoldnes, zwitscherndes kleines Weib; sie alle flochten ihre Arme, wie Gräser zart, ineinander zu ruhesam aufschwebenden Ringen, die Lachnit zum Mitspielen luden. Sie zogen hoch empor, klärten wie die Wolken das Land vor Ostern zur Feier und küßten den Mund des Himmels, der abschwoll und wie der Strand des Meeres rauschte. Er gab seine Feindschaft gegen die Erde auf, sie war frei. Da sahen Lachnit die Flecken auf seinem Laken vorwurfsvoll an, und er sagte zu seinem gemarterten Leibe wie das Kind im Märchen: „O Falada, der du da hangest." Aus dem trüben Allerlei, das in wüstem Trott wieder heranschwemmte, fischte er sich mit letzter Anstrengung das Bild einer großen Kuhherde, die sich, um gemolken zu werden, in eine Ecke zusammendrängte. Gerade wollte ein unbekümmerter, pfeifender Junge auf die ihm zunächst stehende große Kuh zuschreiten, die mächtige Hörner und ein besonders an den Flanken lilarot gefleckes Fell hatte — — da schlief Lachnit ein.

2

War Lachnit ein Mann geworden? Er war jetzt im Besitze einer Frau und zweier Kinder. Gertrud war ein lebhaftes, am Leben hängendes Weib, das sich aber keine Rechenschaft über den Sinn seines Daseins ablegte. Lachnit blieb jene Mittagsstunde des Tages getreu, in der sich gleich langbeinigen Mücken die

gespenstischen Fragen, die genau und gerade an ihn gerichtet waren, vor ihm auf dem Tische niederließen. So treu war ihm solche Stunde, daß er meinte, er hätte sie seit der Zeit, in der er zu denken begonnen. Wenn er jetzt, zwischen Lust und Müdigkeit schwankend, dieser ererbten Begleiterin seine Aufmerksamkeit lieh, dann wurde es ihm zur Gewißheit, daß er an Gertruds Seite nicht alt werden könne, daß sie schuld sei, wenn kein Glied seines Wesens zur Ruhe kam. Er wußte nicht, woran das lag. Er sah sie in der Veranda sitzen in liebenswürdigem Gespräch mit einer Nachbarin; er mühte sich, sie wie etwas Fernes, gelassen in sich selbst Schreitendes zu betrachten, das im Sonnen- und im Mondesschein bräunt und bleicht. Zuweilen genoß er sie, wie sie ihn genoß. War das aber geschehen, so mußte er jedesmal mit unsäglicher Mühe sich selbst wieder holen, als wäre er verschleudert worden in einer nichtsnutzigen Laune, die niemals, niemals zu rechtfertigen war. Er hatte jung geheiratet. Jeder, der bei dieser seiner Angelegenheit sich überhaupt zu äußern hatte, hatte ihm seine Mißbilligung ausgesprochen. Lachnit war das ziemlich einerlei gewesen. Und nun maß er sein Hauswesen aus, und wenn er mit einer zagen Sehnsucht seine Stirn an den Türpfosten rieb, um aus dem Holz zu hören, daß es zu seinem Hause die Decke stütze, unter der er sein Haupt trug, dann versagten Gebälk, Fußboden und Türen die Antwort, um die er bat. Wie ein Kind stand er da, ratlos. „Aber ich bin schon zu tief drin, ich kann nicht mehr anfangen! Aber ich werde ja nicht alt! ich bleibe, wie ich bin!“ Und er strich sich über die Oberlippe, auf der kein Haar wuchs. Er war Architekt für einen Bauunternehmer geworden und machte seine Pläne und Zeichnungen, wie man sie verlangte. Zuweilen machte er sie auch besser, aber er hatte vorläufig kein rechtes Glück mit seinem Beruf, denn dieser trug ihn nicht, weil sein Wunsch und sein Wille da wurzelten, wo niemand hinsehen darf; weil er seine äußerste, bis zur Wut verdichtete Energie so und dort anwendete, wie und wo es der Blitz tut, dem kein Gehirn seine Bahnen nachrechnen kann. Und nach dem Blitze richtete sich Lachnits Weg nicht nur in seiner Unbestimmbarkeit, sondern auch in seiner feurigen Unnahbarkeit. In dieser Minute war es nur ein kalter Schlag, der an der Baumrinde entlang leckte und einen Riß hinterließ, in der nächsten traf er, zündete und fraß er, was er ausersehen.

An einem Junimorgen merkte Lachnit schon am Klange der Stimmen, daß der Tag warm werden würde. Der Sommer war seine beste Zeit. Und er sprang schneller und absichtsvoller und daher freudiger als gewöhnlich in sein Zeug. Versenkt in die Hoffnung auf den Moment, in dem er die Arbeit erledigt haben würde, schob er sich durch den Vormittag und ging dann schnell

vom Bureau nach Hause. Er sagte Gertrud gleich, daß er nach dem Essen gehen würde. Sie stand mit rotem Gesicht am Herde und buk. Sie verstand nicht, warum er ewig am Mittag herumrenne, ausgerechnet in der größten Hitze, und er, er konnte es ihr nicht sagen und wollte es auch nicht. Sie suchte vergebens, ihn zurückzuhalten, nachdem er das Essen heruntergeschlungen hatte. Das Gartenhaus, in dem er den oberen Stock bewohnte, lag ein gutes Stück Chaussee vor der Stadt. In Sorge, daß ihn irgendein Geschäft, irgendein Mensch noch in letzter Minute hindern könne, ging er, äußerlich beherrscht, und hob den Blick nicht eher, als bis er alles hinter sich wußte. Seine Gelenke knackten wie dem auf den Rücken geworfenen Drahtkäfer; seine Adern nahmen eine stählerne Farbe an, und seine Augen aßen die Nähe und die Ferne. Was sich aus Mangel an Nahrung in harten Spiralen in ihm zusammengerollt hatte, sprang auf, und was sich in das Verborgenste geflüchtet hatte, kam hervor, sammelte sich in einem schwellenden Wiehern, sprach mit grellen Augen wie das Gesicht der aufgescheuchten Weindrossel und huschte pfeifend in die bekannten Wege. Gertrud war zu Hause, Gertrud war die Mutter, die ihn zwang, die Stare abzuschaffen. Und der Nachmittag, auf den er gerechnet hatte, enttäuschte ihn nicht. Die Hitze saß auf den kleinen klumpigen Hügeln und faßte zwischen ihre Finger die Schmetterlinge, die in der Kühle der letzten Wochen bleich geblieben waren wie aus der Haut eines Weibes geschnitten. Sie faßte sie und bemalte sie mit einem langen, dünnen, spitzen Pinsel, und dann schwebten sie über den Sand, bereit, Lachnit, der aus allen Fugen ging, mit dem Lächeln ihrer Flügel in ihre Kreise zu locken wie in der Urzeit Adamstöchter die Engel mit ihrer Wohlgestalt verführten. Von den Federn der Plattmönche und der Müllergrasmücken, der eben Zurückgekehrten, troff die Wärme Afrikas und vermengte sich mit der heimischen, die ihr Angesicht, aufgelöst, in den graugelben Sand wühlte. Lachnit zerging. Er drückte seine Augen mit schmiegender Emsigkeit jedem Geschehen hier nach, bis seine Lider unter dem Anprall vor Erschöpfung brachen.

Und da er sich nach Hause begab, war er wie einer, der einen zu schweren mit Körnern gefüllten Sack vor sich herträgt, unterwegs den haltenden Strick verliert, so daß die Körner entgleiten, und nun immer noch, die unnötig weit gespannten Arme um die Bürde geschlungen, daher geht. Als Gaukler schob so Lachnit über die Erde. In sein Korn krochen schon die Gedanken, daß er nun nach Hause, daß er dann noch arbeiten müsse, daß dann ein leerer Abend folge: und der Sack wurde löcherig, erschlaffte und fiel zu Boden. Er trat mit dem Fuße darauf und ließ ihn liegen.

Die Schatten wurden länger, aber der Tag ward unruhig. Lachnit sah auf und sah, wie in den Kronen der Wegkiefern ein Wind rege war. An einem solchen warmen, ruhigen und doch windigen Tage hatte er sich mit Gertrud verlobt. Er haßte diesen Ausdruck. Gertrud hatte ein graues Kleid angehabt; sie hatte die Sohle ihres rechten Fußes gegen einen Baum im elterlichen Garten gestemmt. Lachnit war niemals aus den Schatten, die die süßen von ihm gehegten Pflanzen seiner Einöde warfen, herausgetreten. Gertrud hatte ihre Hand auf seine Schulter gelegt. Sie war das erste Weib, das ihm, ohne ihn zu verlachen, entgegengekommen war. Da hatte er gemeint, er dürfe sie nicht fahren lassen: er hatte durch eine Ritze seines Inneren sie auf sich zukommen sehen, und im nächsten Augenblick hing er ihr die in einsamem Feuer gehärteten, unnachgiebigen Ketten seiner Träume um den Hals, und einen, jenen Augenblick lang hatte sie ihren Hals so hoch gereckt, daß er die Ketten schön duldete und schön trug. Dann war er an sein Feuer zurückgestürzt und hier kauerte er noch immer und sah zu, wie die Gestalt der Holzscheite, die er hineinwarf, sinnend zerbröckelte. Mit Vogelfüßen setzte sich die ganze Welt auf seine Schulter und pickte an seiner Wange. Und er verfolgte die Schleppe des Windes, die voll Aufruhr durch sein Feuer raschelte, horchte, wie die Kiefernzapfen klingelten. Er griff ins Dunkle: als habe er eine wunde Stelle getroffen, schrillte ein Heuschreck, es klang wie Gitarrezirpen. Lachnits Augen wurden starr . . .

Zwei Kinder hatte ihm Gertrud bereits geboren; dennoch war es, als wäre nichts geschehen. Die Dämmerung war nur stärker, stäubender geworden: singende Gestalten gingen im Kreise um jeden Baum und umwanden ihn immer dichter mit ihren Staubseilen, bis sie voll von leidenschaftlichem Stillschweigen wurden. Lachnit schloß Nase und Lippen, um seinen Atem zu schmecken. Er packte die süße Qual des Nicht-Mitteilen-Könnens, wie ein Muttervogel sein bedrohtes Ei. Gott, daß er diese Qual noch besaß! daß Gertrud, die kaum danach verlangte, ihm sie nicht hatte abspenstig machen können!

Als er zu Hause ankam, fand er seine Mutter vor, die ein paar Tage zu Besuch bleiben wollte. Sie stammte aus einer bürgerlich-protestantischen Familie, deren Vorfahren sämtlich aus einem Kleinbauernstande geringer Art hergekommen waren. Sie hatte alle ihre innere und äußere Habe aus eigener Kraft erworben; hinter Lachnit und seinem Bruder Ferdinand war die Pforte, die zur Vergangenheit führte, noch fester zugeschlagen, und beide mußten völlig neu anfangen, konnten niemandem etwas verdanken. Von jeder Stelle dieses

Ufers mußten sie ihre Fähre abstoßen, um sie an jeder Stelle jenes Ufers anlegen zu können. In der Familie Bittersüß waren braune Augen heimisch; aber nur Ferdinand hatte dieses Braun übernommen, bei ihm waren sie auch groß und sanft geblieben. Bei Lachnit schillerten sie ins Grünliche, waren äußerlich nicht groß, und taten sich nur in Höhepunkten weit auf. Wie in kleinen säuerlichen Früchten hochgelegener herber Gegenden waren sie allmählich Kessel für die Niederschläge aller Geschehnisse geworden, die seinen Weg besäten. Umgekehrt waren Ferdinands Hände knochig und derb, während Lachnits lang und schlank wie die Blätter des Weins auf seinen Knien lagen.

Das Verhältnis Lachnits zu seiner Mutter war eine Quelle der Pein. Sein Vater, von dem er so gut wie nichts wußte, war jung zugrunde gegangen, und die Mutter hatte infolgedessen ihr Leben nicht ausgelebt. Alles Drängende und Triebhafte war von ihr willig oder unwillig in den Dienst der Sorge um ihre beiden Kinder gestellt worden, und so vergaß sie, gerade da wo dieses Wissen nötig gewesen wäre, weil sie sich selbst in solchen Geheimnissen nie Raum gewährt hatte, den großen, verhangenen, mit bloßer Sorge und noch so festem Treiben nicht zu entwirrenden Hintergrund, gegen den ihre Söhne, namentlich aber Lachnit, aufwachsen mußten. Sie übersah, daß sein Heimlichwerden eine Forderung aus dem Grunde seiner Natur war, weil sie selbst früh ihrem Blute ein Halt zugerufen hatte. So erträumte er sich eine Frau zur Mutter, an deren Haupte ein schwerer Haarknoten hing, und deren schlanker Körper eine traubensüße Weisheit beherbergte, die seine Heimlichkeiten verstand, ihm sie zum mindesten nicht abforderte, die seine Verworrenheit als Zeichen seines Menschwerdens deutete, nicht als Eigensucht, Pietätlosigkeit, Unfrömmigkeit und Roheit. Wäre er nicht eben ihr Sohn gewesen, dann hätte vielleicht seine Schönheit sie in ihren eigenen, ihr verloren gegangenen Frühling zurückgerufen. Er konnte nicht wissen, daß sie eigentlich zwischen einer Mutter und einer Liebenden einherpendelte. Er ahnte nicht, daß sein Wollen und Werden auch sie noch mit ins Umwerden lockte. Es kam nur zu spät für sie, zu früh für ihn, so daß ihm ihre Sucht, ihn zu verstehen, lügenhaft vorkam. Und sie konnte sich nicht einheitlich in ihre Rolle finden. Sie nahm sich das Recht, ihn nach seinen Geheimnissen zu fragen, und sie nahm sich — das erste Mal, wo es ihn schwer betroffen, war nach seinem ersten Studiensemester gewesen — die Freiheit, in seiner Gegenwart den Strumpf vom Fuße zu ziehen. Jenes tat sie als Mutter und hätte sie als große Liebende gedurft; so verwundete es ihn und hieß ihn immer rücksichtsloser sich bergen. Dieses verwischte die Grenzen und erfüllte ihn mit Grausen. Am Ende war eine verzweifelte Süßigkeit darin ge-

wesen, als sie ihn einst, nachdem ihre Unterhaltung eine weichere Gangart angenommen hatte, nach den Umständen der Zeugung seines ersten Kindes gefragt hatte. Da hätte er spüren können, daß, wenn sie nicht so früh ohne ihren Mann, seinen Vater, hätte sein müssen, sie niemals solche Fragen an ihn gestellt hätte. Ihm das richtig aufzulösen, sollte jemand anders bestimmt sein.

Auch heute wieder trieben die Forderungen, die seine Mutter unausgesprochen mit sich trug, zerstörend in Lachnit hinein. Wenn sie miteinander sprachen, trat die ganze Vergangenheit, der Käfig mit den schreienden Staren, ihr Schelten, ihre Ungeduld, ihn in einem reinlich und greifbar eingeordneten, bestimmbaren Dasein festzuschmieden, jedes ihr Verhohlene als dritter Sprecher hinzu. Schon war seine Gewohnheit geworden, ängstlich-derb das Gespräch beständig abzulenken, damit nicht im natürlichen Geleise das Kommen auf prinzipielle Fragen der Lebensführung oder des Wirtschaftens jähe Krisen heraufbeschwöre. Aber irgendwo hakte sich doch ihr Wort wie ein Lasso um ihn. Und da es auch noch nicht allzulange her war, daß er sie materiell und zwar spärlich unterstützen konnte, so gab ihm ein ungutes Gewissen auch meistens nicht die genügende Kraft, sich mit der Freude des Unschuldigen in seinem Rechte zu fühlen und über die Fußangeln hinwegzuschreiten.

Und immerzu, immerzu sehnte sie sich dann wieder, den Sohn zu verstehen. Und immer, immer wieder glaubte er, daß ihm das Letzte schwände, wenn er nicht alle seine sieben Häute behielte, und umband er, was er nicht sagen konnte, mit den sehnigsten Stricken in der inbrünstig festgehaltenen Überzeugung, daß er sich sonst aufgäbe.

3

Lachnit sah, wie von der Wimper des allerhöchsten Wesens sich ein Haar löste und als rötlichgraues Widderchen an den Stengel einer Kamille flog. Er sah, wie des Unfaßbaren hohes Weib, den Regelungen des Menschenblutes unterworfen, in der monatlichen Reinigung über die Ebene schritt, und wie sich ihre Spur dicht mit bläulichweiß hingewölktem Wiesenschaum bedeckte. Und die Spinnen liefen, grün und grau, frischgehäutet über die Steine. Lachnit schwebte in ein vorjähriges Blatt gewickelt über den Kamm der Allihöhe, an dessen Sonnenseite der Lerchensporn schüchtern seine Knie aus dem erwärmten Lehm hob in die in Schlangenwindungen kochende Luft.

Da sah er Gertrud, die ihr drittes Kind erwartete, auf ihrem Morgenspaziergange unten vorbeigehen und aus seinem Alleinsein geweckt ward er wieder

inne, daß er aus Stücken zusammengeflickt war, fiel wie ein Stein herunter und lag an der jäh abfallenden Bergseite, wo in den Ritzen die jungen Spinnen in Mengen verschwanden. Gertrud hatte ja keine Schuld, sie war ja nur der Anlaß! Aber er haßte ihre Hingabe und begehrte, daß ihre Schultern ihn heftig stießen; statt dessen zerrann sie. Und er haßte sie wegen der beiden Kinder, die sie geboren hatte, haßte sie und sich, weil sie nicht in entschlossenem Ringen, sondern in zufälliger Schwäche entstanden waren. Wie Borke hatten sie sich aus ihm gelöst. Keine Schöpferfreude faßte ihn bei ihrem Anblick.

Er lag, bis er es vor Wärme nicht mehr aushalten konnte; ihm war, als ob er zusammenschrumpfe, und die Sonne ihn nicht mehr wolle. Er ging hinunter durch dichtes Gebüsch auf die Wiese, die voll lauter blauer Nadeln stak. Ein nicht enden wollendes Tun schlug wie mit langen Schlegeln den Boden und trieb die Weberschifflein der Düfte um, die die Türkenbundlilien aus ihren Schatten hinter den Steinen ausschickten. Wo das hohe Gras sich schon tiefer dunkelte, zackten sich die Früchte des Buschwindröschens; dafür standen die Storchschnabelstauden dick hingestrichen wie Töpfe mit roter Butter, die erst heute hingestellt worden waren, und die kleinen trippelnden Mittagswinde leckten jetzt mit geschwinden Zungen daran. Wie Lachnit, immer wieder von der Fratze seines Lebens bedrängt, von der Wiese auf die Straße trat, erblickte er einen Schmetterling, der auf seinen braungrundigen Flügeln drei ineinandergehängte schwarze Ovale trug. Da sagte er zu sich: „Fang ich ihn, so gelingt es mir!" Er wußte selbst nicht, was. „Jetzt nicht und heute nicht!" klang es; „morgen!" Er stülpte seine Hände hohl über den Fliehenden; der entschlüpfte. Er versuchte es noch einmal, da saß er darin, und Lachnit ließ ihn beglückt frei. Und als er nachdachte, was ihm denn gelingen sollte, wurde er nur dieses einen sich bewußt, daß er in dieser schwer blinzelnden Sonne mit wohligem Stich sich, den Mann, als den Vater des Kindes Lachnit spürte.

Der Mittag war sowieso vorbei, und er mochte nicht nach Hause. Daher ging er, kurz entschlossen, nach dem anderthalb Stunden entfernten Rotenhahn und kehrte im Gasthof Zapfe ein, an der linken Seite des langen, einstöckigen, gelbgetünchten alten Hauses einen Fensterplatz wählend, von dem aus er den Marktplatz gemächlich überblicken konnte. Er aß dort und schaute dann in den Nachmittag, der ihm etwas von seinem Frieden abgab. Ab und zu gingen die Einwohner von Rotenhahn, einem nicht ganz kleinen Städtchen, vorbei oder schritten schräg über den Platz. Gerade vor Lachnits Fenster blieben zwei Männer, die Spazierstöcke in der Hand, stehen, um ein kurzes Gespräch zu pflegen. Der eine, in etwas abgetragenem Rock, grüßte servil. Der andere, der

der Bureauvorsteher seines Gegenübers sein konnte, sprach mit der Selbstherrlichkeit des geachteten Kleinstadtbeamten, die dabei den Angeredeten ausforschte. Sein Spitzbart und sein Spazierstock redeten einträchtig von seiner Überlegenheit, und was er sagte, das bestätigte mit etwas bekümmertem, aber energischem Kopfnicken der andere. Sie trennten sich mit dem Gefühl, einander das Dasein, seine Schwierigkeiten und kleinen Annehmlichkeiten bestätigt zu haben. Dann ging bei etwas Hast doch gemessen der Hauptpastor von Rotenhahn, Hartriegel, über den Markt. Lachnit kannte ihn seit der Zeit, wo man ihn zur Unterstützung des alten Geistlichen, der Lachnit konfirmiert hatte, nach Rotenhahn berufen hatte. Damals war Hartriegel der einzige Prediger gewesen, bei dem Lachnit zuhören konnte. Er sprach auf der Kanzel stets aufgeregt und verhaspelte sich oft, und dann geriet ein Zuhörer wie Lachnit in die gleiche etwas gruselige Verlegenheit; so war er jedenfalls irgendwie an Hartriegel beteiligt. Mehr war es nicht. Später war er Lachnit durch seine alles Unbestimmte leugnende Rechthaberei unmöglich geworden. Als Lachnit ihm jetzt aufmerksam nachschaute, wie er trotz der Wärme in feierlichem schwarzen Rock, würdig grüßend, auf die andere Seite einer Buchhandlung zuschritt, sah er wieder, was diesen Mann hielt. Hartriegel bebte vor Ehrgeiz. Der Ehrgeiz saß wie eine unabwendbar verlockende Schimäre auf jeder Kommode des Hartriegelschen Pastorats und nährte sich von dem Unkraut, das auf den Wegen des Tages wuchert: deshalb erschien Hartriegel jetzt so reinlich und so gedeckt. Die Sorge um Beförderung fraß bei ihm jede Bekümmernis um die menschliche Haltung dem Schicksal gegenüber auf. Der Ehrgeiz schuf ihm ein gutsitzendes Kleid, lenkte ihn nicht ab und spannte einen Reif mit festen Zinken um seine Stirn. Er glich dem Angler, der nur auf die Bewegung seines Fanggerätes achtet, abgeschlossen gegen die Schönheit des Wassers, das den Himmel spiegelt. Lachnit erinnerte sich, daß Hartriegel sich gleich bei seiner Berufung zum Vikar das Anrecht auf das freiwerdende Hauptpastorat ausbedungen hatte. Jetzt stand seine Ernennung zum Kirchenrat bevor. Lachnit sah an seinem Gange, womit er beschäftigt war, wußte, daß er jeden Abend ein goldenes Schachzeug hervorholte und mit dem Spiel über die Klüfte hinwegkam. Er kannte keine Dämmerung. Lachnit griff in die Taschen seines Jacketts. Wo waren die Figuren, die ihm halfen? Er sah sie gut bei den anderen. Hätte er selbst einen solchen Schlüssel, dann würde er nicht das Unmögliche anschneiden, sondern wie ein sicher gelenkter Kreisel tanzen. Lachnit wußte und litt es, wie bei den seltenen geselligen Zusammenkünften, denen er sich ausliefern mußte, die übrigen Menschen deutlich den Geschmack ihrer selbst im Munde hatten, wenn sie,

die Zigarre zwischen die Lippen geklemmt, sich selber fest und gesammelt wie eine Korngarbe besaßen. Er selber saß dann, ein armer Schächer von Komödiant, mit einem verzweifelt liebenswürdigen Lächeln da und bemühte sich, den Ausdruck der Sicherheit, den er bei den anderen sah, nachzuahmen. Ein Anderes, nicht Besseres geschah, wenn jemand unter vier Augen mit ihm sprach. Nie war das ein Mensch-zu-Mensch-Sprechen, sondern unweigerlich überstürzte ihn jener mit einem brausenden, schießenden Monolog. Als einmal ein Bekannter, der Musiker Vellenthien, ihm von den Wirrnissen einer Liebesgeschichte erzählt hatte mit dem Schluß, daß ihm, der ja so besonders empfindlich sei, die Geliebte, eine Schauspielerin, kurz vor der Abfahrt seines Zuges mitten auf dem Bahnhofe einen Auftritt bereitet habe, da war Vellenthien beruhigt weggegangen, denn Lachnit hatte ihn mit überlegener Ruhe erinnert: „Einem aufrechten Menschen kann nichts passieren." So spottvoll, so höhnisch kam das Lachnit vor, daß er irre wurde an der Möglichkeit, auf der Erde zu weilen, er, der nicht teilen konnte und sein Feuer bewahren mußte, so daß er nicht im großen Austausch mitleben durfte und seinen heiligen Reichtum in die Einsamkeit breitete, wo heute das Glasgelächter der Flüsse hüpfte und wo sie morgen so kummervoll ihre Tränenwasser herniederführten, daß da, wo ihre Fluten sie netzten, die Eschen gepeinigt ihre jungen grünen platten Früchte wie Frühgeburten abstießen.

In die Schwüle, die wie eine Quese über dem runden Marktplatz hing, faßte ein kühler Hauch. Sie platzte, und in blauen Flecken fiel der Abend. Lachnit erhob sich und ging.

Gertrud schlief schon, als er kam. Und Lachnit brütete noch lange in seiner Stube, warf sich auf die Dielenbretter, guckte in die Nacht und bat sie um die Süßigkeit des Alleinseins, bereit, wollüstig in ihren Schlund einzufahren. Unten schliefen Gertrud und die Kinder, und er mußte für sie wachen, wo er sich selbst nie besaß, und die Welt noch nicht den geraden Weg durch ihn hindurch nahm, trotzdem er nun schon weiter in den Jahren war.

4

Ein Jahr später war es, als Lachnit eines regnerischen Maivormittags von dem eine Stunde entfernten Dorfe Neuhoffensthal zurückkehrte, wo er im Auftrage der Gesellschaft, für die er jetzt arbeitete, das Terrain für den Neubau einer Kräuterbrennerei vermessen hatte. Er schritt über eine Brücke aus Fichtenbohlen, unter der ein zu beiden Seiten langhin durch die Wiesen von Erlen begleiteter Bach floß. Jedes Erdkorn war voll Feuchtigkeit, und als Lachnit

sie ansah, legte die Gegend mit einem Schlage ihr Antlitz in trauervolle Falten. Die Büsche standen mit Schmerzen im dunstenden Boden. Lachnit schwankte, als hätte er lange getanzt. Sein Rückgrat tat ihm weh. Die Zeichen seines Inneren entquollen gebückt. In der grauen Nässe standen die Kuckuckslichtnelken wie entzündete Augenlider. Da beschwor Lachnit Gertrud. Sie war tot, und der Überlebende versuchte, sie aus dem Grabe zu rufen. Er schob die Unterlippe vor, wie sie es oft getan hatte. Er versuchte, sich ihre Bluse vorzustellen. Mit dem Besten, das er von ihr wußte, bat und lockte er sie. Doch nur ein kleiner, feiner Strahl zischte empor und starb gleich wieder hin. Er gab sich die Schuld, daß sie so wesenlos an seiner Seite gelebt habe. Aber es war über seine Kräfte gegangen, ihr Zusammensein immer wieder in einem guten, tiefen Sinne aufleuchten zu lassen; das Gefäß war endlich geplatzt, und er war umgeknickt. Da, sie erschien noch einmal: mit etwas schiefer vorgebeugter linker Schulter stand sie unten vor der Brücke und hängte das Zeug ihrer Kinder in einen grüngestrichenen Kleiderschrank. Er versuchte, sich das Zusammensein mit ihr und den Kindern zurückzurufen. Ohne Erfolg. Ein Weidenlaubvogel rief unermüdlich, dann eine Amsel. Der Zwiegesang der beiden Vögel klang kläglich; jener hatte eine eintönig mit einem hellen Zinken aufschlagende, dieser eine langsam herunterfließende Stimme: es klang, als hätten sie einst zugesehen, wie Desdemona sich entkleiden mußte, um den Hals in die Schlinge zu legen, und könnten es nicht vergessen. Lachnit beugte den Kopf unter einem unentrinnbaren Kummer. Seine Lippe fiel, das Wasser lief. Er fragte nicht, ob er Gertrud nicht durch das Getümmel seiner wirbeligsten, unschmackhaftesten Jahre geschleppt und ihr, die sich nicht gewehrt, versagt habe, was sie gemocht und gewollt hätte.

Gertrud war im dritten Kindbett gestorben. Lachnit hatte sich zuerst wie ein angerührter Käfer erschreckt fallen lassen. Dann schloß sich das Loch, das das Unglück gerissen. Er gab seine beiden Kinder zu seinem Bruder, wo sie mit dessen eigenen aufwuchsen. Und dann lebte er zuweilen furchtsam, zuweilen mit kühner Spitze durchstoßend, um dann wieder von den aus allen Winkeln drängenden Wolken angegriffen zu werden. Er erinnerte sich der schmalen Spuren seines Verkehrs mit den Menschen, seines Freundes Vellenthien, den er so gut hatte trösten können, und ging gern mit denjenigen um, die keine Bücher lasen, deren erster Blick nach dem Wetter war, und die keine weiten Reisen machten, um das Heilige Grab zu besuchen. Zuweilen half ihm erschöpfende Arbeit über den Abgrund; und am vorigen Sonnabend hatte er erstaunt gemerkt, daß ein Nachdenken über die Konstruktion eines rauchlosen Ofens, das

ihn schon öfters beschäftigt, ihn heute ununterbrochen drei Stunden hatte überspringen lassen. Er wurde immer offener im Großen und blieb verschlossen im Kleinen.

Neben der Kräuterbrennerei in Neuhoffensthal hatte ein Lehrer, der sich mit den Autoritäten des Staates überworfen hatte und ein neues Verhältnis unter den Menschen zueinander, besonders zwischen Lehrern und Schülern aufrichten wollte, es zunächst eifrig verkündigend, eine Scheune gemietet, in welcher er seine Ansprachen namentlich an jüngere Leute höherer Stände hielt. Er stellte sich bei solchen Gelegenheiten auf einen roh zugehauenen Tisch und äußerte sein Evangelium: das Leben des Einzelnen sei kein Privateigentum, ein neuer Staat bereite sich vor; in der Lebensführung des Einzelnen dürfe keine Heimlichkeit herrschen, und jede Meinung sei der Zucht des Gemein- und Gesamtwohls unterworfen. Lachnit hörte das wohl oder übel, aber die Worte des Propheten, der fanatisch zugleich und eitel redete, dessen Kopf aussah wie eine gebäumte Maske, schienen ihm die unschuldig fließende Luft mit Peitschen zu züchtigen, schienen den unerreicht elastischen Flug der Fledermaus verbessern und das himmlisch in sich gekniete Gesicht des Einzelnen in eine gewaltsame Helle kneifen zu wollen. Er hörte das und stand plötzlich auf, von der Sehnsucht berührt, nachzuschauen, wie weit seine Äpfel von gestern auf heute gediehen seien. Der da so sprach, war keiner von denen, die seine Notdurft erhellen und die silbernen Stricke anfertigen konnten, aus denen die Jakobsleiter entsteht. Der Scheune entkommen, begrüßte er das Glockengeläute der Neuhoffensthaler Kirche: während die Worte, die drinnen erschollen, jeder Gestalt die Haut abzogen und sie frierend zurückließen, schaukelte das Glockentönen unabsichtlich und freundlich daher, vermählte sich dem runden Sausen der Erdkugel und stieß niemanden zurück. Und Lachnit begann, die Begierde des Propheten, die er zu derjenigen der Welt aufzufachen versuchte, als eine ungeforderte Störung zu verabscheuen.

Er war einer Vereinigung jüngerer Architekten beigetreten, was auch finanziell für ihn nicht unnützlich war, und wiewohl er es vermied, an den mancherlei geselligen Verabredungen häufiger teilzunehmen, konnte er sich eines Julitages einem gemeinsamen Ausflug nach Kollerlund nicht entziehen. Ein kleiner Dampfer setzte die Gesellschaft am Ufer eines großen Sees ab, und man befand sich in einer Landschaft, die in viele helle Seen, von meist tiefen Buchenwäldern umgeben, gegliedert war. Lachnit schritt einem der Trupps, in die man sich auf dem Wege zum Gasthofe, wo man zum Mittagessen sich wieder treffen wollte, geteilt hatte, voran, und der verantwortungsfreie Mutwille der anderen sprengte

auch seinen verschränkten Eigensinn. Er nahm sich vor, heute nicht so ängstlich bewahrend sich zuzuschließen, und stürzte mit einem Ruf der Freude, vom Waldweg abbiegend, mitten in eine hohe Graswiese hinein, was er allein nie getan hätte aus Scheu vor der Zerstörung, jetzt sich selbst gleichsam zum Beweise seines inneren Vorhabens zerstampfend. Die übrigen folgten lärmend. Das Vergnügen dauerte nicht lange. Lachnit wurde von einer groben Stimme angerufen, die ihm bedeutete, er habe Flurschaden angerichtet und müsse für den Schaden aufkommen. Das Gras sei sensenreif und dürfe nicht geplättet werden, denn dann könne man es nicht schneiden. Lachnit konnte sich dem von seiner Entrüstung zunehmend angefeuerten Feldhüter gegenüber kaum entschuldigen und fragte nur nach den Kosten. Da müsse er sich mit der Gutsherrschaft auseinandersetzen. Die anderen ließen, meist belustigt, Lachnit allein die Schwierigkeit auflösen, und er machte sich auf den Weg, den der Feldhüter ihm beschrieben.

Das Gutshaus lag auf einer Anhöhe. Der schmale Pfad zu seiner Vorderfront führte durch ein zottiges Gerstenfeld. Keuchend arbeitete sich Lachnit hinauf und stand oben vor einem ziemlich langen, aus roten Ziegelsteinen erbauten, zweistöckigen Wohnhause. Über der dunkelbraunen Haustür, an der ein blanker Drücker saß, las er den in den Stein gemeißelten Namen Matthias Kemter, daneben das Jahr der Erbauung 1826. Der schmale Vordergarten war mit weißgrauem Kies bestreut, seine Beete von in der Sonne funkelndem Buchsbaum eingefaßt. In seiner doch wieder etwas zu Unsicherheit gewordenen Ungeduld sah Lachnit in dem Grauweiß der Wege nur ein paar eirunde weiße und rote Flecke von Blumen kreisen. Die Haustür war halb offen; jedermann im Hause schien im Mittagsschlaf zu sein: das hatte eine Sekunde Zeit, Lachnit gegen den übermütig verbrachten Morgen an sein verdecktes Herz zu mahnen. Im Dämmer des ruhigen Flurs schien es ihm rot erwärmt wie auf einem Schweißtuche zu kleben. Die fremde Umgebung aber ließ diesem Bilde keine Herrschaft, und Lachnit drückte, als sein lautes „Hier ist jemand" nichts nützte, kurz entschlossen eine der Türen auf, die von der runden Diele in die Stuben links vom Eingang führten. Da empfing ihn eine schleunige Bewegung. Ein Mädchen, das seinen bloßen Fuß auf einen Stuhl gestellt hatte, um eine Wunde am Knöchel auszuwaschen, riß Fuß und die daneben gesetzte kleine Schüssel Wasser zu Boden und sah dann ungehalten den in der Tür stehenden Lachnit an. Vor Verlegenheit schwamm es diesem vor den Augen, und trotzdem war ihm bei der schnellen Bewegung des Mädchens und dem Klirren der Schüssel, als wenn jemand ein Instrument geöffnet und mit absichtsloser, aber

bewanderter Hand hineingegriffen habe. Er bat sehr verlegen um Entschuldigung, nannte seinen Namen, was sie gleich mit „Joneleit Kemter" erwiderte, und erklärte, was ihn herführe. Er wolle die Gutsherrschaft sprechen. „Das sind wir," sagte sie mit einer hellen, gleich hinter den Zähnen gebildeten Stimme. „Ich will es Vater sagen, sein Mittagsschlaf muß gerade zu Ende sein." Sie schlüpfte, von ihm abgekehrt, mit dem nackten Fuß in den Schuh und ging hinaus, und Lachnit bemerkte ihren robusten glücklichen Körper und sah ihre Hand auf die Klinke drücken, eine Hand, an der alle Fasern gespannt und geübt waren, als zögen sie vereint an einem Glockenseil, und die dabei, zugespitzt wie eine Knospe, glatt und schön war. Der Vater erschien. Er war groß und hager, die Wangen wie mit Kupfer beschlagen. Er sprach mit bestimmter Selbstverständlichkeit. Als Lachnit sein Anliegen auseinandergesetzt hatte, erkundigte er sich genau, welche Wiese es gewesen sei, und meinte dann beim Anblick von Lachnits aus Verlegenheit sorgenvoller Art, das könne ja noch nicht so schlimm geworden sein. Damit war die Sache erledigt. Sie schüttelten sich die Hand, Lachnit machte Joneleit, die aufmerksam zugehört hatte, eine Verbeugung und stand wieder draußen. Aber er beschloß sofort, nicht zu der Gesellschaft zurückzukehren, und beauftragte einen Jungen, zu melden, daß er den Schaden repariert habe, daß er aber leider nicht zum Essen kommen könne, da er nicht wohl sei und eine andere kürzere Strecke nach Hause gehen wolle.

Er eilte, aus der Nähe der Gesellschaft fortzukommen, erschöpfte sich durch langes Herumlaufen und schlief am Abend seufzend vor Müdigkeit ein. Er erwachte mit dem würgenden Verlangen, Joneleit und ihren Vater in ihrem ruhigen, mit gleichmäßigen Schritten sachte hin und her wandelnden Hause wiederzusehen, und kämpfte mit zähneklappernder Verlegenheit, wie er einen weiteren Besuch ohne inneres Zerreißen einrichten solle. Endlich stand er am vierten Tage am Nachmittage im Flur und behauptete, er sei gerade vorbeigekommen und hätte nicht versäumen mögen, bei Kemters einzusehen. Joneleit saß in Seelenruhe, die Füße auf einen Schemel gestemmt, am großen mit Wachstuch bedeckten Tische im Wohnzimmer und notierte nach dem Diktate ihres Vaters die Mengen und Kosten der Aussaaten im gewesenen Frühjahre. Sie brach mit diesem Geschäft ab, als Lachnit erschien, und der Nachmittag schattierte sich unter Kemters und Lachnits Reden und Joneleits Zuhören in einen lückenlosen Baumgang, in dessen Schatten Lachnit mit ganz unzerstreutem Herzen saß. Niemand fragte nach Persönlichem, das Wesen des gegenwärtigen Tages bot sich von selbst dem Gespräche dar, es wuchs unter Kemters ruhigem Sprechen und Joneleits Dabeisitzen mit allen seinen schwindenden Einzelheiten

greifbar wie ein Berg in friedlichem Lichte auf und schien sich Lachnit hin und her zu wiegen wie ein übervoller, gesegneter Baum. Die Sonne war schon untergegangen, als Joneleit dem fremden Lachnit ihr Zimmer zeigte, das im Giebel lag und seine zwei Fenster nach dem großen Hintergarten hatte. Der ganze Boden war mit frisch geernteten Sämereien bedeckt, der Tisch lag voll getrockneter Bohnenschoten, die aufgebrochen, und voll Zwiebeln, die geputzt und für den Winter weggepackt werden sollten. Sie traten beide ans Fenster. Aus dem Rasen am Hause stiegen Blutbuchen. Sie sausten ganz leise. Zwischen den Kronen zuckten, noch eben erkennbar, graue Grasmücken wie Kommazeichen. Joneleit erzählte jetzt unaufhörlich von ihrem Hause, und wie schön es sei. Sie war von Kemters vielen Kindern das jüngste und unter den Schwestern die einzige noch nicht Verheiratete und die letzte, die dem Vater zur Seite den Hof besorgte.

Er fragte sie, wo ihre Brüder und Schwestern seien, und ob sie sie nicht beneide, immer mit dem Vater zusammen. Aber wennschon sie, einen Moment wie stutzig, auf diese Frage mit „ja" antwortete, so war sie gleich wieder um so hurtiger in den Eigentümlichkeiten ihres jetzigen Lebens. Sie gingen in den Kuhstall, wo Joneleit der einen Ziege das Euter wusch. Sie hatte bei einer jungen Kuh gestanden, die das Euter der kleinen Nachbarin beleckt hatte. „Und eine Kuhzunge ist scharf wie ein Dorn. Ich habe schon was dazwischengestellt. Ich weiß gar nicht, wie sie sich das hat gefallen lassen," sagte Joneleit. Sie und Lachnit standen in der Stalltür und schauten in das Dunkel. Kemter kam und sprach lang und breit von seinen Kühen. „Meine sind alle Frankenkühe. Es muß bei ihnen wie bei den Dockenburger Ziegen sein: hellbraun und groß, nichts Weißes, aber auch kein dunkler Fleck in den Ohren. Sehen Sie, bei dieser einen ist die Rasse nicht mehr ganz rein, bei ihr ist was Dunkles drin, und auch hier am Maul ist sie ganz moorig. Dann das Auge, wie beim Hirsch — er schob die Lider auseinander — so sieht ein Hirsch, wenn er geschossen ist. Und dann muß das Vorderblatt recht sichtbar sein und der Hals stolz." Kemter verschwand fast in dem, wovon er sagte. Lachnit horchte auf seine Worte, wie er schwerlich jemals auf eines anderen Mannes Rede gehorcht hatte, und dabei wußte er, daß Joneleit nahe war. Als Kemter schwieg, sank er fast etwas zusammen vor Müdigkeit und fuhr sich mit den Fingern schürfend am Hinterkopf herauf.

In Joneleits Zimmer hing auch eine Photographie ihrer erst im vorigen Jahre verstorbenen Mutter. Sie stellte eine im Alter dick gewordene Frau mit gütigen Augen dar. Sie hatte oft mit Qual, nie mit fressendem Aufruhr, alles

in ihrem mit Kemter verbrachten Dasein unter die Füße gekriegt, und ihre Augen waren dabei immer gütiger geworden. Geholfen hatte ihr dabei der Pietismus, den sie von ihren Eltern, einer alten Familie von Schiffern, ererbt hatte. Sie hatte außer Joneleit viele Söhne und Töchter. Diese kamen in regelmäßigen Abständen, um dem Vater das Alleinsein zu erleichtern. Sie waren nach Lachnits Beobachtung alle Menschen, die zufaßten. Joneleits älteste Schwester hatte vier Kinder, die sie mit Umsicht und Festigkeit lenkte, aber sie war Lachnit zu unbeweglich. „Sie schmeckt wie Apfelwein," sagte er zu Joneleit; „versüßt man sie nicht durch einen Schuß eigenen Gefühles, verletzt sie." Wenn er ihre Geschwister kritisieren wollte, durfte er es nur mit Hilfe zarter Gleichnisse tun, sonst litt sie es nicht. Die folgende Schwester Ehlke war ein schönes Wesen mit einer besonders weichen und weißen Haut. Sie war an einen jungen biderben, unauffällig aber auch unbedeutsam über die Erde ziehenden Geistlichen verheiratet und immer noch ohne Kinder. „Deshalb hat sie so viel zu tun," sagte Joneleit; „sie muß Kinder haben, sonst — —." „Ja, an ihr nagt ein Wurm," erwiderte Lachnit. „Das Rot auf ihren Backen ist müde, und ihre Haut wie die eines Apfels, der lange gelegen hat." Und dann erzählte Joneleit Lachnit von dem Ingrimm, den sie darüber habe, daß sich Ehlke, trotzdem sie doch noch gar nicht so lange verheiratet wäre, ganz und gar die platten Späße und Witze ihres Gatten angewöhnt hätte. „Ihm stehen sie, sie sind Bestandteile seiner Natur; sie darf sie nicht gebrauchen, und das Schreckliche ist, daß sie nicht ahnt, wie grauenvoll es sie entstellt."

Der Vater sprach heute von seiner verstorbenen Frau; er erzählte von ihrem Begräbnisse, in ruhigem Tone, nicht so, wie man von einem nagenden, unhebbaren Kummer, von etwas Unerlaubtem spricht. Den großen Sarg hätten er und drei seiner Söhne getragen. Lachnit sah, wie Joneleit mit dem Vater umging, wie sie jedem seiner Worte den Weg bereitete; und was zwischen ihm und seiner Mutter wie eine kranke, von blauen Adern durchzogene, immer gereizte Haut flatterte, war zwischen Joneleit und ihrem Vater eine geebnete Landstraße, auf der der Mensch zum Menschen unter einem festen Gesetz schritt. Joneleit würde ihn auch zu der Größe seiner eigenen Mutter überreden können. Kemters Vater und Großvater waren Geistliche gewesen, und auch er hatte ein paar Semester Theologie studiert. Zum Examen aber hatte ihm der Generalsuperintendent einen Predigttext gegeben, dessen Bearbeitung Matthias unmöglich gewesen war. Das ihm zu sagen und um ein anderes Thema zu bitten, ging er zu dem Examinator, der ihn abkanzelte mit der Bemerkung, ein richtiger Pastor müsse über jeden Text predigen können. Zum Termin des mündlichen

Examens aber fehlte Kemter, und etwas beunruhigt schrieb ihm der Generalsuperintendent, er möge doch kommen, wenn er denn darum nicht kommen wolle, solle er jetzt gern eine andere Aufgabe lösen. Die Antwort war eine Postkarte an den Generalsuperintendenten mit der Mitteilung: „Jetzt ist es zu spät. Matthias Kemter." Die Ackerwirtschaft war ihm als sein eigenstes Gebiet deutlich geworden, und seit der Zeit hatte er nie mehr andere als landwirtschaftliche Bücher zur Hand genommen, außer der Bibel nichts anderes gelesen: nur ein Buch, die Abenteuer des Barons von Münchhausen, las er immer wieder, und las er nach eigenem Geständnis nie aus; jedesmal, wenn er sie beendet, meinte er mit einem Lachen, das nur für ihn selbst bestimmt schien, es sei ein merkwürdiges Buch. Und diesem Vater gegenüber saß Joneleit und gehorchte dem Gesetz. Sie beugte ihren Kopf darunter und brachte sich ihm dienend zum Opfer: dabei glühten ihre Füße, an deren Fersen die Sehnen sich stark strammten, wenn sie sich reckte, die Dielenlampe anzuzünden und das Brot in den Backofen zu schieben. Sie stand wie auf einem Rade, mit dem sie sich drehte, ohne je ihre senkrechte Haltung einzubüßen. Sie stand dem Gesetz mitten im Munde und wurde dadurch immer reicher. Lachnit sah ihren Körper, der nützlich war wie ein Obstbaum. „Sie ist ein Mädchen, für das die Männer in der früheren Zeit fünfhundert Milchkühe und fünfzig Stiere gaben," dachte er. Sie brachte Ordnung in die verschlungensten Gewebe, ihre Arme sangen, wenn sie es entwirrten. Wie sie ging und wie sie tat, bildete sie das Ganze ab, rund wie die graue, durchsichtige Kuppel der abgeblühten Hundeblume es tut: jeder Teil der unendlichen Fülle war dargestellt. Bei ihr sein, hieß: nichts versäumen. Die Bereitwilligkeit zur Freude wie zum Schmerze war in ihr verteilt wie Saat-, Blüte- und Fruchtzeit, und sie drang wie eine taktfeste, klärende Melodie mit bemessenen Atemzügen gegen den verschwimmenden Wirrwarr Lachnits, der mit frevelhaften Armen die Ernten und Mißernten nicht nur des gegenwärtigen Jahres, sondern aller möglichen zukünftigen, an einem Tage, in einer Stunde des Jetzt vereinigen zu können, vereinigen zu müssen glaubte, fruchtbares Fleisch von seinen Knochen schabend, statt die Ernte durch den Dienst der Gegenwart herbeizulocken.

Eines Nachmittags ritt Joneleit auf dem blaugrauen Zweijährigen, dessen Mutter in der Egge verunglückt war, und den sie selbst mit Kuhmilch aufgezogen hatte. Sie hatte sich zwei volle Johannisbeertrauben über die Ohren gehängt und saß nach Männerart zu Pferde: ihre schlanken, straffen, knisternden Beine drängten es nach ihrem Willen. Eine Sekunde lang wehrte sich Lachnit: aber Joneleits Füße waren die Gefäße einer Lust, die dem Leben entquoll wie

das Harz dem Kirschbaum. Es war nicht die Lust, um deren Biß er damals bat, weil sie das einzig Vorhandene war in einer wesenlosen Verderbnis. Es war der Saft, der aus der Zitrone strömt, weil sie verzehrt werden, und weil sie bleiben will. Das war nur gespenstisch gewesen, daß er, nicht lange nach seiner Eheschließung mit Gertrud, in der Großstadt wieder einer Dirne nachgelaufen war. Er hörte noch ihren harmlosen Ausruf: „Das ist heut heißer, als die Polizei erlaubt!"; er hatte noch einmal nachgefragt, weil er vor Ohrensummen es nicht verstanden hatte. Und wiederum schrillte ihre Verkäuferinnenstimme. Dann hatte sie seinen Ring bemerkt und scherzend gesagt: „Ach! du bist schon verheiratet?" Enttäuscht hatte er ihre schlaffen, dürren Brüste angestarrt. Seine Ohnmacht erfuhr wieder keine Deutung. Sie nötigte ihm noch die Miete für ihr Zimmer ab, als sie ihn teilnahmlos verschwinden sah. Und er war doch gekommen, um einmal unterzugehen in Gewalt, um einmal den Sturm in seine Geweide einzulassen, daß er ihn runde, wie die See den Kiesel. Warum lief das immer so ab? Warum ließ man ihn nicht seine Stare pflegen, die von den Sternen erbaut waren und in ihren harten dornigen Zehen die Weite der Stoppelfelder trugen? Warum ließ seine eigene Mutter ihn nicht seine Äpfel reifen sehen? Jeden Tag färbte sich ihre Schale stärker, lief ihre Streifung schneller: ein Gott behauchte sie morgens um drei Uhr, unter seiner Gerte eilte ihre Farbe, und Lachnit fiel nieder und betete an.

Er lag noch immer und kniete, er lockerte sich noch immer in einem breiten wollüstigen Schmerz, wenn die Störche über Lahusens Meierei in Schraubenlinien sich in die hohen weißen Septemberwolken bohrten, und in den Auslagen der Sattler und in den kleinen Städten die dicken geölten Lederriemen für die Dreschflegel sichtbar wurden. Er fühlte sich schwindelnd ergriffen und gepflückt, wie vom Winde Staub und Ammernflügel und Runkelrübengeruch über himmlisch geordneten Feldern. Und deshalb ging er, kam er zurück aus dem gelobten Lande, auf den Backen den Wegstaub als Zeichen, unter die Mörder und unter die Sünder; zu den übrigen Menschen fand er keinen Zutritt, aber auch die Sünder wollten ihn nicht.

Doch Joneleit drängte sich nicht zwischen ihn und die Schöpfung; sie war ein Teil von ihr, und ein gehorsamer Teil. Die Erde liebte sie, denn die Grasnarbe umschloß quellend die Sohle ihres Fußes, wenn sie lief. Ziderpresse und Salznapf drängten, von ihr benutzt zu werden. Sie verstand es auch, sie zu nutzen. Der Kirschbaum verarmte nicht, wenn sie ihn plünderte. Und wenn sie ihn zog, löste der Faden der grünen Schote sich leicht und willig und völlig. Und sie empfing jeden neuen Morgen mit einem Anstand und einer selbstver-

ständlichen Behutsamkeit, als blühten die Linden nicht jeden Sommer, und würden nicht Kinder geboren jedes Jahr. Was sie sah, wurde ihr Eigentum und schwamm in ihrem Blute mit, und aus ihren Gliedmaßen, die ihre gesamte Umgebung jahraus, jahrein gesüßt und gesäuert hatte, hätte sich die Welt wieder zusammensetzen können, wenn ihre Form zerschlagen worden wäre.

Lachnit lag im Bette, das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Zwischen Jalousie und Fensterscheibe summte eine Hummel aufgeregt hin und her. Sie schrie Lachnit wie Feuertuten ins Ohr. Das Bett tat einen Ruck von der Wand weg. „Jeder Tag ein Ende!" sagte das Nußholz, aus dem es gemacht war. Als Gertrud und er einmal heftig verstimmt gegeneinander gewesen waren, hatte erst, als das Essen ihnen die Mundwinkel auseinandergeschoben hatte, ein Lächeln hervorbrechen können. Das Bett, in dem Gertrud geschlafen hatte, war längst fortgeräumt. Gegen das gelbe Holz des Waschtisches sah er Joneleits helle Zehen sich abheben, die er gleich damals nach dem Unglück auf der Wiese gesehen hatte. Sie waren wie Luftwurzeln, die an jeder Stelle des Raumes keimen. Und sie waren mit ganz weichem gelben Flaum bedeckt wie die Blüten der Saalweide. Er wagte es, Joneleit neben sich zu denken. Und noch bei ihrem tiefsten Zusammensein hatte sie Zeit, sich zu bücken und den Bienensaug zu pflücken, der ihnen zu Füßen blühte.

5

Gestern war Kemters sechzigster Geburtstag gewesen. Alle Geschwister hatten sich zu diesem Feste, dessen sich selbst genügende Ruhe die Erinnerung an die gestorbene Mutter unmerklich erschütterte, eingefunden; auch Lachnit war geladen gewesen. Kemter hatte stolz in der Mitte seiner Kinder gesessen, und Lachnit war, wenn Joneleit sich, wie ihm schien, restlos dem Gespräch mit den Ihrigen widmete, wieder geneigt, sich verwirrt vorzukommen. Dem Alter schwärmte der Stolz nach wie der Bienenschwarm dem Imker, und in Lachnit meldete sich zuweilen der Widerspruch, aber er schwieg. Er horchte lieber auf die Art des Verkehrs unter den Geschwistern. Sie war bei aller Keckheit von gegenseitiger Rücksicht bestimmt; alle sprangen gleichsam in einen glänzenden raschelnden Fluß und schwammen ihn hinunter, der eine ungelenk, der andere kühn. Einmal hatte Joneleit gefragt, warum eine erkaltete und dann wieder angezündete Zigarre so besonders giftig wäre, und wie selbstverständlich hatte ihr jüngster Bruder, ein Physiker, ihr geantwortet, es käme wohl daher, daß bei der Erkaltung die Nikotinkristalle sich schneller abschieden. Er sprach wie ein Mentor, aber mit einer ruhigen interessierten Stimme und einer großen Güte; und wie er die Auskunft erteilte, froh, seiner Schwester Bescheid sagen zu kön-

nen, und wie sie zuhörte, beglückte es Lachnit, der so schwer in Beziehungen zu den Menschen kommen konnte.

Joneleit stand in ihrem Schlafzimmer, dessen einfenstrige westliche Wand, die nach dem Hintergarten zu lag, abgeschrägt war. Auch sie ließ das Gestern Revue passieren, und sie mühte sich auch heute wieder um die ohne Schmerzen getragene Enge, deren kleine Sorgen keine singende Not aufschluckte und verwehte. Und sie sah heute mehr als sonst. Draußen im Garten ging Lachnit. Wie ihr Blick auf ihm weilte, als er, die Hände auf dem Rücken, mit der Rechten das Gelenk der Linken umspannt, tastenden Schrittes die Wege ging, auf denen gestern bedächtig und sicher die Geschwister gegangen waren, in Gesprächen über das Fortkommen ihrer Kinder, ihrer Ämter und den Vater, wurde sie des Kreatürlichen in Lachnit gewahr. Ihr zitterten die Arme. Sie sah seinen ausgebuchteten Hinterkopf, und plötzlich erschien er ihr wie ein wilder Vogel, den ein Mädchen an seinem Busen aufgezogen, dem ein mutwilliger Straßenjunge eine Krone aus Goldpapier aufgesetzt hat, und der nun, in die Freiheit entkommen, von den Stammesgenossen auf das grausamste angegriffen wird. Und sie verfolgte mit wachsender Unruhe seinen Gang.

Beim Mittagessen saßen sie wieder zu dreien zusammen. Die Worte des Alten klangen sauber und deutlich durch die Stille, in die es wie Brot aus der Höhe niederflockte. Kemter erhob sich, um die große Wanduhr aufzuziehen, wie er es stets eigenhändig tat. Da sah Joneleit Lachnit dringend an: ihre heftige Stirn war fast finster über die Augen herabgezogen, sie war hart wie ein kräftig geworfener Ball; ihr Mund aber taumelte und zirpte wie eine Grille im Liebeskampf.

Lachnit mußte früher als sonst fort. Er hakte die Gartentür hastig zu, grüßte Joneleit, die ihm vom oberen Flurfenster aus nachsah, und erst als er sich ihrem Blick fern wußte, verfiel er beim Ausgang des Dorfes in ein wüstes Rennen. Er stieß den Auftrag, der ihn in die Stadt rief, mit Gewalt zurück. Der Schweiß lief ihm durch seine dünnen Brauen in die Augenwinkel. Noch einmal mußte er sein Bestes an die Brust halten, es wie einen Säugling mit der Nahrung, die sein eigener Körper hergab, tränken, ob es aufstände, ob es sich wehrte, ob es mit ihm ginge. Eine Flöte wollte er sich schneiden aus seinen eigenen Knochen, um auf die Landstraße einen weißen Schrei zu gießen, einen weißen Schrei .... „Sagt ihr Blick es nicht, daß sie in meine Ungeteiltheit hineinwill? Muß ich brechen mit der Nötigung, mich zu bergen, wie der Schmetterling seine Buntheit unter seine Dunkelheit schiebt, damit er nicht dem Feinde zur Beute fällt? Muß ich mein Hemd in den Sand breiten und mich enthüllen?" Er mäßigte seinen Lauf. Er war weit geeilt und kannte die Gegend nicht mehr.

Das freute ihn. Kein Hauch rührte sich am hohen hellblauen Nachmittage. Zu beiden Seiten des bald sich senkenden, bald ansteigenden Hohlweges, in dessen Sand die Gefährte tiefe Spuren gerädert hatten, dehnten sich Wiesen. Die Zeugungslust floß über. Zu dreien verkoppelt hingen die Wespen an den Halmen der Gräser. Mit gärendem Leibe lag eine zottige Honigbiene über dem weichen Schoße der Skabiose. Dabei stand es darüber wie ein Kreuz geschrieben: alles war ruhig wie im Grabe, leise, genau, entfernt und geborgen, eine erinnerte Aufregung, ein unsterbliches Lachen. Aber da tauchte bei der Biegung rechts ein strohgedecktes Haus auf, wie aus der Tiefe gestiegen. Im Garten daneben tat ein Mann in grauer Jacke etwas in Reihen in die Erde; durch die Stecken des Stakets glänzten Kohlrabiknollen. „Das schimmert wie Brüste," entrang es sich Lachnit. „Und da, da sät er die roten Bohnen des Wahnsinns – !" Er mußte es sagen, er zersplitterte sonst. Wollte Joneleit ihn daran hindern? Wer war stärker, sie oder sein Aberwitz? Sie sagte mit ihrer hellen, deutlichen, in einer vor lauter Helligkeit unsichtbaren Flamme brennenden Stimme: „Nein doch! wie unbedacht, jetzt noch Bohnen zu legen!" Ertrinken sollte sie in seiner brandigen Torheit, ihre Schultern zerreißen an der Wut seiner Worte. Aber sie tauchten rund und unbekümmert und unversehrt aus dem Rauch herauf und boten sich ihm, begeistert wie er, von selbst dar. Und als sie neben ihm stand, die eigensinnige Stirn nur wehmütig bleich, zog ihn der eigene Kern näher zu sich. Doch noch immer rauschte und zürnte sein Widerstreben: „Wenn ich die bunte Seite dir zeigen muß, verzweifle ich. Wie ich ein Kind war, und die Verwandten aus der Stadt kamen, wollten sie auch unsere Kaninchen anfassen, und wir, die wir wußten, daß die Berührung sie ängstete und kränkte, saßen in stummem Zorn im Baum über dem Drahtstall und durften nichts sagen." Aber da er so schüttelte und aufbegehrte, fiel ihm, während die übrigen Menschen nach kümmerlichen, sauren, harten Erzeugnissen sich bückten, als dicht unter der Sonne gereiftes Geschöpf wie eine schwellende mit rötlichen Küssen getupfte Schabrackenpflaume Joneleit vor die Füße, von der Wucht seines Rüttelns abgeschleudert, aber vor dem Aufprallen sich schützend durch vorgestreckte Arme und Hände. Das Weinen war ihr nahe. Aber Joneleit haßte den Jammer. Jetzt stand Lachnit vor dem Hause mit dem friedlichen Giebel. Die obere Hälfte der Dielentür war zurückgeschlagen; des Hauses Inneres bot sich ihm offen dar, als er hineinschaute. Es redete von ihr. Eine alte Frau legte mit dornigen Händen Holz aufs Feuer; geduldig hantierte sie in dem Qualm, der sich aufmachte und über die Diele nach außen zog. Joneleit! Sie war das robuste Leben, in einen zierlichen Mädchenleib gehämmert, wie die

Kräfte der Eiche zusammengezwungen in die eiserne kleine Eichel. Das robuste Leben war ja, was ihn rettete. Joneleit war ja, die ihn mahnte, unter der Sonne und unter dem Monde ruhig zu wandeln, wenn er sich stets neu die Wunden aufriß, gequält von dem maßlosen Verlangen, seine Schiebladen mit Noten und Zeichnungen zu füllen, von der Sorge, möglichst viel aus sich herauszutun, da, wie der Baum die Blätter seiner Sehnsucht nach dem Wasser drängt, sie alles in sich hineintat. Sie starrte nicht, sie schaute und floß wie der Mond zur Kugel hin und zurück. Sie hielt ihn auch jetzt, denn nun erschien die Welt, ihn zu versuchen, ihn von ihr weg zu versuchen. Heiß starrten die kleinen roten Lappen der Pappeln. Die Welt trat ein und wies ihm alle ihre Tische. Sie zeigte ihm ihre Gestaltungen, zueinandergefügt wie Mann und Weib. Sie zeigte ihm Hirsch und Hindin, Auerhahn und Auerhenne, und überschüttete ihn mit ihren Geheimnissen. Sie ballte ihre Hände mit stürzenden, hinfallenden, sich überkugelnden Rotschwänzchengesängen und warf sie in langen Flackerlinien über den Horizont. Dort stand Joneleit, ihre Hände wie Gitter gegen den Himmel gebreitet, und in den Abend quoll rührend, ein Erdrauch, ein Opferfeuer, ihr irdisches Gefühl. Wie ein Tau umspannte es die Landschaft, die sich unter ihrem Anschauen mit kindlichen Zügen zum Schlummer legte.

Die Dunkelheit fiel. Eine braune Raupe quälte sich durch ein Knopfloch von Lachnits Rock. Der Klee vor ihm machte ihm auf seinen Blättern die weißen Nägelmale seiner Finger nach. Wundervoll geschwellt stand der Same der Rapunzel. Erschöpft ließ sich Lachnit unter einer Dornenhecke nieder. Die Dämmerung betastete ihn und fuhr ihm in die Nüstern, fuhr am Geländer seiner Wangen und am Gebälk seiner Stirn entlang. Auf seinen Hut flog ein großer Käfer, dessen breiten Rücken eine lange rote Rinne überzog. Als Lachnit ihn anfaßte, spritzte er einen Tropfen kesselbrauner Flüssigkeit von sich. Er mußte beträchtlich alt sein, denn er war ungewöhnlich stark und breit. Lachnit saß, und die Nachtschatten schürten und lockerten ihn · sie bauten sein Gesicht ab und trugen wieder dazu, bis er unter das Gesetz trat und ein Sohn der Erde wurde. Da gab er sich hin, und er wurde leicht wie der Same des Ahorns, wenn er im Herbste in die Luft schmilzt. Der Mond trat zögernd hervor; er hatte lange gewartet. Nun beschien er das Feld und die Wiese vor der Dornhecke, die sich fröhlich in seinen Schein drängte, und beschien auch Lachnits verändertes Gesicht. Und die Nacht lief in den Morgen, an dem er Joneleit als Braut an der Hand hielt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Arthur Kauffmann. Verlag Georg Müller München-Berlin
Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICA
3 8198 322 322 80